

Heinrich Böll

*Heinrich Böll*

Briefe aus dem Krieg

1939 – 1945

Band 1

VERLAG  
KIEPENHEUER  
& WITSCH

» Von der Kriegsgefangenschaft im wortwörtlichen Sinne handeln die hier versammelten Briefe: nicht von der Gefangenschaft im Lager, nachdem der Krieg ohnehin zu Ende war, sondern von der Gefangenschaft in der Wehrmacht, in der Uniform. Dieser Böll ist ein »zorniger, junger Mann«, der von seiner literarischen Berufung überzeugt ist und der seine Pläne durch den Zwang der Uniform vereitelt sieht, ein »verhinderter« Schreiber, einer, dem die Jugend »verpfuscht« wird, ein Kölner, der sich nach der Heimatstadt zurücksehnt, der den ehemals engen Kontakt mit gleichgesinnten Freunden und, nicht zuletzt, ab 1940 die Freundin, später die Braut und Ehefrau Annemarie schmerzlich vermisst.«

*(James H. Reid)*

HEINRICH BÖLL  
**Briefe aus dem Krieg 1939-1945**

**Band 1**

Herausgegeben und kommentiert  
von Jochen Schubert

Mit einem Vorwort  
von Annemarie Böll  
und einem Nachwort  
von James H. Reid

Kiepenheuer & Witsch

Mit freundlicher Unterstützung der

Nordrhein-Westfalen-Stiftung  
Naturschutz, Heimat- und Kulturpflege



und der  
Heinrich-Böll-Stiftung e.V.

1. Auflage 2001

© 2001 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln  
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder  
unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

© für den Bildteil 1998 by Siegfried Pater, Bonn

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: Elena Schwaiger

Karten: © Wieslaw Prus

Gesetzt aus der Sabon (Berthold)

bei Kalle Giese, Overath

Druck und Bindearbeiten: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 3-462-03022-1

## *Inhalt*

### ***BAND I***

Vorwort .....	9
Briefe .....	13

### ***BAND II***

Briefe .....	813
Zur Einführung .....	1129
Stellenkommentar .....	1135

#### *Anhang*

Aufenthaltsorte während der Kriegszeit .....	1489
Karten .....	1491
Chronik 1917-1945 .....	1495
Nachwort .....	1509
Bibliographie .....	1623
Personen- und Werkregister .....	1631
Ortsregister .....	1645

## *Vorwort*

Die hier vorgelegten Briefe Heinrich Bölls haben zwei Adressaten: seine Familie und mich. Dazu möchte ich folgendes erklären: Die Familie Böll und ihren Freundeskreis lernte ich durch meine Studienfreundin Mechthild, eine der Schwestern Heinrich Bölls, die, die ihm wohl am nächsten stand, schon Ende der dreissiger Jahre kennen. Das Haus Böll war ein sehr «offenes», trotz der wirtschaftlich schwierigen Lage und der Kränklichkeit der Mutter, die wegen ihrer Grossherzigkeit, ihres oft bitteren Witzes, ihres Verständnisses für die jungen Leute von allen verehrt wurde. Auch vom Vater Viktor Böll muss gesagt werden, dass er den sicher oft turbulenten Betrieb mit Grosszügigkeit duldete. Zu dieser Zeit hatte sich ein ziemlich einheitlicher Kreis herausgebildet. Alle waren entschiedene Hitler-Gegner und Kriegsgegner, wenn auch die Ansichten, wie man sich in den nun eingetretenen Katastrophen verhalten sollte, auseinandergingen. Alle kamen aus einem katholischen Milieu. Trotz häufiger Kritik an der Amtskirche und einem gelegentlichen Antiklerikalismus war der christliche Glaube doch eine Lebensgrundlage, die als Gegenpol zur nationalsozialistischen Ideologie empfunden wurde.

Der Zusammenhalt der Eltern und Kinder Böll war sehr eng und herzlich. Die Entscheidungen der Söhne, soweit sie im Krieg möglich waren, wurden immer auch von der Rücksicht auf die Eltern bestimmt.

Heinrich Böll kam nach einer schweren Ruhrerkrankung und langem Lazarettaufenthalt in Frankreich im Sommer 1941 zu einem Genesungsurlaub nach Hause, danach zu seinem Ersatzbataillon, das in Köln stationiert und über mehrere Kasernen im Kölner Raum verteilt war. Zu dieser Zeit stellte sich heraus, dass unsere Beziehung eine dauernde sein würde. Wir heirateten im Frühjahr 1942.

Damals arbeitete ich an der Städtischen Realschule am Rothgerberbach in Köln. Im Sommer brannte das Haus am Volksgarten, in

dem ich wohnte, völlig aus. Wir fanden eine neue Wohnung in Stülz. Ein Jahr später wurde auch die Wohnung meiner Schwiegereltern am Karolingerring und in derselben Nacht das Haus, in dem der älteste Sohn Alois mit seiner jungen Familie lebte, zerstört. Die Eltern Böll mussten sich also auf Dauer in einem Hotelzimmer in Ahrweiler einrichten, in dem sie Zuflucht gefunden hatten. Meine Schwägerin Mechthild und ich fanden ebenfalls Unterschlupf in dem kleinen ehemaligen Gasthaus, das teilweise von Militär, teilweise von Fliegergeschädigten aus Köln und dem Ruhrgebiet bis unter das Dach belegt war. Von dort aus fuhren wir täglich zu dritt, mein inzwischen fünfundsiebzigjähriger Schwiegervater, meine Schwägerin und ich, nach Köln. Die Züge waren überfüllt mit Menschen, die beruflich noch in Köln festgehalten wurden, dort aber keine Wohnung mehr besaßen, oder wegen der ständigen Fliegerangriffe ihre Familien aufs Land gebracht hatten. Die Nächte in Ahrweiler waren ruhig, aber 1944 wurden die Tieffliegerangriffe bei Tage immer häufiger. Im November starb meine Schwiegermutter – Heinrich Böll lag zu dieser Zeit im Lazarett in Bad Neuenahr. Wegen der immer bedrohlicher werdenden Lage entschlossen wir uns, auf die rechte Rheinseite zu wechseln, wo mein Schwager Alois in dem Dorf Marienfeld bei Much eine Unterkunft für seine Familie gefunden hatte. Dort erlebten wir das Kriegsende.

Obwohl wir uns während seiner Zeit beim Ersatzbataillon oft sahen, schrieb Heinrich Böll mir auch damals wie später aus Frankreich fast täglich mehrere Briefe, von der Ostfront schrieb er so oft wie möglich. Das Schreiben wurde für ihn lebenswichtig. Er war schon früh überzeugt, dass es sein Beruf sein würde, und da der Krieg ihn auf Jahre hinaus von dieser Lebensarbeit fernhielt, war das Schreiben von Briefen nicht nur eine Flucht aus dem bedrückenden Kriegsalltag, sondern auch die einzige Möglichkeit, Erlebnisse und Gefühle in Sprache umzusetzen. Wenn manche politischen und gesellschaftlichen Probleme nicht angesprochen sind, so liegt das daran, dass alle Feldpost eine Zensur durchlief.

---

Der erste Teil der Briefe aus den Jahren 1939-40 ist ausschliesslich an die Familie gerichtet und in vollem Umfang abgedruckt.

Seit Ende 1940 ist der grössere Teil der Briefe an mich gerichtet; aus diesen Briefen sind hier die Teile abgedruckt, die das tägliche Erleben des Soldaten Böll und seine Gedankenwelt spiegeln und in denen sich manches im Werk des Schriftstellers vorbereitet hat. Diese Art der Auswahl entspricht dem Wunsch und Testament Heinrich Bölls.

Ich habe die oft schwer lesbaren Briefe transkribiert. Auslassungen, Stellen, die nur für die Empfängerin persönlich bestimmt waren, sind durch eckige Klammern gekennzeichnet. Dies gilt vor allem für die Anrede und das Grusswort.

Diese Briefe des Soldaten Heinrich Böll sind für mich eine kostbare Hinterlassenschaft. Da sie, wie ich meine, in manchen Teilen ein wichtiges Zeitzeugnis sind und viel zum Verständnis der Werke Bölls beitragen können, habe ich mich entschlossen, sie zugänglich zu machen.

Ich lege dieses Erbe voller Vertrauen und mit einem Gefühl herzlicher Zuneigung in die Hände der Leser und Leserinnen Heinrich Bölls.

*Annemarie Böll*



---

1. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, 30.8.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Wir sind zu 20 Kölnern einer aus älteren Leuten und aus Jahrgang 1910 zusammengesetzten M.G.-Kompanie zugeteilt. Eingekleidet sind wir noch nicht. Wohin es geht, wissen wir noch nicht bestimmt. Wahrscheinlich 14tägige AUSBILDUNG (wir sind die einzigen noch nicht Ausgebildeten) in Herford mit anschliessender kurzer Übung, dann... Wie steht es in der Politik? Adresse anzugeben hat noch keinen Zweck. Das Bild auf der Karte zeigt die Hälfte der Kasernenanlage. Herzliche Grüsse an Maria, Alfred und Alois

Hein

2. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 31.8.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Die Nachricht von gestern hat sich insofern geändert, als wir nicht zur MG-Kompanie kommen, sondern zum Stab. Was das zu bedeuten hat, weiss ich noch nicht, aber es scheint, dass wir vorläufig hierbleiben, nicht nur für 14 Tage. Eben haben wir die ersten Brocken bekommen, morgen gibt es vollständige Uniform. Hier laufen dauernd lange Züge mit Zivilisten ein. Hoffentlich können wir bald den Krieg endgültig abblasen und wieder bis auf Weiteres friedliche Zivilisten werden. Dass Ihr mir schreibt, hat natürlich vorläufig keinen Zweck, ich weiss nicht einmal, ob meine Post bei Euch ankommt.

Viele herzliche Grüsse auch an Marie, Alois, Alfred und Heinz

Euer Hein

*3. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 3.9.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Heute Morgen (Sonntag) sind wir vereidigt worden. Bis jetzt haben wir noch gar keinen Dienst gemacht, der fängt erst morgen an. Vorgestern erhielten wir (bis zum 10.9.) die phantastische Löhnung von 25 Mark. Ich hätte Lust, Euch das Geld nach Hause zu schicken und zum Kauf von Haecker zu verwenden. Was soll ich sonst damit anfangen, denn am 10. bekommen wir ja wieder 10 Mark. Und Schnaps gibt es hier leider nicht zu kaufen. Schreibt mir doch bitte, ob man Geld verschicken kann, dann schicke ich Euch Geld mit einer Liste der davon zu erwerbenden Bücher. Aber das hat ja Zeit; bis wir hier in den Krieg ziehen, werden ja wohl noch einige Wochen vergehen; vielleicht ist er auch dann schon zu Ende. Die Fahrt vorigen Montag ging verhältnismässig glatt. Wir waren um halb drei hier, sind dann noch bis sechs Uhr in ein Café gegangen und mit 12 Stunden Verspätung in der Kaserne angekommen. Wir sind dann noch einige Mal hin- und hergeflogen, bis wir endlich am Donnerstag endgültig in unsere jetzige Bude gesteckt worden sind.

Die nächsten Tage werden wir im Strammstehen und ähnlichem ausgebildet. Mitte der Woche geht es dann schon ins Gelände. Hoffentlich bekommen wir nur nichts mit Pferden zu tun. Unsere Ausrüstung ist jetzt, bis auf den Stahlhelm, komplett. Wie geht es Euch? Ist Alois noch nicht weg und Heinz und Caspar? Wir haben hier viele vom Jahrgang 10, die auch noch nicht ausgebildet sind. Sind Gertrud und Tilde noch nicht verwandt worden? Hoffentlich kommt bald Post von Euch hier an. Meine Adresse ist:

Schütze Böll, 3. Ersatzbataillon 484, LR. 37 Stab III, Osnabrück, Winkelhaus-Kaserne.

Übrigens sind wir gestern untersucht worden. Ich bin kv geschrieben. Ist die Postsperre denn noch nicht aufgehoben?

Zu schicken braucht Ihr mir gar nichts. Viele herzliche Grüsse, besonders Mutter und Vater, auch an Alois und Maria, Alfred, Heinz und alle anderen,

Euer Hein

#### 4. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 6.9.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Sonderbarerweise habe ich bisher von Euch noch keine Post bekommen. Zur Vorsicht will ich noch einmal meine Adresse angeben, die etwas anders ist als die letztlich angegebene:

Schütze Böll, 3. Inf.Ers.Btl. 484 Stab, Haste über Osnabrück, Winkelhausen-Kaserne.

Mir geht es hier gut. Der Dienst ist natürlich für meine Verhältnisse sehr stramm und viel härter als im Arbeitsdienst, aber dafür haben wir mehr Freizeit und besseres Essen und zudem eine Mark pro Tag. Von morgens 4.45 Uhr geht es mit eineinhalb Stunden Mittag durch bis meistens halb sieben abends. Wir liegen zu fünf Mann auf einer Stube, die fast so gross ist wie unser Wohnzimmer. Radioapparat bzw. Lautsprecher, der zentral bedient wird, ist auch vorhanden. Die Musik ist manchmal wirklich ein grosser Trost für mich (im Übrigen Pervitin nicht zu vergessen, das ganz besonders nach Nächten mit Alarm wunderbare Dienste tut). Ungeheuerlich befriedigend wirkt ja die Marschmusik und besonders die musikalische Novität («Der Marsch der Deutschen in Polen»), den man leider nur wenig hört. Um mich braucht Ihr Euch gewiss nicht die geringste Sorge zu machen, wir haben jetzt hier im Stab einen etwas leichteren Dienst als die anderen Kompanien. Im übrigen wirkt der Dienst als sehr zuträgliche und notwendige Entfettungskur. Schreibt mir doch bitte die Nummer von Fips. Er ist ja jetzt nicht nur mein Bruder, sondern auch mein Kamerad. Aber dadurch wird wohl keine Entfremdung zwi-

schen uns eintreten. Was machen die anderen Kriegsreifen unserer Bekanntschaft? Und Alois? Den beiden werde ich heute oder morgen, spätestens am Sonntag auch schreiben können. Mutter und Vater ganz besonders mögen sich keine Kopfschmerzen um mich machen. Selbst wenn ich – (wer weiss, wie Gott es fügt) – es wäre gewiss nicht das Schlimmste. Hoffentlich wird Mutter nicht allzusehr von den Luftschutzalarmen mitgenommen. Ist Caspar eingezogen, oder kann ich ihm nach Pingsdorf schreiben?

7.9.39

Heute haben wir (schon nach dem dritten Tag) scharf geschossen, und es hat auch bei mir gutgegangen. Ich habe bei drei Schuss 29 Ringe, denkt bitte daran, dass Ihr mir bei nächster Gelegenheit, möglichst in einem Kuvert, Pervitin schickt. Vater kann es ja von seiner verlorenen Wette bezahlen. Post habe ich immer noch nicht von Euch, wahrscheinlich wird sie wegen der ungenauen Adresse verlorengegangen sein. Morgen oder übermorgen ist sie wohl angekommen. Am Sonntag will ich Euch dann ausführlicher etwas schreiben. Auch Alois und Maria. Ihr könnt Euch wohl denken, dass wir abends sehr müde sind, deshalb bitte ich auch, meine Schrift zu entschuldigen. Besonders für mich Fettsack natürlich ist der Dienst besonders beschwerlich.

Wie steht es eigentlich mit Eurer Ernährung? Wir bekommen hier so reichlich Wurst, Butter und Brot, dass wir dicker und öfter schmieren können, als vielleicht sogar zuträglich ist. Aber bei dem vielen Fett klappt wenigstens eine gewisse Angelegenheit, bei deren Erwähnung Gertrud zu erröten pflegt.

Also viele herzliche Grüsse, ganz besonders an Vater und Mutter, an alle Freunde des Hauses

Euer Hein

Gott strafe England!

---

5. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 27.9.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Mutters Brief habe ich eben bekommen. Er war ja sehr ausführlich, und ich danke Mutter sehr dafür. Ich will mich aber nun ernstlich bemühen, deutlich zu schreiben, damit die Eltern nicht erst auf Sachverständige zu warten brauchen. Alfred hat mir auch einen Brief (heute) geschrieben. Für ihn wird es ja jetzt, wenn es kälter wird, auch sehr unangenehm. Wir spüren tagsüber von der Kälte, die nun schon ziemlich ist, sehr wenig, da wir immer die nötige Bewegung und damit Hitze haben. Nachts ist es ja manchmal schon peinlicher, aber das ist gewiss das Wenigste, das uns Sorgen macht. Für Samstag / Sonntag habe ich mal Heimaturlaub eingereicht, aber die Wahrscheinlichkeit, dass ich ihn gewährt erhalte, ist nur gering. Jedenfalls kann man die 15 Pfennige immer mal riskieren. Wir wären dann schon Samstagabend spät in Köln und könnten uns ganze 24 Stunden in Heimat wälzen. Der Mensch lebt ja nur von der Hoffnung, und vorläufig will ich einmal auf Urlaub hoffen. Wenn die Hoffnung fehlschlägt, ist gewiss nicht viel verloren. Es steht uns ja auch eigentlich nicht zu. Wenn man bedenkt, was andere mitmachen und zu entbehren haben, wollen wir uns keine Kopfschmerzen machen, wenn wir einmal fünf oder acht Wochen nicht nach Hause kommen. Ich möchte allerdings doch gern bei der Taufe von Thomas oder Therese sein. Er / sie wird ja auch ein Kriegskind wie ich, und derartige Zusammenhänge, die gewiss ihre symbolische Bedeutung haben, soll man wahren. Vielleicht käme ich da am Sonntag oder Sonntag in acht Tagen gerade recht. Die Geldverteilung hat Alfred nach meiner Anweisung richtig geleitet. Ich weiss nur nicht, ob ich die Uni bezahlen soll oder nicht. Wartet jedenfalls vorläufig einmal damit. Die Uni bekommt aber nur noch 75 Mark von mir, keine 80 Mark. Ich habe das aber auch schon vor meiner Abreise reklamiert. Stollwerck habe ich auch eine Karte

geschrieben, vielleicht fällt da für unsere Stube ein Paket ab; immerhin müsste der Musterbetrieb doch eine lockere Hand für Soldaten haben. Aber es ist ja bekanntlich nicht alles Gold, was glänzt, auch nicht das goldene D.A.F.-Abzeichen in den Fahnen der Musterbetriebe. Aber goldene Epauletten sind immer echt; auch das goldene Telefon seiner Heiligkeit, und die goldenen Brillen lächelnder Diplomaten, denen das Panier der Ehrlichkeit und Menschenfreundlichkeit auf die Stirn gepisst ist. Aber ich habe noch etwas Sachliches zu berichten. Wir haben zu Hause noch ein schwarzes Sturmscharkoppel. Seht doch bitte einmal nach, ob Ihr es findet (soviel ich weiss in der mittleren Schublade des Küchenschranks), und schickt es mir am Montag – da ich eventuell mit drei Prozent Wahrscheinlichkeit am Sonntag kommen könnte, und nachdem Ihr erst ein reichsgenormtes Militärkoppelschloss um billiges Geld gekauft habt, mit der richtigen Aufschrift «Gott mit uns». Ich werde mir das Koppel dann zurechtmachen und kann schon einmal rausgehen, um Zivilisten zu riechen. Es ist auf die Dauer doch ungeheuer erdrückend, täglich und stündlich Uniformierte zu sehen, aber es gibt da so ein schönes französisches Volkslied, das beginnt: «Unteroffizier, du hast recht.»

Zu allem Überfluss sind wir heute auch noch in die Brust gegen Typhus geimpft worden.

28.9.39

Heute Morgen sind wir noch einmal ordentlich hochgenommen worden. Erst sechs Kilometer Hinmarsch zum Übungsgelände, dann dort einige hundert Meter Sprungaufmarschmarsch und etliche zig Meter Vorgehen, das mit den Ellenbogen bewerkstelligt wird. Und Rückmarsch endlich als Eilmarsch. Sechseinhalb Kilometer in 48 Minuten. Und das alles bis 11 Uhr morgens, dann waren wir wieder hier. Wir stehen jeden Morgen um 4.45 Uhr auf, aber diese Härte hat viel für sich. Man legt den Zivilisten ab, er wird wirklich kaputtgemacht. Man wird – nicht gerade stumpfsinnig – aber 300 Prozent kalt und gleichgültig, und völlig interesselos. Mir persönlich wäre es jederzeit

völlig gleichgültig, ja manchmal sogar willkommen, wenn ich von irgendwem oder irgendwoher plötzlich und unerwartet «kaltgemacht» würde. Aber die Erziehung zu diesem Standpunkt ist die richtige Vorbereitung für einen Krieg, und das ist ja der Sinn unserer Ausbildung. Aber vorläufig hoffen wir mal auf den Sonntag. Wenn er keinen Urlaub bringt, dann wenigstens dienstfrei. Mit vielen herzlichen Grüßen, besonders an Vater und Mutter,

Euer Heinrich

#### 6. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 1.10.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Was mit mir geschieht, ist nun endgültig entschieden. Die Nachkommandos der beiden Bataillone sind aus ihren Kompanien herausgezogen und zu einer selbständigen Formation geworden, die nichts mehr mit den nach Polen abrückenden Truppen zu tun hat. Gestern hat unser Dienst schon angefangen. Wir haben nichts anderes zu tun, als Wache zu schieben. Ich habe von gestern Nachmittag vier Uhr bis heute Mittag ein Uhr Wache gehabt und habe nun frei. Nachts auf Posten war es fürchterlich kalt, aber die Zeit ist verhältnismässig schnell vorübergegangen, weil noch viel Betrieb am Kasernentor war. Die Ernteurlauber sind ja jetzt alle telegraphisch zurückberufen worden. Ich wohne vorläufig noch in meiner alten Kompanie, bis alles abgerückt ist und das Bataillonsgebäude frei ist, wo wir zusammengefasst werden. Ich liege jetzt ganz allein auf einer Stube, es ist fürchterlich öde. Die anderen fünf vom Nachkommando sind nämlich alle noch in Ernteurlaub, bis auf einen, der nebenan auf der Stube liegt und mit dem zusammenzuziehen ich keine Lust habe. Es ist auch sicher, dass wir die ersten Monate hierbleiben. Wahrscheinlich sogar noch länger, jedenfalls haben wir mit den abrückenden Kompanien

nichts mehr zu tun. Unsere Kaserne wird Übergangslager, und wir bleiben als Wache hier. Heute Abend bei der Parole werde ich einmal nach Urlaub fragen und Euch morgen oder übermorgen mitteilen, ob ich diesen oder nächsten Sonntag komme. Jedenfalls wird der Urlaub für mich ein Fest, denn die vergangenen fünf Wochen mit den dauernd drohenden ungewissen Gerüchten und auch dem Dienst waren für mich wirklich schrecklich. Ich möchte gern noch einmal Köln sehen und für einen oder nur für einen halben Tag frei sein. Meine Adresse bleibt auch vorläufig die alte, aber Ihr braucht Euch keinerlei Sorgen zu machen, wenn ich in den nächsten Tagen Briefe oder Karten von Euch nicht erwähne, weil ich bei der Postverteilung jetzt nie dabei bin und die Post erst später bekomme. Wenn ich in Köln läge, wäre mir das ganze Soldatspielen halb so schwer, hier die Gegend, die Leute, alles ist mir schon zu nördlich. Es ist wenig von Süden und wenig (das ist das Schlimmste) vom Westen zu spüren; das Rheinland ist doch unschätzbar. Ich hoffe übrigens, dass Ihr mit meiner Schrift von heute zufrieden seid. Fips hat mir gestern geschrieben, und auch von Familie Architekt Böll habe ich eine Karte bekommen. Die Geschichte mit Alfreds Urlaub ist ja sehr übel; es dürfte aber auch einem preussischen Soldaten nicht passieren, dass er seinen Ausweis verliert. Mir ist unglücklicherweise meine Uhr kaputtgegangen. Kauft mir doch die billigste Taschenuhr, die es gibt. Ich nehme sie dann beim nächsten Urlaub mit, oder Ihr könnt sie mir, falls ich erst Sonntag in acht Tagen komme, kostenlos schicken. Jetzt, wo ich ganz allein liege und zudem immer auf Wache muss, ist eine Uhr unentbehrlich.

In der Hoffnung auf baldigen Urlaub grüsst  
herzlichst

Euer  
Heinrich



---

*7. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 27.10.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Mutters lieben Brief habe ich eben bekommen. Ich danke sehr für die Sachen, vor allem die Strumpfhalter kommen mir sehr zugute. Fast sämtliche Fussbeschwerden haben nämlich ihre Ursache in verrutschten Strümpfen, die Wellen schlagen, drücken und Blasen hervorrufen oder Falten, die brennen. Dass wir nach Polen kommen, ist jetzt bombensicher. Das Vorkommando reist heute ab. Dass ich nicht mitkomme, ist auch schon fast sicher. Ich bin nämlich bei den Leuten, die als Nachkommando hierbleiben, und die werden wahrscheinlich nicht mehr nachrücken. Eine angenehme Überraschung, obwohl nicht klar ist, was dann mit uns geschieht – angenehm, obwohl feststeht, dass man zum Nachkommando die unsoldatischsten Leute der Kompanie ausgewählt hat. Es ist nur schade, dass von meiner Stube ausser mir nur einer hierbleibt, wir hatten uns sehr gut aneinander gewöhnt und verstanden uns glänzend. Hier ist das Wetter auch sehr schlecht geworden. Neben dem vielen Regen auch noch bittere Kälte. Aber wir werden schon warm gemacht. In Urlaub komme ich also ganz bestimmt an einem der nächsten Sonntage, hoffentlich dann auf mehrere Tage. Das ist vorläufig das Wichtigste.

Mutter meint, dass ich auf dem Bild ein zu ernstes Gesicht mache, aber das ist hier wirklich Zufall. Ich fühle mich sonst tatsächlich ganz wohl. Allmählich ist man doch an alles gewöhnt. Trotzdem, der schönste Augenblick des Tages ist, wenn Feierabend gepfiffen wird.

Kätta schreibe ich heute eine Karte. Das russische Buch kann ich jetzt auch sehr gut gebrauchen. Als Nachkommando werden wir bestimmt zunächst mal eine oder zwei ruhige Wochen haben, wenn die andern weg sind. Trotzdem ginge ich lieber mit nach Polen, da wir so wieder auseinandergerissen werden. Aber beides hat sein Gutes und

Schlechtes. Alfred habe ich auch gestern geschrieben. Ich wünsche ihm viel Glück mit seinem Gesuch. Ich werde mich mit meinem Russisch auch plagen, damit ich vielleicht nach ein paar Monaten soweit bin, dass ich auf eine Heeresdolmetscherschule kommen kann. Aber bei einer Sprache, von der man nicht die geringste Ahnung hat, wird das wohl etwas schwer halten.

Für heute viele herzliche Grüsse und vielen Dank

Euer Heinrich

#### *8. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 9.11.39

7 Uhr abends

Liebe Eltern und Geschwister!

Eure beiden Briefe und Vaters Karte habe ich heute erhalten. Recht herzlichen Dank dafür. Ich bin immer sehr froh, wenn ich von zu Hause etwas höre. Besuche haben vorläufig keinen Sinn, denn wir kommen aus der Kaserne nicht raus (wahrscheinlich die ersten vier Wochen), und Zivilisten dürfen natürlich nicht rein. Ich möchte aber auch – versteht das recht – keinen Besuch hier empfangen, denn wenn man einmal wieder die Atmosphäre der Heimat gespürt hat, wird es schwer, und so habe ich mich schon gut gewöhnt. Der Dienst ist stramm, und Ihr müsst verstehen, wenn ich späterhin nur alle 2-4 Tage schreibe. Heute schreibe ich hauptsächlich um

Pervitin!

Wir haben einen anständigen, wirklich vernünftigen und menschlichen Leutnant, der grundsätzlich gegen Schikanieren ist. Einer meiner Unteroffiziere kennt einen gewissen Heinz Böll aus Osnabrück, vielleicht ein Bruder von Hans?

Also für heute viele herzliche Grüsse, besonders Mutter und Vater, und herzlichen Dank

Euer Heinrich

*Oktober / November 1939*

---

Denkt an Pervitin (als Muster ohne Wert).  
Und Gott strafe England!

*9. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 10.11.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Euer Paketchen mit der Wurst und den Kamellen habe ich bekommen. Herzlichen Dank. Von Stollwerck habe ich wieder ein Päckchen Rahmkamellen gekriegt. Mir geht es sehr gut. Wir haben durchschnittlich etwa von fünf Tagen zwei Tage Wache, das hört sich sehr wenig an, aber Ihr müsst bedenken, dass das höchstzulässige Mass von Wache 2 Tage in 4 Tagen ist. Die vierundzwanzig Stunden lang hat man doch wenig Ruhe, und die zwei oder drei Stunden auf der harten Pritsche sind nicht gerade erquickend. Aber das ist ja alles doch nichts im Vergleich zu dem, was andere mitmachen müssen. Gott sei Dank haben wir, wenn wir mittags um 1 von der Wache kommen, von drei bis abends zehn frei. Mit einigem Mut kann man sogar schon kurz nach dem Essen abhauen, dann kann man sich im Café wunderbar erholen (ich nehme mir Bücher mit und lese) und doch noch abends um acht oder neun seine Müdigkeit ins Bett tragen. Ich habe auch mit meinem Russisch angefangen. Es ist ungeheuer schwierig und – wie ich glaube – sehr vielfältig, aber ich habe ja Zeit und werde nichts überhasten, sonst ist meine Mühe umsonst. Vorläufig muss ich zuerst einmal Russisch schreiben und damit lesen lernen, dann wird alles viel schneller gehen. Es ist nur schade, dass ich doch nicht soviel freie Zeit habe, wie ich anfangs glaubte. Wenn man mittags von der Wache kommt, ist man zu müde, um zu lernen, dann muss ich mich, wenn ich mich nicht – wie die andern es alle tun – ins Bett lege und bis abends schlafe, um nur noch einmal aufzuwachen und die Kleider auszuziehen, wirklich erholen, und ich verzichte dann

gern auf den Schlaf, wenn ich ins Café gehen kann. Wenn ich Glück habe, ist dann im Radio auch noch schöne Musik. So wird das mit meinem Russisch sehr langsam, zumal wir nicht, wie ich dachte, morgens dann dienstfrei haben, sondern Exerzieren und Waffenreinigen bis mittags. Das ist sehr schade, denn ich dachte, in wenigen Monaten schon einigermaßen mittelmässige Kenntnisse zu erwerben, aber das geht eben nicht, wenn man durchschnittlich jeden Tag nur zwei Stunden lernen kann. Der Urlaubshimmel hat sich auch verdunkelt; unser Feldwebel sagt, er könne jeden Sonntag nur 8,4 Mann auf Urlaub schicken (wir sind mittlerweile auf 84 Mann angewachsen), aber ich denke doch, dass ich spätestens Sonntag in drei Wochen wieder kommen kann. Spätestens!, denn viele sind hier aus der Gegend, die fahren sonntags schon einmal so nach Hause, ohne Urlaub einzureichen. Vor allem müssen wir jetzt einen regen Bücheraustausch beginnen, das ist ja bei den i-kg-Päckchen nicht allzu teuer. Wenn ich alles, was ich hier habe, ausgelesen habe, schicke ich es Euch zurück. Und Ihr könnt mir dann neue schicken.

Für heute viele herzliche Grüsse, besonders den Eltern,

Euer  
Hein

Hoffentlich geht der Krieg bald zu Ende!

#### *10. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 12.11.39

Liebe Eltern und Geschwister,

Ihr müsst entschuldigen, wenn ich heute etwas ungefülig schreibe, ich habe mir nämlich die Finger verbrannt; beim Köpfen einer Zigarette hat sich die Glut in die Spitzen gefressen, und das hindert mich natürlich beim Schreiben. Mutters Karte habe ich heute Morgen bekommen, die beiden Päckchen sind auch hier. Ich danke Euch herzlich dafür. Gestern habe ich mir einen sehr angenehmen Tag ge-

macht. Zunächst habe ich ein strahlendes Kotelett gegessen, dann einige Stunden im Café verbracht; anschliessend hab ich hier meine zwei Stunden Russisch gelernt und bis zehn Uhr dann verbotenerweise allein hier im Lesezimmer aus Paris ein Chopinkonzert gehört, wobei ich gelesen habe. Zum Schluss noch einige Schnäpse getrunken und dann bis heute Morgen neun Uhr süss geschlafen, um eben noch rechtzeitig um halb 10 in die Messe zu kommen. Ausserdem habe ich gestern noch ohne Fleischmarken ein ganzes Pfund Wurst erobert und bin somit vorläufig gesichert. Heute Nachmittag werde ich lesen und lernen, da ich zum Glück auch heute wieder keine Wache habe. Caspar habe ich gestern auch geschrieben. Die Adresse von dem Unteroffizier konnte ich nicht mehr erfahren, aber ich will mich mal weiter darum bemühen. Ich schicke Mutter in diesem Brief auch noch eines von den Bildern. Ich habe doch kein Interesse daran. Schreibt mir doch bitte, ob Ihr meine Uhr bekommen habt. Ich bemühe mich jetzt auch hier bei den Eifeler Grenzbauern um Kaffee, aber bisher habe ich noch keinen Erfolg gehabt. Aber vielleicht wird es noch was. Frau Böll zu besuchen habe ich ganz vergessen, aber ich will doch in der nächsten Woche daran denken. Für heute viele herzliche Grüsse, vor allem den Eltern,

Euer Heinrich

*11. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 20.11.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Mit einer Stunde Verspätung bin ich diese Nacht kurz vor drei hier angekommen und war kurz vor vier in der Kaserne. Dass ich später gefahren bin, hat nicht die geringsten Folgen gehabt. Ich habe fast die ganze Fahrt über geschlafen. Heute Mittag muss ich auf Wache, deshalb schreibe ich jetzt schnell kurz vor dem Essen diese Karte,

heute Nacht dann mehr, dann habe ich ja Zeit genug. In meinem Coupé waren (ohne mich) noch drei Soldaten, die willentlich ihren Urlaub um zehn Stunden überschritten hatten. Ihnen war auch alles egal. Sie waren alle der Überzeugung, dass einige Stunden, die man länger zu Hause sein kann, mit den Folgen nicht zu teuer bezahlt sind. Ein Flieger aus der Achterstrasse war dabei, der «vom Feindflug zurückkommend» bei Bonn hatte notlanden müssen und dann einfach nach Köln gefahren war.

Viele herzliche Grüsse, auch an alle Bekannten,

Euer  
Heinrich

## *12. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 21.11.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Ich habe jetzt Zeit genug, Euch zu schreiben, und vor allem Ruhe dazu. Ich bin natürlich hundemüde, denn ich habe gestern Nacht nur zwei Stunden geschlafen, und diese Nacht werde ich auch nicht mehr als drei Stunden Schlaf haben, aber ich muss jetzt eben wach bleiben, Pervitin wird übrigens bald anfangen zu wirken, und das wird mir über diese Müdigkeit hinweghelfen. Ich habe eben zwei Stunden draussen gestanden und vertrete nun den Wachhabenden für zwei Stunden, dann kann ich zwei Stunden schlafen. Draussen ist es ungewöhnlich hell im Mond, sternenklar und sehr kalt. Die Bahnfahrt hierher war sehr interessant. Sehr viele Soldaten – wie ich Euch schon schrieb –, die ihren Urlaub überschritten hatten und die mit überragender Gleichgültigkeit ihren Strafen entgegensahen. Von Hagen bis Münster sassen zwei Studenten der ehrbaren Volkswirtschaft neben mir, von denen der eine – einer der widerlichsten jungen Hunde, die ich je gesehen habe – zwei Stunden lang ununterbrochen die entsetzlichsten landläufigen Phrasen wiederkäute. Ich hatte eine

Nervenkrisen durchzumachen, die mich mindestens drei Pfund Körpergewicht gekostet hat; ich schwitzte vor Anstrengung, aber alle Anstrengung hat schliesslich doch nichts genützt. Die Bombe ist dann doch geplatzt. In dem Augenblick, wo der junge Mann bedauernd äusserte, dass man ja wohl dieses Jahr nicht so mit rechtem Genuss in den Wintersport fahren könne und dass es recht gemein sei, dass man den zweiten Weihnachtstag abschaffen wolle, weil er doch an diesem Tag traditionsgemäss vom guten Essen so müde sei und bis zwölf schlafen wolle; in diesem Augenblick schnappte ich über. Ich fasste ihn beim Ärmel und forderte ihn mit einer Stimme, die mich selbst erschreckte, weil sie so fremd klang, auf, mit mir allein in den leeren Gang zu kommen; er wurde blass, weil er wohl wegen meiner Figur Körperkräfte vermutete, die ich nicht einmal habe, er tat mir leider in diesem Augenblick so leid, dass ich mich abwandte und ihn in bangem Zweifel liess, ob ich wohl noch einmal meine Forderung wiederholen würde oder nicht; aber mir war es wirklich zum Kotzen zumute. Sein Gesprächspartner, ein richtiger blonder Westfalenidiotenschädel, sah mich an, als wenn ich ein Tier wäre. Die andern Coupébewohner schliefen – zum Glück für diesen Jüngling. Sie waren bestimmt alle in der richtigen Stimmung, ihn zu lynchen. Von Münster ab habe ich dann gut durchgeschlafen bis Osnabrück. Leider war ich der Einzige, der zu unserer Kaserne musste, sonst hätte ich mit der Taxe fahren können. Für einen kostete sie 3.50 Mark, und das war mir doch ein bisschen viel. So bin ich die Stunde noch zu Fuss gegangen durch die Stadt, in der kein Mensch mehr auf der Strasse war, und bin um vier Uhr in der Kaserne angekommen; ich konnte also fast noch drei Stunden schlafen.

(22.11.39)

Heute Mittag habe ich Euer Päckchen mit Wäsche, Rauchwaren und Fressalien bekommen. Vielen Dank; auch für Mutters Brief von gestern.

Heute ist wunderbares Wetter; ich werde den ganzen Abend spazieren gehen. Morgen gehe ich, wenn ich Zeit habe, zu Frau Böll und

grüsse sie von ihrem kurzarmigen Sohn. Grüsset Hein Mödder von mir und sagt ihm, er soll mal schreiben. Ist er fertig? Es ist nicht ganz klar, nach dem, was er schreibt. Die Zeit vergeht hier doch, Gott sei Dank, schnell. Jetzt ist schon wieder eine halbe Woche um. Hoffentlich kann ich in zwei oder drei Wochen wieder in Urlaub fahren.

Viele herzliche Grüsse, besonders den Eltern und auch an Fr. Cech.

Euer  
Heinrich

Ich habe übrigens heute die Adresse von meinem ehern. Unteroffizier bekommen. Ich bin wirklich froh, dass ich ihm nun einmal schreiben kann.

### *13. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 25.11.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Für Hemd und Wurst, die ich eben bekommen habe, vielen Dank. Auch von Stollwerck habe ich heute ein Päckchen mit Malzkamellen erhalten. Die vergangene Woche ist sehr schnell umgegangen, und wir haben viel mehr Dienst gemacht als sonst, so dass ich kaum eine halbe Stunde Zeit für mein Russisch hatte; das ärgert mich am meisten. Überdies haben wir jetzt wegen neuer Übergriffe von Seiten der Mannschaft um 9 Uhr Zapfenstreich, und gerade die Stunde von 9 bis 10, wenn hier alles schon im Bett lag und ich mich etwas von der Müdigkeit erfrischt hatte, konnte ich bis jetzt immer so schön ausnutzen zum Lernen oder Lesen. Das Wetter ist hier jetzt scheusslich. Gestern fiel Regen und Schnee zusammen; ich war zweimal diese Woche auf Wache und habe gefroren bis in sämtliche Spitzen aller Glieder. Vorgestern war, bevor ich auf Wache ging, in meiner priva-



ten Lebensmittelversorgung ein Organisationsfehler eingetreten, so dass ich von abends sieben bis anderen Mittag um eins nichts mehr zu fressen hatte. Morgens habe ich dann Brot mit Zigarette («Leberwurst») gegessen, und mittags war das Essen in der Küche gerade an diesem Tag auch nur eine Suppe ohne Fleisch. Nach Dienstschluss habe ich mir dann für meine sämtlichen Fleischmarken Speck gekauft, über ein halbes Pfund, und habe mir drei Scheiben Speck in der Grösse mittlerer Koteletts gebraten. Saftig und kunstgerecht, und habe sie mit Feinbrot verzehrt, eine wahre Speise für junge Götter. Anschliessend von Müdigkeit übermannt auf dem Stuhl eingeschlafen; es ist nämlich das neueste hier, dass wir bis zum Zapfenstreich aufbleiben müssen und vor neun nicht ins Bett dürfen. Heute Nachmittag ist das Wetter wieder ganz schön, zeitweise scheint sogar die Sonne, ich möchte wohl sehr gerne ausgehen, aber ich habe für heute und morgen Ausgangssperre und werde jede Stunde überprüft, ob ich da bin; heute Morgen habe ich mich nämlich beim Revierreinigen sehr aktiv an einer Schlägerei beteiligt, habe jemand einen Eimer Wasser über den Leib geschüttet, nachdem mir selbst das gleiche geschehen war, und anschliessend haben wir mit Schrubbern und Besen in wildem Zorn um uns geschlagen, so dass kein Auge trocken blieb. Bei der grossen Lust, die jeden beseelt, der hier ist, bei der unglaublichen Begeisterung, ist diese Entladung einer lange aufgespeicherten Gereiztheit gut zu verstehen, und ausserdem sehr wohltuend. Man entspannt sich; die Strafe ist aber noch verschärft worden, indem jeder eine Wache ausser der Reihe bekommen hat; das ist zwar nicht so schlimm wie die Ausgangssperre, weil wir an den wachefreien Tagen auch Dienst haben bis fast halb sechs, aber es könnte immerhin sein, dass diese Extrawache auf den nächsten Sonntag fiele oder Samstag, und dann wäre es mit allem Urlaub aus, denn umgeändert wird nichts, und tauschen dürfen wir nicht mehr, aber wir wollen das Beste hoffen, und zudem genügt es ja auch vollkommen, wenn ich dann in 14 Tagen erst komme. Und dann ist ja bald Weihnachten. Wenn die nächste Woche so schnell vorübergeht wie die letzte, bin ich schon froh. Schickt mir doch bei Gelegenheit noch einmal Pervi-

tin; das kann ich jetzt bei den vielen Wachen gut gebrauchen; und etwas Speck, wenn es möglich ist, für Kartoffeln zu braten; dann wird die Privatnahrung, die mit Teilchen und Wurst reichlich teuer ist, etwas billiger. Übrigens, wenn ich nächste Woche Urlaub kriege, reiche ich nach Siegburg ein, dann kann ich mit viel mehr Wahrscheinlichkeit schon Freitag fahren, weil die Fahrt ja dann länger ist. Ich versuche dann mal, mit einer Bahnsteigkarte bis Köln zu fahren, und rufe, wenn es klappt, vom Bahnsteig aus dann an, und Ihr müsst mich rausholen. Wenn's geht, kann man das Geld gut sparen. Viele herzliche Grüsse für heute, besonders den Eltern und auch an alle Bekannten, Heinz, Cech usw.,

Euer Heinrich

*14. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 21.12.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Gestern Nacht bin ich Glockenschlag eins durchs Kasernentor gegangen. In Münster war ich erst um 10 Uhr, und um Viertel vor zwölf konnte ich erst weiterfahren, so dass ich gerade um Viertel vor eins in Osnabrück war. Dann mit der Taxe zu zwei Mann bis hierher, und mit soldatischer Pünktlichkeit Punkt eins in der Kaserne. Heute Morgen haben wir einen zweistündigen, sehr schönen Ausmarsch in den winterlichen Wald gemacht; hier liegt Schnee, nicht sehr viel, aber alles ist bedeckt. Zudem herrlichster Sonnenschein, es könnte wunderbar hier sein, wenn nicht... Zu Bölls kann ich heute nicht gehen, weil wir von sieben bis zehn heute Abend offizielle Weihnachtsfeier haben. Wenn ich morgen keine Wache habe, gehe ich mal hin. Grewes Paket ist noch nicht hier, wohl aber ein Päckchen von der Pfarre mit 20 guten Zigaretten und einer schönen, kleinen Ausgabe des Neuen Testaments. Ich denke mir vielleicht, dass Grewes Paket irr-

tümlich nach Bromberg gegangen ist; das könnte auch Markards lange Schweigsamkeit erklären, der ja nur meine alte Adresse hat. Einem Kameraden von mir hier ist es nämlich passiert, dass er wochenlang von zu Hause nichts gehört hat und jetzt im Urlaub seine Mutter völlig bestürzt mit zwei zurückgegangenen drei und vier Wochen alten Briefen antraf, die nach Bromberg gegangen waren. Ich muss also mal abwarten. Steinebach, das Schwein, hat mir auch nichts geschickt; ich werde ihm einen wilden Brief schreiben müssen. Also, nochmals vielen herzlichen Dank für alle Urlaubswohltaten und die vielfältigen und reichhaltigen, zahlreichen Weihnachtsgeschenke. Viele herzliche Grüsse

Euer Heinrich

Entschuldigt die Schrift, ich muss mich eilen! Der nächste Brief wird sorgfältig geschrieben. Übrigens habe ich meine Pfeife liegenlassen. Ich möchte mir keine neue kaufen, weil die alte so wunderbar eingeraucht ist. Schickt sie mir bitte gelegentlich zu.

*15. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 23.12.39

Liebe Eltern und Schwestern!

Einen Brief bekommt Ihr übermorgen. Bin eben von Wache gekommen und muss morgen, Heiligabend, wieder drauf. An Päckchen und Paketchen ist noch nichts hier. Ich bin sehr müde und werde mich jetzt bis morgen schlafen begeben. Alles Gute zu Weihnachten und viel Segen im nächsten Jahr

Euer Sohn und Bruder Heinrich

*16. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 29.12.39

Liebe Eltern und Geschwister!

Was schreibt der deutsche Soldat nach Hause? Dass er sich unsagbar glücklich fühlt, dienen zu dürfen an diesem grossen Werk, das Europa ein anderes Gesicht geben wird. Dass die Stimmung fabelhaft, das Essen reichlich und schmackhaft und die Löhnung bezaubernd ist. Das schreibt der deutsche Soldat nach Hause.

Ich habe gestern Euren Brief erhalten; hoffentlich ist Mutters Krankheit wirklich nur eine Magenverstimmung, eine Weihnachts-Saisonkrankheit. Ich wünsche ihr alles Gute, wenig Schmerzen und viel Ruhe und hoffe, dass sie, wenn dieser Brief ankommt, wieder auf ist. Neujahr werde ich nicht kommen, denke aber, den Sonntag drauf kommen zu können. Dann ist auch die Bahnsperre wieder aufgehoben. Im Personenzug von hier nach Köln und zurück, bei insgesamt 33 Stunden Urlaub und schlechter Personenzugverbindung, wäre es ja auch einigermaßen sinnlos, obwohl ich natürlich, wenn ich Urlaub bekommen hätte, trotz allem gefahren wäre. Von der Universität in Münster habe ich auch Antwort bekommen; russische Kurse finden dort nicht statt, und bezüglich Weiterstudium hat sie mir geschrieben, dass in Form einer Bescheinigung der vorgesetzten Dienststelle nachgewiesen werden müsse, dass der betreffende so brennend geistig interessierte Jüngling eine für ein gediegenes Weiterstudium garantierte Zeit beurlaubt werde, was in meinem Fall, bei Berücksichtigung der langen Fahrt und der Zugverbindung, etwa zwei bis drei Tage in der Woche sei. Mein Oberleutnant, bei dem ich mich, um diesen Fall vorzutragen, zum «Rapport» meldete, sagte mir gütig, dass ein solches Gesuch zwecklos sei. Man könne wohl – falls man glücklicherweise in einer Universitätsstadt garnisoniert sei – wöchentlich einige Stunden als Gasthörer belegen.

Von gestern bis heute Mittag habe ich wieder Wache gehabt. Es scheint fast, dass ich immer noch, oder wieder einmal, stark in Ungunst stehe. Seit ich aus dem Urlaub hier bin, ist es das dritte Mal, und bei einer Wachstärke von augenblicklich nur drei Mann und einer Wachkommandostärke von über 30 Mann müsste ich normalerweise etwa alle zehn Tage auf Wache kommen. Aber auf Wache ziehen ist manchmal schöner, als hier Dienst machen. Besonders gestern und heute war wunderbares, klares Wetter, und die Wachstube liegt ganz oben auf dem Berg, und man braucht nicht Posten zu stehen, sondern nur alle halbe bis eine Stunde einmal Runden gehen. Wenn die kalte und lange Nacht nicht wäre, wäre es fast eine Erholung. Der deutsche Soldat hat nun genug nach Hause geschrieben; er hofft, bald in Urlaub zu können, und wünscht denen zu Hause sowie allen Freunden des Hauses, besonders aber den Eltern, alles Gute.

Euer Heinrich

Schickt mir doch bitte meine Pfeife! Mein Russisch geht langsam vorwärts, aber vorwärts!

### *17. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 4.1.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Mutters Brief und die Gesuche habe ich bekommen. Mein Urlaubsgesuch ist abgelehnt worden, ich komme also Sonntag nicht. Schreibt mir doch bitte, ob Tilde sich schon sozusagen für meine hebräischen Kenntnisse verbürgt hat, dann werde ich natürlich das Gesuch so abgeben, wie Ihr es mir geschickt habt. Anderenfalls werde ich dann nur Griechisch angeben und dann die Beschreibung meiner Kenntnisse darin stark ausschmücken. Ich gebe, sobald ich von Euch Nachricht darüber habe, das Gesuch ab, und zwar werde ich es handschrift-

lich machen, natürlich leserlich. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass ich nächste Woche an einem Werktag in Urlaub komme. Ich habe eben mit dem Spiess gesprochen und mich gegen meine Unwürdigkeit, in Urlaub zu fahren, gewehrt, da ich mir wirklich nichts Wesentliches mehr habe zuschulden kommen lassen; ich sagte ihm, dass ich dringende Angelegenheiten an der jetzt wiedereröffneten Universität zu erledigen hätte. Ich soll am Montag «noch einmal vorsprechen». Soll ich nun doch vor Abgabe des Gesuches noch einmal mündlich mit Euch sprechen? Gebt mir dafür Direktiven. Mein Russisch geht jetzt, nachdem die Grundkenntnisse grösser und fester geworden, mit schnellerem Tempo vorwärts, aber immer noch langsam genug. Es ist eben beschissen, dass die Umstände, unter denen man lernen muss, so schwierig und aufreibend sind. Habe heute Mittag von Tante Maria ein Päckchen bekommen; das ist doch sehr nett von ihr. Von Stollwerck habe ich nichts bekommen! Fips auch nicht! Hier ist es jetzt sehr kalt geworden, und wir exerzieren trotz des sehr winterlichen ziemlich hohen Schnees stur weiter. Heute Morgen haben wir noch einmal einen Ausmarsch von zwanzig Kilometern gemacht, über völlig vereiste, glatte Strassen. Blödsinnige Sturheit. Ich habe trotz der Kälte geschwitzt wie ein Bär. Aber Ihr kennt ja den Mist. Ich wünsche Euch alles Gute und grüsse Euch herzlich

Euer Heinrich

Mir ist alles egal!

*18. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 5.1.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Vielen Dank für Vaters Brief vom Samstag. Hier weiter nichts Neues; es scheint nur jetzt endlich anzufangen zu tauen. Es regnet nämlich hier. Erledigt doch bitte folgende Sache für mich:

Auf dem Schreibtisch in meinem Schlafzimmer steht unter anderem ein ziemlich kurzes, dickes Buch mit rotem Tuchrücken, Aufschrift: Seneca, Epistolae morales. Sucht alle etwaigen Zettel heraus, packt es ein und schickt es mit dem Brief, den ich beilege, mit meinem Absender als Feldpost an das Institut für Altertumskunde an der Universität Köln.

Sonst nichts Neues. Heute haben wir wieder Kino. Ich hoffe, dass bald die Urlaubssperre aufgehoben wird. Vom Gesuch noch nichts gehört. Viele herzliche Grüsse

Euer Heinrich

*19. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 12.1.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Gestern Abend bin ich gut hier angekommen. Heute Morgen bin ich gleich wieder in den alten Trab gekommen. Das Gesuch kann ich heute noch nicht abgeben, weil ich gern bei Abgabe desselben mit dem Oberleutnant sprechen möchte (erklärende Worte), und der ist einige Tage weg. Vielleicht hört Ihr inzwischen auch Neues von Hermine Schmitz, was vielleicht eine Veränderung der Taktik erfordert. Es wäre am besten, wenn Ihr mir dann bis Montag, Dienstag Bescheid gebt, weil dann der Oberleutnant zurückkommt. Bücher braucht Ihr mir vorläufig keine zu schicken. Wahrscheinlich werden wir doch noch etwas hier-bleiben, so dass die verspätete Abgabe des Gesuches weiter nicht gefährlich ist. Wagners Heinzlhub hat mir eine gedruckte Danksagung geschickt. Viele herzliche Grüsse

Euer Heinrich

*20. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 16.1.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Ich danke sehr für Euer Päckchen; dass Mutter mir aber etwas zum «Kacken» schickt, ist wirklich nicht nötig, denn Verdauungsbeschwerden habe ich bisher noch nicht. Vielleicht meint sie knacken. Das Geld werde ich gut gebrauchen können, wenn ich – wie ich hoffe – in 14 Tagen wieder in Urlaub komme. Das Gesuch gebe ich heute ab. Hoffen wir von ihm auch das Beste. Sonst nicht viel Neues. Der Dienst ist jetzt länger (immer bis sechs oder halb sieben) und die Mittagspause um eine Stunde verkürzt. Gestern haben wir den ganzen Tag wild geschuftet, acht Waggons mit schweren Heuballen beladen. Meine Knochen spüre ich jetzt noch schwer. Ausgehen lohnt sich jetzt kaum noch. Also viele herzliche Grüsse

Euer Heinrich

Habt Ihr übrigens die Rasierklingen nicht bekommen? Die sind mit derselben Post wie der Brief abgegangen.

*21. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 24.1.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Am Sonntag komme ich nicht in Urlaub. Für das Heer ist bis auf Weiteres wegen des Kohlenmangels aller Urlaub gesperrt. Aber es scheint ja jetzt endlich Tauwetter zu geben. Hier ist es jetzt jedenfalls viel milder geworden. Der Schnee liegt irrsinnig hoch. An manchen Stellen versinkt man bis über die Stiefel. Schickt mir bitte bis Sonntag ein paar Bücher. Ich hoffe, dass die Sperre bis Sonntag in acht



Tagen wieder aufgehoben ist. Wenn nicht, bleibt ja immer noch die Hoffnung auf baldige Beantwortung des Gesuches. Viele herzliche Grüsse

Euer Heinrich

22. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 7.2.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Heute Mittag habe ich Eure beiden Päckchen erhalten. Vielen herzlichen Dank, ebenso für den langen Brief von gestern. Hier taut es jetzt mächtig; überall ist hoher Matsch, aber das Wetter ist schön mild; man geht jetzt schon mal eher wieder spazieren, vielleicht gehe ich dann auch mal zu Bölls. Die Kälte hatte ja so lange gedauert, dass man sich gar nicht mehr eine in etwa erträgliche Temperatur vorstellen konnte. Nachts friert es manchmal noch, aber bis morgens zehn Uhr ist die Glätte meistens schon wieder weg. Der Dienst ist immer derselbe. Der Arbeitsdienst ist seit einigen Tagen weggefallen. Jetzt exerzieren wir wieder von acht bis elfeinhalb; nachmittags wird äusserst vehement Fussball gespielt oder Appell gemacht. Um halb sieben ist endgültig Schluss. Am Russisch habe ich schon lange nichts mehr getan, da wir mittags jetzt nicht mehr von zwölf bis drei Pause haben, sondern jetzt von eins bis zwei. Sonst, vor Neujahr, habe ich immer mittags zwei Stunden daran gearbeitet. Aber das ist ja jetzt auch nicht mehr so wichtig. Wenn das Gesuch durchgeht, lerne ich ja auf intensive Art Russisch; wenn nicht, brauche ich es nicht mehr mit solcher Zielbewusstheit zu lernen, sondern höchstens ein bisschen aus Privatinteresse. Vom Gesuch habe ich immer noch nichts gehört. Ob das günstig oder ungünstig ist, kann man schlecht beurteilen. In den nächsten Tagen gehe ich einmal zum Spiess und frage ihn danach.

Hoffentlich kommen bald von den Freunden des Hauses Bücher an; ich habe mir Samstag ein paar antiquarisch gekauft, die habe ich schon wieder aus. Dabei habe ich mir noch ein Ausgangsverbot geholt, denn ich bin während der Dienstzeit abgehauen, weil ja die Läden nur bis fünf Uhr aufhaben, und wir mussten Samstag bis halb sechs Schnee schippen. Also denkt noch mal daran, dass ich wenigstens für Sonntag etwas zu lesen habe. Von Aufhebung der Urlaubssperre noch nichts vernommen. Die anderen Truppenteile, die hier liegen, fahren übrigens lustig in Urlaub, aber sie gehören ja auch zu anderen Armeecorps. Vielleicht komme ich Sonntag in acht Tagen. Bis zum nächsten Urlaub die herzlichsten Grüsse, besonders Mutter und Vater,

Euer Heinrich

23. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 9.2.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Diese Nacht und heute hat es nach zwei schönen, milden Tagen wieder wild gefroren. Die Strassen sind völlig vereist, und der geliebte Kasernenhof ist eine einzige Eisfläche. Die Kälte ist wieder so stark wie vorher. Von Urlaubsaussichten noch nichts gehört, ebensowenig vom Gesuch. Gott sei Dank ist morgen wieder einmal Samstag. Fräulein Cech hat mir ein ganzes Paket Bücher geschickt, das schon am 30.1. abgestempelt war und gestern erst angekommen ist. Ich bin sehr froh darüber; damit habe ich nun für die nächste Woche genug zu lesen. Mir geht es verhältnismässig ausgezeichnet. Ich wünsche Euch allen alles Gute und sende viele herzliche Grüsse

Euer Heinrich

---

24. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Osnabrück, den 13.2.40

Liebes Fräulein Cech,

ich danke Ihnen recht sehr für Ihre Büchersendung, die vorige Tage hier angekommen ist. Bis auf Fouqué habe ich sie alle noch nicht gelesen. D'Aurevilly besitze ich zwar selbst seit Weihnachten, aber in einem derart immensen Format, dass ich ihn noch nicht mitschleppen konnte, um ihn hier zu lesen.

Das Tauwetter war leider nur ein kurzer Traum; es hat zunächst alles in Wasser verwandelt und alles fast planmässig vorbereitet, um alles mit einer Eiskruste zu überziehen. Von 10 Grad Wärme sind wir innerhalb von 8 Tagen auf 22 Grad Kälte gekommen. Ausserdem schneit es stundenweise wieder ganz nett. Proportional dem Zunehmen der Kälte werden natürlich die Urlaubsaussichten geringer, bis sie dann wieder gänzlich illusorisch werden. Aber die deutsche Infanterie ist von einer geradezu erschütternden Unerschütterlichkeit.

Die freien Stunden der «schönsten Zeit meines Lebens» verbringe ich damit, mir die schlechteren Zeiten meines Lebens recht unordentlich und farbig auszumalen; ein ebenso aufreibender wie gleichzeitig erquicklicher Zeitvertreib; mehr jedoch erquickend als aufreibend, denn «ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt».

Liebes Fräulein Cech, ich danke Ihnen nochmals mit aller mir zur Verfügung stehenden Vehemenz für Ihren lebenswürdigen Beitrag zur Ausfüllung der «allerschönsten» Stunden während der «schönsten Zeit meines Lebens».

Ihr Heinrich Böll

25. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 16.2.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Euren Brief mit der traurigen Nachricht von Alfreds verschobenem Urlaub habe ich eben erhalten. Es wäre wirklich schön, wenn wir uns nun hier einmal treffen könnten. Dann müsste allerdings schon Alfred nach hier kommen, denn ich bekomme auch bis Münster keinen Urlaub. Für Feldtruppen – dazu gehört Alfred ja – besteht auch keine Urlaubssperre, nur für das Ersatzheer. Er wird doch sicher einmal von Samstagabend bis Sonntagabend Urlaub bekommen. Schlafen kann er bei mir auf der Stube, wir haben für acht Tage ein Bett frei. Hoffentlich schreibt er mir, sobald er in Münster ist. Es ist nur eine Stunde Fahrt mit Personenzug von Münster bis hier. D-Züge fahren fast keine mehr. Nach Köln fährt täglich nur noch ein Zug um drei Uhr. Sonst ist hier nicht viel Neues. Innerhalb von zwei Tagen hat es wieder mindestens dreissig Zentimeter neu geschneit. Heute ist es einmal etwas weniger kalt, aber sonst immer noch bitter.

Aus verschiedenen Briefen von der Westfront kann ich entnehmen, dass es dort auch kalt und langweilig ist. Hoffentlich taut es bald in jeder Beziehung. Heinz Mödder hat mir auch Bücher geschickt. Zu lesen habe ich jetzt vorläufig genug; das ist viel wert, da ja bei diesem Wetter von Ausgehen wenig zu erwarten ist.

Hoffen wir nun, dass ich unser Familiengenie während des Kurses einmal hier treffen kann. Viele herzliche Grüsse, besonders den Eltern,

Euer Heinrich

---

*26. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 19.2.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Zunächst vielen herzlichen Dank für Eure zwei, vielmehr drei Päckchen. Mir geht dank Eurer liebenswürdigen Bemühungen an Materiellem nichts ab, und ich hätte eigentlich keinen Grund, mich noch irgendwie zu beklagen. Die Kasernen hier sind augenblicklich wieder vollbelegt mit Truppen, die ein halbes Jahr ununterbrochen im Westen oder Osten gelegen haben. Im Verhältnis zu denen haben wir hier tatsächlich wie ruhige Bürger gelebt. Trotzdem... Alfred hat mir heute geschrieben; er will für Sonntag Urlaub einreichen und wird hoffentlich Glück haben. Es wäre eine äusserst angenehme Abwechslung für uns beide, wenn wir uns hier treffen könnten. Gestern habe ich Hanneken besucht, der jetzt hier am Wehrbezirkskommando ist; er will, bevor ich wegen des Gesuchs noch einmal mit unserem Oberleutnant spreche, einmal bei den betreffenden Offizieren sich leise umhören. Hoffentlich tut der Hund wirklich etwas. Am Mittwoch gehe ich wieder zu ihm; sein Sohn, der ein halbes Jahr ist, also wie Maria-Theresia, ist eine Miniaturausgabe von keinem Geringeren als unserem greisen Generalfeldmarschall Hindenburg, aber trotzdem ein putziger junger Hund. Hoffentlich fördert sein biederer Erzeuger meine Interessen. Ich bin es nämlich gründlich, sehr gründlich satt hier und möchte, egal wie, eine Veränderung. Natürlich am liebsten nach Köln. Man munkelt, dass es ab 1.3. wieder Urlaub gibt, aber ich denke, dass sich bis dahin meine Angelegenheit, sei es Plus oder Minus, entschieden hat, sonst werde ich sie zur Entscheidung treiben; Heinz Mödder schrieb mir nämlich, dass Anfang März neue russische Kurse anfangen; dann müsste ich also, falls überhaupt jemals, in Köln sein. Wetter und Schnee ist noch immer unverändert. Hier liegt jetzt schon acht Wochen ununterbrochen Schnee; es ist bald zum Kotzen;

aber einmal muss ja wirklich Frühling werden, ein schwacher Trost.  
Viele herzliche Grüsse und alles Gute

Euer Heinrich

27. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 23.2.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Inzwischen ist auch (am Mittwoch) das Geld angekommen. Ich konnte nicht eher schreiben, weil ich von Dienstag auf Mittwoch Bereitschaftsdienst und von Donnerstag bis heute Wache hatte. Alfred schrieb mir heute, dass er nicht kommen könne, sie bekommen auch nur bis zu 30 Kilometer Urlaub. Er will es noch einmal für übernächsten Sonntag versuchen. Soeben habe ich mit unserem Oberleutnant wegen des Gesuchs gesprochen. Die Sache ist fast völlig hoffnungslos. Wenn ich nicht kv wäre, wäre «vielleicht» etwas zu machen, aber so... Er will natürlich «noch einmal alles versuchen», aber das sind ja nur Phrasen. Versucht doch noch einmal, ob es nicht in Form einer Anforderung von Köln aus geht, aber nicht zu intensiv. Besser noch überhaupt nicht. Ihr könnt Euch denken, wie heute Abend, nach einer derartigen Niederlage, meine Stimmung ist. Die Kälte ist hier seit einigen Tagen völlig gebrochen; man wadet überall durch Wasser, aber das Wetter ist geradezu wunderbar. Es scheint auch, dass dieses milde Wetter nun endgültig aufgekommen ist. Wenn die Urlaubssperre nicht andere Gründe hatte als die Kälte, muss sie ja nun bald ein Ende haben; ich glaube auch, dass es nicht mehr lange dauert; wie ich Euch schon schrieb, munkelt man, dass es Anfang März wieder Urlaub gibt; ich denke, dass man jetzt so langsam mit dem Osterurlaub anfängt. Schickt mir doch bitte gelegentlich, falls möglich, Streichhölzer; sie sind hier äusserst knapp geworden. Hoffentlich kann ich bald

noch einmal in Urlaub kommen! Viele herzliche Grüsse auch an alle Freunde des Hauses

Euer Heinrich

28. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 26.2.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Mutters Brief habe ich soeben erhalten. Ihr Vorschlag ist gar nicht so übel; ich hatte selbst auch schon daran gedacht, aber leider ist er auch für nächsten Sonntag nicht durchführbar. Ich habe nämlich von Samstag ein Uhr bis Sonntag ein Uhr Bereitschaftsdienst. Das ist eine Neu-einrichtung, die den Zweck hat, nachts randalierende Soldaten aus Puffs und Spelunken abzuholen; eigentlich eine gar nicht uninteressante Sache, die sogar manchmal reichlich Gelegenheit gibt, sich auszuschlafen, aber natürlich für samstags und sonntags wenig erwünscht ist. Falls Fips Sonntag doch kommt – manchmal sind sogar die Preussen grosszügig –, kann ich mich ihm wenigstens also doch noch für den Nachmittag widmen; er kann aber auch, wenn er morgens schon kommt, bei mir sitzen, denn morgens früh ist «nie etwas zu tun».

Mittlerweile werdet Ihr wohl die Trauerbotschaft bezüglich Besuch erhalten haben. Das wunderbare Wetter tröstet mich langsam darüber hinweg, zudem ja proportional zum Anhalten des guten Wetters die Urlaubsaussichten anwachsen. Wenn es jetzt Anfang März Osterurlaub geben sollte, werde ich sehen, dass ich gleich mit der ersten Partie abhaue, solange das Wetter noch so schön ist. Heute haben wir, wie jeden Montag, nachmittags nur Kino. «Männer müssen so sein». Gestern war ich den ganzen Nachmittag in dem herrlichen Wetter spazieren; aber es ist doch alles Scheisse! Hoffentlich gibt es bald Urlaub; ich denke, dass er bald fällig ist. Viele herzliche Grüsse und alles Gute

Euer Heinrich

29. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 2.3.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Vielen Dank für Euer Päckchen und den Brief von der Namenstagsfeier. Ich habe heute von ein Uhr an bis morgen Mittag ein Uhr Dienst (Samstag / Sonntag) und sitze ewig hier unten in der Bereitschaftsdienststube. Draussen ist das fabelhafteste Wetter, aber ich versäume trotzdem nichts, denn die anderen müssen heute Nachmittag arbeiten. In den letzten Tagen haben wir wieder nur Arbeitsdienst gehabt; unübersehbare Mengen Heu verladen, einmal bis abends achteinhalb Uhr. Die Arbeit ist bei dem Wetter natürlich tausendmal schöner als exerzieren, obwohl sie doch auf die Dauer schwerfällt, aber ich schon mich durch reichhaltige Pausen; gestern habe ich mich allerdings zuviel geschont, dafür musste ich in der einstündigen Mittagspause eine halbe Stunde ordentlich strafexerzieren; eine Neueinrichtung, die uns nachdenklich macht. Mir geht es trotz allem sehr gut. Wir sind alle glücklich, dass der schreckliche Winter überstanden ist; es ist zwar noch kalt, aber die Sonne gewinnt immer mehr an Kraft. Schöneres Urlaubswetter kann es gar nicht geben. Wie es allerdings mit dem Urlaub steht, ist noch nicht auszumachen. Es «soll» – Gerüchten zufolge – vom 10. März ab wieder Urlaub geben. Das wäre also am Sonntag in acht Tagen. Jedenfalls mehr als 14 Tage bis drei Wochen kann die Sperre wohl nicht mehr dauern, Gott sei Dank verfliegen die Wochen wie nichts. Ich bin jetzt schon ein halbes Jahr und eine Woche hier. Von Versetzung ist auch – glaube ich – vorläufig nicht die Rede. Wir bekommen zwar an Neuen nur noch Kranke, aber ich denke, wenn sie uns schon nötig haben, ist der Krieg bald zu Ende. Vorige Tage sind irrtümlicherweise vier von uns an die Front versetzt worden; es handelte sich aber nur um einen Lesefehler der Schreibstube; wir sollten nicht vier Mann Ersatz stellen, sondern bekommen;



am anderen Tage waren sie – nach einer kostenlosen Reise bis Münster – wieder hier. Solche Dinge gibt es!

Alfred schrieb mir vorgestern, dass er wahrscheinlich auch an diesem Sonntag nicht kommen kann. Heinz Modders Glück ist ja auf die Dauer fast märchenhaft. Er soll sich nur nicht beklagen, wenn er nach dem Krieg noch zwei Jahre aktiv dienen muss. Hier laufen Graubärte herum, die zwei Jahre vor dem Krieg aktiv gedient haben, vier Jahre Weltkrieg geschluckt haben und nun wieder eingezogen sind. Mir persönlich wäre eine Versetzung zum Westen bestimmt nicht unsympathisch. Erstens wegen der besseren Urlaubsverhältnisse, dann wegen der bei dieser Witterung viel angenehmeren Privatquartiere. Kaserne ist eben Kaserne, und vor allem hat sie einen Hof. Falls die Urlaubsgerüchte sich zu Tatsachen verdichten, werde ich einmal einen Sonntag vorher per Rad die umliegenden Dörfer abstreifen wegen Speck und Eiern für Euch. Eier werde ich ganz bestimmt mitbringen können, wenn der Urlaub nicht – wie letztlich – so plötzlich kommt, dass man gerade Zeit hat, seinen Koffer zu packen. Die Hühner legen ja auch jetzt mehr.

Ich danke Euch nochmals sehr. Auch Tilde für das wunderbare Prospekt von Köln, das ich gestern bekommen habe. Zum Schluss noch einen neuen Witz, den ich als deutscher Soldat nur verwerfen kann, Euch aber mitteile, um die unverantwortliche Gesinnung mancher Volksgenossen zu brandmarken.

Man sagt jetzt nicht mehr: «Ich esse trockenes Brot», sondern: «Adolf-Hitler-Kuchen!» Viele herzliche Grüsse

Euer Heinrich

30. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 5.3.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Gestern habe ich Euren Brief erhalten; das Raumpaket ist ja schon lange hier, aber die Hosenträger noch nicht; hoffentlich sind sie nicht verlorengegangen; morgen – heute habe ich Wache – gehe ich zu Hanneken, dann wird wohl auch das grosse Paket dasein. Die Schuhe bringe ich dann mit, wenn ich in Urlaub komme.

Die Urlaubsangelegenheit ist noch nicht so klar, wie ich annahm; es wird wohl doch noch acht bis zehn Tage dauern; dafür habe ich aber Aussicht, vierzehn Tage in einem zu bekommen; ich habe gestern Mittag mit unserem Oberleutnant gesprochen und ihn gebeten, mir aus beruflichen Gründen, damit ich noch einmal vierzehn Tage intensiv arbeiten könne, die zwei Wochen in einem zu geben; er zeigte Verständnis dafür, sagte mir aber, ich müsste nächsten Mittwoch noch mal wiederkommen, da er selbst gestern gleich in Urlaub fuhr. Jedenfalls werde ich aber meine sieben Tage noch kriegen.

Falls die Urlaubslage klar ist, schreibe ich natürlich gleich. Hoffentlich kann ich dann von H. noch ein paar Kleinigkeiten mitbringen; zu diesem Zwecke wäre es gut, wenn unsere Weiber oder auch Vater sich auf die Suche machten nach Hautcremes aller Art für Frau H. H. bat mich nämlich darum, im Urlaub in Köln danach zu fahnden.

Caspar scheint ja wirklich völlig übergeschnappt zu sein.

Gertrud werde ich das betreffende Bild so bald wie möglich besorgen.

Das Wetter ist hier ganz grossartig; nur schade, dass wir jetzt nur noch selten herauskommen. Viele herzliche Grüsse und alles Gute

Euer Heinrich

Schreibt mir, wie es mit Hautcreme steht.

---

*31. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 12.3.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Vielen Dank für Euren Brief vom Sonntag. Hier hat der Winter jetzt endgültig aufgehört, und heute ist ein wunderbarer Frühlingstag; ich habe allerdings unglücklicherweise von den letzten kalten Winterwinden noch eine unangenehme Grippe erwischt und liege nun seit Freitag. Jetzt bin ich aber wieder über den Berg und habe fast gar kein Fieber mehr; es geht hier im Lazarett (fabelhaftes Zweibettzimmer) der Genesung entgegen. Ich habe sowohl auf künstliche wie natürliche Weise viel geschwitzt und bin natürlich noch sehr schlapp, aber ausserhalb jeglicher Gefahr. Ich habe auch von Alois die Bilder und den Brief bekommen. Bestellt ihm vorläufig meinen herzlichen Dank; wenn ich wieder ausserhalb des Bettes bin, schreibe ich ihm. Was Vaters und Alois' Besuch anbetrifft, so würde ich Ostern vorschlagen, denn am nächsten Sonntag bin ich wohl noch nicht wieder ausgangsfähig, und solange ich im Lazarett liege, als Rekonvaleszent, hat die weite Reise ja wenig Sinn, da wir uns ja doch nur in Gegenwart anderer einige Stunden anöden könnten. Bis Ostern bin ich jedoch ganz gewiss wieder entlassen, und falls ich nicht einige Tage Erholungsurlaub ausschlagen kann, könnt Ihr ja dann Ostern kommen.

Ich liege hier fabelhaft (natürlich jetzt mit den Augen eines Gesunden gesehen) im fünften Stock und kann ganz Osnabrück überblicken. Das Essen ist gut und vor allem Frauenpflege, das ist viel wert.

Fips wird mittlerweile wieder in seiner alten Stellung sein. Alois wird wohl hoffentlich noch etwas Zeit haben.

Also, macht Euch keine Sorgen und schreibt mir, ob Euch Ostern recht ist oder ob Alois nicht gern auf das Familien-Osterhasenspiel verzichtet. Ich kann es ihm nicht für übelnehmen.

Viele Grüsse  
Euer Heinrich

32. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 15.3.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Ich danke Euch sehr für Euren Anruf gestern Abend und die beiden Briefe, die ich heute bekommen habe. Mir geht es ausgezeichnet, ich habe schon seit zwei Tagen keine Spur von Fieber mehr und fühle mich sehr wohl. Die Ärzte sind äusserst vorsichtig hier, deshalb darf ich auch noch nicht aufstehen. Ich halte es für geradezu wahnsinnig, dass Vater oder gar Mutter unter diesen Fahrtverhältnissen eine derartig weite Reise machen wollen. Es ist für einen jungen Menschen schon eine widerliche Strapaze, für Mutter würde es der glatte Tod sein, für Vater ein mindestens halber. Ihr könnt Euch wirklich nicht vorstellen, wie schrecklich das ist, ich spreche doch nun aus reichlicher Erfahrung. Ich warte deshalb mit der Absendung der verlangten Bescheinigung bis auf Weiteres und hoffe, dass Ihr Euch besinnt. Mir geht es tatsächlich jetzt wieder gut, Ihr könnt mir das doch glauben. Wenn es mir elend ginge, würde ich schon von selbst nach einem Besuch verlangen, aber wir werden uns ja so bald wiedersehen, ich rechne ganz gewiss mit einem Erholungsurlaub. Schickt mir auch bitte nichts zu essen, die Verpflegung ist hier so gut, dass ich nicht einmal immer alles aufesse. Nach einer so langen Urlaubssperre halte ich bestimmt noch vierzehn Tage aus, und länger dauert es gewiss nicht mehr. Hoffentlich seid Ihr jetzt wenigstens so weit beruhigt, dass Ihr von dem Besuch abseht, solange ich noch zu Bett liege. Davon hätte ich doch nichts. Mir geht es sehr gut. Glaubt mir nur, ich bin doch kein Kind mehr. Es liegt nicht der geringste Grund vor, in Sorge zu sein. Weshalb ich überhaupt noch liege, ist mir äusserst schleierhaft.

Hoffentlich kann ich – vielmehr darf ich, denn können tu ich schon – bald aufstehen und, mit einer Befürwortung des Arztes versehen, meinen Spiess wegen Urlaub bestürmen. Euch wünsche ich alles Gu-

---

te und grüsse alle herzlich, besonders Mutter  
und Vater, die jetzt hoffentlich aller Sorgen frei sind.

Euer Sohn und Bruder Heinrich

33. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 17.3.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Mir geht es ausgezeichnet. Hoffentlich kann ich bald aufstehen und in Urlaub fahren. Übrigens dürfte die Bezeichnung Lungenentzündung etwas übertrieben sein für meine glücklich überwundene Krankheit. Es war nur eine starke Bronchitis mit Grippe. Heute bin ich schon zehn Tage krank, davon drei Tage nun schon völlig gesund, ohne leider aufstehen zu können. Aber es wird wohl nicht mehr lange dauern. Nächste Woche soll ich noch einmal durchleuchtet werden; ich denke, dass das der feierliche Abschluss ist und danach der Urlaub beginnt. Falls ich Ostern nicht zu Hause bin, erwarte ich dann Besuch; ob ich Vater allerdings raten würde, eine solche Reise zu unternehmen, möchte ich ihm selbst überlassen, allerdings nicht ohne Warnung. Nach meiner Entlassung aus dem Lazarett werde ich mich zuerst einmal genau orientieren, ob ich Urlaub bekomme oder nicht, damit wir uns nicht eventuell gegenseitig verpassen.

Eventuell werde ich dann auf Eure Kosten einmal anrufen. Die Schwestern hier sind keine Nonnen, aber sehr freundlich und nett. Wir können uns nicht beklagen. Für heute viele herzliche Grüsse, besonders an Mutter und Vater, die hoffentlich keine Sorgen mehr haben.

Euer Heinrich

34. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 18.3.40

Liebe Mutter!

Ich danke Dir sehr für Deinen Brief von heute und das Päckchen, das heute gekommen ist. Das Geld habe ich Samstag bekommen. Mir geht es gut. Heute Morgen bin ich durchleuchtet worden, und der Arzt sagte, dass alles tadellos verheilt sei. Ausserdem durfte ich eine ganze Viertelstunde aufstehen. Zu lesen hätte ich sehr gerne etwas, dazu könnt Ihr mir ein paar Schachteln Eckstein und eine Schachtel Streichhölzer tun; ich kann mir hier nichts besorgen und möchte jetzt das zehn Tage entbehrte Rauchen wieder aufnehmen. Zum Essen braucht Ihr mir vorläufig nichts mehr zu schicken, das könnt Ihr selbst besser gebrauchen, und ich habe hier genug. Lesestoff und Eckstein wären mir dagegen sehr willkommen. Mit dem Erholungsurlaub bin ich auch etwas skeptisch geworden. So schwer krank war ich doch nicht, und der Arzt hier, der die Sache befürworten müsste, ist ein sehr junger Kerl; wir sind uns beide vom ersten Augenblick an unsympathisch gewesen, trotzdem will ich alles versuchen. Für heute noch mal vielen Dank für alles und herzliche Grüsse

Euer Heinrich

Denkt vor allem an Streichhölzer.

Kann man das Fleisch noch länger verwahren? Ich möchte es vielleicht für magere Tage aufheben.

---

*35. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 27.3.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Über Euren Anruf am Ostermontag habe ich mich sehr gefreut. Gertrud war wohl nicht zu Hause, die anderen Stimmen habe ich ja alle gehört. Der Lauf der Dinge für die nächsten vierzehn Tage steht jetzt fest: Ich habe heute Morgen mit dem Arzt gesprochen: Am Freitag oder Samstag werde ich mit acht Tagen Urlaub entlassen. Dann kämen noch sieben Tage von der Kompanie; ungünstigenfalls wird man mir alles zusammen auf zehn Tage streichen, das ist immerhin eine ganz beachtliche Spanne Zeit; darüber geht der halbe April schon mal wieder hin! Sonntag oder spätestens Montag werde ich dann also zu Hause sein. Falls ich samstags entlassen werde, komme ich natürlich erst Montag, weil ja über Sonntag die Schreibstube zu ist. Fips wird dann wohl auch mittlerweile in Urlaub sein. Ich war sehr überrascht, dass er schon wieder zu Hause war, weil ich ja am Tage vorher erst einen Brief von ihm von der Ostsee bekommen hatte. Gestern Abend habe ich auch die beiden Bücherpakete von Tilde bekommen. Ich bin ihr sehr dankbar, mit diesen Büchern komme ich bis Ende der Woche aus. Die Schokolade ist auch sehr willkommen; hoffentlich gibt es in Köln noch so viel Sherry-Brandy, dass ich mich gebührend revan- chieren kann bei all meinen Bücherleihern. Ich weiss gar nicht, wie ich die Bücher alle wegschleppen soll. Es sind in den drei Monaten unheimlich viel geworden. Ich hatte schon eine grosse Margarineki- ste vollgepackt, die ich zur Post schleifen wollte, aber darüber bin ich krank geworden. Ich will mal sehen, ob ich alles mitnehme oder ob ich es auf die Post tue; aber das ist mir zu riskant. Jedoch gedenke ich nicht, über diesem schwierigen Problem meinen Urlaub zu versäu- men; es wird sich schon machen lassen.

Übrigens zum Abschluss noch die Mitteilung, dass ich in den letz-

ten zehn Tagen von 73 Kilo auf (heute) 79 Kilo gekommen bin. Viele herzliche Grüsse und auf Wiedersehen

Euer Heinrich

*36. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 7.4.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Heute habe ich Bereitschaftsdienst und kann somit noch nicht zu Tante Böll gehen, aber ich werde im Laufe der Woche wohl Gelegenheit dazu haben. Am besten wäre ja sonntags morgens. Hier ist das herrlichste Wetter, um so unangenehm, dass ich gerade an einem solchen Sonntag Dienst haben muss, doch dafür bin ich gestern den ganzen Nachmittag draussen gewesen. Hoffentlich brauchen wir diese Nacht nicht raus. Am Mittwoch werde ich zum ersten Mal nach fünf Wochen wieder Dienst mitmachen; ich fühle mich auch wieder vollständig gesund.

An den Urlaub denke ich gar nicht mehr, wenigstens nicht an den vergangenen, ich warte jetzt auf den kommenden; im Frühling und Sommer lässt sich gut ein halbes oder dreiviertel Jahr ohne Urlaub auskommen; man hat ja viel mehr Gelegenheit, sich Ablenkung zu verschaffen. Vor allem wird das Fahrrad mir dabei ein treu dienender Esel sein. Am meisten gespannt bin ich vorläufig darauf, was mit Alois geschieht. Ich wünsche ihm eine angenehme Truppengattung und eine nicht zu östliche Garnison. Im D-Zug, bei meiner Rückfahrt, waren wieder viele eingezogene Zivilisten, die ich anfangs wegen ihrer Jugend bemitleidete, bis sich später herausstellte, dass es alles angehende Zwölfender waren. Da hörte natürlich jedes Mitleid auf. «Jeder ist seines Glückes Schmied», sagte Fips ja gelegentlich während meines Urlaubs. Das stimmt allerdings leider nur teilweise.

Schickt mir doch bitte gelegentlich «Kemal-Zigaretten» (bei Grassmann zu bekommen), wenn es noch welche gibt. Das Fahrrad



wird wohl schon unterwegs sein. Ich danke Euch noch einmal für alles, was mir im Urlaub Gutes angetan wurde, und grüsse alle herzlich, besonders Mutter und Vater,

Euer Heinrich

37. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 9.4.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Vielen Dank für Brief und Karte. Der Zeitungsausschnitt ist ja ganz nett, aber es dürfte wohl doch einige Zeit dauern, ehe die Nachbarschaft von Tante Böll, die ja übrigens äusserst fruglich ist, Früchte trägt, falls sie überhaupt fruchtbar ist. Morgen Nachmittag haben wir ja um vier Uhr (hoffentlich) dienstfrei, dann gehe ich zu ihr; anschliessend dann zu einer musikalisch-literarischen Veranstaltung im Schloss. Donnerstag oder Freitag werde ich Euch dann schreiben, ob überhaupt die vermutete Nachbarschaft besteht und wie weit die freundschaftlichen Beziehungen gehen, falls solche bestehen. Das Wetter hat leider wieder nachgelassen, es ist kühl und feucht. Ich habe mich doch entschlossen, heute schon wieder Dienst mitzumachen; der Dienst ist erträglich; wir misten in mehr oder weniger gemütlichem Tempo die Pferdeställe aus. Wahrscheinlich werde ich am Freitag wieder schreiben, dann habe ich nämlich wieder Bereitschaftsdienst, also Zeit genug. Sonntag Nacht sind wir leider dreimal herausgeholt worden. Meinen Brief von Sonntag werdet Ihr wohl inzwischen erhalten haben. Bis Ende dieser Woche wird wohl mein Rad hier sein. Zu Fuss ist es zwar auch ganz schön, aber man ist nicht so abhängig vom Zustand der Stiefel und Füsse, wenn man ein Rad hat, und ausserdem kann man den Bewegungsradius bedeutend erweitern. Am besten wäre vielleicht doch Tildes Rad gewesen. Für heute viele herzliche Grüsse und alles Gute

Euer Heinrich

38. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 18.4.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Ich danke Euch für Briefe und Karte. Von den Weibern hört man fast nie etwas. Von dem Pfarrer habe ich auch eine Broschüre und fünf Zigaretten bekommen. Die Broschüre eignete sich vorzüglich zur Verpackung von Seife. Ich schicke Euch drei Stücke gute Kriegsseife. Das Päckchen ist schon fertig und wird heute oder morgen zur Post gegeben.

Sonst nicht viel Neues. Kipshoven hat mir heute geschrieben. Der Dienst ist immer noch erträglich. Nur Arbeitsdienst. Gott sei Dank vergeht die Zeit sehr schnell. Ich bin jetzt schon vierzehn Tage wieder hier. Wir haben auch jetzt wieder etwas mehr Wache. Das ist ganz gut, eine Abwechslung. Nächste Woche gehe ich noch mal zu Bölls. Tante soll mir vielleicht aus dem Kreise ihrer Bekannten Nachhilfestunden verschaffen.

Ich bin einmal gespannt, was mit Alois geschieht. Ich wünsche ihm alles Gute und viel Glück. Alfred habe ich auch geschrieben. Hoffentlich wird er am 20. um zwei Mark befördert. Denkt doch bitte daran, dass Ihr das Sonntagsabonnement der *K. V.* auf meinen Namen bestellt. Wir haben das damals ganz vergessen.

Heute Abend oder morgen wird wohl Post von Euch kommen. Wenn Alois noch einmal reklamiert würde, würde ich mich sehr freuen, aber ich habe wenig Hoffnung, zumal ja jetzt wirklich Krieg ist. Es scheint doch, dass oben in Norwegen, dessen Neutralität die englischen Verbrecher verletzen wollten (die bösen Buben!!), ordentlich geschossen wird. Hoffentlich entscheidet sich bald alles. Für heute herzliche Grüsse und alles Gute

Euer Heinrich

---

39. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 22.4.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Ich danke Euch herzlichst für das Päckchen. Gestern habe ich auch den Frachtbrief für mein Fahrrad bekommen. Das Rad war aber noch nicht angekommen. Darum habe ich mir ein Rad gepumpt und von mittags bis nach zwölf eine wunderbare Radtour in die Gegend gemacht. Das Wetter war wirklich sommerlich; heiss und klar, ich habe tüchtig geschwitzt und war hundemüde, aber es war sehr schön; die Gegend ist herrlich hier. Wir hatten einige mehr oder weniger romantische Aufnahmen gemacht; auch eine von mir, von der ich Euch, sobald sie fertig ist, ein paar Abzüge schicken werde.

Heute habe ich wieder Bereitschaftsdienst; darauf hatte ich mich schon gestern gefreut, weil ich mich gründlich auszuschlafen gedachte und überdies mir für den Nachmittagsdienst keine Kopfschmerzen zu machen brauchte. Aber es ist immer mit grossen Enttäuschungen verbunden, wenn man den Tag vor dem Mittag lobt. Wir mussten ganz plötzlich weg, zum Begräbnis eines Marinesoldaten, Ehrensalue schießen. Der Friedhof war etwa sieben Kilometer von hier, und so sind wir die vierzehn Kilometer in der tollen Hitze mit Stahlhelm und Gewehr getapst. Als erster Marsch nach langer Zeit war es sehr anstrengend; ich war völlig nassgeschwitzt und habe mich ganz waschen und umziehen müssen. Ich hätte lieber drei Stunden exerziert als diesen zweistündigen Marsch, und da Ihr meine Abneigung gegen Exerzieren kennt, könnt Ihr Euch denken, wie wüst ich geschwitzt habe. So bin ich nun um volle drei Stunden meines schönen Bereitschaftsdienstes beschissen worden. Leider ist auch der dienstfreie Nachmittag für den Bereitschaftsdienst weggefallen; wir müssen jetzt, wenn wir um eins abgelöst werden, um zwei wieder Dienst mitmachen. Alles ist Scheisse.

Am Samstagabend musste ich hier im vollbesetzten Stadttheater von der Bühne aus einige Sätze aus der Führerrede vom 1.9.39 vortragen. Ich war von unserem Oberleutnant dazu bestimmt worden. Es war eine Führer-Geburtstagsfeier. Ich habe das Lampenfieber dadurch überwunden, dass ich möglichst geringschätzig von den Zuschauern dachte. Es hat ganz gut geklappt, obwohl dem Veranstalter meine Stimme etwas zu wenig soldatisch klang. Ihr seht, dass man in die tollsten Situationen kommen kann.

Sonst hier nichts Neues. Wir exerzieren jetzt wieder. Scheisse. Fips schrieb mir auch heute. Ich bin mal gespannt, ob er Gefreiter geworden ist. Von uns ist keiner befördert worden.

Besuchen braucht mich vorläufig keiner; ich bin ja vor vierzehn Tagen noch zu Hause gewesen. Vielleicht könnte Alois, wenn er noch für einige Wochen oder Monate reklamiert würde, mich Mitte oder Ende Mai einmal besuchen, damit wir uns auf die so sehr unbestimmte Zeit hin verabschieden können. Aber das hat ja wohl hoffentlich noch Zeit mit ihm. Die Kaserne ist, seit dem Tag, wo ich wieder hier bin, vollständig leer und wieder voll geworden. Augenblicklich laufen viele Zivilisten hier herum, die auf ihre Einkleidung warten. Wenn Alois zufällig hierhin käme, das wäre ja toll.

Es war übrigens entsetzlich, die Bemerkungen der Kameraden heute Mittag bei dem Begräbnis zu hören. Wir leben anscheinend in einer Welt von Schweinen. Die Ansicht, dass der Mensch nur eine etwas höhere Art von Tier ist, ist allgemein verbreitet. Dann dazu noch äusserst eindeutige Anwürfe in Bezug auf die Frau des Gefallenen. Heldenverehrung. Aber schweigen wir. Nochmals vielen Dank für alles und herzliche Grüsse

Euer Heinrich

---

40. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 26.4.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Ich danke Euch für die Karte von Dienstag. Über eine Ein- und Zweipfennig-Aktion ist mir auch nichts bekannt. Ich will bei der nächsten Gelegenheit mal Hanneken fragen. Soeben habe ich auch mein Fahrrad abgeholt; es fährt tadellos, ist allerdings unterwegs völlig verrostet; das stört mich jedoch sehr wenig.

Heute hat das schöne Wetter leider aufgehört. Es regnet viel, aber warm. Seit heute bin ich auch glücklicher Besitzer einer Dienstbrille, die ich Gott sei Dank nur beim Schiessen und im Kino anzuziehen brauche. Ich sehe darin aus wie ein russischer Anarchist aus dem Jahre 1890. Sonst alles immer dieselbe Scheisse. [...]

Heute Abend besuche ich den Vikar hier; ich bin mal gespannt; beim Kaplan waren wir schon; er war nicht übel, aber nur «nicht übel»! Kaplan Heinen war doch eine unersetzliche Ausnahme. Von uns waren jetzt ein paar Mann im Kasten für ein paar Tage; ich werde mich schwer bremsen, denn nach ihrer Schilderung ist es dort äusserst ungemütlich.

Ich grüsse Euch alle, besonders Mutter und Vater, herzlichst und lasse auch alle Bekannten grüssen

Euer Heinrich

Morgen oder übermorgen schicke ich Euch ein Foto von mir.

*41. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 28.4.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Vielen herzlichen Dank für das Päckchen; ich habe es gestern bekommen. Zigaretten sind manchmal in der Stadt hier sonntags abends und montags früh fast keine aufzutreiben. Die Soldaten rauchen alles weg. Augenblicklich ist wieder Hochbetrieb hier; es sind viele Rheinländer da. Eben habe ich auch Vaters mir so erfreuliche Ankündigung bekommen. Dafür nochmals ganz besonderen Dank. Das Wetter ist jetzt etwas trübe und nass, aber immer noch sehr mild. Auf Wache ist es jetzt auch viel erträglicher als im Winter.

Heute Nacht um halb drei vollende ich meinen achten Monat hier in der Kaserne; die Zeit ist zwar wahnsinnig schnell vorbeigegangen, aber im Ganzen scheint es mir doch, als ob ich schon jahrelang hier wäre. Das grosse Kasernement, das mich damals geradezu erschreckte, ist jetzt schon etwas Selbstverständliches geworden; ich habe die Kaserne in Porz nicht mehr ganz im Gedächtnis, aber ich glaube, dass unsere noch etwas grösser ist; es wäre doch schön, jetzt irgendwo im Privatquartier zu liegen.

Ich schicke Euch ein Bild von mir; wenn es Euch gefällt, schicke ich noch ein paar; Familie Böll junior bekommt auch eins. Sie sind noch beim Fotografen.

Vom Kupferpfennig-Urlaub weiss ich noch nichts. Ich werde mich aber mal erkundigen. Sonst ist hier nichts Neues; es ist alles beschissen; heute Morgen sind wir einige Stunden planlos durch die Stadt gebummelt und haben unter anderem das erste Eis gegessen; das ist sonntags besonders trostlos. Alles wimmelt von Soldaten.

Trotzdem lässt es sich hier noch gut aushalten.

Ich danke Euch für alles und grüsse alle herzlichst

Euer Heinrich

---

*42. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 30.4.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Ich danke Vater vielmals für das Geld; vorübergehend war ich schwer in der Klemme; nun bin ich wieder über den Berg. Die Gelegenheiten, Geld auszugeben, sind so zahlreich, und der Drang, die kurzen Stunden relativer Freiheit zu geniessen, ist so stark, dass man stundenweise eine Hemmungslosigkeit entwickelt, die nichts anderes ist als eine Abart von Unverschämtheit. Ich glaube, dass dieses Garnisons-Soldatenspielen im Krieg auf die Dauer wirklich demoralisierend wirkt. Vor allem fällt mir die Kaserne immer mehr auf die Nerven; so sehr, dass ich jede Stunde, die ich nicht schreibend oder lesend ihr Dasein zu übersehen fähig bin, ausserhalb verbringe. Neuerdings habe ich auch schon angefangen, draussen zu lesen. Die Sonne bringt zwar unheimlich viel Schweiss, aber die freien Stunden sind darum um so schöner.

Am Freitag waren wir beim Vikar hier in Haste, wir waren nur zu dritt; mein neuer Freund – Willi Filthaut –, der Kaplan und ich; wir haben ausgezeichneten Wein getrunken und uns nett unterhalten; er ist ein kriegsgeweihter, ganz junger Kleriker, höchstens zwei Jahre älter als ich; ich war der einzige Raucher in der Runde, aber das störte meinen Genuss nicht im mindesten. Der Vikar hat Peter Wust gut gekannt (der Freund von Etas Mann), der vor einigen Wochen gestorben ist. Der Pastor hier ist ein geradezu grauenerregender Fall von Pfaffe. Eine aufs Geld versessene, möhnige, bürgerliche Blindschleiche – in jeder Beziehung ein Blindgänger der Una Sancta. Ein Glück, dass man antiklerikal gewappnet ist – sonst könnte solch ein unerschütterlicher Aspirant auf den Himmel, ein Subskribent auf die ewige Seligkeit, Abonnent auf einen samtgepolsterten Stuhl in den Gefilden der Freude wirklich Anlass zu einer völligen Revolution sein. Es ist wirklich schade, dass man nicht das Gemüt von Hans im

Glück hat – sonst könnte man vielleicht, nachdem man Köln gegen Osnabrück und Heinen gegen einen Klumpatsch unbestimmter Pfäfflein getauscht hat, noch glücklich sein. Aber die Hanse im Glück sind seltene Hanse. Ihr seht, dass man beim Kommiss sogar einen gewissen Grad von untergeordneter Weisheit erlangen kann.

Manchmal, aber äusserst selten male ich mir aus, wie es sein wird, wenn ich wieder die Uniform ausziehe; aber das sind dann nur Träume von Dingen, an deren Verwirklichung zu glauben man völlig unfähig geworden ist. Dabei bin ich erst acht Monate Soldat, nicht einmal so lange, wie ein Kind braucht, um zum ersten Mal das mehr oder weniger sehenswerte «Licht der Welt» zu erblicken. Aber diesen Zustand (der Ungläubigkeit, dass man jemals wieder Zivilist wird) lässt einen das Soldatenleben jahrelang ertragen. Man darf sich nur nicht zuviel Hoffnungen machen, dann kann man es, mit sieben Tagen Urlaub alle halbe Jahre, so lange aushalten, wie es anderen als notwendig erscheint. Ich werde Alfred im nächsten Brief fragen, ob er nicht auch diesem unglaublichen Zustand sich bald nähert.

Für heute viele herzliche Grüsse und Dank für alles (die Zigarren waren auch fabelhaft)

Euer Heinrich

Grüsst Bruno, Cech usw.

#### *43. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 2.5.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Ich habe soeben Mutters Brief bekommen, vielen Dank dafür. Dass ich auf dem Bild ein bisschen mitgenommen aussehe, ist nicht weiter erstaunlich, denn es ist nach einer ziemlich anstrengenden Radtour in der Mittagshitze aufgenommen. Sonst geht es mir nämlich gesund-



heitlich ausgezeichnet. Zu essen habe ich auch immer genug; Ihr braucht mir bestimmt von Eurem Speck nichts mehr zu schicken.

Die Frage von Alois' Besuch wird nun akut; ich habe nämlich eine Überraschung für Euch, die ich leider per Post nicht übermitteln kann und die, je länger die Zeit fortschreitet, an Wert verliert. Es wäre gut, wenn Alois Pfingsten käme, falls das sich familiär machen lässt. Ich will sehen, dass ich dann für die beiden Tage ganz nach Osnabrück beurlaubt werde. Ich werde mich dann nächste Woche so aufführen, dass ich würdig bin. Alois soll mir dann schreiben, ob er bei Bölls, bei Hanneken oder im Hotel schlafen will, damit ich dann eventuell die Wege ebnen kann. Ich werde Alois auch noch schreiben.

Es wäre dann sehr nett, wenn vielleicht im Juni, Mitte oder Ende, Vater einmal käme, da werden wir uns dann noch darüber verständigen; dann wird wohl auch hoffentlich das Wetter etwas beständiger sein; gestern habe ich Wache gehabt; es war nachts doch ein wenig kalt.

Ich werde Alois dann noch schreiben; gestern Abend waren wir noch mal bei Hanneken; wir haben ordentlich Schnaps da getrunken und fabelhaft zu Abend gegessen. Heute haben wir auch frei. Also, die Sache mit der Überraschung ist durchaus ernst. Falls Alois nicht kann, kann ja ein anderer kommen; Voraussetzung ist natürlich, dass ich Pfingsten wenigstens entweder von Sonntagnachmittag an oder bis Montagmittag frei hab; es könnte gut sein, dass ich von Samstag auf Sonntag oder von Montag auf Dienstag Wache oder Bereitschaftsdienst habe. Wenn ich nun Sonntag auf Montag Dienst hätte, wäre natürlich alles Scheisse; ich könnte höchstens dann vielleicht Dienstag frei fragen, aber das geht ja nicht wegen der Sonntagskarte. Im Notfall, falls unerwartet noch etwas dazwischenkommen sollte, wenn wir schon alles abgemacht haben, rufe ich dann eben an. Also, äussert Euch bitte dazu. Samstag habe ich ja schon um halb drei frei, aber da würde ich schon ohne Schwierigkeiten um zwölf freibekommen, ich komme dann zur Bahn, wenn der Zug günstig einläuft.

Urlaub wegen Kupferpfennigen gibt es nicht; ich habe Hanneken gefragt; er sagt, es wäre nur ein Gerücht, das man nicht dementiert, damit die Leute weiter sammeln.

Also, vielen herzlichen Dank, herzliche Grüsse und alles Gute  
Euer Heinrich

Vielleicht könntet Ihr mir noch etwas Pervitin für meinen Vorrat besorgen?

#### *44. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 20.5.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Vielen Dank für das Päckchen. Zigaretten sind hier auch in der Kantine zu kriegen; wenn man rausgeht, muss man sich versorgen. Ich hatte Alois aber nur zwei Paar Socken mitgegeben; ein Paar ist sicher von Alfred; ich schicke sie bei der nächsten Gelegenheit wieder mit. Es freut mich, dass die Überraschung Freude bereitet hat. Wenn ich Glück habe, kann ich schon in sechs bis acht Wochen wieder in Urlaub kommen. Die Sperre ist wieder aufgehoben. Mir geht es ausgezeichnet, hier ist wunderbares Wetter; gestern habe ich den ganzen Tag in der Sonne gelegen und gelesen. Dabei habe ich Gott sei Dank etwas vorgeschlafen, denn heute Nacht mussten wir zwei Stunden unten im Keller hocken. Hanneken hat mir beim letzten Besuch eine ungeheuerliche Neuigkeit unterbreitet: Er behauptet, dass ich, falls der Krieg etwa im Herbst zu Ende ist, nicht mehr weiter zu dienen brauche; ich wage kaum, es zu glauben. Er behauptet aber, dass er es schwarz auf weiss gelesen hat. Leider redet er ein wenig viel; letzthin hat der Hund uns zum Biersaufen verleitet, wobei wir unser schönes Geld sinnlos verprasst haben.

Die Ankunft des gewünschten Paketes erwarte ich sehnlichst, besonders, da das Wetter immer schöner wird.

Bald hoffe ich, Euch noch einige Bilder von Alois und mir schicken zu können. Sie werden wohl in den nächsten Tagen fertig sein. Am Samstag habe ich auch Vaters zehn Mark erhalten; ich danke sehr dafür; es wäre schön, wenn Vater mich nächstens, vielleicht Ende Juni, mal besuchen würde an einem schönen Tag. Ich wünsche Euch alles Gute und danke nochmals herzlichst

Euer Heinrich

45. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 25.5.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Vielen Dank für Euren Brief von heute. Ich bin froh, dass es Euch soweit noch gut geht. Winfrieds Krankheit ist ja bedauerlich. Kann ich ihm nicht mal schreiben? Nach Essen habe ich noch nicht geschrieben.

Mir geht es soweit ganz gut. Ich bin jetzt wegen meiner Füße zum Arzt gewesen und bekomme nun Einlagen gegen anormalen Hohlfuß. Hoffentlich kann ich dann besser laufen. Unsere Lage hat sich insofern verändert, als jetzt feste Termine für unsere Versetzung vorliegen. Wir kommen in zwei Partien weg, die erste Hälfte bis zum 2. Juli, die zweite Hälfte bis zum 30. August. Mit welchem Schub ich fortkomme, ist noch nicht sicher, ich werde das aber bald von Hanneken gewahr. Vorher wird es jedenfalls noch Urlaub geben. Wir kommen dann zunächst nach Danzig. Wohin weiter, ist natürlich unklar. Mir ist aber auch alles egal. Montag- oder Dienstagabend rufe ich nach sieben Uhr noch bei Euch an.

Ich kann verstehen, dass Ihr mir das Paket nicht schicken könnt, aber trotzdem beharre ich auf meiner Bitte; von Weitem sieht sich das alles gefährlicher an, als es ist. Überlegt es noch mal und schickt es dann ab. Meine Bücher werde ich auch bald wegschicken, den Rest

hoffe ich dann persönlich überbringen zu können. Heute oder Montag / Dienstag werden auch die Fotos fertig. Ich schicke sie dann gleich. Ihr könnt mir ja dann schreiben, wieviel Ihr von jedem haben wollt, einschliesslich Böll Alois (der glückliche) Junior. Ich bin mal gespannt, ob man Heinz nun schnappen wird. Es ist eine wirklich zu starke Versuchung zum Neid, soviel Glück mit ansehen zu müssen. Mitten im schlimmsten Krieg im sonnigen Süden!

Heute Nachmittag und morgen habe ich Gott sei Dank frei. Am Montag muss ich zum Lazarett wegen Gipsabdrücken für meine Einlagen. Es ist wirklich toll, dass ausgerechnet ich mit meinen Füßen zur Infanterie kommen musste, aber trotzdem habe ich ja bisher bezüglich Kommiss keinen Grund, mit meinem Los unzufrieden zu sein.

Ihr braucht Euch wegen Rauchwaren für mich nicht zu sehr zu bemühen. In den Kantinen hier kann man immer noch welche kriegen. Schickt mir auch bitte keinen Pfeifentabak mehr, meine Pfeife ist nämlich in die Brüche gegangen, und eine neue kaufe ich mir erst, wenn es keine Zigaretten und keinen Zigarettentabak mehr gibt. Ich kann es immer noch nicht ganz fassen, dass nun im Westen der Krieg in der alten, schrecklichen Weise wieder begonnen hat; ich bewundere die Leute, die diese Tatsache unbewegt hinnehmen; gleichzeitig kann ich nicht anders, als ihre Vergesslichkeit verachten. Ich bin froh, dass Ihr von Peter ein Lebenszeichen erhalten habt; hoffentlich hören wir bald auch von allen anderen. Überlegt Euch also nochmals die Sache mit den «Bewussten», und seid nicht zu ängstlich. Ich habe mich jetzt auf «Hochland» abonniert, man hört ja sonst überhaupt nichts Vernünftiges mehr.

Ich grüsse Euch alle herzlich und danke für alles

Euer Heinrich

Auf Wiederhören am Montag oder Dienstag.

46. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Osnabrück, den 7.6.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Gestern habe ich zu meiner grossen Freude wieder von Vater Geld bekommen; ich danke herzlichst; abends war ich daraufhin mit meinem Freund Willi sehr nobel Eis essen und Koteletts, anschliessend bei Hanneken noch mal Bratkartoffeln und Rührei; Ihr seht, dass ich wie ein Fürst lebe. Hanneken teilte mir auch vertraulich mit, dass wir höchstwahrscheinlich am 26. Juni Ersatz bekommen und abhauen; es wird also mit meinem Urlaub noch eben klappen. Es kann ja auch sein, dass ich mit dem zweiten Transport wegkomme, aber mir wäre lieber, jetzt gleich mit dem ersten; ich bin allen Ernstes froh, wenn ich vom Kasernen-Militarismus zum Feldsoldatentum überwechseln kann; meiner Meinung nach bedarf es keiner Frage für einen jungen Mann, der weder Frau noch Kinder (und Kegel) hat, welches Leben menschen- und mannwürdiger ist; Ihr wisst gut, dass ich mich in der Richtung nicht durch Filme usw. beeinflussen lasse; es ist wirklich eine erworbene, eigene Erkenntnis; ausserdem möchte ich auch, da ich nun einmal Soldat im Kriege bin, auch den Krieg kennenlernen; und da von so unzählig vielen im Westen nur zehntausend gefallen sind, werde ich ja wohl wahrscheinlich wieder nach Hause kommen; das gibt natürlich ein unvorstellbares Fest, wenn – wie wir hoffen – alle unsere Freunde wiederkommen. Markard wird dann hoffentlich Urlaub mit Zivilerlaubnis bekommen, sonst kann er schon gleich wieder abhauen, wenn er in Uniform kommt. Ich wünsche ihm vorläufig nur, dass er nicht eines Tages unter Reue erwacht. Es ist ja wirklich zu beschissen, dass wir uns immer nur um einige Tage verpassen.

Über Tildes ausführlichen Bericht habe ich mich sehr gefreut; den Ausführungen von Heinz zu lauschen, bin ich natürlich sehr gespannt, ebenso wie ich darauf baue, Köln, Euch alle und nicht zuletzt

den jüngsten Spross der Familie wiederzusehen. Über meine Urlaubsverhältnisse seid Ihr ja aufgeklärt; ich kann den Mittwoch, wo sich die Frage «sieben oder vierzehn Tage» entscheidet, kaum erwarten; diese Frage ist mir tausendmal wichtiger wie seinerzeit etwa die Frage, ob ich das Abitur bestehen würde oder nicht. (Lächerlicher Vergleich!)

Der Dienst ist immer noch sehr eintönig; immer Arbeitsdienst; seit acht Tagen schon ist hier wahrhaft paradiesisches Wetter; es wirkt fast bedrückend; man meint eigentlich, dass es im Kriege immer regnerisch und so trübe sein müsste, ich fühle mich wenigstens wohler dabei.

Die Bilder für die beiden Weiber werde ich natürlich prompt liefern; sie kosten mich übrigens fast nichts; aus materiellen Gründen oder um mich zu schonen braucht Ihr Euch also keinerlei Einschränkungen in Fotos aufzuerlegen.

Ich danke Euch nochmals, besonders auch für Tildes tollen Brief, und grüsse Euch alle herzlichst

Euer Heinrich

Das Schicksal meiner Hosenträger ist immer noch ungeklärt.

*47. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Schneidemühl, den 27.6.40

Meine Lieben!

Um 4 Uhr 15 deutscher Sommerzeit habe ich zum ersten Mal in meinem Leben am 27. Juni 1940 die Elbe nördlich Tangermünde passiert und bin somit seit dieser Zeit im gesegneten Osteibien. Berlin und Pommern haben wir leider im Dunkeln durchfahren. Bei Tagesanbruch waren wir hier. Gleich geht es weiter. Adresse und Näheres erfahrt Ihr noch.

Euer Heinrich

---

*48. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 28.6.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Heute Morgen um achteinhalb Uhr sind wir nach äusserst langweiliger Fahrt hier angekommen. Auf der Fahrt nach Schneidemühl durch den Korridor hierher haben wir den ersten Eindruck niederdrückender Trostlosigkeit; die Kaserne und die Grösse der Kompanie war nicht angetan, unsere Stimmung zu heben. Morgen früh geht das Exerzieren wieder los. Meine Stimmung ist etwa minus 30. Wenn wir hier länger als drei Wochen bleiben, werde ich verrückt. Die Bevölkerung ist 90 Prozent polnisch. Der einzige Trost ist, dass ich einen Kameraden aus unserer alten Kompanie wiedergetroffen habe, einen Kölner, mit dem ich mich immer gut verstand. Meine einzige Hoffnung ist die, dass wir bald hier wieder wegkommen. Die Kaserne ist grässlich, und die Aussicht, wieder exerzieren zu müssen, versetzt mich in eine unsagbar tiefe Niedergeschlagenheit.

Falls Ihr die Sachen noch nicht weggeschickt habt, schickt sie hierhin. Vor allem Turnschuhe und Pervitin. Zu fressen gibt es hier – wie man sagt – ohne Marken noch genug.

Bei Gelegenheit schreibe ich noch mehr und hoffentlich dann hoffnungsvoller.

Seid alle herzlichst gegrüsst von Eurem tiefbetäubten Sohn und Bruder

Heinrich

49. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 30.6.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Ihr sollt die ersten sein, die von hier einen Brief bekommen. Zuerst, Lust zu schreiben habe ich zwar keine, deshalb wird es wohl etwas mies ausfallen, aber vielleicht stellt sich während des Schreibens der Mut ein. Meine erste Mitteilung von hier werdet Ihr wohl auch inzwischen bekommen haben. Alfred und Aloisens Familie habe ich nur eine Karte geschrieben. Sie kommen nächstens dran. Wir sind mit einem sehr langen Bart hier angekommen, um einen landläufigen Ausdruck einmal zu gebrauchen. Wir liegen zu 50 Mann auf einer Stube. Die Kompanie ist 500 Mann stark. Von morgen ab müssen wir wieder Dienst mitmachen. Ausmarsch, Geländedienst und nachmittags exerzieren. Es ist zum Verrücktwerden. Dabei herrscht eine Hitze, dass man schon, wenn man bewegungslos liegt, zu schwitzen beginnt. Sonderbarerweise habe ich jetzt sehr starke Beschwerden mit meinem Augenzittern. Ich werde morgen mal damit zum Arzt gehen. Die Augen zittern jetzt auch schon, wenn ich sie geschlossen halte; sie schmerzen auch. Schiessen kann ich ja nun damit überhaupt nicht mehr. Ich denke immer, Träume irritieren einen; warum aber hat niemand sich in netten Nächten schöne, charmante Halluzinationen erdacht, in seligen Spielen endend? – Ihr werdet denken, ich sei verrückt, aber manchmal tut es gut, etwas Unsinn zu schreiben.

Es ist nur ein Glück, dass ich einen vernünftigen Mann hier wiedergetroffen habe, der mit mir schon in Osnabrück gewesen ist. Kölner, Sturmshärler. Ein sehr netter Kerl.

Heute Morgen in der Kirche habe ich einen Kaplan kennengelernt, der auch hier liegt. Hoffentlich werde ich bald von Euch auch Post bekommen. Nach dem wieder mehr. Viele herzliche Grüsse und alles Gute

Euer Heinrich



50. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 4.7.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Die Turnschuhe und den Wäschebeutel mit Mutters Brief habe ich gestern hier in Bromberg erhalten. Es ist jetzt sechs Uhr morgens; ich habe noch eine Stunde Zeit, da wir der Wache wegen heute nicht mit ausmarschiert sind. Heute wird wohl noch Post von Euch kommen. Schreibt nur, sooft Ihr Lust habt; gerade hier in der östlichen Abgeschiedenheit ist Post eine sehr willkommene Überraschung. Heute Mittag muss ich zum ersten Mal hier auf Wache ziehen; bei der wahn-sinnigen Hitze ist das auch Scheisse, aber immerhin besser, als hier fünf Stunden in der Tucheier Heide im Sand und Staub herumzukriechen.

Eben sagte ein Neuer: «Man ist stets todmüde» – die meisten hier in der Kompanie dienen erst sieben Wochen, wir mit unseren zehn Monaten sind «uralte» Knaben; trotzdem müssen wir alles noch einmal mitmachen. Stundenlanges Exerzieren und den ganzen Vormittag im Gelände. Wenn Ihr gern noch Zigaretten und ähnliches haben wollt, hier ist noch vieles zu kriegen. Bohnenkaffee allerdings gibt es nur in den Cafés, nicht zu kaufen als Bohnen. Likör gibt es auch. Sherry-Brandy sogar bei uns in der Kaserne. In den Wirtschaften kriegt man Koteletts wie in Friedenszeiten. Trotz allem würde ich gern auf alles verzichten, wenn ich in eine ganz westliche oder in eine noch östlichere Zone käme. Trotz allem lässt es sich natürlich aushalten hier; die Hitze ist zwar gross (ich schätze 35 Grad), aber eine Schlankheitskur kann ich ja gut gebrauchen.

Eben habe ich Mutters Brief bekommen; ich bin ihr sehr dankbar dafür; sie braucht es sich aber nicht allzu schlimm vorzustellen, das Leben hier. Es lässt sich alles ertragen. Schreibt nur, sooft Ihr Zeit habt. Meine Adresse ist ja jetzt wesentlich einfacher; schreibt mir auch, ob Ihr sowohl in Schrift wie in Inhalt aus meinen Briefen schlau werdet.

Ich glaube nicht, dass Alois noch eingezogen wird; H. hat so Andeutungen gemacht, als wenn ab 1. Juli überhaupt vorläufig keiner mehr eingezogen würde. Hoffentlich stimmt das. Wir hier haben nur den einzigen Wunsch, möglichst bald nach Frankreich versetzt zu werden. Ob unsere Wünsche in Erfüllung gehen, ist natürlich äusserst fraglich. Wir wissen nichts. In mancher Beziehung ist es ja sehr interessant hier. Völkisch und auch landschaftlich; vielleicht komme ich, wenn es sich entscheidet, ob wir lange hierbleiben, dazu, mir mein Rad wieder schicken zu lassen; schreibt mir, ob von den Sachen schon etwas angekommen ist.

Die Cremes habe ich mir in meiner bedauerlichen Schwäche von Hanneken nicht bezahlen lassen. Schickt mir doch bitte, falls möglich, etwas Geld. Die Gelegenheiten (Limonade, Likör, Koteletts, Bohnenkaffee) sind zu viele, als dass ich mich stark zu erweisen vermöchte. Der Durst hat mich sogar dazu verleitet, freiwillig literweise Bier zu trinken.

Alois und Alfred schreibe ich auch heute. Von meinem Freund Deckstein habe ich seit zwei Monaten nichts mehr gehört.

Für heute viele herzliche Grüsse, herzlichen Dank für Mutters Brief und alles Gute

Euer Heinrich

### *51. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 7.7.40

Liebe Eltern, liebe Geschwister!

Ich danke Mutter sehr für das fabelhafte Paket, das mich in tiefer Betrübnis beglückt hat. Postempfang ist immer das spannendste und lohnenswerteste Ereignis des Tages. Leider gibt es auch oft eine Enttäuschung. Von den Hosenträgern habe ich nichts gesehen; alles andere ist gut angekommen. Meine Brille habt Ihr sicher vergessen; sie

liegt in einer Schublade von Alfreds Schreibtisch. Das Leben ist hier derart eintönig, dass wirklich die Briefe, besonders von Mutter, die einzig erwähnenswerten Ereignisse sind. Meine Augen fangen wirklich an, eine Last zu sein; schiessen kann ich wegen des Zitterns überhaupt nicht mehr; morgen früh muss ich zum Augenspezialisten; hoffentlich findet der eine Ursache für das Leiden und kann mir helfen. Von dem Ergebnis der Untersuchung werde ich Euch gleich unterrichten. Leider gibt es heute (Sonntag) keine Post, da die ganze Kompanie bis auf uns neu Hinzugekommene einen Schiffsausflug nach Thorn gemacht hat, an dem ich Gott sei Dank auch nicht teilzunehmen brauche.

Besonderes ist nicht zu berichten. Der Kleriker, den ich vorigen Sonntag kennengelernt habe, ist ein Pater aus Paderborn; ich bin vorigen Sonntagnachmittag mit ihm aus gewesen, er ist ein sehr netter, sanftmütiger Mann, der furchtbar weltfremd ist, weil er schon immer im Kloster war, auch auf der Schule; es scheint aber, dass man ihn einigermaßen anständig behandelt. Er liegt hier in unserer Kaserne, aber bei einer anderen Kompanie; es sind noch mehrere Theologen dabei; wenn ich mich nicht irre, habe ich gestern einen gewissen Blum hier gesehen, der in der Maternusstrasse in Puffis Haus gewohnt hat; Tilde kennt ihn von der Uni her; ich werde mich mal informieren, ob er es auch ist. Bekannte kölsche Gesichter habe ich schon viele in der Stadt gesehen; hier liegen ja auch über 16'000 Soldaten, und davon sind mindestens 80 Prozent Rheinländer. Mein ganzer Sinn steht immer noch auf eine Versetzung von hier; die Rekruten, mit denen zusammen wir jetzt Dienst machen, haben gegen Ende dieser Woche ihre Ausbildungszeit um; dann wird wohl irgendeine Veränderung mit uns eintreten.

Morgen wird wohl Post von Euch da sein. Hoffentlich erfahre ich bald etwas von Deckstein; schreibt mir bitte die Feldpostnummer von Alfred Hoeses, und teilt mir mit, wie es Peter Weidmann geht. Vielleicht habt Ihr auch mittlerweile etwas von dem Schicksal anderer bekannter Soldaten erfahren. Schreibt mir auch, ob die Zigaretten angekommen sind.

Viele herzliche Grüsse und vielen Dank für alles

Euer Heinrich

Mutter scheint der Meinung zu sein, dass ich mich hier in Pommern befinde; ich möchte betonen, dass ich mich hier weit, weit hinter Hinterpommern befinde.

52. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 9.7.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Gestern habe ich den Brief von Vater und heute den von Mutter erhalten; ich danke den Eltern sehr für die lieben Briefe und auch dafür, dass sie so oft schreiben. Das Päckchen habe ich Samstag erhalten, von den Hosenträgern habe ich nichts mehr gesehen.

Mir geht es sonst wie immer; beim Augenarzt war ich gestern; er konnte keine Ursache für das lästige Zittern feststellen, nur deshalb bin ich heute von unserem Arzt wieder endgültig dienstfähig geschrieben worden; ich glaube jedoch nicht, dass ich schiessen kann. Ich werde wohl noch einmal versuchen zu schiessen; wenn es nicht geht, melde ich mich wieder krank. Es geht mir vor allem darum zu verhüten, dass meine Augen stärker geschädigt werden, da das für meinen Beruf nicht gerade angenehm wäre.

Die vierzehn Tage, die ich nun aus dem Urlaub wieder weg bin, kommen mir wie eine Ewigkeit vor; wahrscheinlich, weil der Dienst so lang und der Feierabend so kurz ist. Über meine Augenbeschwerden werde ich Euch auf dem Laufenden halten; vorläufig versuche ich, Dienst zu machen. Seid alle herzlichst gegrüsst und nochmals bedankt für die Briefe von

Eurem Heinrich

---

*53. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 10.7.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Nach Vaters Karte will ich mich nun wirklich befeissigen, deutlicher zu schreiben. Ihr müsst das wirklich entschuldigen; meistens habe ich nur sehr wenig Zeit zum Schreiben. Von morgens fünf bis abends sieben kommt man schon überhaupt nicht dazu; dann ist man müde, hat noch vieles sauberzumachen, und endlich ist es ein an sich schon schwieriges Beginnen, unter dem Lärm und dem Gelaufe von fast 60 Mann einen einigermaßen vernünftigen Brief zu schreiben. Heute (Mittwoch) haben wir etwas früher Feierabend, und nun ist die Bude etwa um die Hälfte leerer. Schreibt mir nur, ob Ihr das hier lesen könnt, sonst werde ich mich noch mehr anstrengen. Also teilt mir darüber mit. Es wird hier viel davon geredet, dass wir bald wegkommen. Angeblich nach Osnabrück zurück, aber ich glaube an solche Veränderungen nicht eher, als bis sie tatsächlich werden. So viel hat man inzwischen gelernt. Ich kann nur hoffen, dass es stimmt, aber glauben noch nicht.

Von den Polen her gibt es auch noch Wanzen hier; ich habe den ganzen rechten Arm voller niedlicher, roter Stiche; Schmerzen und ähnliches verspüre ich nicht. Die wahnsinnige Hitze wird sie wohl in starkem Masse erweckt haben; eine derartige Hitze habe ich aber auch noch nicht mitgemacht; man schwitzt noch, wenn man abends ruhig im Bett liegt. Gestern Abend um Viertel vor neun war es noch 25 Grad im Schatten; Ihr könnt Euch ausmalen, wie es dann morgens und mittags ist. Ich glaube, dass Alois vorläufig nicht weg braucht; man munkelt hier davon, dass alles bis Jahrgang 08 oder 10 wieder entlassen wird; ich mache mich schon auf noch etwa eineinhalb Jahre gefasst.

Schreibt mir, ob Ihr diese Schrift lesen könnt; ich möchte nicht, dass Ihr durch meine Schrift noch weiterhin belästigt werdet. Viele Grüsse und vielen Dank für alles

Euer Heinrich

54. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 12.7.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Vielen Dank für Vaters Geldsendung, die mir äusserst wohlgetan hat; heute Morgen ist sie angekommen; nach dreistündigem Exerzieren in etwa 35 Grad im Schatten, auf dem mit etwa 15 Zentimeter hohem lockeren Staub bedeckten Exerzierplatz, empfang ich den beglückenden rötlichen Abschnitt. Meine Löhnung von gestern war nämlich nach Bezahlung aller Schulden auf 50 Pfennig zusammengeschnitten. Also herzlichen Dank!

Soeben erhielt ich einen Brief an Feldwebel Bergmann zurück; darauf stand mit Rotstift vermerkt: Gefallen für Deutschland, zurück...

Von Deckstein habe ich immer noch nichts gehört; die beiden Spellerbergs liegen in Le Havre; auch von Althoff ist mein letzter Brief (vor etwa vier Wochen) noch nicht beantwortet worden.

Die K. V. schrieb mir heute, dass ich jetzt im Auftrage von Vikar Böll, Köln, regelmässig die heimatliche Zeitung geschickt bekäme. Ihr habt also allen Grund, Euch nicht zu heftig über meine Schrift zu beklagen; im übrigen natürlich herzlichen Dank für das Abonnement.

Die Gerüchte von unserer neuerlichen Versetzung sind schon wieder im Abflauen; leider scheint das auch wieder nichts zu geben; aber hier kann man es auch aushalten; wenn nur diese irrsinnige Hitze nicht wäre; keine Minute am Tage ist man trocken, auch spätabends im Bett noch nicht; Flüssigkeiten nehmen wir aber auch eimerweise ein; und auch die Hitze wäre nicht einmal so grässlich, wenn man nicht mit voller Kriegsbeladung und Stahlhelm in der dicken Uniform laufen und im Staube kriechen müsste. O glorreiche Infanterie!

Der Pater, den ich hier kennengelernt habe, hat am Sonntag für fünf Soldaten, die sich zwischen zwei Gottesdiensten vor der Kirche

fanden, eine stille Messe gelesen; es war sehr schön; vor allem hatte ich das höchst überflüssige Gefasel des Wehrmachtspfarrers gespart; ich finde es wirklich überflüssig, dass man auch noch von Wehrmachtsbeamten sonntags seine Predigt gehalten bekommt.

Der Zustand meiner Taschentücher ist äusserst beklagenswert; schickt mir bitte zehn neue, dann schicke ich die zehn Schweisstücher zurück.

Denkt auch an die Adresse von Alfred Hoeves. Soeben habe ich mit mir aus Anlass der Geldsendung einige Sherrys auf Euer Wohl getrunken; ich bin auch eifrig bemüht, Kaffeebeziehungen anzuknüpfen; leider bisher vergeblich, aber nur Geduld! Viele herzliche Grüsse, alles Gute und vielen Dank für alles

Euer Heinrich

55. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 14.7.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Vielen Dank für die beiden Karten und Mutters Brief. Gestern habe ich auch das Päckchen bekommen. Allen, auch Tilde, Dank für die Beteiligung. Denkt doch daran, mir die Adresse von Alfred Hoeves mitzuteilen. Mein Überdruss am Kasernenleben hat nun seinen Höhepunkt erreicht; bei der nächsten Gelegenheit melde ich mich freiwillig weg, gleich wohin; ich bin bestimmt alles andere als ein Held oder ein Draufgänger, aber dauernd in der Urbrutstätte des Unteroffiziersgeistes, in der Kaserne, ist es nicht zu ertragen; ich halte es einfach nicht länger aus. Für das Mehr an Freiheit und Grosszügigkeit, das draussen bestimmt herrscht, will ich gern das Leben riskieren; leider gibt es ja im Krieg, wenn man schon eingezogen ist, an sich keine freiwillige Meldung; aber hier und da gibt es wohl hoffentlich doch noch Gelegenheit; für uns besteht nämlich – glaube ich – keine

Möglichkeit, dass wir bald hier wegkommen; es kommt wohl darauf an, wie sich der Krieg entwickelt; falls im Osten oder Südosten sich etwas tut, werden wir wahrscheinlich doch noch innerhalb unserer Formationen eingesetzt; aber es ist ja alles so ungewiss, vorige Tage wurden schon Leute für Meldehunde-Abteilungen gesucht; aber da hätte ich ja erst wieder eine sicher mehrmonatige Spezialausbildung mitmachen müssen. Dass ich an meinen zwei Jahren vorbeikomme, erscheint mir immer fragwürdiger; ich glaube jetzt allmählich eher, dass wir alle zwei Jahre plus Krieg abmachen müssen; man ist jetzt schon so stur und durchgedreht, dass man glaubt, nie mehr ins Zivile zurückzukommen. Die Rekruten, zu denen wir eingeteilt waren, haben jetzt ihre Ausbildung hinter sich; sie sind am Donnerstag schon besichtigt worden; aber jetzt geht das immer noch weiter. Gestern, vorgestern, morgen, übermorgen, bis in alle Ewigkeit machen wir stundenlang rechtsum, linksun usw. Da werdet Ihr wohl Verständnis haben für meine Wünsche.

Bromberg ist an sich wirklich eine ganz reizvolle Stadt; in manchen Partien, besonders an der Brahe, von einer gewissen verlorenen-östlichen Schwermut; anderswo wieder sehr grossstädtisch und locker; aber die entzückendste Stadt kann dir nicht die Freiheit ersetzen, zumal dann, wenn du von den 24 Stunden des Tages nur durchschnittlich zwei Stunden Zeit hast, dich in ihr aufzuhalten.

Die K.V. habe ich schon zweimal bekommen; es ist wirklich eine tröstliche Erscheinung; ich danke Euch sehr dafür. Fips hat mir auch heute geschrieben; er ist ja wirklich zu beneiden, gar nicht zu sprechen von Heinz, der ja ein Phänomen von Glück ist. Alois wird wohl auch Glück haben; vorläufig wird er bestimmt nicht eingezogen; ich gönne es allen, ausser einem, der mir meinen Urlaub in weit grösserem Masse versaut hat, als sich ahnen lässt. Ihm wünsche ich eine mindest halbjährige Infanterieausbildung in einer grossen, grossen Heide; beladen mit einem von den alten Maschinengewehren (wiegt 79 Pfund), soll er für sein Gesicht und vor allem für sein Maul und seine ganze unästhetische staupige Struktur bestraft werden. Dieses



Schwein! Er ist für mich die Inkarnation der Ungerechtigkeit dieser Welt; er ist das Fleisch gewordene Ärgernis, das Urbild des Bürgers, der es «zu was bringt». Dieses Schwein! Es fehlt nur noch, dass Ihr ihm meine Adresse verratet! Seine Schrift würde genügen, um mich noch einmal die schlimmsten Stunden meiner Soldatenzeit erleben zu lassen, die ausgerechnet – durch meine eigene Schuld! – in meinen Urlaub fielen! Ich überlasse es Eurer Diplomatie, ihm meinen Aufenthalt zu verheimlichen; sagt ihm meinetwegen, ich wäre gefallen oder ich hätte mich auf dem ersten Quadratkilometer Ostschlesiens aufgehängt, aber das wäre ja eine Perle – das heisst ein Witz – vor eine Sau geworfen. Jedenfalls bitte ich in Bezug auf diese grässliche Erscheinung um Gnade; der Gedanke an ihn lässt mich manchmal sogar mit den Vätern des Sterilisationsgesetzes milde sein. Trotzdem wünsche ich ihm nur ein halbes Jahr, also ein Drittel von dem, was ich bisher mitgemacht habe, ein Siebtel der Dienstzeit seines besten Freundes; man ist ja immer noch zu vornehm...

Nun nochmals vielen herzlichen Dank Euch allen für alles und herzlichste Grüsse an alle

Euer Heinrich

56. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 16.7.40

Liebe Eltern, liebe Schwestern!

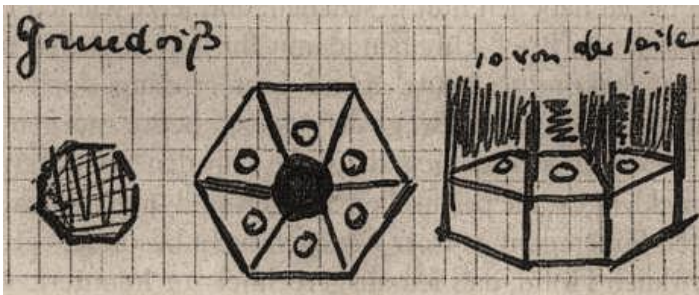
Vielen Dank für Vaters Brief und Tildes Schreiben; das Paketchen mit Uhr und Brille habe ich auch am Samstag erhalten. Ich danke Euch allen für Eure Namenstags wünsche. Jetzt bin ich mal wieder auf Wache, habe also Zeit genug, ausführlich und leserlich zu schreiben. Dass ich die schöne Entwicklung meines Patenkindes nicht miterleben kann, ist natürlich bitter; auch ist es beschissen, dass nun schon der zweite Sommer ungenutzt vorübergeht; wenn ich an den vorigen Juli und August bei Stollwerck denke, wird mir jetzt noch

übel. Im Grossen und Ganzen ist die Zeit ja schnell vorübergegangen, aber man hat doch das Empfinden, als ob es schon einige Jahre seien. Nun zu Rogiers Heimat. Die Landschaft, soweit ich sie kenne, hat den fabelhaften Reiz absoluter Eintönigkeit; Sand, Gebüsch, Nadelwäldchen und dieses kleine, schmutzige Flüsschen, die Brahe. Die Stadt ist da, wo sie einen deutschen Eindruck macht, zum Teil vom Gepräge der Maternusstrasse oder etwa so wie die Roonstrasse (also eine von Bäumen umsäumte Maternusstrasse). In manchen Strassen haben die Häuser flache Dächer und dunkelgraue, verwaschene Fassaden, das wirkt sehr östlich, fast so, wie ich mir eine russische Grossstadt vorstelle; die drei oder vier Hauptstrassen dagegen sind äusserst bunt und grossstädtisch; unheimliche polnische Huren, die allen Charme Frankreichs mit den Reizen der Halb Wildheit vereinigen, paradieren dort neben unverfälschten pyknischen Rogierinnen, auf deren Gesicht manchmal ein völlig unbegründeter kleiner Hochmut zu lesen ist; ausgesprochen polnische Viertel habe ich bisher noch nicht entdeckt, obwohl ja die Bevölkerung bekanntlich 90 Prozent polnisch ist. Die Volksdeutschen, das heisst also die unmittelbaren Stammesverwandten der Rogiers, sind äusserlich vom Schlage Zevens (daher die Sympathien!), wenigstens die, die man ohne Hakenkreuzabzeichen als Deutsche erkennt; die anderen haben oft den unverkennbaren östlichen Blick oder irgendeinen anderen polnischen Einschlag; die meisten von ihnen tragen wenig dazu bei, den Aufenthalt hier sympathischer zu machen; im übrigen werden sie alle, soweit sie Geschäftsleute sind, steinreich; zweifellos wäre es nicht eben begeisternd, wenn alle 120'000 Einwohner von dieser Sorte wären; von den Polen weiss man, dass sie Fremde sind und uns nicht Freund sein können, und damit ist die Lage klar; sie machen alle einen sehr niedergedrückten Eindruck, aber hinter der Schwermut ihrer Augen, die wie ein Niederschlag ist, lauert der Hass und ein toller Fanatismus, der zweifellos wilder als je wieder aufflackern würde, sobald einmal etwa drei Wochen kein Militär mehr hier wäre; dann würde aber keiner von den Volksdeutschen mehr übrigbleiben. Man sieht ganz deutlich in ihren Augen, dass dieses Volk prädestiniert ist zur

Revolution, und es wird einem klar, dass sie noch lange nicht die Hoffnung aufgegeben haben, einmal wieder frei zu werden; manchmal sieht man an einer kleinen Kirche, in einer Haustür oder am Ufer des trüben Flüsschens eine Gestalt, die in ihrer phantastischen Armut, in ihrer abgründigen Trauer und der schlummernden, verhaltenen Leidenschaft wie ein Sinnbild vom Schicksal Polens ist. Die Mentalität der Volksdeutschen kann ich nur nach den Physiognomien und nach der Sprache beurteilen, aber das genügt ja auch vollkommen; danach schlage ich vor, unser Urteil nicht nur zu intensivieren, sondern nach höchstmöglicher Intension endgültig zu fixieren. Aus.

Da es hier also wirklich nicht uninteressant ist, liesse es sich schon ein halbes Jahr ganz gut aushalten, wenn eben nicht der Dienst so lang, langweilig und ermüdend wäre, und wenn nicht gar so viel Militär hier läge; aber so...

Leider besteht auch keinerlei Möglichkeit, hier wegzukommen, zu einer Truppe, wo alles nicht so grässlich eintönig ist. Oder man sollte doch uns, die wir nun schon bald ein Jahr dienen, irgendein ruhiges Pöstchen geben. Dann liesse sich schon das Ende abwarten. Zum Schluss möchte ich noch eine der wichtigsten Einrichtungen unserer Kaserne schildern. Die Schilderung der völkischen und sonstigen Atmosphäre werde ich bei Gelegenheit fortsetzen und erweitern; ich möchte dazu bemerken, dass meine Phantasie und meine Lust zu schreiben nach elfmonatigem Militarismus eine so starke Einbusse erlitten hat, dass ich mir selbst diese wenigen Worte, die etwas mehr als Allgemeinheiten besagen sollen, abpressen musste. Nun zu unserem Lokus, zunächst sein Grundriss



Er hat die Form eines Marterstuhls und wirkt wie ein Beichtgehäuse, wir nennen ihn den «Sechszylinder», da er sechs Gelegenheit bietet, sich zu entladen; etwas wenig zweifellos für stark 350 Personen; besonders in den Hauptverdauungszeiten, morgens, stehen vor jedem Abteil Wartende und ergötzen sich an den Qualen der Sitzenden. In Anbetracht dieser Umstände habe ich mich mittlerweile daran gewöhnt, meine Geschäfte möglichst in einem Lokal zu erledigen; der andere Teil unserer Kompanie liegt in einer renovierten Kaserne, die wesentlich hygienischer eingerichtet ist.

Nach diesem etwas trüben Abschlusskapitel viele herzliche Grüsse, vielen Dank und alles Gute

Euer Heinrich

*57. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 19.7.40 – 1 Uhr mittags

Liebe Eltern und Geschwister!

Gestern Abend habe ich Mutters Brief erhalten; alles, was Ihr angekündigt habt, habe ich jetzt bekommen. Den Brief von Deckstein, Uhr, Brille, verschiedenste Rauchwaren usw. Als letztes noch mal leckeren Namenstagskuchen und Zigaretten; vielen Dank für alles.

Von heute Nacht zwei bis heute Morgen sieben haben wir eine Alarmübung mit 35-Kilometer-Marsch gemacht; von neun bis elf habe ich nun geschlafen, und jetzt will ich Euch schnell diesen Brief schreiben, damit Ihr ihn möglichst noch Sonntag bekommt; heute Abend geht er dann doch nicht mehr pünktlich genug weg; der Marsch heute Morgen war eine kleine ungefährliche Kostprobe von den Strapazen des Polenfeldzuges; die polnischen Strassen sind unglaublich; mit meinen Füßen geht es trotz Einlagen nicht besonders gut; es ist wirklich Hohn, dass ich ausgerechnet zur Infanterie kom-

men musste; gleich beim Fussappell werde ich noch mal mit dem Arzt sprechen.

Die Eltern brauchen sich keine Sorgen um mich bezüglich freiwilliger Meldung zu machen; es gibt ja doch praktisch gar keine Möglichkeit, von seinem Truppenteil wegzukommen.

Caspar hat mir zum Namenstag ein schönes Buch geschickt; er liegt jetzt in Breslau bei einer Flakersatzabteilung; der Pfarrer hat mir auch ein nettes, kleines Buch geschickt, natürlich nicht zum Namensstag.

Ich bin todmüde und will nun Schluss machen. Schickt mir nach Möglichkeit bald noch etwas Pervitin und von den Hillhalloder Kamil-Zigaretten; ausserdem eine kleine Unterhose. Papier habe ich noch genug. Viele herzliche Grüsse in Dankbarkeit

Euer Heinrich

58. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 22.7.40

Liebe Eltern, liebe Schwestern!

Da es einigermassen schwierig ist, auf einer Stube, die mit 56 Mann belegt ist und gerade in den besten Schreibstunden – abends – von den mannigfaltigsten Geräuschen – Ziehharmonika, Singen, Streit, Skatspieler – erfüllt ist, seine Gedanken in den müden Schädel zu vernünftigen Sätzen zu bannen, erledige ich meine Tintenangelegenheiten meistens in einem Café, das den netten Namen «Seewald» trägt; leider hat dieses Café, neben dem Vorzug, völlig westlich zu sein, den Nachteil, keinen Bohnenkaffee zu führen und schlechten Kuchen; das Bohnenkaffee-Café ist dagegen bürgerlich, charakterlos und dauernd überfüllt; ausserdem sitzt man da so eng wie in der Strassenbahn unter schwitzenden Soldaten, leutseligen Offizieren und klatschenden Bürgerinnen; in dem anderen ist das Publikum polnischer. Dort erledige ich, wie gesagt, alle Schreibgeschäfte. Die Mit-

tagsstunden, die einzigen ruhigen des Tages, benutze ich zum Lesen, soweit ich sie nicht auch – je nach dem Grad der Müdigkeit – schlafend verbringe.

Heute Morgen bin ich in einer polnischen Kirche zur Messe gegangen; es war wahnsinnig voll und wimmelte von Kindern. Was von uns wohl eigentlich gar nicht erwartet wird, ist die Tatsache, dass mindestens die Hälfte der Polen blond, und zwar strohblond ist; die ganze Messe lang wurden schwermütige Litaneien gesungen; leider gab es keine Predigt. Von heute Mittag an habe ich vom Spiess verordnete Betruhe, weil ich gestern wegen einer Reparatur an meinen Einlagen zum Arzt musste. Da ich liegend schreibe, bitte ich auch um gnädige Beurteilung meiner Schrift; bei dem Anstarren des Bettes über mir entdecke ich übrigens, dass noch Signaturen von deutschen Soldaten aus dem Jahre 1909 und 1911 eingeritzt sind; daraufhin habe ich auch meine Signatur mit Jahreszahl angebracht, damit 1969 die Soldaten auch noch was zu entziffern haben; hoffnungslos...

Der Sonntag, an sich der traurigste im Soldatenleben, ist natürlich, da man keine Möglichkeit hat, sich zu zerstreuen, ein völlig verlorener Tag; das Leben ist hier so eintönig und erdrückend, dass man manchmal die Hoffnung, es könne einmal aufhören, verlieren kann. Schickt mir doch bitte noch ein Hemd; die beiden Hemden vom Kommiss und mein eigenes genügen bei meinem Schweissquantum wirklich nicht; die Hitze ist nicht mehr so sehr stark, aber immer noch juligemäss.

Eben habe ich Vaters Karte bekommen; vielen Dank.

Herzliche Grüsse und alles Gute

Euer Heinrich

---

*59. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 22.7.40

Meine lieben Eltern und Geschwister!

Habe soeben Mutters Brief und Vaters Karte erhalten; vielen Dank für Euer eifriges Schreiben; wie ich immer wieder sage, ist der Postempfang die einzig freudig erwartete Stunde des Tages; alles andere ist doch Scheisse von früh bis spät. Heute und morgen feiere ich wegen einer Reparatur an meiner linken Einlage krank; ohne die Dinger kann ich schon gar nicht mehr laufen; aber krankfeiern ist bekanntlich schlimmer als Dienst machen, da man dann viel Ruhe hat und viel Gelegenheit, nachzugrübeln; eben haben wir Tschechen-Uniformen und Wickelgamaschen empfangen; ich begrüße vor allem die Wickelgamaschen, die auf Schnürschuhen getragen werden; darin kann man viel besser laufen als in Stiefeln; zwar fühlt sich die obligatorische Eitelkeit der deutschen Soldaten dadurch beleidigt, aber auf die Dauer wird wohl auch bei ihnen der Sinn für die Bequemlichkeit siegen.

23.7.40

Heute Nachmittag bin ich meiner Einlagen wegen in der Stadt; ich benutze die herausgeschundenen Stunden, um in einem Café den Brief an Euch zu vollenden; eben habe ich wieder von Vater eine Karte und den Brief von Tilde bekommen; beides hat mich sehr gefreut. [...] Caspar hat mir eine Karte geschrieben, die mir von Osnabrück nachgeschickt wurde; seiner Adresse nach ist er jetzt bei der Flak; er kündigte mir einen Brief an und wollte sich nur meiner Adresse vergewissern; ich habe die Hoffnung für ihn – soweit sie überhaupt zu verlieren ist – noch nicht verloren. Spellerberg hat mir noch nicht geschrieben; vielleicht hat er auch wenig Gelegenheit dazu; er liegt jetzt in Le Havre; Deckstein scheint in Frankreich gar nicht eingesetzt gewesen zu sein; er schrieb mir nur kurz zum Namenstag; von Althoff habe ich noch nichts gehört.

Ich glaube, das Drückendste an der gegenwärtigen Situation ist, dass der Krieg sozusagen stillliegt; allerdings hat man dabei ja den Trost, dass – je länger die Vorbereitungen und inniger, um so schneller und endgültiger auch der Endkampf sein wird; ich glaube auch, dass gewisse Voraussetzungen für den Beginn des Kampfes, den Italien mit seiner Flotte und seinen Fliegern im weiteren Mittelmeerraum zu übernehmen hat, noch nicht geschaffen sind. Von uns ist ja bekannt, dass wir an der ganzen Kanalküste gediegene Rollfelder bauen; unheimlicherweise wird jetzt unsere Ausbildung auf Gas umgestellt; es geschieht gewiss nicht, um uns zu triezen, dass wir nun jeden Morgen und jeden Nachmittag einige Zeit in der Hitze mit Gasmasken herumlaufen; auch werden Gasspürer ausgebildet; wollen wir jedoch hoffen, dass dies alles nur Vorbeugungsmassnahmen bleiben, die nicht im Ernstfall ausgewertet zu werden brauchen; denn das wäre gewiss das Ende, wenn der Gaskrieg begänne; den Engländern ist andererseits in der Verzweiflung alles zuzutrauen; hier sind einige hundert englische Gefangene, die uns oft begegnen, wenn wir aus dem Gelände kommen und sie von der Arbeit zurückgeführt werden; es sind durchweg sympathische, blutjunge Hunde, mit denen wir meist ein kameradliches Lächeln tauschen, das auch auf ihrer Seite weder hochnäsiger noch verbittert ist; aber in solchen Augenblicken spürt man den ganzen Wahnsinn des Krieges; es ist ja menschlich gar nicht einzusehen, warum wir und sie jahrelang schwitzen, laufen und schuften, nur damit wir uns bei günstiger Gelegenheit kaltzumachen versuchen; als wir vor vier Wochen hierhin fuhren, konnten wir auf einem Nebengleis einen ganzen Viehwagenzug voll gefangener französischer Offiziere sehen, die einige Tage lang von Mainz hier heruntergefahren und nach Hinterpommern weiterverladen wurden; dieser Anblick war menschlich um so erschütternder, als man nur ab und zu einmal aus einer der wenigen Klappen ein betresstes Käppi oder eine Baskenmütze sah, von den Gesichtern und Kleidern sah man nichts; sich diese auszumalen war völlig der Phantasie überlassen, und diese ist ja immer noch trauriger als die Wirklichkeit, da sie ja



wirklicher ist als Wirklichkeit, denn sie webt Ahnungen, Atmosphäre und Erinnerungen mit in das Bild hinein. Tildes Hoffnung, dass für mich auch bald Schluss ist, kann ich leider nicht teilen. Ich rechne innerlich noch mit einem Jahr; nicht mit einem Jahr Krieg, aber mit einem Jahr Dienstzeit; ich glaube, ich kann froh sein, wenn ich damit überhaupt wegkomme; zunächst erwarte ich mit Spannung den Anfang des Krieges mit England; dann wird manches – so grausam es klingt – erträglicher; die Engländer haben ja jetzt offiziell verkündet, dass der Krieg weitergeht.

Morgen wird wohl auch das Paketchen ankommen; ich erwarte besonders die Wäsche sehnlichst; die Wäsche, die wir hier von der Wäscherei zurückbekommen, ist buchstäblich schwärzlich und meistens noch klatschnass.

Dass Bruno Feldwebel ist, wusste ich noch nicht; leider interessiert es mich auch nicht; schreibt mir doch bitte die Adresse von Alfred Hoeses; ich will ihm mal schreiben; er hat immerhin in etwa erkannt, was bei den Pr. gespielt wird; in etwa. Sonst nichts Neues im Osten. Viele herzliche Grüsse und vielen Dank Euer Heinrich

60. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 28.7.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Heute habe ich nicht weniger als sechs Briefe, fünf Karten und zwei Päckchen bekommen; darunter allein sechs Teile, die den Absender Böll tragen; deshalb ist heute natürlich ein Feiertag für mich, nicht allein wegen der Post und der erfreulichen Päckchen, sondern weil ich nun endlich auf dem Sprung bin; wir liegen jetzt hier beim Marschbataillon – wie ich Euch ja schon schrieb – in einer Schule in Bromberg und warten auf unseren Marschbefehl; eine Adresse haben wir nicht; schreibt deshalb nur vorläufig an die alte Adresse, wir holen jeden Tag die Post da ab; wenn wir plötzlich wegkämen, kommt

die Post eben wieder zurück; erschreckt Euch deshalb nicht; wann wir wegkommen, ist natürlich ungewiss; es kann morgen sein, es kann auch noch Wochen dauern. Ich vermute, dass wir an die Stelle derer rücken, die nach England kommen; falls wir dann eine neue Nummer haben, schreibe ich sie Euch natürlich direkt.

Der Dienst hier ist natürlich nicht viel angenehmer als in der alten Kompanie auch, aber die Luft ist ganz anders als dort und auch der Ton; wir machen hauptsächlich Märsche und Appells; die Wäsche kann ich leider nicht alle hierbehalten; ein Hemd und eine Unterhose schicke ich deshalb zurück; ich habe wirklich keinen Platz dafür; ich könnte sie wohl auf Kosten der zwei Bücher, die ich noch hier habe, mitnehmen, aber die möchte ich doch nicht missen; die Möglichkeiten, Privatsachen mitzunehmen, sind für einen nackten Infanteristen wirklich zu gering; aber mit einer eigenen Garnitur habe ich ja auch genug; wenn man die zwei von hier dazurechnet. Alle anderen Sachen, die sich mittlerweile wieder angehäuft hatten, habe ich Freitag abgeschickt.

Von Rogiers habe ich noch keinen Brief bekommen; ich kann aber schon im Voraus versichern, dass das Haus noch steht; hier ist fast nichts kaputt, ausser den Brücken, die fast alle zerstört waren, aber mittlerweile wieder erbaut sind; viele Häuser werden auch abgerissen. Spellerberg hat mir aus Frankreich geschrieben; er liegt bei Dieppe an der Küste; er reitet, spielt Tennis und bereitet sich auf das Leben eines zukünftigen Sanitätsoffiziers vor, wie er schreibt; er ist jetzt Unteroffizier; von Alfreds erfreulicher Gehaltserhöhung habe ich schon vernommen; es ist ja wirklich einmal eine positive Nachricht; er hat mir eine Namenstagsgratifikation in Höhe von 10 Mark in bar oder Bücher angeboten. Ich habe mir Bargeld gewünscht; das ist in der gegenwärtigen Situation das Passendste für mich; meine Beförderung ist eine faule Angelegenheit; ich glaube, es dauert noch einige Jahre, bis ich Oberschütze werde; es war übrigens ein Glück, dass ich von der 3/484 so plötzlich wegkam, sonst hätte ich wegen bewusster Entziehung vom Dienst noch drei Tage bekommen; so hat

der Spiess im Eifer des Gefechts die Sache totgeschwiegen; und scheinbar ist die Sache auch nicht mit nach hier gegangen. Der neue Spiess (ein Württemberger, der schon 17 – siebzehn Jahre!! – dabei ist) hat mir noch nichts gesagt.

Heute Morgen die Messe hat nicht weniger als 100 Minuten gedauert; es war ein feierliches Levitenamt mit langer Predigt aus Anlass des zwölfjährigen Priesterjubiläums unseres Standortpfarrers; die Predigt war eine lächerliche, blöde Lobhudelei des einen Pf... auf den anderen. Vollkommen überflüssig.

Nun auf Wiedersehen. Hoffen wir, dass wir bald wieder über die Elbe zurück und dann über den Rhein rollen. Viele herzliche Grüsse und vielen Dank für alles

Euer Heinrich

*61. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 29.7.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Ich schreibe in aller Eile; wir sind mit aller Plötzlichkeit zu einem Marschbataillon versetzt worden, das morgen oder in den nächsten Tagen ausrückt; Mutters Päckchen habe ich bekommen; in aller Eile habe ich alle meine Zivilsachen eingepackt, und morgen tue ich sie auf die Post; ich bin überglücklich, dass es jetzt wieder nach Westen geht. Meine Adresse teile ich Euch sofort mit, sobald ich sie weiss; der Nachmittag ist rasend schnell vorbeigegangen; innerhalb von zwei Stunden mussten wir ausgekleidet und neu eingekleidet werden, dann völlig feldmarschmässig packen (zum ersten Mal!), Tornister schnüren, und dann kamen wir mit zwei Minuten Verspätung, klatschnass geschwitzt, zum Appell beim Bataillon an; morgen früh kommen wir dann in die neue Marscheinheit, man munkelt von Besatzung in Frankreich. Das wäre natürlich fein; ich bin heilfroh; zum

Glück sind die nagelneuen Stiefel passend; alle Brocken sind nagelneu. Das ist natürlich Scheisse, aber trotzdem: Gott sei Dank!

Viele herzliche Grüsse und allerherzlichsten Dank

Euer Heinrich

Benachrichtigt auch Alois, Heinz usw. von meiner Versetzung. Fips hat mir auch geschrieben, und von Cläre Meiers habe ich einen netten Brief bekommen.

62. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bromberg, den 1.8.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Anbei noch einige Reste; ein paar Päckchen Schokolade, es ist alles, was ich in zwei Stunden aufreiben konnte; wir haben nur noch zwei Stunden Zeit bekommen, in die Stadt zu kommen; unser Marschbefehl kam ziemlich plötzlich; heute Nacht um zwei Uhr fahren wir gegen Westen. Ich bin sehr gespannt.

Der K. V. schreibe ich auch heute. Nun vielen Dank, viele herzliche Grüsse allen und auf baldiges Wiedersehen

Euer Heinrich

Schreibt vorläufig nicht mehr. Herzlichst. Heinrich.

63. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Stendal, den 2.8.40

Meine Lieben!

In etwa einer Stunde, also um 18 Uhr des 2.8.40, passiere ich die Elbe wieder in westliche Richtung; wohin, weiss Gott allein, aber die Passage nach der heimatlichen Richtung ist glücklicher als die umgekehrte. Wir sind jetzt 18 Stunden unterwegs; wie lange noch, ist natürlich unklar. Mir geht es ausgezeichnet. Viele herzliche Grüsse, auch an Marie, Alois, Alfred usw.,

Euer Heinrich

64. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

..., den 3.8.40

Meine Lieben!

Jetzt – acht Uhr Samstagmorgen – liegen wir in der Nähe von Rheine fest; die Strecke vor uns ist anscheinend bombardiert; wohin und wie lange ist immer noch nicht bekannt; verpflegungsmässig scheinen wir auf eine lange Fahrt eingerichtet zu sein; das ist ja ein günstiges Zeichen. Vielleicht landen wir noch an der Riviera.

Es ist ganz herrliches Wetter; das macht alles noch bitterer; ich trauere immer noch der verlorenen, schönen Fahrt nach, die voriges Jahr im September mit General Markard und Obergefreitem Böll stattfinden sollte; aber vielleicht ist wenigstens bis nächsten Sommer Schluss, und hoffentlich sind wir dann alle noch da; die Hoffnung ist ja glücklicherweise nicht ganz auszurotten. .. Bald schreibe ich wieder.

Viele herzliche Grüsse, auch an alle Bekannten,

Euer Heinrich

65. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Flandern, den 4.8.40

Meine Lieben!

Quer durch Deutschland, quer durch Holland und nun durch Belgien, dann nach Frankreich hinein. 60 Stunden haben wir nun voll. Wer weiss, wie lange noch.

Gestern sind wir mitten durch den unglaublich behaglichen Samstagnachmittag Hollands gefahren; Pärchen tummelten sich in fabelhaften Parks, überall sassen sie in den Wintergärten und schauten uns büffelrig an; viele machten Schwimmbewegungen und dann eine Geste, die absacken bedeuten sollte, wobei sie höhnisch grinsten. Wir waren alle masslos erbittert durch den Anblick dieses wunderbaren Lebens.

Gegen Abend fuhren wir dann durch Rotterdam; es ist wirklich grauenhaft zerstört; heller Wahnsinn. Leider muss ich schnell schreiben, damit ich die Gelegenheit, Post abzugeben, nicht verpasse; hier in Belgien nähern wir uns jetzt Kortrijk. Unser Endziel ist wahrscheinlich Abbeville.

Ein halbes Pfund Kaffee habe ich auf einem Bahnsteig schon ergattert für ganze fünfzig Pfennige; hoffentlich finde ich Gelegenheit, es abzuschicken; Schnaps haben wir jeder schon eine ganze Flasche zur Feier des Sonntags heute ausgesoffen; eine Pulle Cognac (fabelhaft, 2 Mark); deshalb ist im Augenblick auch das Grauen über den Anblick Rotterdams zerstreut; der Krieg ist das verkörperte Entsetzen...

Die Post muss ab, es ist schade; wir haben Herrliches gesehen, wunderbar schön und sauber ist Holland, aber aufreizend behäbig und ungestört; ich habe wirklich vor Wut geschäumt; heute habe ich nun meinen ganzen Gram über unsere verpfuschte Jugend hinabgespült. Es ist wirklich zuviel, wenn man die holländischen Bummsköpfe das herrliche Leben geniessen sieht, und wir müssen wegfahren, weiter, immer weiter...

Ich suche jetzt noch nach einer Gelegenheit, für Vater ein paar an-

ständige Zigarren aufzutreiben, denn in Frankreich gibt es nichts mehr, keine Zigaretten, Zigarren und keinen Kaffee; deshalb würde ich hier noch mehr kaufen.

Über Rotterdam und Holland schreibe ich noch mal, wenn ich nüchtern bin. Nun seid alle herzlich gegrüsst und grüsst auch alle anderen; ich kann sonst niemandem schreiben. Euer Sohn und Bruder  
Heinrich

66. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Frankreich, den 5.8.40

Meine Lieben!

Allmählich artet unsere Fahrt in eine Strapaze tollsten Ausmasses aus; die Hitze ist unerträglich; ich bin soweit, dass ich nun (in der 85. Fahrtstunde) zehn Mark für ein erquickendes Bad gäbe. Bei uns entwickelt sich allmählich eine Genialität, unter einfachsten Bedingungen zu leben. Es ist Tatsache, dass man sich mit einem halben Kochgeschirr Wasser waschen, rasieren und die Zähne putzen kann, eingeklemmt auf irgendeinem Bahnhof zwischen zwei Güterzügen, auf deren Trittbrettern man Eier backen könnte; als wertvollstes Stück meiner Ausrüstung erweist sich immer mehr eine kleine Flasche Kölnisch Wasser, die leider schon zur Neige geht; wir haben auch das Patent heraus, in einem Abteil, das gerade acht Mann Sitzgelegenheit bietet, zu acht Mann fabelhaft zu schlafen; vier Mann auf den Bänken, zwei auf der Erde und zwei Mann in der Zeltbahn-Hängematte; ich schlafe darin wie ein Tier; selbst bei wildestem Flakfeuer bin ich nicht wach geworden; es ist ein Glück, dass ich mich einigermassen mit Zigaretten versorgt habe; hier ist nirgendwo etwas zu bekommen. Seit sieben Uhr heute Morgen liegen wir nun auf einem französischen Bahnhof (jetzt ist es 13 Uhr) zwischen zwei Munitionszügen mit je einem Meter Zwischenraum; der Schweiss rinnt wie Wasser, auch

wenn man sich nicht bewegt. Wir haben uns am guten Rotwein (Liter 15 Pfennige!!!) etwas schläfrig getrunken. Die Fahrt durch Holland vergesse ich so leicht nicht; ich bin noch selten so wütend gewesen; so etwas an Sauberkeit, Behaglichkeit und Gesundheit, und dieses herrliche Samstagnachmittagsleben, es war wirklich Zeit, dass wir diese unverschämte Gemütlichkeit einmal unterbrechen, dabei noch die Frechheit, uns ohnmächtig Vorbeifahrenden durch höhnische Gesten einen kühlen und nassen Tod zu wünschen. Unsere Verpflegung ist überreichlich; wir bekommen Wurst und Speck und Butter fast zuviel; heute haben wir zum ersten Mal seit unserer Abfahrt noch einmal ein warmes Essen bekommen; das war natürlich ein Fest, obwohl wir durch den Weg von 500 Metern bis zur Küche fast bis zum Umfallen erschöpft wurden...

Lesend, im lauen Lüftchen, eine Flasche Wasser neben sich, nun auf einer kühlen Wiese zu liegen, das wäre etwas für einen jungen Gott, aber der Krieg...

Gestern, bei einem längeren Aufenthalt in einem flämischen Dorf, habe ich mich einige Viertelstunden mit einem reizenden zehnjährigen Flamenmädchen unterhalten, das war wirklich sehr nett... Leider hört die Schreibgelegenheit jetzt wieder auf; wir ziehen langsam ruckend an; über Rotterdam will ich doch lieber einmal mündlich berichten, ich bin jetzt zu müde, um die richtigen Worte zu finden. Herzlichst, auf bald

Euer Heinrich

67. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Frankreich, den 7.8.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Nach hundertfünfzestündiger Fahrt sind wir gestern an unserem vorläufigen Bestimmungsort angekommen; von einem kleinen französischen Städtchen aus sind wir dann in der glühenden Sommerson-



ne noch etwa zehn Kilometer in ein kleines Dorf marschiert, mit dem verfluchten Tornister auf dem Rücken. Das Dorf ist noch fast ganz leer; die Bewohner sind erst zu einem Bruchteil zurückgekehrt; die Leute sind durchweg sehr freundlich, aber sehr ihrer Würde bewusst; man sieht nur Frauen, Kinder und uralte Männer, die mühsam die Landwirtschaft ein wenig weiter betreiben; ich kann mich mit meinem Schulfranzösisch ganz gut verständigen; gestern und heute Morgen war ich Milch, Butter und Eier einkaufen; wenn man dann versucht, den Frauen etwas wie Anteilnahme auszudrücken, dann schütteln sie resigniert die Köpfe und sagen: «C'est la guerre, la deuxième guerre dans notre pays.» Es ist ja auch unglaublich, was wir allein in den kurzen Stunden, die wir nun nur tagsüber gefahren sind, an Verwüstungen und Zerstörungen gesehen haben; Wohnhäuser waren nur sehr wenige zerstört, und dann nur dort, wo es unvermeidlich war, etwa in der Nähe eines Benzinlagers oder einer Fabrik; auch waren fast überall die Felder noch heil, abgesehen von einigen Granattrichtern; nur ein einziges grosses Schlachtfeld habe ich gesehen, bei einer Brücke über die Somme, da war der Acker und die Wiese wüst zerpflegt von Tanks und Panzerwagen, und die zerschossenen Wagen lagen alle noch verrostet herum; die Bahnhöfe sehen alle furchtbar aus; das alles wirkt noch grauenhafter angesichts der herrlichen Fruchtbarkeit der französischen Landschaft; aber wenn man alles, was wir längst der Bahnlinie an zerschossenen Gebäuden gesehen haben, zusammenrechnet, dann ergibt das nicht so viel, wie wir in Rotterdam bei halber Dunkelheit teils sehen, teils fühlen konnten; stellt Euch vor, dass alles, was in Köln zwischen den Ringen und dem Rhein liegt (also die ganze Altstadt) und noch etwa 100 Meter in die Neustadt hinein, vollkommen dem Erdboden gleichgemacht sei, und Ihr führet dann auf dem etwa zehn Meter hochgelegenen Bahndamm darüber hinweg; es war wirklich wie in der Hölle; dann sah man noch in den Kellern der zerstörten Häuser hier und dort Lichter flackern und die Schatten von Leuten, die etwas suchten; es gibt nichts Grauenhafteres als den Krieg...

Bei einem innerlich arbeitenden Menschen ist er nur Schrecken...

Im Anblick solcher Dinge über Recht und Unrecht nachzudenken ist natürlich heller Wahnsinn, überhaupt nachdenken ist fast ein Verbrechen am eigenen Gehirn; ich glaube, man kommt noch so weit, dass man die Tiere beneidet, weil sie nicht mit einem Gehirn belastet sind.

Trotzdem bin ich, so unglaublich es klingt, froh, aus Bromberg weg zu sein; wenn ich jetzt daran denke, überkommt es mich noch wie ein Alldruck von Stumpfheit.

Mit unserem Quartier hier haben wir noch verhältnismässig Glück gehabt. Wir liegen zu drei Mann in einem kleinen Jungmädchenzimmer eines verlassenem französischen Bauernhauses. Möbel sind keine mehr drin, aber in einer Ecke liegt so allerlei Plunder herum, der den ehemaligen Zweck des Zimmers verrät; ein Nähkörbchen, ein paar Fächer und alte Puppen, Romane von Paul Bourget, ein altes Korselett, allerlei Briefschaften an eine Mademoiselle und Visitenkarten. Wie unsere Leute sagen, haben hier die Engländer alles ausgeplündert; käuflich ist überhaupt nichts mehr; wenn man Zigaretten oder Wein haben will, muss man schon die Kantine eines deutschen Truppenteils ausfindig machen. Dort wird zu Wucherpreisen Wein verkauft, der wahrscheinlich «umsonst erworben» worden ist.

Bei unserem Marsch hierhin, gestern von der Bahnstation, sind wir an vier Soldatenfriedhöfen vorbeigekommen; ein deutscher und ein englischer von 1940 und zwei französische von 1918 und 1940.

Hier warten wir jetzt auf unsere Auflösung und Zuteilung zu den Divisionen, die uns angefordert haben; hoffentlich werden wir mit Autos abgeholt; es wäre ja auch schön, wenn wir nach der strapaziösen Bahnfahrt zwei Tage Ruhe hätten, aber Ihr kennt ja die Pr. Mutters halbes Pfund Kaffee habe ich schon fix und fertig eingepackt. Ich kann es aber erst abschicken, wenn wir unserem Truppenteil zuteilt sind, von da aus kann man monatlich sechs Päckchen à ein halbes Pfund nach Hause schicken; aber mit den Kaffeeträumen wird

---

es wohl leider aus sein; hier gibt es gar nichts mehr; zum Glück habe ich diesen hier in Belgien ergattert. Viele herzliche Grüsse an alle

Euer Heinrich

68. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Frankreich, den 9.8.40

Meine Lieben!

Heute sind wir endlich eingeteilt worden; wir sind einem rheinischen Regiment, den 77cm, als Ersatz zugeteilt; es hat Verluste gehabt und liegt jetzt in Ruhe in Frankreich. Ich habe sehr wenig Zeit, schreibe nur schnell, damit Ihr laufend von mir hört; wir haben nämlich unglücklicherweise jetzt wieder Dienst wie sonst; Sonntag werde ich wohl hoffentlich Zeit haben, mehr und besser zu schreiben. Morgen wird wohl ein unruhiger Tag sein; da werden wir von unserem neuen Truppenteil abgeholt, wahrscheinlich. Mir geht es ausgezeichnet – bis auf einen kleinen Sonnenbrand. Viele, viele herzliche Grüsse an alle

Euer Heinrich

69. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Frankreich, den 11.8.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Gestern Abend sind wir nach einem äusserst strapaziösen Marsch mit vollem Gepäck von 28 Kilometern bei unserer Truppe angekommen. Im Ganzen sind wir in derselben Gegend geblieben. Unser Quartier hier ist etwas besser als das frühere; es ist eine leergeräumte Bauernstube. Die Leute bei uns sind meist Rheinländer.

Seit unserer Abfahrt in Bromberg am 1. habe ich mich heute Morgen zum ersten Mal wieder genussvoll von oben bis unten gewaschen. Ich bin noch völlig müde und schreibe deshalb auch wenig; schreibt Ihr nur bald; ich schreibe morgen mehr; heute haben wir noch viel zu tun, allerlei empfangen und uns richtig einzurichten. Trinkbares gibt es hier nur wenig; Wasser gar keins, nur Bier (sonderbarerweise!) und Cognac! Heute schicke ich auch den Kaffee ab; sagt auch Alois meine Nummer. Das Leben bei der Feldtruppe ist doch schöner als in Garnison, obwohl der Dienst noch strammer weitergeht; aber einmal geht ja auch dieser Feldzug vorüber...

Die grösste Prüfung, die einem auferlegt werden kann, ist, bei der Infanterie Soldat zu spielen; das habe ich bei dem Marsch gestern gemerkt. Viele, viele herzliche Grüsse und alles Gute Euer Heinrich

70. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Frankreich, den 12.8.40

Meine Lieben!

Wir haben mit unserem neuen Quartier anscheinend grosses Glück gehabt; vor allem die Waschverhältnisse sind (verhältnismässig) ideal. Einen Ziehbrunnen für nur 20 bis 30 Mann, das ist wunderbar, bisher hatten wir ihn für die ganze Kompanie. Bei der Hitze ist das Waschen doch fast das Wichtigste. Ausserdem ist neben uns ein wiederbewohnter Bauernhof, wo man für 50 Pfennig (!! ) ein Pfund Butter und für 5 Pfennig einen Liter Milch kaufen kann; natürlich nicht in unbeschränkter Weise, aber ausreichend; Trinken ist hier wohl das billigste Laster; ein schönes Glas Weiss- oder Rotwein kostet 6 Pfennige und ein herrlicher Cognac 8 Pfennige; Rauchen ist ebenso teuer wie zu Hause; zum Glück gibt es genug; sechs Zigaretten bekommen wir ausserdem noch von der Kompanie.

Der Geist hier ist verdammt stramm; man merkt, dass man bei einer aktiven Truppe ist; trotzdem wünsche ich mich keine Sekunde lang nach Bromberg oder Osnabrück zurück; es ist doch auch schön, einmal «La douce France» kennenzulernen. Ich kann mich gut mit den Leuten verständigen; das ist ebenso wertvoll wie reizvoll.

Der Dienst ist strammer, aber kürzer; die Gegend ist hier noch schöner als bei unserem letzten Quartierort; hier sind noch mehr einzelne kleine Wäldchen, zerstreut zwischen schönen, milden Hügeln, Wiesen und Feldern. Ich weiss nicht, ob es Einbildung ist, aber mir scheint, dass die Landschaft hier in Frankreich lieblicher ist als irgendwo in Deutschland, selbst am Main; auch da noch ist alles viel herber; einige Wochen frei hier zu leben als Zivilist, das wäre wirklich herrlich. So sieht man die Schönheiten nur während des Marschierens oder Übens, und abends ist man zu müde, noch einmal hinauszuspazieren. Die übermässige Hitze hat jetzt etwas nachgelassen, es ist noch sehr warm, aber nachts ist es schon sehr kühl. Doch da ich bisher immer nur mit der Zeltplane geschlafen habe, fühle ich mich jetzt unter der Decke sehr wohl; es ist zwar hart, aber ich habe ja oft und lange als Wachsoldat auf Pritschen geschlafen und bin in der Beziehung wirklich nicht mehr verwöhnt.

In unserer Kompanie sind viele, die das EK haben. Unser Zugführer, ein Leutnant von 22 Jahren, hat sogar das EK<sub>i</sub>, bisher habe ich ihn nur in besoffenem Zustand gesehen, in einer französischen Kneipe; da wirkte er ganz sympathisch.

Ich erwarte mit Sehnsucht das Ende meiner Soldatenzeit; man muss doch zum Soldat geboren sein, sonst ist es eine Qual, auch wenn man fast in einer Idylle lebt; das ist vielleicht sogar noch schlimmer.

Aber einmal, einmal irgendwann, geht ja auch dieser Feldzug vorüber; ich wäre schon glücklich, wenn ich wüsste, dass es nur noch ein halbes Jahr ist. Viele herzliche Grüsse, besonders Mutter und Vater, auch an alle Anhänger der Familie,

Euer Heinrich

Alois kommt heute Abend oder morgen Mittag an die Reihe. Übrigens: Ein fabelhaftes Riesenweissbrot kostet 20 Pfennige! Toll, nicht wahr?

*71. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

den 15.8.40

Meine Lieben!

Meine Briefe und Karten werdet Ihr wohl alle bekommen haben; bald werde ich wohl auch von Euch wieder hören; ich schreibe Euch heute schnell, da ich kein Schreibmaterial mehr habe; zu kaufen ist in unserem sehr kleinen Nest auch nicht viel; ich brauche nur Kuverts und Feldpostkarten, sonst nichts. Auch eine Dose Wichse; alles andere ist ja hier im Überfluss billig zu haben; mir geht es sehr gut; nach Feierabend trinke ich für 30 oder 40 Pfennig Wein und Sherry-Brandy; das genügt jedes Mal, um meine Stimmung zu heben. Dann schlafe ich glücklich ein, Pervitin habe ich noch einen kleinen Vorrat – es kommt bei den Strapazen fabelhaft zur Wirkung und Geltung; es wäre schön, wenn Ihr noch etwas auftreiben könntet.

Samstag oder Sonntag schreibe ich mehr! Jetzt bin ich sehr in Eile. Ich rechne immer damit, dass ich irgendwo hier noch einen Bekannten finde. Das wäre ja sehr gut möglich, da wir ja ein rheinisches Regiment sind. Viele herzliche Grüsse, alles Gute und auf glückliche Heimkehr

Euer Heinrich

Hoffentlich geht es bald mit England los. Also: Samstag oder Sonntag mehr.

72. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

den 18.8.40

Meine Lieben!

Ihr bekommt heute das letzte Kuvert; dann ist endgültig Feierabend; ich habe sowieso schon die letzten Tage dauernd Postkarten und Kuverts gepumpt. Ich hatte ja viel zu schreiben, da ich jedem meine neue Nummer mitzuteilen hatte; ich lege einen Brief für Alois und Maria deshalb hier bei.

Wir liegen in einem ganz kleinen Nest; oft funktioniert für Tage die Bier- und Weinzufuhr schlecht, dann ist der Durst gross im Lande der vielen Getränke; aber schlimmer ist folgendes: Es gibt keine Zigaretten mehr zu kaufen; und für einen Nikotinhänger wie mich sind die sechs Portionszigaretten täglich etwas wenig. Es lässt sich natürlich noch aushalten, aber es wäre schöner, wenn es mehr gäbe, zumal samstags und sonntags; heute (Sonntag) habe ich den ganzen Tag frei. Ich habe grosse Wäsche abgehalten; die völlig verschweissten und dreckigen Nachthemden und Unterhosen und die unmöglichen Taschentücher sind tatsächlich schneeweiss und hängen nun in der Sonne; zum Glück hatten wir Gelegenheit, im Hof die Wäsche auf einem kleinen Öfchen zu kochen. Holz war auch genügend da, denn wir liegen ja im Hause des Dorfschreiners. Es ist nur schade, dass durch dieses Waschen und Putzen die schönen freien Stunden zum Teil draufgehen.

Wer hier Hunger leidet, ist es wirklich selbst schuld, ich habe jetzt eine schmierige kleine Dorfkneipe entdeckt, wo man abends für 15 Pfennig eine nette Portion Pommes frites mit Weissbrot und Butter essen kann; wenn man dann noch ein paar Glas Wein und zwei Aperitifs dazu trinkt, hat man für 50 Pfennig wie ein Fürst gelebt, es fehlt nur noch echter Bohnenkaffee.

Die dicke Wirtin sieht eher wie eine Holländerin aus; Jeanine, die 15jährige Tochter, äusserst scheu und wenig geschäftstüchtig, kommt auf den Alten, der ein waschechter Franzose ist; von angenehmer,

kultivierter Höflichkeit, phrasenreich und selbstbewusst; er hat im Weltkrieg einen Fuss verloren; es geht sehr familiär zu. Der Ofen steht mitten in der Gaststube, und in dem Drahtkorb, in flüssigem Fett, schmoren dauernd Kartoffeln, denn der Bedarf ist gross.

So führen wir scheinbar ein sonniges Leben, aber leider nur scheinbar; es ist nichts, ein etwas zigeunerhaftes Leben zu führen, ohne die sonnige Freiheit eines Zigeuners; erträglich ist es nur dann, wenn man abends leicht angeheitert ist; dann ist es wunderbar, durch den herrlichen Abend in der lieblichen Landschaft langsam nach «Hause» zu gehen; und vor allem darf man nie an zu Hause denken, das tun wir auch alle grundsätzlich nicht; nur in den Augenblicken, wo es sein muss. Wenn man schreibt, oder wenn man von irgendeinem Unteroffizier nach seinem Zivilberuf gefragt wird; dann meint man tatsächlich, man träume; man steht auf dem Exerzierplatz – einer grossen Wiese, die von einer fabelhaften Pappelallee zu beiden Seiten umsäumt wird – mit dem Blick auf die goldenen Ährenfelder und milde Hügel, die grünen Weiden, Wäldchen, und dann wird man, da man die Links Wendung falsch macht, gefragt: Was sind Sie eigentlich im Zivilberuf? Und dann sagt man laut und deutlich, wie man es «gelernt» hat, in den blauen, französischen Himmel hinein: Student der Philosophie...

Der Krieg gegen England hat nun ja angefangen, wenigstens die Luftoffensive, damit hat es ja gegen Frankreich auch angefangen; von heute Morgen ab hat ja auch der uneingeschränkte U-Boot-Krieg begonnen. Es ist ein Glück, dass damit das lang ersehnte Ende immer näher rückt. Wir hören es auch, solange wir hier sind, immer in grossen Schwärmen über uns summen, in westliche Richtung, manchmal hört man auch ein fernes Donnern...

Viele, viele herzliche Grüsse und auf ein feierliches Wiedersehen  
Euer Heinrich

Ein Brief für Böll jun. und für den Obergefreiten liegt bei.  
Schickt mir Zigaretten.



---

*73. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, den 21.8.40

Liebe Eltern, liebe Geschwister!

Ich danke für Mutters Brief in Tildes Paketchen; ich war froh, endlich noch einmal Post zu bekommen; Gott sei Dank ist ja der Kaffee gut angekommen; ich hatte schon befürchtet, er habe unterwegs vielleicht einen Liebhaber gefunden. Die Kaffeemöglichkeiten sind hier in Frankreich ebenso gering wie bei Euch; wenigstens jetzt, wo schon so viele Soldaten durchmarschiert sind; den Kaffee hatte ich ja auch in Belgien gekauft; für eine ganze Mark ein halbes Pfund; dabei sagte uns ein deutscher Bahnbeamter dort, früher habe dort der beste Kaffee 90 Pfennig pro Pfund gekostet; vielleicht lässt sich aber, wenn wir einmal in eine grössere Stadt kommen, doch noch etwas machen; aber wer weiss, wann wir einmal Gelegenheit dazu erhalten. Mutter braucht sich keine Sorgen zu machen, dass ich bei einem aktiven Regiment bin; es ist nur günstig, denn, falls wir in unsere Garnison zurückkehren, kommen wir ja nach Bonn. Dass wir noch einmal eingesetzt werden, ist nach Ansicht aller, auch der Offiziere, unmöglich; für England kommt als Kampftruppe keine nackte Infanterie in Frage; höchstens einmal später als Besatzung; und das wäre ja nur eine angenehmere Art, mein zweites Jahr herumzukriegen; falls man nicht bis dahin dringend Philologen nötig hat, was ich immer wieder hoffe; aber dass Heinz Mödder eingezogen ist, macht diese Hoffnung wieder zunichte; ich habe überhaupt bald keine Lust mehr, neue Hoffnungen zu hegen.

Heute Abend wird wohl von Euch etwas kommen; unsere Post geht mit dem Wagen, der Eure Post bringt, also kann ich Eure Post nie am gleichen Tag noch bestätigen; meine Kuverts sind jetzt endgültig aus; zum Glück hatte Tilde ihren Brief in einem unverschlossenen Brief, dadurch war ich in der glücklichen Lage, auch ihr noch einen Brief zu schreiben.

Sonst nichts Neues; mit Urlaub kann ich in frühestens zwei Monaten wieder rechnen; das ist also gar nicht so lange mehr; nächsten Sonntag habe ich ein Jahr herum; ich weiss noch gut, wie ich in Köln abfuhr und Ihr sagtet alle, in drei Tagen sei ich wieder zurück, es gäbe keinen Krieg. Gott sei Dank war ich nie ein grosser Optimist; vor allzugrossen Enttäuschungen bin ich deshalb bewahrt geblieben; mein Wunsch geht nur dahin, dass wir uns alle nächstens zu einem glücklicheren Leben wieder zusammenfinden; möge es nicht mehr allzu lange dauern. Alfred Hoeses habe ich auch geschrieben. Viele herzliche Grüsse

Euer Heinrich

74. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

den 24.8.40 im Westen

Liebe Eltern und Geschwister!

Am Donnerstag habe ich zwei Briefe, eine Karte und zwei Päckchen von Euch bekommen; gestern den Brief von Vater; ich danke Euch herzlichst für alles; für längere Zeit bin ich nun Gott sei Dank mit den hier so knappen Rauchmaterialien versehen, das Schreibpapier ist noch nicht hier, aber ich habe ein paar fettige Kuverts geschenkt bekommen; für Eure ungezählten Päckchen werde ich mich wohl hoffentlich bald mal mit einigen Kleinigkeiten von den Gaben dieses Landes revanchieren können; bis jetzt sieht es traurig damit aus. Ich könnte wohl eine gute Flasche Cognac schicken, aber die ist zu schwer, wir dürfen ja nur 500 Gramm und monatlich vier Päckchen schicken. Gestern gab es in beschränkter Menge in der Kantine fabelhafte Sporthemden für 1,80 Mark und gute Frotteehandtücher für eine Mark zu kaufen, aber wir Ersatzleute gehören ja – mit einer gewissen Berechtigung – nicht zu den Begünstigten. Wir haben trotz aller Wachsamkeit nichts ergattern können; das Einzige, was ich be-

kommen konnte, war ein Stück guter Seife; ich werde warten, bis ich mehrere habe, dann schicke ich sie Euch.

Der Dienst ist hier nicht viel anders als auch in der Kaserne; natürlich aktiv, das heisst bedeutend strammer; es ist trotzdem hier besser als in Bromberg; nur niemals wieder dahin zurück; in die polnische Sandwüste.

Alfred hat mir auch gestern Abend geschrieben, er hat mir auch von der Feier seines Namenstages geschrieben. Bei uns hat es jetzt drei Tage lang geregnet; heute ist wieder schönes Wetter, gleich bei diesem schönen Wetter fängt das fast unaufhörliche Gebrumm der Flieger wieder an; wenn man sich ihre Wirkung auf England vorstellt, wird einem ganz unheimlich zumute; aber doch freuen wir uns über sie, denn sie tragen alle dazu bei, das Ende näherzurücken.

Bekannte habe ich bisher noch nicht getroffen. Vielleicht, wenn wir mal mit anderen Kompanien und Bataillonen in Berührung kommen; bei unserer Kompanie ist jedenfalls keiner.

Schreibt mir doch mal, ob Ihr von Althoff auch nichts mehr gehört habt; Tilde wollte ihm doch noch mal etwas schicken; ich habe seit Mai keine Post mehr von ihm bekommen.

Sonst scheint ja von unseren Bekannten alles ziemlich verschont geblieben zu sein. Morgen ist wieder Sonntag; dann kommt einem die Scheisse immer doppelt so schlimm an.

Seid nun alle herzlichst gegrüsst und vielmals bedankt für alles von

Eurem Heinrich

Entschuldigt die Schrift, ich muss wegen eines Durchfalls im Bett liegen.

75. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Frankreich, den 25. August 40

Liebe Eltern und Geschwister!

Soeben habe ich Vaters und Mutters Briefe vom 21. bekommen; Ihr schreibt mit Recht, dass die Post sehr langsam geht, man kann mit vier Tagen durchschnittlich rechnen für jeden Weg, oder dauert es bei Euch noch länger? Schreibt mir doch mal, wie lange die Post von hier geht.

Eure Schreibpapiersendung ist noch nicht angekommen; es scheint bald, als ob sie verlorengegangen wäre; das wäre äusserst peinlich; hier habe ich mit Mühe und Not noch ein paar fettige Kuverts auftreiben können; mit diesem Brief an Euch sind sie aber alle wieder auf; doch da ich bisher immer noch, wenn auch mit Anstrengung, meine Korrespondenz aufrechterhalten konnte, hoffe ich, dass sich auch weiterhin Mittel finden werden. In dieser Stunde «feiere» ich den historischen Augenblick, wo ich vor einem Jahr, am letzten schönen Sonntag im August 39, zum Kaffee meinen Gestellungsbe- fehl bekam; ich wollte mir aus diesem Anlass wenigstens eine Tasse guten Kaffee genehmigen, aber es ist mit aller Gewalt nichts aufzu- treiben; ich habe meine Quartiersfrau mit allen mir zur Verfügung stehenden französischen Phrasen bestürmt und ihr 4 Franc (20 Pfennig – das ist ein Sündengeld!) für eine Tasse angeboten, aber sie zeigte mir unter vielen wortreichen Gebärden einen kleinen Rest Kornkaffee, der für sie schon eine Kostbarkeit bedeutet; infolgedes- sen bin ich gezwungen, mich mit ein paar Sherrys schadlos zu halten. Vater warnt mich zwar vor dem Alkohol, aber ich denke, dass doch drei oder vier Sherrys am Sonntag und Jahrestag meines Soldaten- tums nichts schaden können; irgendwie muss man sich doch für die Entbehrung aller Schönheiten eines kultivierten Lebens entschädigen dürfen; zumal, wenn man dazu noch tatsächlich von Fliegen aufge- fressen zu werden droht. Infolge der nicht gerade überragenden Sau-

berkeit der französischen Landbewohner ist die Fliegenplage wahrhaft entsetzlich; Esswaren sind prinzipiell schwarz von Fliegen; ebenfalls Tische, alles was irgendwie riecht oder schmeckt, ist augenblicklich von Fliegen übersät; auf Blut sind die Biester ganz toll; wenn man sich beim Rasieren schneidet, ist man umschwärmt wie ein Bienenvater. Apropos Bienenvater! Wie könnt Ihr es erlauben, dass die Braut eines Sohnes eines gewissen Bienenvaters ausgerechnet mir blödsinnige Grüsse auf eine Karte schreibt; solche unästhetischen Schriftzeichen sind mir äusserst zuwider!

Wir liegen in unserem Quartier mit sieben Mann, leider habe ich keinen Kölschen bei mir; alles westfälische Bauern, Ihr könnt Euch denken, was das bedeutet; wo ich erstens für Bauern und zweitens für Westfalen überhaupt nichts mehr übrig habe; der Augenblick, wo es schweren Krach gibt, scheint mir nicht mehr fern zu sein; wir Rheinländer sind aber auch ein sehr sensibles, verwöhntes, lebhaftes Volk; von meinem kölschen Bundesgenossen bin ich leider getrennt; er ist zwar in derselben Kompanie und im selben Zug wie ich, liegt aber leider in einem anderen Quartier; sonst könnten wir zu zwei Kölschen wohl sieben westfälische Bauern in Schach halten; aber für einen allein ist die Aufgabe doch zu aufreibend.

Nun viele herzliche Grüsse und auf baldiges Wiedersehen

Euer Heinrich

76. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

den 27.8.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Gestern Abend bin ich ins Kriegslazarett Amiens gekommen. Kein Grund zur Beunruhigung; als Ruhrverdächtiger; es geht mir bis auf einen rasenden Hunger und einen schon mässiger gewordenen Durchfall ganz gut; Fieber habe ich keine Spur; seit bald acht Tagen habe ich nicht sehr viel mehr gegessen. Da es jedoch scheint, dass ich

– eben als Verdächtiger – länger hierbleibe, bitte ich Euch, mir hierhin (06260) Schreibpapier, Kuverts usw. und Zigaretten zu schicken, damit ich mich mit der Aussenwelt verständigen kann.

Euer Heinrich

*77. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

den 29. August 40

Liebe Eltern und Geschwister!

Die erste Mitteilung über meinen plötzlich nicht gerade angenehmen Aufenthaltswechsel werdet Ihr inzwischen erhalten haben.

Ich bin jetzt schon auf dem Wege der Besserung; furchtbar schlapp bin ich noch, schon, weil ich fast zehn Tage nichts mehr gegessen habe, aber ich hoffe, dass es ab morgen wieder eine Speisekarte für mich gibt. Vorläufig liege ich auch noch auf der Isolierstation; das hört aber auf, sobald die Durchfälle endgültig zu Ende sind; dann kommt man auf die Genesungsstation; da kann man Spazierengehen und sich des wunderbaren Parks unseres Lazarets erfreuen. Wir liegen in einer ehemaligen Irrenanstalt, inmitten eines wunderbaren, baumreichen Parks, der durch eine über dreihundert Meter lange herrliche Allee mit der Aussenwelt verbunden ist. Vollständig zu hungern brauche ich jetzt schon nicht mehr; es gibt morgens, mittags und abends einen Teller süssen Maizenabrei; mein Appetit auf ein vernünftiges Essen ist geradezu phantastisch; mir läuft buchstäblich das Wasser im Munde zusammen, wenn ich an ein richtiges Kotelett denke. Aber wahrscheinlich werde ich wohl am Sonntag das erste Mal wieder Fleisch essen.

Später wird sich wohl auch Gelegenheit finden, Amiens und vor allem die Kathedrale einmal anzusehen, aber wir liegen sehr weit raus. Wenn Hermann noch mal hier hinkommt, kann er mich ja mal

besuchen; dabei aber daran denken: Kriegslazarett; hier gibt es nämlich noch ein Lazarett. Übrigens: Habt Ihr aus Bromberg damals drei Paketchen im Ganzen von mir bekommen? Nach meiner Kompanie habe ich schon geschrieben wegen der Post; in Bromberg ist viel verlorengegangen; Scheisse. Herzlichst

Euer Heinrich

*78. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Amiens, Lazarett, den 4.9.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Leider war es mit der Posterwartung auch heute wieder eine Enttäuschung; aber es konnte ja auch noch nichts hier sein; allerdings die Post, die noch bei der Kompanie liegt, könnte längst hier sein; einige Kuverts habe ich Gott sei Dank hier erwerben können, so dass ich also wieder in der Lage bin, mich mit der Aussenwelt zu verständigen.

Mir geht es jetzt soweit ganz gut; ich bin noch etwas schlapp, aber bei meinem Tempo werde ich das bis Sonntag aufgeholt haben. Hier haben wir bis auf die Langeweile, die einen manchmal überfällt, ein angenehmes Leben. Morgens stehen wir um etwa halb acht auf, waschen uns, trinken Kakao und essen Weissbrot mit guter Butter und gehen anschliessend spazieren bis zur Visite gegen halb zwölf; um zwölf wird gegessen, dann geschlafen bis drei oder vier und in den Anlagen das Abendessen erwartet; nach dem Abendessen wird wieder gebummelt durch die Weitläufigkeit der Irrenhausanlagen. Man kann sich bestimmt erholen; acht bis zehn Tage werde ich wohl bestimmt noch hierbleiben müssen; dann hoffe ich, mit einer Urlaubsbefürwortung abzuhauen und zu Hause noch einige schöne Septembertage zu erwischen; weiter denke ich noch nicht; es ist ja überhaupt schon Wahnsinn, weiter als zwei oder drei Tage zu denken. Hier ist

das Wetter seit zehn Tagen schon wunderbar; die reichliche Sonne lässt einen von dem im Allgemeinen sehr ungesunden Klima nichts merken; das ganze Sommegebiet ist ja sehr sumpfig, daher auch wahrscheinlich die vielen Ruhrkranken. Bald hoffe ich einmal Ausgang nach Amiens zu bekommen; bekanntlich ist Amiens nach zweimaliger Aufforderung zur Übergabe schwer bombardiert worden; viel ist nicht übriggeblieben; 20 000 Menschen sollen dabei umgekommen sein; die Läden werden jetzt natürlich von den Soldaten leergekauft, besonders natürlich die Dinge, die in Deutschland nicht mehr zu haben sind; ich kann mich aber nur schwer dazu entschließen, nun auch zu hamstern; mir kommt es, obwohl ja alles bezahlt wird, fast wie Leichenfledderei vor; das einzige, wo ich nach wie vor mein Augenmerk drauf richte, ist Kaffee. In Amiens und in ganz Nordfrankreich selbst wird wohl kein halbes Pfund mehr zu kaufen sein; man muss schon Beziehungen zu Leuten haben, die öfters nach Belgien kommen; ich werde alles versuchen, um derartige Beziehungen anzuknüpfen.

Wenn heute Abend oder morgen Post von Euch kommt, schreibe ich wieder. Ich habe ja jetzt Zeit genug dazu. Nun auf Wiedersehen und viele herzliche Grüsse

Euer Heinrich

Schreibt mir doch, ob die drei Pakete aus Bromberg von mir angekommen sind.

79. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Lazarett, Amiens, den 6.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Heute Nachmittag bin ich mehrere Stunden in Amiens gewesen; zunächst war ich sehr erstaunt über die Grösse der Stadt, ich hatte höchstens eine Stadt wie Siegburg erwartet, aber Amiens ist mindestens



so gross wie Mainz; die Zerstörungen sind geradezu entsetzlich; direkt aus der Nähe gesehen wirkt alles noch viel grauenhafter, weil jede Einzelheit fast ebensoviel Elend erzählt, wie wenn man von fern das Ganze sieht; die Kathedrale ist völlig unversehrt, aber von den Häusern zehn Meter weiter steht nichts mehr; einige Stadtviertel sind völlig unversehrt geblieben. Nachdem ich mir zuerst einmal lange die wunderbare Kathedrale angesehen habe (leider nur von aussen), habe ich mich lange in der Altstadt umhergetrieben und habe den Kinderfreund gespielt, indem ich einen Arm voll Keks an die schmutzigen, reizenden französischen Kinder verteilt habe. Die Kathedrale ist fabelhaft. Wirklich; der Kölner Dom ist von aussen ein Scheisshaufen dagegen. Jede einzelne der vielen Figuren ist wert, dass man ein Bild davon besitzt.

Das einzige, wonach ich mich dann sehr emsig umgetan habe, war eine vernünftige Buchhandlung; aber es war nichts zu finden; in einem Papierladen habe ich ein paar Postkarten bekommen, die ganz nett sind; davon lege ich die schönsten bei; es war immer schon meine Idee, aus den Trümmern Frankreichs wenigstens ein paar Bücher von Léon Bloy und G. Bernanos mitzubringen; hoffentlich habe ich noch einmal Gelegenheit, für längere Zeit in die Stadt zu kommen, aber es ist sehr schwierig; jedenfalls werde ich dann nur nach Büchern ausschauen; es ist doch das einzige, was sich lohnt. Von den anderen Kirchen der Stadt sind einige zerstört; eine ganz unzerstörte habe ich gesehen; es sieht wirklich eigenartig aus, die völlig unversehrte Kirche inmitten eines ehemals engen grossstädtischen Viertels (das hat man im Gefühl, das liegt in der Atmosphäre) hoch aufragen zu sehen; stellt Euch vor, man könnte eines Tages von St. Mauritius aus St. Apostel hoch und frei von allen Seiten betrachten; man würde glauben, man träume; so erging es mir tatsächlich hier.

Hier im Lazarett habe ich jetzt für einige Tage eine schöne Nebenbeschäftigung gefunden; es sind drei Kisten Bücher angekommen, und ich habe mich erboten, sie zu ordnen und einen Katalog dazu zu machen; so geht wenigstens die Zeit etwas besser rum. Leider sind es

nicht soviel, als dass ich für längere Zeit Arbeit daran hätte, etwa bis zu meiner Entlassung. Vorgestern hat man uns eine Stuhlprobe entnommen, deren Ergebnis am Samstag herauskommt; dann entscheidet es sich, ob ich noch längere Zeit hierbleiben muss oder etwa Mitte der nächsten Woche entlassen werde. Schreibt deshalb nicht mehr, bis ich Euch morgen oder übermorgen von dem Ergebnis berichten kann.

Soeben Euer Päckchen erhalten, vielen Dank. Brief noch nicht hier; morgen mehr. Viele herzliche Grüsse und alles Gute

Euer Heinrich

80. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Amiens, den 7.9.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Eben habe ich zwei Briefe von Euch bekommen; ich bin froh, dass ich nach einer Zwischenpause wieder mal etwas von zu Hause höre; Eure Post von der Kompanie habe ich noch nicht hier; es ist nämlich so, dass unser Regiment abgerückt ist und sich augenblicklich auf dem Marsch irgendwo in Nordwestfrankreich befindet; da findet sich natürlich nicht immer Zeit, alles zu erledigen; jedenfalls wird es ja wohl zurückgeschickt, wenn man es mir nicht nachsendet. Mein Gepäck und meine Privatsachen kann ich wohl auch als verloren betrachten. Es ist mir schwer, hier im Lazarett zu liegen, während die anderen alle das Soldatsein unbeschwert von allen kasernenhofartigen Kleinigkeiten erleben; ich weiss es von Osnabrück und von unserem Ausmarsch aus Bromberg her, welch ein mächtiger Zauber einen ergreift, wenn man in einer Truppe marschiert, die ins Feld zieht; niemand kann dieser Macht widerstehen. Ich liege nun hier und beobachte gewissenhaft, ob mein Stuhlgang noch weich ist oder ob er

schon fester wird; Ihr könnt nicht ahnen, wie schwer es für mich ist, da Ihr eben nicht Soldaten seid...

Trotzdem bin ich nüchtern genug geblieben, um mir, wenn das eine nicht möglich ist, wenigstens das andere zu wünschen, nämlich Urlaub. Ich bin nun einmal dazu verurteilt, den Krieg nur im Schatten zu erleben. Mein Aufenthalt hier im Lazarett wird nicht mehr lange dauern; länger als bis Montag oder Dienstag werde ich wohl kaum hierbleiben, falls die Stuhlprobe negativ ausfällt, im anderen Falle, welcher sehr unwahrscheinlich ist, kann es noch 14 Tage dauern; ich schreibe Euch gleich, wenn das Ergebnis bekannt ist; ein Besuch lohnt sich also nicht mehr; ausserdem dauert es ja nach meiner Entlassung wohl nicht mehr lange, ehe ich nach Mülheim oder in Urlaub komme; wenn ich nach Mülheim fahre, werde ich bestimmt nicht an Köln vorbeifahren. Tilde kündigt mir einen Brief vom Eisernen an; ich bin äusserst gespannt; ich habe seit einem Jahr von ihm nur eine Karte bekommen. Der Brief wird wohl morgen ankommen als Sonntagsgabe.

Ich werde Euch dauernd auf dem Laufenden halten; ich bin fast ganz wiederhergestellt. Wenn man jung ist, überwindet man eine Krankheit doch schnell. Also viele, viele herzliche Grüsse und vielen Dank

Euer Heinrich

Für Mutters Kaffeehoffnungen sehe ich sehr schwarz; ich bin äusserst bemüht, aber... Schickt mir bitte das Geld, was Ihr noch habt; vielleicht kann ich damit meine Kaffeebemühungen etwas einheizen; es kann auch ruhig deutsch sein; ich werde es hier in der Kantine umwechseln.

Hein.

*81. Heinrich Böll an die Eltern*

Amiens, den 12.9.40

Liebe Eltern!

Von der Kompanie ist die Post noch immer nicht nachgeschickt worden; vielleicht sind die Briefe inzwischen zurückgekommen, und auch die Päckchen. Hier ist auch heute keine Post von Euch gekommen; ich rechne morgen damit. Dann wird wohl auch Tildes Päckchen ankommen. Mutter wird wohl inzwischen den Kaffee bekommen haben. Ist er gut? Wahrscheinlich gibt es noch etwas.

Mir geht es jetzt wieder gut; ich bleibe aber noch vielleicht acht Tage hier; dann gibt es vielleicht auch Urlaub. Es kommt nur darauf an, ob der befürwortete Urlaub auch bewilligt wird. Wenn, dann gibt es 14 Tage. Jedenfalls braucht Ihr Euch keinerlei Sorgen mehr zu machen; ich habe die Krankheit gut überwunden.

Die Geschichte mit Gertrud ist ja wirklich traurig, aber vielleicht kommt sie doch noch zur Besinnung. Alois wird mir wohl auch zur Kompanie geschrieben haben; er kennt wohl meine jetzige Nummer noch nicht; schreibt mir doch mal seine Adresse. Maria und Kind sind jetzt wohl wieder in Siegburg; für Maria habe ich noch einen Namenstagskaffee in Reserve, ich warte jetzt nur ab, ob der Urlaub gewiss ist oder nicht; sonst bringe ich ihn gleich mit, statt ihn zu schicken. Für Mutter gibt es ausserdem noch etwas. Alfred ist's sicher auch gründlich satt; für ihn ist es aber doch noch hoffnungsvoller, weil er nicht mehr aktiv zu dienen braucht. Ich hoffe ja immer noch, dass man die Philologen nach dem Krieg dringend nötig hat; das ist ja auch noch eine Möglichkeit. Alois wird vielleicht noch Soldat sein, wenn wir beiden anderen längst wieder zu Hause sind; er kommt sicher zur Besatzung nach England oder Frankreich.

Der Krieg mit England wird noch eine harte Nuss; es ist doch nicht so einfach, eine Insel einzunehmen. Hoffentlich habt Ihr wenigstens jetzt nachts etwas mehr Ruhe.

Hier wird es jetzt sehr kalt. Vielleicht wird es noch einmal ein paar Tage warm; das wäre für unsere Genesung viel besser. Nun viele herzliche Grüsse, alles Gute und vielen Dank

Euer Heinrich

Sobald ich wieder Post von Euch bekomme, schreibe ich sofort.

82. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Amiens, Lazarett, den 15.9.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Heute, Sonntag, ist das Wetter zum Glück besser geworden; sogar die Sonne scheint. Post ist wieder keine gekommen, auch von der Kompanie noch nicht. Ich denke, dass sie jeden Tag eintrifft. Es ist nur so sonderbar, dass man mir ein Teil nachgeschickt hat und alles andere nicht.

Mir geht es wieder gut; mein Gewicht habe ich bis auf einige Kilo, die ruhig fehlen dürfen, wieder, und ich denke im Laufe der Woche hier abzuhaue; es kann sich jedoch immer wieder verzögern, zumal ich jetzt noch ein furunkelartiges Biest am Hinterkopf habe, das sehr hartnäckig scheint. Also schreibt nur ruhig hierhin; wenn nichts Aussergewöhnliches sich ereignet, bin ich in zwei bis drei oder vier Wochen in Urlaub; macht Euch nur schon so um diese Zeit auf mich gefasst, ich meine in Bezug auf Fressalien. Vor allen Dingen lechze ich nach Reibekuchen; hoffentlich kann ich dann wieder alles vertragen. Gestern habe ich nach dem – vielleicht zu reichlichen – Genuss frischer selbstgepflückter Nüsse wieder den Durchmarsch gehabt; also bomben- sicher ist der Magen noch nicht; nur, wenn man sich streng an die Pappe hält.

Schreibt mir auch, ob es ratsam ist, wenn ich mir im Urlaub zur Sicherheit ein paar Pakete französischer Zigaretten mitbringe oder ob

es zu Hause genug gibt; es wäre betrüblich, wenn die Urlaubslust dadurch geringer würde.

Von Alois habe ich immer noch nichts gehört. Alfred schrieb gestern noch. Die Kaffeeangelegenheit läuft noch und entscheidet sich Dienstag / Mittwoch. Ich werde dann mit einem Pfund oder mehr hervortreten oder eine endgültige Absage erhalten; aber die Sache steht deshalb schon nicht so ungünstig, weil die Brüder ja etwas daran verdienen, und nicht zu knapp.

Gott sei Dank habe ich dank Tildes Sendung etwas zu lesen; so wird der Sonntag nicht gerade so langweilig; schickt mir in einem Kuvert doch noch einige dieser Bögen hier oder ein Paket oder zwei von dem Soennecken-Papier.

Da meine Wäsche durch vierwöchige, ununterbrochene Tag- und Nachtbenutzung in einen phantastischen Zustand geraten war, habe ich mich gezwungen gesehen, mir ein Hemd zu kaufen; es fand sich gerade eine günstige Gelegenheit, es ist ein dunkelblaues, warmes und bequemes, ich glaube wollenes Polohemd; für 2 Mark, ich benutze es über meinem dreckigen Hemd als Pullover; auch der Ankauf eines Frotteehandtuches zum Preis von 80 Pfennig war unumgänglich, da meins schon allzu viele Blutspuren von dunklen bis hellen zeigte. Sonst scheue ich derartige Einkäufe, die allmählich in eine wüste Hamsterei ausarten, aber in meinem Falle war wirklich nichts anderes zu machen. Für heute viele herzliche Grüsse und alles Gute

Euer Heinrich

### *83. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Amiens, Lazarett, den 16.9.40

Meine Lieben!

Heute habe ich endlich die Post von der Kompanie nachgeschickt bekommen. Es waren

1 Brief mit Schreibpapier

- 1 Brief mit 5 Mark von Vater
- 1 Brief mit 1 Mark von Euch
- 1 Brief von Mutter
- 1 Päckchen von Tilde.

Einige Tage vor meiner Einlieferung ins Lazarett hatte ich schon zwei Päckchen von Euch und eins von Alois erhalten; ich glaube, das schrieb ich Euch schon von dort. Also für alles vielen herzlichen Dank.

Direkt von Euch hierhin ist heute nichts gekommen (damit keine Irrtümer entstehen).

Vor allem kommt mir das Geld im Augenblick sehr gelegen, ebenso zu meinen Gunsten wie zum Vorteil aller Kaffee-Erwartenden; man muss zu beidem immer Geld in der Tasche haben, damit man, wenn sich die Gelegenheit bietet, zugreifen kann; sonst ist alles Scheisse.

Neuigkeiten habe ich nicht mitzuteilen, da ich Euch ja gestern noch geschrieben habe; mir geht es weiterhin ausgezeichnet. Im Laufe dieser Woche werde ich wohl Amiens für immer verlassen. Das Dumme ist, dass man nichts Sicheres erfährt. Paul Wunsch hat mir aus München einen netten Brief geschrieben; der Brief hat auch 14 Tage bei der Kompanie gelegen.

Von Alois habe ich noch nichts Direktes gehört; er scheint meine Nummer nicht zu haben, oder – ich weiss ja, wie das ist – der Dienst frisst ihn auf. Ist er etwa auch Infanterist? Für ihn, der noch nie Arbeitsdienst oder auch nur ein Schulungslager mitgemacht hat, wird es ja zu Beginn etwas bitter sein, doch niemand weiss von sich selbst, wieviel er ertragen kann; es ist unheimlich.

Für heute viele herzliche Grüsse und nochmals vielen, vielen Dank

Euer Heinrich

*84. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Amiens, den 20.9.40

Meine Lieben!

Gestern habe ich zwei Päckchen Kaffee an Euch abgeschickt, zwei Namenstagsgeschenke an Maria die Ältere und Jüngere. Schreibt mir, sobald sie angekommen sind. Im Ganzen sind es jetzt drei. Es wäre geradezu kummervoll, wenn eins davon verlorengehe. Meine Spekulationen sind also bezüglich Kaffee nicht fehlgeschlagen. Die Qualität des Kaffees ist leider – soweit ich das beurteilen kann – nicht besonders, aber immerhin...

Heute Morgen sagte mir der Postbulle, es könne möglich sein, dass eine Stockung von 14 Tagen eintrete. Hoffentlich behält er nicht recht; das wäre betrüblich. Ich denke vor allem von Alois etwas zu hören. Habt Ihr alle meine Briefe erhalten? Ich habe alle zwei Tage geschrieben, meistens öfters.

Was mir im Augenblick am meisten mangelt, ist ein vernünftiger Schnaps. Ich glaube, der würde in jeder Beziehung Wunder wirken, aber Amiens ist daran noch ärmer als die Heimat; bei meinem letzten Ausgang habe ich die ganze Stadt vergeblich abgeklappert. Sorgt bitte dafür, dass bei meinem eventuellen Urlaub etwas von diesem wohltuenden Getränk da ist, vielleicht lässt sich noch etwas auftreiben; wir kriegen hier im Lazarett alle Wochen einmal Rotwein abends statt der üblichen Zigaretten; danach kann ich immer fabelhaft schlafen; sonst hapert es aus Mangel an ausreichender Ablenkung immer am Einschlafen.

Bis spätestens Anfang bis Mitte nächster Woche denke ich doch hier herauszukommen; dann kommt die schicksalhafte Entscheidung, ob Urlaub oder nicht. Ich schreibe Euch natürlich sofort.

Ich bin wieder bei meinem Gewicht und sehe auch wieder gut aus, bin jedoch immer noch etwas schlapp; aber die Schwäche wird ja erst nachlassen, wenn man wieder ein bisschen eintrainiert ist.



Es ist doch keine Post mehr gekommen. Vielleicht gibt es morgen welche oder wenigstens Sonntag.

Die Kaffeebestätigung wird mich doch wohl nicht mehr hier erreichen; aber schreiben könnt Ihr ja auf alle Fälle mal; die Post geht dann eben wieder zurück.

Falls ich nach Deutschland fahre, komme ich ja wahrscheinlich über Belgien und Holland; hoffentlich kann ich dann etwas Schokolade und eine vernünftige Kiste Zigarren auftreiben. Kapital kriege ich ja morgen am Lohntag wieder.

Wir hören fast jeden Tag die englischen Flieger; ich nehme an, dass es ungefähr dieselben sind, die Euch belästigen. Bombardiert haben sie uns bisher noch nicht. Vielleicht interessiert es Euch, was wir hier zu lesen bekommen; ich lege mal eine Feldzeitung bei. Tilde mache ich vor allem auf das Gedicht auf der letzten Seite aufmerksam. Viele Grüsse und alles Gute

Euer Heinrich

85. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

den 22.9.40

Liebe Eltern und Geschwister!

Habe soeben Eure Karte erhalten; ich schreibe jetzt in aller Eile, weil ich gleich zur Kirche will. Meine Entlassung hat sich noch etwas verzögert, weil ich einen kleinen Rückfall hatte, der aber jetzt schon wieder vorüber ist; ich denke, bis spätestens Mittwoch reif zu sein und heute in 14 Tagen zu Hause in Urlaub zu sein, aber – wie Ihr seht – schlagen ja derartige Kalkulationen meistens fehl.

Hoffentlich sind die drei Pakete Kaffee inzwischen da. Es wäre schade, wenn sie verloren gingen. In aller Eile und vielen Dank Euer Heinrich

Alois schreibe ich heute Nachmittag.

86. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Amiens, den 24.9.40

Meine Lieben!

Ich kann Euch immer noch nichts Neues mitteilen; ich kann nur immer schreiben, ich denke, ich hoffe, ich rechne diese Woche entlassen zu werden, aber Sicheres kann ich nie mitteilen. Heute bei der Visite will ich den Arzt noch mal angehen. Ich schreibe Euch, sobald ich einen Entlassungstermin erfahre. Diesen Brief gebe ich einem Kameraden mit, der nach Deutschland fährt; Ihr werdet ihn wohl etwas schneller erhalten als die bisherigen.

Immerhin denke ich doch, zu Maria-Therσίας Namens- und Geburtstag in Köln zu sein; dann wollen «wir die Feste feiern, wie sie fallen». Hoffentlich kann ich dann noch einiges von den Gütern Hollands, Frankreichs und Belgiens beisteuern; hoffentlich. Es kann sich dann natürlich nur um Genussmittel handeln.

Ich bin jetzt schon in der fünften Woche im Lazarett und schon sechs Wochen krank, fühle mich aber jetzt wieder vollkommen gesund; doch die Ärzte sind mit Ruhrkranken äusserst vorsichtig.

Alois habe ich auch gestern geschrieben; habt Ihr eigentlich alle Post bekommen? Im Ganzen müssen so nach und nach drei Pakete Kaffee eingelaufen sein mit mehr als zwei Pfund Gewicht. Ein stattlicher Reichtum! Vielleicht kann ich noch mehr besorgen. Vielleicht.

Ich stelle mir immer vor, wie der Kanonier Wunsch und der Schütze Böll in München Spaziergehen und sich gegenseitig mit ihrer Begeisterung überfallen; ich gäbe etwas darum, dabeizusein, wie diese beiden «zackigen» Soldaten durch die deutsche Kunststadt schlendern.

Kann Alfred nicht auch bald mal Urlaub nehmen? Ich meine für mehrere Tage; er hat doch bisher nur sehr wenig gehabt.

Schreibt mir nicht mehr hierhin, das hat doch keinen Zweck mehr; ich werde alles versuchen, bis spätestens Sonntag herauszukommen.

Am Sonntag, vorgestern, war ich in der Kathedrale von Amiens in einem Orgelkonzert (Schubert, Bach, Reger). Es war sehr schön, ich werde noch darüber berichten. Hoffentlich, hoffentlich klappt nur die Urlaubsgeschichte. Entschuldigt die Schrift!

Viele herzliche Grüsse und alles Gute

Euer Heinrich

87. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 27.10.40

Ich werde weiter hier Tag für Tag die Flure kehren, die Blätter auflesen und die Waschräume putzen, also ein nach dem Lexikon des Soldaten «feines Leben» führen, und immer werde ich von der konzentrierten Kompaktheit dessen, was mir absolut wesensfremd ist, umgeben sein. Dieses Opfer bringe ich einzig und allein meiner Mutter und auch meinem Vater; wenn ich nicht allen Grund hätte, ihren Leiden und ihrem grossen Kummer nach Möglichkeit keine neuen Sorgen und Schmerzen hinzuzufügen, würde ich auf meine Krankheit und die Sonntagsurlaubsaussicht pfeifen, meinen Tornister packen und die Flucht ergreifen. Aber ich werde mich auch in dieser Lage trösten müssen und können, und ich werde mich zu trösten wissen. [...]

Ausserdem habe ich Wache, und damit ist wenigstens der lange Sonntagnachmittag tot. Jawohl, Schütze Böll freiwillig zur Wache. Was morgen sein wird, ist vorläufig gleichgültig. Man wird – als Zirkusdiener verkleidet – Spaziergehen und über alles mögliche Ungeschriebene der Zukunft nachdenken, oder man wird lesen. Aber saufen werde ich vorläufig noch nicht; damit muss man noch einige Zeit warten; es wäre stillos, mit 23 Jahren aus Kummer über sein soldatisches und menschliches Schicksal zum Säufer zu werden. Mit 23

Jahren treibt man den Teufel anders aus, man träumt; nicht gerade nur aus Kummer und Wut und Schmerz, aber man träumt und «schreibt» in Gedanken oder tatsächlich auf Papier mit Tinte. Saufen kann man immer noch, und es wäre nicht nur stillos, sondern auch unrechtmässig, diese letzte Möglichkeit schon so früh vorwegzunehmen. Später, wenn man das Unglück haben sollte, älter als 30 zu werden, werden sich immer noch Gründe genug finden zu saufen. [...]

88. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 29.10.40

[...]

An den Abenden, wo ich nicht ausgehe, fühle ich mich irgendwie physisch und psychisch gezwungen, Ihnen zu schreiben, aber es ist nicht einzusehen, warum Sie vielleicht unter diesem meinem Abendvergnügen leiden sollen. Also, lesen Sie nicht mehr weiter, wenn Sie keine Lust oder Zeit haben. [...]

Nach der unsagbar niederdrückenden Eintönigkeit des Dienstes und der Redereien in den freien Stunden, wenn das Ohr betäubt ist von abgedroschenen Zoten und das Auge stumpf von all dem Grau in dieser unbeschreiblich trostlosen Atmosphäre, die jeder Aussenstehende nur ahnen kann, bin ich oft glücklich, wenn ich mich erfreuen darf an der Musik dieses Bildes, das mich berührt wie eine kostbare Melodie. Manchmal jedoch erfasst mich dann erst recht meine wilde Schwermut so, dass ich auf die Zähne beißen muss, um nicht laut zu schreien wie ein Irrsinniger. Vielleicht wissen Sie, was Verzweiflung ist. Es ist, als ob man umgeben sei von riesigen nachtschwarzen Blöcken, die immer näherrücken, langsam und drohend; die sich nicht aufhalten und wegrücken lassen; dann glaubt man zu verbluten vor Qual, und man betet mit einer Inbrunst, die stark und gläubig genug

wäre, den Himmel auf die Erde zu holen, aber es geschieht nichts Tröstliches. Das ist das Kreuz. Nachher, wenn alles abgeebbt ist in eine stumpfe, etwas zynische Trauer, die man an sich hat wie die Farbe seiner Augen und Haare, dann fragt man sich, wie man die grosse, grosse Gnade verdient hat, nicht verrückt geworden zu sein. Gott bietet immer wieder die Hoffnung dar, dieses schemenhafte Kind seiner Güte.

Oft auch fliegt die Traurigkeit weg wie ein Nichts. Dann bin ich nachsichtig und gutgelaunt und finde alle Leute, wenn nicht gerade reizend, so doch bemitleidenswert. Dann sehe ich in keinem mehr meinen Henker. Es kommt manchmal stundenweise, so unglaublich schnell und unerwartet, wie wenn blitzschnell die Sonne – die ich oft gehasst habe mit einem wahrhaft berausenden Hass – aus einer undurchdringlich scheinenden Wolkendecke hervorbricht. Und wenn Sie bedenken, dass ich weiss, ich kann diesen beglückenden Zustand, in dem ich glänzende Romane entwerfe und plane, mühelos erreichen, wenn ich nur acht bis zehn Schnäpse trinke, dann können Sie sich denken, welch einen wilden Kampf ich kämpfe mit König Alkohol. Wie ich mich hüten muss, vor das Tor dieser abgründig gehassten Kaserne zu treten, um nicht den lockenden dunklen Kneipen zu verfallen, in denen man alles vergessen kann. Sie kennen sie nicht, die dumpfen Buden, in denen kein Weib soviel Glück vermutet. Ach, diese schmierigen, dunklen Pinten, wo man von Rauch erstickt und wo irgendein Schmierfink sonderbaren Fusel verzapft, sie bergen das Vergessen. Aber die Erfolge meines Kampfes sind verblüffend. Ich hätte niemals gedacht, dass ich soviel Willen hätte aufbringen können. Werden Sie es mir glauben, dass ich tatsächlich, solange ich hier bin, nicht einmal den Geruch von Schnaps vernommen habe. Ich bin fast stolz darauf. Immer wieder, wenn ich manchmal völlig erschöpft bin von Schwermut und Unlust, weiter so zu leben, tritt an mich die Versuchung heran, die Schleuse loszulassen und ihn hereinzulocken, den Wahnsinn. Dann hilft mir – es wird Ihnen so sonderbar erscheinen – der Gedanke an Sie. Ich vermöchte nicht zu erklären, wieso,

aber es ist wahr. Denken Sie manchmal an mich in Ihren Gebeten, in den Stunden, wo Sie vielleicht gerade nichts Besseres zu tun wissen.

Eines Tages werde ich mich vielleicht dankbar erweisen können für Ihre Güte, sich Briefe von mir schicken zu lassen. Sie glauben nicht, wie sehr ich dadurch getröstet bin. [...]

Es ganz allein zu tragen, wäre mir unmöglich. Seien Sie herzlichst bedankt von Ihrem

[...]

89. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 4. Nov. 40

Gestern um diese Zeit habe ich noch bei Dir gesessen ... ohne einen Gedanken an das Morgen, das heute für mich das Heute ist. Seit gestern Abend regnet es ununterbrochen. Wir sind in diesem Regen weit hinausmarschiert auf unsere Wache, die hier mitten im Feld liegt. Alles ringsum ist bleich, feucht und kalt. Doch ich sitze jetzt schön warm und darf Dir schreiben. Gleich, wenn ich Posten stehe, habe ich zwei Stunden Zeit, ausschliesslich an Dich zu denken, habe ich da noch Grund, mich zu beklagen, wenn auch meine Kleider und Stiefel nass sind? [...]

Wir wollen immer nur so weit an die Zukunft denken, wie es unserem Glück zuträglich ist. Immer nur von einem Stelldichein zum anderen. Denn die weitere Zukunft ist ja doch nur Krieg und Unglück und vielleicht Trennung. Ich fühle eine wilde Lust, einmal eine Zeitlang ganz blind und törricht zu sein. Ob ich für mehr als drei Stunden dazu fähig bin, weiss ich nicht, aber ich möchte es sein. [...]

Ich zähle die Sekunden und häufe sie zu Stunden, und die Stunden türmen sich zu Tagen, bis die lange Woche vollendet ist. Morgen werde ich mich mal nach einem passenden Zug umsehen. In zwei Wochen komme ich dann auf jeden Fall nach Köln, wenn ich nicht

gerade Wache haben sollte. Ach, das wäre auch noch eine Möglichkeit, uns spüren zu lassen, dass wir Pechvögel sind, wenn ich nächsten Sonntag Wache oder Bereitschaft hätte. Jedenfalls habe ich dann entweder den Morgen oder den Nachmittag frei, oder ich muss Dich – oh Gott! – in der Kaserne empfangen. Weisst Du, es ist grauenhaft, wenn ein Unteroffizier oder meinetwegen auch ein Offizier von Kunst spricht, es ist entsetzlich, wenn Beethoven oder Mozart im Film gespielt werden, aber das sind alles mehr oder weniger wenn auch echte, so doch ästhetische Übel – jedoch Du in der Kaserne, das wäre das Schlimmste. Ich weiss nicht, ob ich es Dir zumuten kann. Keinesfalls würde ich es Dir übelnehmen, wenn Du Dich weigertest. Überlege es Dir gut. Weisst Du, ich bin noch zu schwach, es Dir zu untersagen. [...]

Ich möchte Dir so gerne einen schönen Brief schreiben, aber ich habe keine Minute Ruhe. Der Corporal und die beiden Kameraden schwätzen und pfeifen, und dauernd versucht einer, mir über die Schulter zu sehen. Vielleicht heute Nacht, wenn alle schlafen und ich ganz allein bin, kann ich Dir etwas Besseres schreiben. Oder morgen, dann will ich versuchen, irgendwo ein stilles Café aufzufinden, wo ich Dir in Ruhe und mit etwas mehr Besinnung schreiben kann. Hier werde ich dauernd aus dem Zusammenhang gerissen und in meinen Gedanken gestört. [...]

Vorläufig haben wir keinen Grund, uns zu beklagen, und ich hoffe, dass es auch in den nächsten Wochen zu ertragen sein wird. Und «Wochen», das ist schon einmal viel. [...]

Es geht so nicht. Ich schreibe nicht weiter, weil ich unmöglich mich konzentrieren kann. Überdies ist es Viertel vor fünf geworden – ich habe mehrmals angefangen und wieder aufgehört, und um fünf muss ich aufziehen. Vielleicht geht es heute Abend besser, wenn es ringsum still ist und alle schlafen.

[...]

Mülheim, den 5. Nov. 40

[...]

Ich habe ganz vergessen, dass ich Dir raten soll, welche Lektüre Du wählen könntest. Ich kann Dir leider nicht viel raten, wenn ich Dich nicht zu ausgesprochenen Kompromissen verleiten will. Vom zeitgenössischen Schrifttum habe ich leider auch nicht viel Ahnung, da ich ja während meiner Soldatenzeit nur zu meinem Vergnügen, nie zum Studium, gelesen habe. Ich kann Dir darum vorerst nur einige Namen nennen. Versuch es doch einmal mit Johannes Kirschweg, vielleicht auch Heinrich Lersch. Weisst Du, als Lehrender kommt man nicht so leicht in Gefahr, Perlen vor die Säue zu werfen, denn man will ja doch immer wieder versuchen, die Kostbarkeit der Perlen zum Verständnis zu bringen. Auf jeden Fall kannst Du Otto Gmelin lesen, das ist nicht entwürdigend und auch verhältnismässig ungefährlich. Von Franz Tumlner, einem jungen Österreicher, gibt es eine ganz nette Erzählung, ich glaube, sie heisst: Die Wanderung zum Strom, ein Bändchen aus der Kleinen Bücherei (es steht übrigens in meinem Bücherbrett in der hinteren Hälfte des oberen Fachs im hinteren Regal). «Urlaub auf Ehrenwort» ist auch in der Kleinen Bücherei erschienen, und zwar heisst der Autor Kilian Koll. Mein Gedächtnis ist stark geschwächt durch genau 434 Tage Soldatenleben, deshalb verzeih' mir diese so geringe Auswahl. Ich werde mir morgen einige Kataloge besorgen, und bis Sonntag werde ich Dir dann mehr Auswahl bieten können. Ich bin ja überglücklich, wenn ich Dir einen noch so geringen Dienst erweisen kann. Wenn ich rechne, dass Du am Sonntag etwa um elf Uhr morgens hier bist, dann habe ich jetzt nur noch 110 Stunden zu warten, das ist nicht mehr sehr viel...

Ich melde mich jetzt immer freiwillig auf Wache, damit die Zeit umgeht. Wer weiss, was dann nächste Woche ist; vielleicht geschieht ein Wunder. Aber oft habe ich Angst, ich könnte ganz plötzlich hier wegkommen, weit irgendwohin, und ich könnte Dich vorher nicht mehr treffen. Es ist gewiss eine unbegründete Angst, aber geschehen kann es...



90. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 5. Nov. 40

[...]

Kannst Du Dir vorstellen, was für einen Soldaten Musik sein kann. Noch niemals habe ich das Glück gehabt, so oft wie ich schon als Soldat in allen möglichen Cafés und Kneipen gewesen bin, schöne Musik zu hören. Aber heute, heute spielen sie mir Beethoven und Mozart. Es ist zwar nur Radiomusik, aber es ist Musik. Es gibt wohl nichts, wovon ich so sehr abhängig bin, was meine Gefühle und Stimmungen so plötzlich und grundlegend ändern und bestimmen kann, wie Musik. Ich bin ihr gleich verfallen. Eine tiefe, aber irgendwie sehr glückliche Schwermut ergreift mich, und ich bin losgelöst von all den sonst so grässlichen Kleinigkeiten meiner Umgebung; von den quälenden, leichenhaften oder tierischen Visagen der mich Umgebenden; von all den Qualen und Quälereien des Kasernenlebens, die mich sonst ständig begleiten. Keine Kunst ist so sehr wie die Musik eine zugleich leise und glückliche und doch so wilde traurige Erinnerung an das Paradies; eine so zarte Hinweisung auf die Ewigkeit, so zart und doch deutlich genug, dass wir für eine Weile über die Last dieses Lebens hinwegkommen, das ja doch nur eine kurze, kurze Spanne ist, und doch, obwohl ich gewiss weiss, dass das Leben an sich seine Last nicht wert ist und dass es nur gelebt sein kann im Blick auf das Kreuz und seine Ewigkeit, dennoch liebe ich das Leben mit einer wilden Inbrunst, ebenso leidenschaftlich wie ich es manchmal verfluche; ich bin glücklich über jedes Menschengesicht, auf dem das Leben blüht, die Leidenschaftlichkeit. Aber ich weiss nicht, ob Du es auch schon einmal deutlich empfunden hast, wir leben unter Leichen. Es gibt fast keine Liebe, keine Leidenschaft, nicht einmal Hass auf diesen unzähligen Gesichtern, die ich studiere mit der Inbrunst eines Künstlers. Nirgendwo auch siehst Du – ach, selten einmal – Kunst, die lebendig ist. Ach, wären sie doch wenigstens fähig, auf eine dunk-

le, heidnische Art zu sündigen! Aber sie haben alle keine Farbe, keine Linie und keinen Ton. Und darum kannst Du auch auf keiner von diesen Fratzen eine Spur des Kreuzes finden, das der Inbegriff allen Lebens und allen Leidens ist. Sie leben nicht und leiden nicht. Sie vegetieren, existieren nur für ihre Existenz. Es gibt keine hingebungsfähigen Frauen und keine brennenden Männer unter ihnen. Ach, ich gäbe einen Teil meines Lebens darum, könnte ich einmal genau in die Seele eines Modernen sehen. Vielleicht fände man ein wenig Eitelkeit und einen kümmerlichen Rest von Vitalität, eingepackt in einen grauen Klumpatsch von Müdigkeit. Es ist hoffnungslos, unter dieser Masse leben zu müssen. Ich hasse alles Moderne unerbittlich, wild und erbarmungslos. Diese ganze verächtliche Oberflächlichkeit, die niemals blutet und niemals etwas riskiert. Ach, wir quälen uns manchmal lange, irgend etwas zu definieren, bis uns plötzlich einfällt, dass die Bibel in ihrer unergründlichen Schlichtheit alles, was wir nie zu sagen vermögen, mit einem Wort umschreibt. Sie sagt: lau – Gott verdamme diese Lauen!! [...]

Ich bin nur ohnmächtig im Angesicht dieser bleichen, übelduftenden Masse, die mich, wo ich ihr begegne, beleidigt und zu morden versucht. Dennoch: ich gebe den Kampf nicht auf. Ich denke, dass dieses Gebirge von Stumpfsinn, diese Riesentürme von Schwachsinn, vielleicht doch irgendwo zu verwunden sind, und vielleicht kommt die Stunde, wo wir sie verbluten sehen. Dann würden wir mit den wenigen Lebenden, die noch wissen, was Kreuz, Liebe und Kunst ist, ein Leben führen, in dem die Erinnerung an das Paradies vielleicht doch nicht nur Erinnerungen wäre. Vielleicht, vielleicht... dieses grausame Wort der Unentschiedenheit!

---

91. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 6. Nov. 1940

[...]

Warten müssen ist doch das Schlimmste. Wir Soldaten empfinden es auch als das Furchtbarste. Wir warten immer auf irgend etwas, auf Versetzung, Einsatz, Urlaub, auf die Erfüllung oder Dementierung irgendeines Gerüchts, und wenn nicht auf eines von diesen Dingen, so warten wir doch letztlich immer auf unsere Entlassung. Auf die Entlassung warten wir mit ähnlichen Gefühlen wie die gläubigen Juden auf den Messias. Wir wissen, eines Tages kommt sie, muss sie kommen, aber wann sie kommt. [...] Oh, auf solche Dinge warten, die an sich gewiss sind, aber zeitlich nicht festgelegt, weisst Du, dass das die Hölle auf Erden ist. Wenn man noch irgendeine auch nur im Geringsten interessante Beschäftigung hätte, eine Ablenkung, aber von 24 Stunden des Tages mindestens 16 seinen blödsinnigen Gedanken widmen können, das dürfte nicht sein. Ich kann auch gar nichts dazu tun, um irgendeine Funktion zu finden, die mich wenigstens beansprucht. So muss ich eben warten, warten. [...]

Ich falle fast um vor Müdigkeit, ich weiss nicht, woher, so wüst gearbeitet habe ich bestimmt nicht. Vielleicht, weil heute Restsymptome meiner Krankheit mich besonders geplagt haben. Wäre wenigstens dieses Elend bald zu Ende. Es war wirklich etwas Grauenhaftes; ich sehe immer noch dieses grässliche Gesicht eines 60jährigen Sterbenden im Spiegel, der ich sein sollte. [...]

[...]

92. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 7. November 40

[...]

Heute kann ich Dir nicht viel schreiben, ich bin zu müde und zu niedergeschlagen. Ich bin dieses Leben so masslos satt, dass vielleicht nur eine gewisse körperliche Feigheit mich manchmal, wenn ich vor Überdruß sogar Dich vergesse, davor zurückhält, es zu beenden... Ich kann nicht mehr schreiben, ich bin zu traurig und so einsam. Oft glaube ich, dass ich viele Jahrhunderte zu spät geboren bin...

[...]

93. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Mülheim, den 8. Nov. 40

Meine lieben Eltern, liebe Tilde!

Heute Mittag, als ich auf Wache zog, erfuhr ich so im Vorübergehen, dass ich Geld abzuholen habe, das schon seit gestern da lag. Leider hatte ich keine Zeit mehr, hinzugehen. Vielleicht war auch sonst noch Post da. Ich danke Euch herzlich für alles. Am Donnerstag bin ich mit einer – Pardon! – Stuhlprobe beim Arzt gewesen. Er hat mir daraufhin sehr strenge Diät angeordnet und mir sogar Opiumtabletten verschrieben. Ich fühle mich aber wirklich, solange ich Diät lebe, sehr wohl. Viel essen bekommt mir sehr schlecht. Also, Ihr seht es, es geht doch besser. Die Opiumtabletten sind sehr gut, aber ich habe doch manchmal noch Schmerzen. Nächste Woche Dienstag gehe ich wieder zum Arzt.

Ich melde mich jetzt, sooft ich kann, auf Wache; auf diese Weise vergeht die Zeit unheimlich schnell. Nächsten Sonntag denke ich dann wieder bei Euch im geliebten Köln zu sein.

Morgen – es ist jetzt zehn nach zwölf – also schon Samstag, den 9. –, werde ich mir einen sehr schönen Tag machen. Montag will ich dann wieder auf Wache ziehen.

Wahrscheinlich reiche ich dann nächste Woche meinen 14-tägigen Jahresurlaub ein. Entweder werde ich – mit mehr oder weniger Berechtigung – masslos angeschnauzt, oder ich komme dann vierzehn Tage. Man muss in diesen Dingen so frech sein wie Dreck, sonst bleibt man ewig der Beschissene.

Hoffentlich habe ich auch morgen einen Brief von Euch, ich habe jetzt eine ganze Woche nichts von Euch gehört. Mir geht es also, wie Ihr seht, gut. Eine scheussliche Angelegenheit sind nur die Fliegeralarme – hier auf unserer Wache, die weit draussen im freien Feld liegt, hören wir die Sirenen von Essen, Mülheim und Duisburg zu gleicher Zeit. Es ist ein unheimlicher Lärm. Gott sei Dank brauchen wir hier nicht in den Keller.

Ich will schlafen gehen. Ich grüsse Euch alle herzlich und danke Euch für alles.

Euer Heinrich

94. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 9. November 1940

[...]

Ich sitze hier, nervös und gespannt, frühmorgens auf meiner Stube und muss jeden Augenblick damit rechnen, dass ein Corporal oder der Spiess hereinkommt und mich beim Wickel packt. Der Hof dröhnt von Schnauzereien. [...]

Eines Tages wird einmal Friede sein; wenn Gott will, lebe ich dann noch. Man wird sich wieder freuen können über die Blumen des Sommers, und das Herz wird berauscht sein von den leuchtenden Farben des Herbstes, berauscht ohne Schmerz. Die Besten werden wohl, wie immer, auf den Schlachtfeldern bleiben, und wir werden nicht traurig

sein darüber, denn es ist eine Wahrheit [...]: Jung sterben die Lieblinge der Götter. Wir werden keine Uniform mehr tragen, das heisst, wie dürfen wieder – in einem sehr beschränkten Masse – wir selbst sein. Aber es wird Friede sein bis zum nächsten Krieg. Ich werde – so Gott will – manchen schönen, goldenen Sommertag mit Dir Spazierengehen, am Rhein, der unsere Heimat ist. Es ist gar nicht auszu-denken. .. Mir geht der Gedanke nicht zu Ende; die Schatten des Krie-ges liegen zu stark über mir. [...]

Das Leben ist keine glatte Rechnung; sonst wären ja die Kaufleute, die Herolde der genau stimmenden Bilanz, sie wären ja die grössten Künstler; gerade sie, die Propheten der unantastbaren Zahlenreihen, die sich ausgleichen, gerade sie, die Vertreter einer gewissen Art von Ruhe und Ordnung, sie sind die Antipoden der Künstler. Die Künstler wissen, dass wir unrettbar, unbezahlbar hoch in der Schuld stehen und dass wir einen unendlichen Kredit haben, der vielleicht eines Tages amnestiert wird. Die Künstler wissen, dass die Unruhe das Leben ist und dass das, was man so landläufig Ordnung nennt, so wenig Ordnung ist, wie die Gemälde, die man im Sommer in München aus-stellt, Kunst sind. [...] Das Leben – wir wollen hübsch kaufmännisch reden –, die Rechnung gegen Gott, geht nie auf. Selbst wenn ich 50 Jahre diesen mir absolut fremden Beruf eines preussischen Soldaten ausüben müsste, also 50 Jahre nur leiden müsste; selbst dann, ich bin überzeugt davon, [...] wäre ich noch immer tief in der Schuld Gottes und ich wäre verloren ohne seine Gnade, unrettbar verloren. Wenn die Kaufmannsphilosophen recht hätten, dann wäre das Leben ebenso langweilig wie einfach; dann könnten wir ausrechnen, wieviel Stun-den wir glücklich sein würden oder unglücklich, und wir würden ständig nach der Uhr sehen, so wie ein Geizhals ständig sich der Höhe seines Scheckkontos vergewissert (der moderne Geizhals). [...]

Es hat nur einen Menschen auf dieser Welt gegeben, der völlig ohne das Leben konnte, was wir – ein wenig sentimental meistens – das Glück nennen – und dieser Mensch war Gott, Christus. Er hat soviel gelitten, wie wir alle leiden müssten, wenn Gott gerecht wäre nach den Massstäben dieser Welt; wenn er – O Entsetzen! – ein Kauf-

November 1940

---

mann wäre. Gott hat uns drei Möglichkeiten gelassen, die letzten Schimmer des Paradieses zu finden, glücklich zu sein: den Künstler, den Liebenden und die Kinder; sie laufen auf dieser Erde herum, eine geringe Zahl gegen die Horde, sie leiden unendlich und sind oft unendlich glücklich. Wer Augen hat zu sehen, der sieht sie; in allen Masken, allen Berufen... Sieh sie Dir an! Es gibt keine interessantere Wissenschaft oder Kunst – ich weiss es nicht – als Physiognomik. Sieh Dir die Gesichter aller Leute an, die Dir begegnen. Du wirst Dir oft vorkommen wie ein Arzt, der nach einem entsetzlichen Kampfgetümmel über das stille Schlachtfeld schreitet, im fahlen Dämmer eines Regentages. Leichen, Leichen, Leichen – und manchmal, ach, Dein Herz bebt vor Entzücken, manchmal findest Du einen Lebenden, einen lebendigen Menschen. Du siehst Gesichter, die vor Glück strahlen, und solche, die vom Unglück beleuchtet sind wie von einem dunklen Feuer; aber sie leben ... sie leben. Sie sind nicht gestorben an irgendeinem Tage und warten nicht nur darauf, dass einmal, wenn zufällig das Herz aussetzt oder die Lunge versagt, das Standesamt ihren längst gestorbenen Tod auch bescheinigt. [...]

[...]

95. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

19. Nov. 1940

[...]

[...] Nicht überall ist die Wache irgendwo auf einem freien Feld, wo man in den freien Stunden unbehelligt in der warmen Stube sitzen und [...] schreiben kann. Hier auf der Kasernenwache geht es ein und aus und jeder meint, er müsse möglichst laut sprechen, damit man seine Gewichtigkeit nicht übersieht. Ich freue mich auf den Tag, wo ich die Kaserne wieder verlassen kann; vielleicht wird die neue Position noch langweiliger, irgendwo in der Einöde, aber es wird keine

Kaserne sein, und das genügt mir, um sie schon jetzt mehr zu lieben als diese Anhäufung von Trostlosigkeit und Unfreiheit hier[.]

[...] Und wenn der Krieg aus ist [...] da will ich erst gesund werden [...] du weisst es ja, dass ich krank bin; ich bin völlig erschöpft, und Müdigkeit ist fast schon ein Charakterzug bei mir geworden; es ist eine sonderbare Gespaltenheit in meinem Wesen; alles und jedes erregt mich masslos, und alles und jedes ist mir masslos gleichgültig [...] ich bin seelisch völlig ab und freue mich, wenn ich einmal wieder eine starke, heftige Spannung in mir verspüren werde, so wie früher; eine lebendige Spannkraft; manchmal meine ich, jeder Muskel und jeder Nerv in mir sei unheilbar erschlafft, und manchmal ist alles in mir so masslos überreizt, dass ich nicht ruhig sitzen kann. Alle diese scheusslichen Folgen meiner Soldatenzeit müssen erst nach dem Kriege ausgeheilt werden – und einmal, einmal muss ja auch dieser Krieg wenigstens für einige Jahre aus sein. Wenn ich dann erst wieder gesund bin [...] dann will ich arbeiten.

Jetzt bin ich zu schwach, gebrochen fast, irgendwie und irgendwo lädiert, und ich habe die Sprache verloren in den öden Tälern, wo der moderne Pöbel alles ausradiert hat, was an den lebendigen Geist des Menschen erinnern könnte; aber ich bete zu Gott, dass er mich soll heil werden lassen, ich werde nie mehr so sein, wie ich war – Gott verhüte es –, aber ich möchte wieder soviel Leben haben, wie ich hatte, und dann, dann will ich – nicht die Toten auferwecken, denn die Toten sollen ihre Toten begraben –, nein, den Ermordeten will ich ein Lied singen. [...]

[...]

96. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 29.11.40

[...]

Ganz schnell – ich habe nur eine Viertelstunde Zeit – will ich Dir schreiben, dass ich noch lebe und trotz Kaserne nicht einmal Selbst-



mordgedanken habe. In den nächsten Tagen – so erfuhr ich heute Morgen – werde ich versetzt, bleibe aber hier in der Nähe. Wahrscheinlich Gefangene bewachen. Sobald die Sache akut ist, erfährst Du sie natürlich direkt. [...] Vielleicht ist es die Nachricht von meiner baldigen Versetzung, die mir über meine Niedergeschlagenheit hinweghilft. Ich verspreche mir zwar nicht viel davon, aber jedenfalls begrüße ich zunächst die Abwechslung und den Auszug aus der Kaserne. [...]

[...]

97. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 30.11.40

[...]

Hast Du auch manchmal die Gegenwart Christi ganz nahe gespürt? Weisst Du, einmal in Bromberg, in der Kaserne, da hatten wir jemand unter uns, einen Sudetendeutschen, von irgendwoher versetzt, weil er kein Deutsch sprechen konnte und auch körperlich zu nichts taugte. Alle weideten sich an seiner Hilflosigkeit, an seiner scheinbaren Hässlichkeit, und er lief tagelang unter uns umher, und manchmal lächelte sein graues Gesicht, und seine stillen Augen wurden weit; immer hatte ich den heftigen Wunsch, ihm zu Füßen zu fallen, und – Gott weiss es – heute schäme ich mich meiner lächerlichen Scham – das war Christus, ich weiss es. [...]

Eben war jemand hier bei uns, ein Hinkender mit einem unbeschreiblich edlen und jammervollen Gesicht; der stotterte, sobald man ihn ansah, hielt hilflos und völlig unsinnig seinen Wehrpass in der Hand und stotterte dauernd nur das eine Wort: abmelden, abmelden. Sie lachten alle und frassen sich satt an seiner völligen Verlassenheit; der Mann wäre fast gestorben vor Qual und Not, und er schwitzte vor Leid; oh, Gott, er hing oben am Kreuz; ich konnte zum Glück den Mann verstehen und ihn aufklären und ihm sagen, an wen er sich zu wenden habe; glaubst Du, dass er einfach überströmte vor

Dankbarkeit, weil ich nur ganz konventionell höflich zu ihm war... es ist unglaublich traurig, dass immer und überall Christus gekreuzigt wird. Ist es nicht unsagbar erschütternd, dass man ihm, der wirklich unser Bruder ist, so begegnen kann und dass man seiner Kreuzigung beiwohnen kann; ich bin ganz ausser mir... Wir wollen nie an seiner Kreuzigung teilnehmen, wir wollen immer versuchen, sein unermessliches Leid zu vermindern. [...]

[...]

98. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 2. Dezember 40

[...]

Ich habe meine ersten zwei Stunden draussen in der Kälte abgestanden, und nun ist es etwas ruhiger und vor allem bequemer, hier auf dem kleinen Tischchen zu schreiben. Draussen war es gar nicht so schlimm die beiden Stunden lang ... das Unangenehmste war noch der abscheuliche Geruch von der gegenüberliegenden Hütte, die Du ja kennst. Sonst ist mir die Zeit schnell vergangen. Ich musste an das Gespräch über die «Pfaffen» denken, das wir am vorletzten Abend meines Urlaubs mit Heinz und Tilde und meinem Vater vorne bei uns in dem schönen Zimmer geführt haben. Vielleicht weisst Du noch, dass wir im Zusammenhang von den Armen im Geiste sprachen und dass wir uns nicht recht klar werden konnten. Ich habe eben lange darüber nachgedacht... ganz schlüssig konnte ich mir nicht werden. Ich weiss nicht recht, ob die «Einfältigen» – die wirklich Einfältigen, die zu allen gut sind und niemand hassen, ob diese auch zu den Armen im Geiste zu zählen sind; ich meine, sie haben doch zu wenig Leidenschaft; sie gehören vielleicht eher zu denen, die sind oder geworden sind wie die Kinder. Die Armen im Geiste, das sind wohl eher die, die niemals sicher sind, weisst Du... Ich kann nur schwer erklären, was ich meine; ich denke an die, die glauben, hoffen und lieben, aber bei den «geistigen Richtungen und Systemen» dieser

Welt nie zu Hause sind, die glühen vor Leidenschaft, niemals kühl und beherrscht sind und auch oft eine Dummheit sagen; die immer heimatlos sind, in den Salons wie in den Konvenians; die bei den Laien und bei den Priestern – abgesehen, wenn sie ihresgleichen finden – nie so richtig gern gesehen sind, weil sie immer wieder die Ruhigen aufscheuchen und immer wieder das grelle und so oft unästhetische Rot ihrer Leidenschaft in die pastellene Abgelöstheit der «gebildeten, problematischen Diskussion» tragen; meistens sind es wohl Kinder, diese Armen im Geiste; und da sie die Wahrheit kennen, die köstliche, göttliche Wahrheit, die zugleich so schmerzlich ist, da sie sie kennen und doch so erbärmlich arme Kinder sind, hängen sie dauernd – dauernd, dauernd über einem Abgrund, und sie leben jede Stunde ihres Lebens mit einer so wahnsinnigen Intensität, entweder im Leid oder in der Freude, dass man meinen müsste, sie müssten mit 35 Jahren einfach ausgebrannt sein, aber es gibt ein Feuer, das nie erlischt. Die Armen im Geiste, das sind die, die einen Schimmer erhascht haben von der absoluten Grösse Gottes und des Kreuzes; und sie sind sich immer bewusst – weil sie diesen Schimmer vom Absoluten erhascht haben –, wie unglaublich erbärmlich und nichtig, wie armselig alle unsere Spekulationen und Erkenntnisse sind. Die Armen im Geiste, die sind dauernd in Tränen gebadet, und manchmal, manchmal sind sie verzückt, verzückt. [...]

Hoffentlich hast Du mich verstanden; weisst Du, ich habe hier nicht die Zeit, lange meine Worte abzuwägen und das richtigere zu suchen; ich muss es so schreiben, wie es mir auf der Zunge liegt. Gewiss, es ist gerade Ruhe, aber wer weiss, wie lange die Ruhe dauert. Ich muss sie ausnützen, und zudem soll der Brief noch um 7 Uhr weg.

Die Stunde, wo sich das «Wohin» meiner Versetzung entscheidet, kann ich kaum erwarten...

Ich bin zu allem fähig und zu allem unfähig; meine Nerven spüre ich manchmal wie klapprige, schlaffe Fäden und auch wieder oft wie die straffen, zum Zerspringen straff gespannten Saiten einer Gitarre. Wenn der Krieg noch zwei Jahre dauert, wenn ich noch zwei Jahre

eingespannt bin in dieses System, das mich lähmt und tötet, dann bin ich gewiss eine Ruine, und ich bitte Dich, habe Geduld mit mir. Seit dem 1. November 1938 – abgesehen von einem schönen, dreimonatigen Urlaub – trage ich nun Uniform, und ich frage mich immer wieder, ob ich wohl im Leben, falls ich lebend aus diesem Krieg komme – noch einmal einer so schrecklichen Prüfung unterzogen werde. Ich bin auf alles gefasst...

[...]

99. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 3.12.40

[...]

[...] Auf der Welt habe ich nichts so sehr geliebt wie Beethoven; manchmal, wenn ich seine Musik hörte, hatte ich das unmittelbare Empfinden, als sei er mein Bruder oder ein sehr naher Freund; ich bin das, was man «völlig unmusikalisch» nennt; ich verstehe es nicht einmal, ein Musikwerk seinem Aufbau nach zu analysieren; ich kann nur hören und ich höre, höre, höre; oft, wenn ich ein Adagio von Beethoven hörte, weinte ich, ohne es zu wissen, oder ich lachte glücklich wie ein Kind – Kind ist falsch ausgedrückt – bei seinen Scherzi; Beethoven ist mein Element...

Ach, an diesem unvergesslichen Abend war ich wirklich oft entückt; und ich durfte ihn hören, unbelastet von dem Druck einer mich umgebenden Menge. Nichts bedrückt mich so sehr wie eine Masse, es sei denn in der Kirche. Ich hasse den Menschen in der öffentlichen Ansammlung; er hat «hosianna» gerufen und «kruzifige», und ich weiss, dass Christus in seinem Anblick den unbeschreiblich bitteren Kelch des Leidens getrunken hat, und wenn ich eine Masse sehe, dann meine ich immer, die Münder müssten sich aufklappen und kruzifige rufen; oft bricht mir der Angstschweiss aus, wenn ich eingeklemmt bin oder stehe in einer solchen Masse. Am meisten jedoch

hasse ich den mehr oder weniger promovierten, akademisch ver-seuchten Pöbel, der sich in den Konzerten herumtreibt...

[...]

In den letzten Monaten schon, im Lazarett, ist es mir klargewor-den, dass ich wohl nie – wahrscheinlich nie – ein katholischer Christ geworden wäre, wenn Gott mir nicht die ungeheure Gnade erwiesen hätte, mich in der *Una Sancta* geboren werden zu lassen. Und da ich weiss und glaube, dass die Kirche wirklich die Wahrheit hat, kann ich niemals dankbar genug sein, dass ich das Glück hatte, diese Wahrheit von innen zu finden und zu sehen. Wie oft hat Gott mich schon ge-rettet, wie oft hat Gott mich schon eingetaucht in den Strom des hei-ligen Blutes Christi, das uns alle waschen will. Ich erzählte Dir schon, dass ich von meinem 12. bis zu meinem 19. Lebensjahr mich nur wie ein Kadaver habe mitschleppen lassen; ich habe sieben Jahre nicht gebeichtet, nicht kommuniziert, nicht gebetet. Nur manchmal – scheinbar grundlos – geweint. Vielleicht wird in mir nur die grässli-che Trostlosigkeit dieser langen Jahre wach, wenn ich heute noch manchmal überrascht werde von meinen Tränen; dann ergreift mich eine Trauer und eine Schwermut, unermesslich und unsagbar, ich glaube zu verbluten. Vielleicht ist es nur der Abschaum dieser unend-lich trostlosen sieben Jahre, der dann aus meiner Seele quillt; dann bin ich nicht bei mir... ich fühle nichts und bin mir selbst wie ein Fremder, bis ich erwache...

Und weisst Du, das ist das Schrecklichste an diesen sieben langen Jahren, das ist meine tiefe Schuld, die ich nie abtragen kann: ich habe nie den Glauben verloren in dieser Zeit; und da ich geglaubt habe, war auch die Liebe und die Hoffnung in mir, aber ich habe sie totge-schwiegen und vielleicht sogar ermordet gehabt in mir; doch Gott er-weckt die Toten...

Weisst Du auch, dass ich unmittelbar durch Léon Bloy gerettet worden bin; durch diesen Mann, den ich am meisten liebe von allen, die je in Europa Bücher geschrieben haben. Erst Jahre später ist mir dieses alles zum Bewusstsein gekommen; heute übersehe ich einiger-massen diesen ganzen Wust. Es ist vieles zusammengekommen in diesem Winter 1936/37, der entscheidend für mein Leben war; mein

Bruder Alois, Caspar... und, ihn müsste ich zuerst nennen: Léon Bloy. Manchmal meine ich, dass ich danach erst geboren und getauft worden bin. Seit dieser Zeit geht es auf und ab mit mir, aber ich lebe, lebe, lebe. Ich bin nicht mehr tot. Es wird mir ganz kalt, wenn ich bedenke, dass ich vielleicht wirklich so tot geblieben wäre...

Ich habe gelebt seit diesem Winter; manchmal bin ich sehr glücklich gewesen. Oft habe ich unglaublich schwer gesündigt, und ich habe gelitten und ... ich glaube, der Krieg musste kommen und mir erst die Augen öffnen. Ich bin ergriffen gewesen von panischem Entsetzen beim Anblick des verwüsteten Rotterdam, ich habe danach Frankreich völlig gebrochen am Boden gesehen; eine entsetzliche Krankheit hat mich gepackt. [...]

Aber heute könnte ich nicht einmal ein entsetzlich schlechtes Gedicht schreiben; das ist sowohl ein Gewinn wie ein Verlust; ich wünschte manchmal, ich könnte wieder Gedichte schreiben und wenn ich sie fünf Minuten später auch wieder verbrenne; es ist wirklich schön, so einige Minuten oder Stunden auf einem Spaziergang ein Gedicht zu formen; heute kann ich das nicht mehr, ich bin völlig entnervt und kraftlos. [...]

Wenn ich bald noch einmal bei Dir sein darf, da wollen wir spaseshalber mal einige Gedichte, die nicht verbrannten, ausgraben ... diese Dinge kann ich heute, nachdem ich einen Abstand von fast zwei Jahren habe, lesen wie die Machenschaften eines Freundes; sie haben für mich nur noch den Wert von Erinnerungen an sehr glückliche und sehr unglückliche Stunden. Deshalb will ich sie auch nicht vernichten. Du wirst das ja alles noch sehen. Es ist viel Leidenschaft, viel Unglück und Leid und wenig oder besser: gar keine Form, deshalb ist es wertlos für andere. Später möchte ich neben einem bürgerlichen Beruf weiter arbeiten an diesen Dingen und Form, Form suchen...

100. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 3.12.40

[...]

Ich schrieb Dir schon einmal, dass mich die Dunkelheit immer seltsam erregt, meist werde ich dann erst richtig wach und lebendig, wenn der Abend dämmt. Am Morgen flaut dann alles wieder ab. Bis Mittag bin ich ein ganz friedlicher Bürger. Heute Morgen, nach einigen Stunden Schlags, trotz Lärm, fühlte ich mich – abgesehen von einer tiefen inneren Unruhe, die immer, immer unter der Oberfläche braut – fast geradezu zufrieden in der Aussicht auf einen Brief von Dir, den ich in vier Stunden zu lesen hoffe. Vielleicht ist meine Lebensweise doch zu anstrengend; sich immer von einer Hoffnung zur anderen durchzuschleppen, von Enttäuschung mehr als notwendig gepeinigt und viel zuviel auf Dinge und Umstände vertrauend, die mindestens vage sind. Soll ich nicht kapitulieren und ein Bürger werden? Ich glaube, ich bin jetzt gerade im richtigen Alter für eine Kapitulation; jetzt müsste ich anfangen, ein bisschen radzufahren bei meinem Schicksal; ein bisschen gemässiger werden, nicht nur nirgendwo mehr anstossen, sondern überall glatt sich durchschlängeln, ein wenig schmeicheln und ewig lächeln, als Feldwebel oder gar Leutnant der Reserve abgehen, friedlich und sauber, irgendeine Idiotie bis zu Ende durchstudieren und sich auf dem Thron irgendeiner «Existenz» von den «Strapazen der Jugend» ausruhen; bieder einige Kinder zeugen und morgens, ehe ich zum Dienst gehe, zu Dir sagen: adieu, Frauchen. Was hieltest Du von einer solchen Schweinerei?

So, nun muss ich wieder raus und meine letzten beiden Stunden abstehen, und heute Mittag kann ich Dir wieder mit Tinte schreiben; glaubst Du, dass ich mich ekle vor dem Bleistift...

[...]

*101. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 5. Dez. 40

[...]

Ich bin abkommandiert, hier in der Nähe von Mülheim in der Pferderennbahn Raffeisberg zu arbeiten, von morgens sieben bis abends gegen sieben – wir essen da, müssen aufräumen, Papier auflesen usw. Ich bekomme aber natürlich auch meine Post erst abends, und dann muss ich schnell schreiben, damit der Brief um acht Uhr noch weggeht...

Mir geht es gesundheitlich viel besser, wenn auch noch nicht ganz gut. Die Kälte ist gewiss peinlich und übel, aber ich gehe jetzt schon in meinen dritten preussischen Winter und bin das schon gewöhnt. Trotzdem bin ich es unendlich leid. [...]

Heute Abend rufe ich noch mal zu Hause an wegen meines Arbeitsurlaubs; ich würde ihn mit freudigem Gebrüll begrüßen, ich würde wahnsinnig vor Freude.

Es ist ein unheimlicher Radau in unserer Stube, und ich schnappe bald über vor Nervosität...

[...]

*102. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 6.12.40

[...]

Jetzt habe ich endlich eine Beschäftigung. Von morgens bis abends sehe ich die Kaserne nicht. Das ist sehr, sehr viel, und gerne nehme ich dafür das Unangenehme der Arbeit entgegen; wir müssen von morgens bis abends in Regen und kaltem Wind über die Rasenflächen der Pferderennbahn stapfen und die Löcher zuwerfen und zutreten; es ist nicht sehr gemütlich, eine Arbeit, bei der man fluchen lernen kann, in diesem scheusslichen Wetter. Aber ich sehe die Kaserne nicht... ich sehe nichts von dem ganzen militärischen Kram,



---

und glaubst Du, dass ich viel froher und glücklicher bin? Nur schreiben kann ich nicht...

103. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 9.12.40

[...]

[...] Um so tiefer bin ich wieder gestürzt in dieses graue Elend; auf der Fahrt bin ich absichtlich nicht ins Coupé gegangen, sondern auf dem Perron stehengeblieben, ganz allein trotz der Kälte, da ich möglichst lange nicht untertauchen wollte in dieser Atmosphäre, die mein Herz stillstehen lässt, meine Phantasie tötet und meinen Geist stumpf macht; ganz allein bin ich gewesen mit diesem bleichen, farblosen Mond, der über der grauen Wüste dieser Nacht hing...

Die Eisenbahnfahrt ist immer das Schlimmste; dann werde ich unter Qualen, Blut und Stöhnen wieder durchgeschleust, und wenn ich dann wieder in dem Bassin schwimme, dann, dann ist es nicht mehr gerade so entsetzlich; jetzt geht es wieder. ..

Ich bin irrsinnig müde; diese Nacht habe ich eineinhalb Stunden geschlafen und davor nur fünf, und heute bin ich die ganze Nacht in der zehrenden, frischen Luft gewesen. Ich will auch gleich zu Bett gehen und hoffen, dass heute keine Flieger kommen. Gestern war ich wirklich glücklich wie ein Kind, als die Sirene aufheulte. [...]

*104. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 10.12.40

[...]

Heute ist es etwas später geworden. Aber schreiben kann ich Dir doch wenigstens einmal am Tage; es ist alles so traurig; ich habe an nichts mehr Lust. Wenn man sich manchmal so recht seiner Lage bewusst wird und alles richtig überlegt, wie, wo und unter welchen Umständen und Leuten man leben muss, dann wird es doch zuviel. Ich möchte dann alle diese entsetzlichen Schwachköpfe, deren Dasein allein mir eine Qual ist, verprügeln, blutig schlagen, ermorden... Warum dauert dieses masslose Elend so lange, und warum kann man kein Ende absehen? Ich kann mir gar nicht ausdenken, wie Ihr Frauen ein solches Vegetieren ertragen würdet; ich glaube nicht, dass Ihr es zwei Tage aushalten könntet. Gott hat Euch ein reiches und weiches Herz gegeben, das auch stark genug ist, grosses Leid zu ertragen, aber dieses dauerhafte, nackte Existieren, diese Färb- und Geistlosigkeit würdet Ihr gewiss nicht aushalten... Ich bin oft stundenweise völlig am Ende, nur stundenweise. [...]

Und wie muss ich schreiben; unter Fressenden, Skatspielenden, immer begleitet von diesem Geplärr und Gerede, das, seitdem das preussische Heer besteht, Tag für Tag dasselbe ist; ich kann mich dann auch oft nicht mehr trösten... meine Gedanken werden einfach gemordet von dieser Atmosphäre, ich kann nicht glauben, dass dieser Jammer einmal ein Ende hat.

*105. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 11.12.40

[...]

Ich werde auch einmal wieder einigermaßen vernünftig werden; wenn ich wieder unter Menschen sein werde, die mich verstehen, mit

denen ich reden kann, wie ich denke. Wenn ich wieder eine Arbeit habe, die mich wirklich fesseln kann, dann, dann will und werde ich gesund werden...

Noch etwas, [...] ich müsste noch einmal etwas schreiben können; wenn es auch objektiv, literarisch und künstlerisch wertlos wäre, es sind Spannungen und Ideen in mir, die einfach ausgelöst werden müssen; voriges Jahr, an einigen ruhigen Tagen, beim Wachkommando in Osnabrück, habe ich zwei Geschichtchen angefangen, an denen ich wirklich Freude habe; nun schleppe ich diese paar beschriebenen Blätter und die Ideen zur Weiterführung mit mir herum, seit einem Jahr, und ich habe bisher nicht die Ruhe gefunden, sie niederzuschreiben; das ist wohl auch nicht förderlich für meinen Zustand. Hier, hier kann ich unmöglich weiter daran arbeiten, das wirst Du wohl verstehen; aber hoffen wir. [...]

[...]

106. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 13.12.40

[...]

Schlafen ist etwas Herrliches; eine ganze Woche schon, seitdem ich aus Köln wieder hier bin, haben wir jetzt keinen Fliegeralarm mehr gehabt, jede Nacht konnten wir durchschlafen; das ist ein unschätzbare Gewinn. Den Schlaf verachten nicht einmal die Preussen. Ich verstehe sehr gut, dass die alten Griechen den Schlaf als Gottheit verehrten; ich möchte einmal so viel Nerven und Zeit wieder haben, mehrere Tage lang nur zu schlafen; im Schlaf sind wir so süß geboren; die nackte, quälende Wirklichkeit, dieses jämmerliche Grau des Tages, hat keine Macht mehr über uns; wir sind versunken, abgesunken in ein anderes Bewusstsein, vielleicht ähnlich dem, wie wir es erfahren haben, als wir den langen, langen, süßen Schlaf im Mutterleib schliefen. Ich glaube überhaupt, dass immer dann, wenn uns eine

gewaltige, zwingende Sehnsucht überkommt, wir uns, ohne es zu wissen,

zurücksehnen nach dieser süssen Geborgenheit im Mutterleib, von der wir gar nichts wissen, an die aber eine Erinnerung irgendwo in unserem Unterbewusstsein ruht. Dieses Leben, unberührt vom grellen Licht des Tages dahinzuschlummern, es muss eine unaussprechlich grosse Wonne gewesen sein; ich habe es immer als selbstverständlich angesehen, dass die Kinder schreien müssen wie Wahnsinnige, wild brüllen müssen, wenn sie «das Licht der Welt erblicken». Ebenso, wie ich manchmal schreien möchte, wenn ich morgens aus dem Schlaf geweckt werde, wenn ein grässlicher Pfiff den milden, süssen Schleier zerreisst. Glaubst Du nicht auch, dass jedes Kind bei seiner Geburt schon unsäglich leidet? Ich bin darin ein ausgesprochener Säugling geblieben; ich liebe den Tag nicht, ich liebe den Dämmer und die Dunkelheit. Manchmal meine ich, dass ich überhaupt abends erst wach werde; gewiss, manches Mal empfindet man das Nahen des Tages wie eine Befreiung, manches Mal, aber meistens, ich möchte sagen, fast immer, begrüsse ich die Sonne erst von Herzen, wenn sie beginnt unterzugehen. Ich weiss nicht, ob das krankhaft ist; vielleicht kann man es mit der Bezeichnung hypersensibel eben noch an den Rand des Normalen stellen. Es ist gewiss sonderbar, ich liebe nicht die Finsternis, sondern die Dunkelheit, in der das Licht leuchtet; vielleicht quält mich die Helligkeit des Tages nur, weil ich weiss, dass sie gelogen ist. Es gibt nichts so Helles, nichts auf dieser Welt, dass es vorgeben darf, so hell zu sein, wie die Sonne es versucht. Weissst Du, ich bin auch ein – ich möchte fast sagen – Feind von Leuten, die so einen tollen, strahlenden Blick haben; so helle, übernordische Erscheinungen, die nur «strahlen»; mir kommen sie immer so ähnlich wie Taschenspieler vor, die irgendein «Wunder tun»; (aber Taschenspieler sind mir lieber) Taschenspieler – ich möchte nichts gegen Taschenspieler gesagt haben... Vielleicht bin ich mit Skepsis geimpft worden, ich weiss es nicht; ich weiss nur, dass ich immer ein Freund der Dunkelheit gewesen bin...

[...]

*107. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 16.12.40

[...]

Heute Vormittag bin ich sehr glücklich gewesen; sogar die lächerliche Arbeit hat mir Freude gemacht. Ja, über die Sonne habe ich mich nicht geärgert; ich sah sie aufsteigen, rot und glühend im Osten, während der Mond noch bleich und gelb im Westen hing; der ganze Himmel im Westen war rot, zart, fast zärtlich gefärbt [...] obwohl es jämmerlich kalt war und dazu noch ein erbarmungsloser Wind pfiiff, war ich nicht ärgerlich; wir haben Papier aufgelesen – unsere alte Sterilisationskandidatenarbeit – und haben dann ein Feuer gemacht, einen riesigen Stapel von Papier, Blättern und Ästen – weisst Du, dass ich Feuer und den Geruch, diesen herben, brandigen Geruch, über alles liebe...

Mittags war dann meine Stimmung ganz plötzlich bis auf den Nullpunkt gesunken, durch ein Gerücht, das man mir beim Essen erzählte; es lautete wieder: Versetzung und war sehr glaubhaft unterbaut. Ich war und bin nun dauernd in Angst, dass ich ganz plötzlich wegkomme; obwohl es unwahrscheinlich ist, dass ich nach Frankreich oder Norwegen komme, bin ich doch dieser Angst der Ungewissheit ausgeliefert; ich kann nicht anders, ich bin nun einmal ohne allen Mut, ohne alle Festigkeit. [...]

Ich bin wirklich einmal nicht so ganz jämmerlich bange gewesen; damals, als wir nach Frankreich fuhren, da war ich jeden Augenblick bereit zu sterben. Wir waren alle – in diesem langen Transportzug – fest überzeugt, in wenigen Tagen Englands Boden zu betreten; ich war bereit und fürchtete mich nicht; ich war immer bereit, hatte wirklich abgeschlossen. Oh, es war nicht leicht; früher einmal und auch nachher wieder habe ich oft gesagt, dass ich ganz gern und leicht sterben würde; aber damals habe ich empfunden, wie leichtfertig dieses Geschwätz gewesen war; man stirbt nicht gern, wenn man 22 Jahre alt ist, aber ich war bereit...

Diese grässliche Krankheit hat mich auch seelisch schwer geschwächt; diese langen sieben Wochen – erst voll Schmerz und Blut

und Elend – dann voll Weichheit, Pflege, Schwäche –, diese wunderschönen Spaziergänge in den langen, grünen, grünen Alleen des Lazarets, dieser herrliche Sommer und Frankreich...

Seit dieser Zeit hatte ich einfach keine Lust mehr, an die Front zu kommen; nur die Kaserne könnte mich wieder dahin treiben; aber dann war da die Rücksicht, die ich zu nehmen hatte mit meinen Eltern, und dann diese Möglichkeit, alle 14 Tage Köln zu sehen. [...]

Wie Gott es fügen wird, weiss ich nicht; es wird gut so sein; ich bin immer noch so unverschämt zu hoffen, dass er es glücklich für uns fügen wird; und es besteht wirklich rein organisatorisch die Möglichkeit dazu. Wir wollen nicht hoffen, dass es sehr glücklich sein wird; dann wird der Schmerz nicht so sehr gross sein. [...]

In den letzten Wochen habe ich oft Gott unter Qualen, unter Blut und Tränen innig gebeten, er möge mich befreien aus diesem Dasein der Qual und Unwürde, und oft habe ich wirklich ein unglaublich beseligendes Vertrauen gehabt, meine Bitte würde erhört werden; nur oft, nicht immer. Ich habe ihn nicht gebeten, mir alles Leid zu nehmen, nein, dann würde ich ja das Kreuz von mir werfen, und ich will das Kreuz tragen... Ich liebe das Kreuz, ich bin ein Christ, und ich meine, dass mir dieses Zeichen eingebrannt ist in Herz und Seele; nein, ich will nicht ohne Leid sein, aber dieses eine, dieses Leid mir zu nehmen, habe ich ihn gebeten, dieses Leid, preussischer Soldat unter diesen Umständen zu sein, ohne die Möglichkeit der Gewissheit einer Tröstung. .. Morgen oder übermorgen entscheidet sich mein Schicksal. Wenn ich weit wegkomme, werde ich alles versuchen, Dich vorher noch einmal zu sehen [...] vertrauen wir auf Gott.

*108. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Mülheim, den 17.12.40

[...]

Ich habe immer viel geschimpft auf Militär, Kaserne usw., so wie ich tatsächlich darunter leide, habe ich noch niemand erzählt – aber Du musst es wissen, dass es für mich tatsächlich, wirklich und wahrhaftig, das verkörperte Grauen ist; nicht nur im Grossen und Ganzen, nein, jede geringste Kleinigkeit ist mir eine Pein; es gibt einfach keine Worte, um zu beschreiben, wie entsetzlich mir das ist. Später einmal, wenn ich Zeit habe und Ruhe und völlig gesund bin, dann werde ich Worte suchen, das schwöre ich Dir, und dann sollst Du erfahren, wie grässlich es in Wirklichkeit ist. Alles, was ich je gesagt habe darüber, und wenn es die schärfsten und härtesten Worte waren, alles, was Alois, Heinz und Alfred je gesagt haben, alles war nur ein schwacher Abklatsch von dem, was es in Wirklichkeit ist. [...]

[...]

*109. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Lüdenscheid, den 18.12.40

[...]

Nun bin ich in Lüdenscheid seit einigen Stunden; meine Stimmung ist direkt wieder weiter unter den Nullpunkt gesunken, als ich die Kaserne schon von Weitem sah. Wir sind hier in einer G.V.-Kompanie und warten nun auf unsere Kommandos, die ebensogut Südfrankreich wie Köln am Rhein heissen können; niemand weiss etwas. Nun heisst es warten, warten, warten. Der schöne Weihnachtsurlaub ist hin; warten wir...

Es ist ein reines Durchgangslager; nirgendwo ist Platz oder Ruhe. Wir liegen zu acht Mann auf einer Stube eingepfercht, wo normalerweise zwei Unteroffiziere drauf hausen. Da hocken wir nun mit unse-

rem Gepäck; versuch' Dir das vorzustellen. Schreiben kann ich nur schnell und flüchtig. Es ist landschaftlich herrlich hier, aber diese neue Kaserne tötet alle meine Gedanken...

Nun muss ich stunden- und tagelang wieder hier herumsitzen und nur warten; kann nichts tun in dieser Zeit, nicht einmal schreiben. Ich habe mich jetzt schnell auf eine Feldwebelstube geschlichen; die beiden, die hier liegen, sind rausgegangen. Ich sitze natürlich auf heißen Kohlen. In die Stadt gehen kann ich auch nicht, wir müssen immer zur Verfügung sein...

[...]

*110. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Lüdenscheid, den 19.12.40

[...]

Es schneit, es schneit, und es schneit, als wolle Gott uns einschneien lassen. Ich weiss nicht, wieso und wodurch, aber ich habe das Gefühl, als sei ich hier völlig verloren und abgeschnitten...

Ich kann mir Köln – ach Köln! – nur als eine Stadt irgendwo in den Wolken vorstellen; wir liegen sehr weit aus Lüdenscheid heraus, fast eine Stunde zu Fuss. Ich habe noch keine Möglichkeit gehabt, mir die Stadt näher anzusehen, sonst würde ich Dir ein Hotel angeben, wo Du Sonntag auf mich warten könntest. Aber es ist eigentlich nicht einmal wahrscheinlich, dass ich Sonntag überhaupt bei Dir sein könnte hier; wir haben nämlich Sonntag den ganzen Nachmittag Weihnachtsfeier. Deshalb ist aller Urlaub gesperrt, sogar der Ausgang; vielleicht ist es am besten, wir warten bis Dienstag, Weihnachtsabend. Dann komme ich nach Köln. Falls der Omnibus wegen Schneeverwehungen nicht fahren kann, telegraphiere ich Dir...

Für alle Fälle gebe ich Dir mal meine genaue Adresse: Landeschützenersatzbataillon 6, Lüdenscheid, Markgraf-Karl-Kaserne, G.V. Kompanie, Stube 92.

[...]



*111. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Lüdenscheid, den 19.12.40

[...]

Ich bin völlig verwirrt im Augenblick; vielleicht hatte ich mir zu rosig Vorstellungen von dieser Versetzung nach hier gemacht; hier ist nur ein Durchgangslager. Je nachdem, wie die Kommandos angefordert werden, werden wir abgeschickt; die Möglichkeiten liegen zwischen Warschau, Südfrankreich und Köln; warten, warten und hoffen, aber nicht allzusehr hoffen...

Ach hätte ich nur endlich einmal Gewissheit, endlich einmal Gewissheit, immer warten, Angst haben, Hoffnungen haben, warten. Nun schon drei Monate, solange ich wieder in Deutschland bin. Es bleibt uns keine Zeit mehr, einander zu antworten und etwas abzumachen; falls ich Weihnachten nicht nach Köln kommen kann, darf ich dann erwarten, dass Du zu mir kommst? Ich erwarte Dich dann im Hotel «Kaiserhof», es ist das einzige, das ich kenne. Gestern, im Vorbeigehen, habe ich zufällig den Namen gelesen; oder Du wartest auf mich dort Dienstag Abend oder Mittwoch früh. Vielleicht ist das alles nicht nötig, und ich kann nach Köln kommen, aber wir wollen vorsichtig sein. Es handelt sich ja nur darum, ob der Omnibus, wenn der Schnee so anhält, Weihnachten noch fahren kann. Es schneit... es schneit; an den Wegrändern ist der Schnee schon meterhoch aufgekippt, und immer noch schneit es hinzu; Wälder und Höhen liegen so märchenhaft still und schön da, und ich frage mich, warum ich so ungeduldig und unzufrieden sein muss. Irgendwo Ruhe finden. Ich bin gewiss krank; es ist auch gewiss grässlich hier in der Kaserne; so ausgeliefert zu sein in diesem Haufen, immer, immer mitten in einer Masse drin. [...]

Obwohl ich doch erst einen Tag hier bin, meine ich oft, ich läge schon Monate hier, immer wäre es am Schneien, und mein Herz sei so einsam wie der Tod. Ich habe mir gewiss zu viele Hoffnungen gemacht. Es war zu verlockend. Denke Dir, mein Urlaubsschein für Weihnachten war schon fertig; sieben ganze, lange Tage wäre ich bei Euch gewesen...

Ich will auf mein Kommando warten, und wenn es Südfrankreich heisst, also Trennung von Dir, auch sehr lange, dann will ich Gott bitten, dass er unser Herz stark macht. Oft meine ich auch, ich hätte nun genug gelitten; dann fühle ich, wie es wirklich beginnt überzulaufen. Aber das ist eine Täuschung; ich weiss es nur zu gut, wir können nie genug leiden und jetzt erst recht nicht...

[...]

112. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Lüdenscheid, 20.12.40

[...]

Ich bin dauernd in Spannung und Erwartung. Täglich werden einige Leute versetzt, und ich kann jedesmal dabei sein; es kann auch noch Wochen dauern; ist das nicht eine wirklich entsetzliche Lage, ganz objektiv. Viele gehen von hier über die Frontleitstelle Köln. [...]

Ich will ganz nüchtern, ganz konkret versuchen, mit Dir – und zusammen mit unseren Brüdern und Freunden und Schwestern – ein neues Geschlecht zu gründen, ich will Kinder haben, und ich möchte, dass unsere Freunde alle viele Kinder haben, damit dieses neue, junge Geschlecht nicht so grenzenlos einsam ist in seiner Generation wie wir; damit es seine Kraft nicht zu erschöpfen braucht im Schutz gegen eine Umwelt von Dummköpfen, sondern seine Kraft nutzen kann für eine christliche Kultur. Wir, wir erschöpfen uns doch nur in Sensibilität und Abwehr. Ich kann mir nicht sehr konkret vorstellen, dass unsere Kinder weniger einsam sind als wir, aber ich kann die Möglichkeit nicht ausschliessen; Gottes Wege sind unerforschlich. Ich glaube gewiss, dass ein neuer Geist in Europa herrschen wird – noch «neuer» als der jetzige, und es ist gewiss unsere Aufgabe, «das Christentum fortzupflanzen». Du weisst wohl, wie ich es meine. Es ist eine Häresie, was ich da gesagt habe, aber in Gänsefüsschen geht

sie glatt durch die Zensur. Wir haben wirklich eine Aufgabe, und sie ist so gross, dass sie mich erfreut; und glaubst Du mir, dass ich – einfach gesagt – darauf brenne, an dieser grossen Arbeit mitzutun, das Christentum nicht verschwinden zu lassen in jener Weltanschauung, wie sie üblicherweise von den Kanzeln gepredigt wird; die man nur noch eine «Soziologie» nennen kann. Es ist wirklich mein grosser, grosser Schmerz, dass ich nicht arbeiten kann; es ist gewiss das Schrecklichste, was ich mir vorstellen kann, wenn man sich monate-, jahrelang völlig nutzlos, völlig sinnlos gebunden sieht. Ich glaube nicht, dass ich so krank wäre, am Körper, am Geist, so krank, wenn ich eine Arbeit hätte, die mich befriedigen könnte. Ich will leben und nicht so leichenhaft hier herumvegetieren, das ist das Ganze. Aber ich will jetzt ernstlich anfangen, mich in der Geduld zu üben; eines Tages muss Schluss sein, und das soll mir genügen; ich will geduldig auf das Ende warten, und ich bete zu Gott, dass er mir Geduld schenkt und mir die Kraft des Geistes und des Leibes erhält bis zu dem Tage, wo die grosse und reale Aufgabe beginnt, mich in ihren Sold zu nehmen. [...]

Es ist gleich zwei Uhr; dann fängt unser Dienst wieder an; Schnee schaufeln, Kartoffeln schälen und kehren, so stehen wir, in Ecken, Fluren und Kellern hockend, bis sechs Uhr die Zeit.

Ich denke mir oft, dass es kein härteres Los gibt als das Los der Eltern; ich denke dann an meine Eltern; drei Söhne haben sie irgendwo, immer nur Briefe, Hoffnungen. Ist das nicht grenzenlos traurig; und sie klagen nicht so viel wie ich. Und gibt es eine grössere Dankbarkeit als die der Kinder gegen ihre Eltern; meine Mutter hat Unglaubliches ertragen müssen; gibt es nicht überhaupt auf der Welt ungläublich mehr Trauer als Glück...

*113. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Lüdenscheid, den 20.12.40

[...]

Ich will nicht mehr klagen; ich will warten, warten und hoffen und alles hier ruhig ertragen. Ich habe für Montag bis Freitag Urlaub nach Lüdenscheid eingereicht; wenn er genehmigt wird, komme ich dann per Omnibus nach Köln, wenn nicht, kommst Du zu mir; ich erwarte Dich dann Montag oder Dienstag gegen fünf bis sechs Uhr im Hotel «Kaiserhof»; vielleicht bin ich auch am Bahnhof, wenn Züge aus Köln einlaufen. Wir wollen warten und sehen...

Wenn es gelingt, will ich heute Nachmittag mal Spaziergehen in dieser Märchenlandschaft; aber das wäre vielleicht unklug wegen des Urlaubsgesuchs. Ich überlege mir die Sache bis zwei Uhr noch einmal. Heute Abend rufe ich wieder zu Hause an wegen meines Arbeitsurlaubsgesuchs; ich erhoffe nichts davon, aber es interessiert mich, ob es läuft...

Heute Morgen bin ich sonderbar matt und ergeben, nicht ergeben, nein, geschlagen. Vielleicht gibt es solche Tage, wenn man immer, immer auf Hochspannung lebt; sonst bin ich immer aufs Äusserste angespannt; alles und jedes erregt mich, lässt mich wild hoffen oder völlig verzweifelt sein; jede Kleinigkeit kann mich in die glücklichste Stimmung versetzen oder mich völlig zu Boden schlagen: Immer, immer vibriere ich vor Ungeduld und verlange fieberhaft nach einer Entscheidung meines Schicksals... Ich bin nie ruhig, geduldig und zufrieden, aber heute, ich kann es nicht anders sagen, bin ich etwas matt...

Immer, immer, immer kann man nur hoffen, und hoffen kann man nur auf Stunden. Dieser Krieg dauert noch lange – es lohnt sich nicht, auf mehr als Stunden zu hoffen. Der Krieg ist der Vater aller Dinge, aber er ist auch der Mörder aller Dinge...

[...]

*114. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Lüdenscheid, den 21.12.40

[...]

Ich bin schon oft versetzt worden, habe schon manchen zauberhaften Ausmarsch erlebt und schon manche nüchterne Abspeisung, aber einen derartigen Wahnsinn wie hier habe ich noch nicht erlebt; und zwar einen Wahnsinn, an dem niemand schuld ist, unter dem die Leitenden ebenso leiden wie die Geleiteten. Heute Morgen wurde ich aufgeschrieben, wusste gar nicht, wozu; heute Mittag erfuhr ich dann, dass ich morgen früh nach Bielefeld in Marsch gesetzt werde, mit noch ungefähr 50 Mann. Bis jetzt – es ist zehn Uhr – hat der ganze Wahnsinn gedauert; stundenlang stehen, an der Kammer, beim Arzt, an der Schreibstube, und dann jetzt zuletzt unten im dunklen Keller zum Empfang der Weihnachtsgaben. Leider waren keine Zigaretten dabei; die gehören zu den kostbarsten Gegenständen hier. Ich rauche schon alles, was sich gerade noch Tabak nennen kann, in der Pfeife. Jetzt muss ich noch meinen ganzen Krempel packen, und morgen früh um 8 Uhr wird dann abmarschiert; dann habe ich noch einen ganzen Koffer voll mehr oder weniger entsetzlicher Privatsachen; den ganzen Wust muss ich morgen eine Stunde weit zum Bahnhof schleppen. Trotzdem, ich segne, segne den Tag, wo ich hier wegkomme, endlich wieder zu einer «festen Heimat» – soweit man das beim Soldaten sagen kann. Also, ich bin froh über meine Versetzung nach Bielefeld...

Es ist also wahrscheinlich, dass wir Weihnachten zusammen in Bielefeld feiern oder in irgendeinem Kaff der Umgebung; denn Urlaub gibt es natürlich nicht, und ohne Urlaub von dort nach Köln kommen, geht auch nicht... Wir müssen also einmal abwarten, wie sich die Lage in Bielefeld ergibt; wahrscheinlich werden wir dort Gefangene zu bewachen haben.

Ich bin herausgerissen aus meinen Zukunftsträumen und kann auch keine Sammlung finden, Dir ruhig zu schreiben, wenn ich den

unheimlichen Haufen Gepäck sehe, der – ich weiss noch nicht, wie – untergebracht sein will.

Ich bin über diese Wendung der Dinge sehr froh ... ich glaube, dass ich jetzt etwas zur Ruhe kommen werde; regelmässiger Dienst wird mir zwar am Anfang etwas schwerfallen – vier Monate habe ich keinen mehr mitgemacht –, aber ich werde wissen, dass ich mindestens einmal für Monate eine sichere Station habe. Das ist viel, viel... Hoffentlich haben wir auch ein einigermaßen anständiges Quartier, so dass ich Dir schreiben, schreiben, schreiben kann...

*115. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Lüdenscheid, den 21.12.40

[...]

Der Betrieb wird immer toller. Von heute Morgen an – wo ich Dir noch kurz schrieb – bis jetzt haben wir auf dem Flur gestanden; jetzt ist es halb zwei; wir haben schnell und hastig stehend im Speisesaal etwas essen können – alles ist überfüllt –, und nun, um zwei Uhr, ist wieder Antreten; ich warte jede Sekunde, dass ich mit Gebrüll aus der Stube hier verjagt werde. Die Kompanie ist über 500 Mann stark, und jede Minute kommen wieder Neue mit Tornister, Koffern, Paketen angetrottelt. Ach, aber ihr Frauen werdet nie ganz hinter diesen Wahnsinn kommen... In einer halben Stunde ist wieder Raustreten, und dann wird wieder eingeteilt, abgefragt, aufgeschrieben; wer weiss, wie lange, wer weiss, wo ich heute Abend sitzen muss, um zu schreiben. Wenn man das ganze System, diesen ganzen Wahnsinn einem Aussenstehenden klarmachen müsste, mit allen Fachausdrücken und so, dass er es wirklich versteht, man müsste sich einige Monate hinsetzen und in Ruhe ein ziemlich dickes Buch schreiben, das einen allgemein gehaltenen Anhang hätte, die Philosophie der Zufälligkeit.

[...]

*116. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bielefeld, den 22. Dez. 1940

Meine lieben Eltern und Geschwister, ich bin sehr froh, dass ich jetzt endlich eine endgültige Station gefunden habe, wenigstens scheint mir doch, dass ich jetzt hier eine «Heimat» habe; eben habe ich noch mit den Eltern gesprochen, und ich bin sehr froh, dass ich Euch noch einmal gehört habe, und auch, dass nun meine Urlaubsangelegenheit endlich zu laufen beginnt, denn ich habe ja nur den einen, einen Wunsch: weg. Wie die Lage hier im Besonderen und Einzelnen ist, lässt sich noch nicht sagen; ich schreibe es Euch, sobald ich einige Erfahrungen gesammelt habe.

Dass ich Weihnachten nicht zu Hause feiern kann, sondern hier in einer wildfremden Stadt, empfinde ich schon gar nicht mehr als so schrecklich; ich habe wirklich seit zwei Jahren keinen richtigen schönen Feiertag mehr in Köln – in Köln, das ist das Wichtigste – und zu Hause verbracht und kann mir schon gar nicht mehr vorstellen, wie das wirklich ist; man lebt nur noch von Erinnerungen und Hoffnungen – und von den kurzen, hastigen Urlaubspausen...

Hoffentlich geht die Sache mit Annemaries Besuch nun nicht wieder schief; ich habe bei solchen Dingen immer bis zum letzten Augenblick Angst, dass irgendwas dazwischenkommt; in Lüdenscheid, in diesem kalten Nest, ist sie nun den ganzen Tag herumgelaufen, und ich bin in derselben Zeit auf allen möglichen Eisenbahnstationen bis ins Mark erfroren...

Euren Brief mit der Karte und Alois' Brief habe ich heute Morgen noch in Lüdenscheid bekommen.

Annemarie wird ja dann von Euch einige weihnachtliche Dinge mitbringen; ich danke Euch herzlich und hoffe nur, dass Ihr den Brief noch Weihnachten bekommt.

Könnt Ihr Euch vorstellen, wie masslos unerträglich die Lage in Lüdenscheid gewesen sein muss, wenn man eine behelfsmässig her-

gerichtete Schule schon als eine Art Heimat empfindet; eine Kaserne als «Heimat»!

Wie ich gehört habe, gibt es hier alle 5 bis 6 Wochen einige Tage Sonderurlaub, 5 Tage glaube ich; dann lässt sich alles ertragen; ausserdem gibt es Zugstreife nach Köln. Also, das sind schon einige positive Punkte; zudem läuft noch das Gerücht – aber es ist ein Gerücht! –, dass das ganze Bataillon eventuell nach Düsseldorf verlegt wird; ich hoffe jedoch darauf nicht, damit ich nicht allzusehr enttäuscht werde. Auf den Arbeitsurlaub hoffe ich schon mehr.

Könnt Ihr glauben, dass ich mir schon nicht mehr die Zeit vorstellen kann, wo ich keine Uniform getragen habe? Mit nichts mehr – weder mit «zu Hause», mit Köln noch mit meinem Beruf – habe ich eine innige Verbindung; alles ist nur Erinnerung und hastige Berührung und vorübergehende Nähe; alles ist nur «urlaubsmässig» nah. Ich kann mir auch gar nicht vorstellen, dass es wieder einmal so werden wird, wie es war – so wie ich es nur noch traumhaft in Erinnerung habe.

Trotzdem wäre es bestimmt nicht gut gewesen für mich, wenn diese Zeit nicht gekommen wäre; aber von mir aus kann sie nun bald zu Ende sein.

Ich grüsse Euch alle herzlich und wünsche, dass Ihr einigermaßen angenehme Feiertage verlebt; ich werde mich – mit Annemarie hoffentlich! – in Cafés und Restaurants aufhalten, aber die sind mir schon zur zweiten Heimat geworden, wenn ich sie auch hasse.

Euer Heinrich



*117. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bielefeld, den 3.1.41

Meine Lieben!

Eben habe ich Euren Brief mit der Abschrift des Gesuchs erhalten. Es ist tadellos aufgesetzt; nur fehlt die Nummer des Bataillons, und die Strasse heisst Marktstrasse (die Nummer ist 460). Das wird alles wohl die Sache nicht zum Scheitern bringen.

4.1.41

Gestern bin ich nicht mehr fertig geworden. Ich musste plötzlich weg zu einem Arbeitskommando und habe dann abends keine Zeit mehr gehabt. Heute ist nun auch Tildes Brief gekommen mit näheren Einzelheiten über den Gang der Dinge. Es wird wohl alles klappen. Nächste Woche werde ich schon erfahren, was los ist. Also freuen wir uns auf ein baldiges Wiedersehen. Wenn das Gesuch nicht klappt, werde ich doch wohl wenigstens einige Tage Urlaub bekommen, oder wir werden doch noch ins Rheinland versetzt. Das letzte Versetzungsgerücht lautete: Köln, Hauptbahnhof. Aber wir wollen darauf wirklich nicht hoffen, es wäre wirklich zu schön, um wahr zu sein. Aber auf irgendeine Art und Weise werde ich wohl in nicht allzulanger Zeit noch einmal nach Hause kommen. Annemarie ist heute Morgen gegen 8 Uhr gefahren; zur Bahn bringen konnte ich sie leider nicht.

Der Dienst ist hier gewiss auszuhalten; es ist nur furchtbar kalt – seit drei Tagen 15 bis 20 Grad Kälte – und dadurch ist alles versaut; der Arbeitsdienst und auch die Wache, aber ich habe mich nicht zu beklagen; ich habe erst einmal Wache gehabt, Silvester; sonst jeden Abend spätestens halb sechs Feierabend, und von 12 bis 3 Uhr Mittag. Mit meiner Selbstverpflegung, das dürft Ihr nicht unterschätzen. Es ist zwar praktisch sehr lästig für mich, aber es ist damit doch endgültig bewiesen und offiziell bescheinigt, dass ich keine Truppenkost

mehr vertragen kann; und ich bin auch sehr froh, dass ich jetzt essen kann, was mir wirklich bekommt, und nicht, was ich essen muss; vorläufig gebe ich mittags aus Essen für eine Mark; dann suche ich mir etwas aus; für den Rest des Geldes kann ich mir Wurst und Butter kaufen. Ich bekomme ja zwei Mark. Falls wir endgültig hierbleiben – das entscheidet sich hoffentlich bald –, werde ich vielleicht in einem hier in der Nähe gelegenen Krankenhaus mittags gegen Bezahlung Diät essen gehen. Aber ich denke, dass unsere Versetzung doch bald akut wird. Annemarie wird Euch wohl einiges Nähere erzählen.

Ich grüsse Euch alle herzlich und hoffe, dass wir uns bald wiedersehen. Schickt mir bitte etwas Geld und Zigaretten.

Euer Heinrich

Ich möchte Tilde ganz besonders danken für ihre Bemühungen; aber wenn ich bald in Köln bin, habe ich dazu besser Gelegenheit. Für Mutter habe ich einen Gutschein für 60 Gramm Kaffee.

*118. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Bielefeld, den 5. Januar 41

[...]

Eine Stunde von acht habe ich jetzt schon um; wir lösen bei dieser Kälte stündlich ab, so dass nun jeder statt viermal zwei, achtmal eine Stunde zu stehen hat. Eine Stunde ist auch in dieser Kälte sehr schnell herum; ringsum ist ja alles schneeweiss; schwarze, kahle Bäume sehe ich vom Rande unseres Zaunes aus und kleine Hügel mit Wäldchen, die erstarrt scheinen, und überall in dem Weissen hocken und fliegen die schwarzen, krächzenden Raben. Oft fliegen sie in Schwärmen über mich her und setzen sich in der Nähe nieder wie zu einem Totenmahl; irgendwo, weit zwischen Zäunen und weissen Häusern geht, schnell und trippelnd wegen der Glätte, ein Mensch; sehr selten; und

auch wenn sie sehr weit weg sind, sieht man, dass sie frieren und schnell unter ein Dach zu kommen suchen. Der Himmel ist hellgrau, ohne die geringste Tönung; wenn es nur etwas milder wäre, würde es schneien, schneien in grossen Flocken. Klar und kalt ist es, und die Zeit steht still an diesem Sonntagnachmittag. Wenn ich mich umwende in das Innere des Zaunes, dann sehe ich weisse, neue, moderne Hallen, straff und genau; und überall zwischen den Hallen auf den Plätzen dahinter stehen Wagen, Wagen, grosse und kleine; sie sind alle genau ausgerichtet; die Spitzen der Deichseln bilden eine haar-genaue Linie von Punkten, und wenn man am rechten Vorderrad des ersten Wagens vorbeisieht, dann sieht man genau auch an den Vorderrädern des letzten Wagens vorbei. Man braucht nur flüchtig über alle diese Wagenreihen hinwegzusehen, ganz unvoreingenommen, und man weiss, sie gehören zur Ausrüstung eines Heeres, das nicht geschlagen ist und nicht geschlagen wird. So ist es; vor mir sehe ich das schönste, lebendige Bruegel-Bild, und wenn ich den Kopf ein wenig drehe, sehe ich Preussen, aber ich bin an die brutalsten Gegensätze gewöhnt, dass mich solch eine Kombination nicht mehr erschrecken kann. Jeden Abend in diesen schönen, langen 14 Tagen Deines Besuchs hier bin ich direkt von Dir in die Kaserne zurückgekehrt; schlimmere Gegensätze kann es innerhalb einer halben Stunde nicht auszuhalten geben...

Nun habe ich auch die zweite von acht Stunden schon hinter mir und muss bald schon die dritte an treten; es ist halb acht... Hast Du schon einmal eine Viertelstunde lang ganz tief und innig so eine Winterlandschaft betrachtet? Erst nimmst Du alles nur weiss und schwarz und grau ohne Farbe wahr. Du fragst Dich, wieso es dennoch so schön ist; aber wenn Du länger zusiehst, bemerkst Du, dass das Weiss einen leisen Schimmer von Gelb hat und dass die schwarzen Bäume und Sträucher ganz zart überhaucht sind von einem bräunlichen Rot, wie von einem letzten Farbton des Herbstes; und in der Ferne am Horizont ist wirklich ein bläulicher Nebel; es ist nicht so tot und farblos, wie es scheint, es lebt.

[...]

*119. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bielefeld, den 6. Januar 1941

Meine lieben Eltern und Geschwister!

Soweit beim Kommiss überhaupt irgend etwas sicher sein kann, ist es sicher, dass wir im Laufe dieser Woche versetzt werden, spätestens Anfang der nächsten; und zwar werden wir – immer den ersten Satz vorausgesetzt – versetzt nach: Köln. Ihr braucht Euch nicht auf den Hintern zu setzen, es ist wirklich wahrscheinlich, dass ich Euch am Sonntag endlich noch einmal sehen werde; ich bin natürlich masslos ungeduldig und unruhig, aber ich denke doch, es noch bis dahin aushalten zu können; mit meinem Arbeitsurlaub hat das natürlich nichts zu tun, das läuft noch nebenher; aber der Arbeitsurlaub – wenn er gewährt wird – geht ja auch einmal zu Ende, und dann ist es gewiss nicht unangenehm, wenn man in Köln bleibt. Ich freue mich unendlich. ..

Meine Verpflegungsfrage wird dann ja auch endgültig geregelt werden; es ist doch wirklich lästig, diese Seibstverpflegerei; ich komme mir vor wie ein gottverlassener Junggeselle, wenn ich mir nach dem Dienst mein Butterstückchen, mein Wurstendchen und mein Brot einkaufen gehe; mittags ist auch mit dem Essen nicht viel; oft kann ich erst abends essen gehen, wenn wir draussen arbeiten. Aber ich fühle mich doch gesundheitlich wirklich besser, es ist erstaunlich; ich suche mir auf der Karte dann etwas Bekömmliches aus und bin nun nicht mehr dem Mutwillen des Kompanieküchenzettels ausgeliefert, der mir manchmal sehr viel Beschwerden und Schmerzen verursacht hat. Ich bin froh, wenn ich zu Hause essen kann; denkt Euch das nur aus: ein Soldat, der jeden Mittag zu Hause isst! Es hängt nun natürlich auch viel davon ab, wo wir in Köln zu liegen kommen; man spricht hier von Ehrenfeld; das wäre natürlich bezüglich des Essens mittags sehr lästig; aber wir müssen erst ja einmal überhaupt in Köln sein...

Ich gebe dann Mutter alle zehn Tage meine 21 Mark ab, und davon muss sie trachten, mich satt zu kriegen; Marken kriege ich dann auch wie jeder Zivilist...

Aber wir wollen wirklich erst einmal abwarten.

Ich habe gestern Wache gehabt und diese Nacht nur drei Stunden geschlafen; entschuldigt meine Schrift, ich bin sehr müde, neige sehr zu Schlaf. Also, hoffentlich auf Wiedersehen am Sonntag, und viele, viele herzliche Grüsse, besonders den Eltern,

Euer Hein

Schickt mir doch bitte etwas Geld trotz allem noch hierhin; es kommt bestimmt auf normalem Wege bis Freitag noch an; ich habe mich bei meiner Esserei etwas übernommen. Hein.

Was macht eigentlich mein Urlaubsgesuch? Und was macht das Bild? Und ist Alois wirklich Psychopath?

*120. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bielefeld, den 7.1.41

Meine lieben Eltern und Geschwister!

Es liegt nun endgültig fest: Wir kommen nach Köln, und zwar kommen wir entweder nach Müngersdorf in die «Wendelin-Schule» oder nach Ehrenfeld in die «Leyendecker-Schule». Wir rücken nächste Woche Mittwoch hier ab, und wenn ich nicht gleich auf Wache ziehe nach unserer Ankunft, werden wir uns also spätestens Donnerstag sehen. Ich freue mich unendlich.

Von meinem Arbeitsgesuch werde ich wohl hoffentlich auch in den nächsten Tagen hören; wenn ich grosses, grosses Glück habe, bin ich schon vor der Kompanie in Köln; aber ich will nicht unverschämt sein... Ihr habt mich mit Eurem Brief, den ich heute bekommen habe, sehr neugierig gemacht auf die Bilder. Sie werden wohl in den nächsten Tagen hier ankommen.

Ich habe mich mit meiner Selbstverpflegung finanziell völlig ruiniert; man kann doch – als haus wirtschaftlich unerfahrener Jüngling – und als ewig hungriger Soldat bei der Kälte mit 2,10 Mark schlecht auskommen; zumal, wenn man immer diese lockenden Kuchen sieht, die es ohne Marken gibt; ich müsste erst noch einige Erfahrung sammeln, dann könnte ich es bestimmt soweit bringen, mit 2,40 Mark auszukommen; aber das hört ja nun – Gott sei Dank – auf, wenn ich nach Köln komme; dann esse ich abends zu Hause warm, wenn wir nach Müngersdorf kommen sollten; doch ich will den Tag nicht vor dem Abend loben...

Solange wir noch hier sind, habe ich viel Wache; wir müssen von anderen Kompanien, die schon vor uns abrücken, alle Wachen übernehmen; doch diese acht oder neun Tage werden auch vorübergehen; schickt mir die Bilder, sobald Ihr welche habt. Ich grüsse Euch alle herzlich. Auf Wiedersehen

Euer Heinrich

*121. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Bielefeld, den 10.1.41

Meine lieben Eltern und Geschwister!

Heute Mittag habe ich Mutters Brief und auch Vaters Geld erhalten; gestern das Paketchen; ich danke Euch herzlich für alles; das Geld kam mir sehr, sehr gelegen. Ich hatte schon Schulden gemacht und trotzdem gar nicht so sonderlich üppig gelebt; man braucht bei der Kälte viel zu essen; ich habe einen rasenden Appetit; wenn ich Wache habe, könnte ich jedes Mal, wenn ich zwei Stunden draussen gewesen bin, eine ganze Pfanne Bratkartoffeln und einen Stapel Butterbrote essen; Ihr könnt Euch denken, wie weit ich mit einem verhältnismässig teuren, milden – ich muss wirklich Diät leben – Wirtschaftsmittagessen komme; gestern Abend habe ich meine ganzen restli-

chen Fettmarken – ich müsste eigentlich bis Dienstag damit auskommen – in Butter umgesetzt und mich einmal satt gegessen; heute Mittag habe ich mir dann die neuen Marken geholt, die mir eigentlich erst ab Mittwoch zustehen; damit werde ich mich gut halten können, zumal ich jetzt Geld habe und mich an markenfreien Artikeln satt fressen kann. Morgen kriege ich ja auch wieder Löhnung; wie ich mit meinen Marken umgehe, ist ganz Vogel-Strauss-Politik (Vererbung). Aber es ist mir einfach unmöglich, die Sache hausfrauulich zu organisieren; ich bin ja nun – Gott sei Dank – bald, bald – noch fünf Tage – in Köln, und dann hat das Elend ein Ende; alle Marken, die nicht Fleisch-, Fett- und Brotmarken sind, habe ich natürlich übrig. Ich weiss nicht, was man damit machen kann; ich bringe auch noch viele Gutscheine mit. Viele Schätze. Ganze 140 Gramm Bohnenkaffee, 500 Gramm Seifenpulver, 4'000 Gramm Haferflocken, 16 Eier und 28 Liter Vollmilch, ist das nicht toll? Das bekomme ich alles nebenbei, weil ich «Diätetiker» bin. Mit den Eiern kann ich ja doch nichts machen; Eierspeisen kriegt man in den Restaurants markenfrei. Also, ich komme nicht ohne Schätze. Die Bohnenkaffeegeschichte –140 Gramm – ist etwas dunkel, aber ich habe ihn schon gekauft.

Das Bild, das Bruno gemacht hat, finde ich sehr gut; Alois sieht zwar ebenso gefährdet wie gefährlich aus und Fips etwas gespenstisch, aber wir sind da alle gut getroffen. Ich bin mal gespannt auf die anderen; Bruno hatte doch mehrere Bilder gemacht.

Ich freue mich sehr, wenn ich bald in Köln bin; hoffentlich bleibt nur Alois noch etwas da; ich habe ihn ja am längsten nicht gesehen.

Also, freuen wir uns; ich komme nach Müngersdorf in die Wendelin-Schule; dann kann ich wohl wahrscheinlich mittags nicht zum Essen kommen – vielleicht doch – jedenfalls wenn ich Wache habe, bestimmt nicht; aber dann geht es wohl abends, und wir sind ja weder blind noch taub und können uns ja dann telefonisch verständigen. Schickt mir von den übrigen Bildern einen Abzug, wenn es möglich

ist; ich schicke Euch schon mal einen Eierschein; dann habt Ihr etwas für Vater. Ich grüsse Euch alle herzlich, besonders Mutter und Vater,  
Euer Heinrich

*122. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Bielefeld, den 12.1.41

[...]

Es ist bald Mitternacht, müde bin ich, hungrig und schmutzig – sonderbar, dass man immer von irgend etwas schmutzig wird, wenn man auf Wache ist –, zudem habe ich noch meine Stiefel ausgezogen und laufe – völlig unmilitärisch – mit Pantoffeln herum. Mein Gesicht ist ganz grau vor Müdigkeit, und vom vielen Zigarettenrauchen sind tiefe, schwarze Schatten unter meinen Augen. So konnte mich wohl eben ein durchrasender Leutnant mit Recht – äusserlich betrachtet – als eine «romantische Trauerweide» bezeichnen...

Es ist schon Viertel nach zwölf, schon Montag; und am Mittwoch, wenn es gutgeht, bin ich in Köln. Es kann allerdings auch Donnerstag oder Freitag werden, ehe wir uns sehen. Denn ich erfuhr heute Mittag, dass die Österreicher, die uns ablösen, von Köln nach hier 21 Stunden fahren; doch wir wollen geduldig sein...

Ich freue mich unendlich und immer mehr auf Köln; auch auf zu Hause; auf eine Pflege, die ich sehr nötig habe. Weissst Du, dass ich ein regelrechtes Dreckschwein bin; wenn ich mir meine Kleider, meine Strümpfe, alles einmal richtig betrachte – in schwachen Stunden –, dann ekelt mich regelrecht davor. Ich liebe Sauberkeit und Pflege sehr, aber ich bin nicht leicht dazu geneigt, ihretwegen meine Faulheit zu opfern. Meine Haare wachsen mir jetzt schon bald die Ohren zu, aber mir graut schon wochenlang vor dieser elenden Warterei beim Friseur, deshalb zögere ich es immer wieder hinaus. Meine



Strümpfe sind regelrecht morsch und brüchig von Dreck und Schweiss und festgetretenem Puder, aber meinst Du, ich könnte mich dazu entschliessen, sie zu waschen oder mich wenigstens einer Wäscherei anzuvertrauen? Meine Taschentücher – aber darüber will ich lieber schweigen... Ich bin ein Schmierfink, sonst nichts, das Einzige, was ich regelmässig wasche, sind meine Hände und mein Gesicht (bis zum Rande des Halses) und – ich will nicht lügen! – meine Zähne. Seitdem mich mein Bruder Alfred einmal gefragt hat, ob ich sie mit Schuhcreme putze, pflege ich sie mit Hingabe, bis sie bluten...

Es ist ganz schrecklich, alle fünf bis sechs Minuten erscheint ein Neuer, jemand, der einen Zug erfahren will, der sich in Urlaub abmelden will oder ein Pennkandidat, an dem ich dann meine Kalfaktorpflicht erfülle; ausserdem muss ich dann noch nebenbei in den Keller rasen, die Heizung mit Koks versorgen, muss ab und zu jemand wecken gehen, dessen Zug fällig ist, aber ich bin trotz allem weder wütend noch gereizt, das macht bestimmt die grosse, grosse Gewissheit: Köln.

Es ist nun schon Viertel nach eins; zum Glück vergeht die Zeit bei diesem Betrieb sehr schnell; in einer halben Stunde will ich schlafen gehen, mein Kumpel schläft so wunderschön, ich kann es noch nicht über mich bringen, ihn zu wecken, und ausserdem habe ich, obwohl ich sehr müde bin, noch gar keine Lust, schlafen zu gehen. Eben habe ich einen sehr spannenden Dreissig-Pfennig-Roman begonnen; glaubst Du mir, dass das wirklich die einzige Lektüre ist, die ich ohne Anstrengung und nachfolgende Erschöpfung lesen kann? Weissst Du, was das heisst...

Morgen, morgen wird gepackt; weissst Du, dass dieses Wort mich berauscht, weil es wieder ein Beweis für die Realität dieses unglaublichen Geschehens ist...

123. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Bielefeld, den 13. Januar 41

[...]

Eben habe ich etwas Näheres über unsere Abfahrt nach Köln erfahren, das natürlich nicht bindend ist, noch sehr fraglich sogar; wir fahren also voraussichtlich am Mittwoch Morgen um 10.21 Uhr hier ab und – die sichere Verspätung nicht eingerechnet – werden so gegen 6 Uhr abends in Köln sein. Wenn wir dann noch zu Fuss nach Müngersdorf hinausmarschieren und noch abladen und auspacken, werde ich vielleicht am Mittwoch nicht mehr loskönnen; ich rufe dann zu Hause an...Aber rechne nicht mit meinem Kommen am Mittwochabend; es ist ziemlich wahrscheinlich, dass wir so viel Verspätung haben, dass ich gar nicht mehr freikommen kann am Mittwochabend; und wenn ich dann nicht am Donnerstag gleich wieder das Opfer der Bosheit bin, mit der man hier die «Neuen» behandelt, und mittags auf Wache ziehe, dann sehen wir uns Donnerstag ganz bestimmt. Ich habe eine masslose Wut gegen diesen Landeschützenverein; immer, immer wird man beschissen; ach, es ist gar nicht der Mühe wert, dass man sich auch nur eine Minute darüber ärgert. Ich kann nur wirklich und aus vollem Herzen mit ehrlicher Überzeugung sagen, dass sie mich alle am Arsch lecken sollen...

Ich werde aufatmen, aufleben, wenn ich in Köln bin und jede freie Minute wieder in einer Atmosphäre leben kann, die mir gemäss ist; es wird zwar andererseits der Dienst bitterer sein durch den Gegensatz – es gibt keinen schlimmeren! –, aber ich werde jede, jede freie Minute verschwinden, [...] ich habe Dir einmal geschrieben, dass alles, was je bei uns zu Hause über Kommiss gesagt worden ist, nur ein Schimmer ist von der Wahrheit; bedenke das immer, es gibt gar keine Worte dafür, oder man müsste die Worte, die einem fehlen, durch lange, lange Umschreibungen ersetzen, und dazu hat man keine Zeit;

und ausserdem würde die Abhandlung dann zu wissenschaftlich und unübersichtlich lang, und es wäre notwendig, ein lebendiges, farbiges, buntes Bild daraus glatt hinschmieren zu können. [...]

Ich leide jede Sekunde masslos unter meinem uniformierten Zustand, jede Sekunde, wenn ich nicht bei Dir oder zu Hause bin; und dann bin ich nicht immer frei davon; ja, dann ist es manchmal am schlimmsten. Oft bin ich vor Wut und Schmerz regelrecht in einer Art von Raserei, dann schimpfe ich laut und lange, und nachher liegt es mir dann so schwer auf der Seele, dass ich wieder Perlen vor die Säue geworfen habe. Immer, immer, wenn wir unsere wirklichen, echten Gefühle, unser wahrhaftiges Leben verraten, dann rollen wir Perlen in den scheusslichen Suhl der Säue, die uns nie, nie begreifen können. [...]

-Aber weisst Du, dass es das Schlimmste an unserem Leben ist, diese andauernden Demütigungen vor allen und in allem; ich frage mich oft, wie wir das überhaupt aushalten. Es ist schon gut, dass man jetzt nicht mehr soviel darüber nachdenkt wie am Anfang. Ich weiss natürlich, im Grunde genommen kann mich niemand demütigen, wenn ich nicht will, kann mir niemand meine Menschenwürde rauben, aber wir sind doch Schwächlinge, unerbittlich sind wir zur Schwäche verurteilt; es hätte gar keinen Sinn, das alles an Einzelheiten und Beispielen erläutern zu wollen; man kann keine Begebenheit wahrheitsgemäss – völlig wahrheitsgemäss – wiedergeben; man müsste schon die Atmosphäre, in der sich das abgespielt hat, eingefangen haben und alle besonderen Umstände erläutern. [...]

Ich bin unsagbar müde von der elenden Schinderei heute Nacht, es ist das Beste, ich trinke jetzt eine Flasche Bier und schlafe, schlafe...

Ich werde jede Sekunde, die ich noch warten muss bis Köln, fast sterben vor Ungeduld, aber diese wenigen Tage werden auch vorbeigehen. Gott wird mir helfen, die Stunden zu tragen. Morgen muss ich zu allem Überfluss noch einmal hinaus, arbeiten, ach manchmal – nur stundenweise – habe ich einen regelrechten Hass auf die körperliche Arbeit, zu der ich weder Geduld noch Kraft habe; oft macht es mir

Freude, aber meistens sehe ich doch sehr oft auf die Uhr und bin immer wieder enttäuscht, wie langsam die Zeit dahinschleicht. Alles, alles wird einmal aufhören, einmal, einmal muss ein Ende sein. Ich werde es ertragen, solange Gott es mir aufbürdet; es ist schwer, aber ich werde es ertragen...

[...]

*124. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 4. Febr. 41

[...]

Heute geht mein Urlaub zu Ende; ich habe manche Hoffnung, dass ich nicht mehr allzulange unter dem tödlichen Druck meiner jetzigen Existenz zu leiden haben werde, und ich bin auch auf das Allerschlimmste gefasst. [...]

[...] dass ich mich erst einmal in der Gewissheit eines ruhigen halben Jahres von den unsagbaren Qualen und Schwächen der langen Monate meines uniformierten Lebens erholen müsste, ehe ich wieder so sein kann, wie ich vielleicht von Natur bin; denke immer daran, was ich Dir einmal geschrieben habe von dem wirklichen Ausmass dieses Entsetzens...

Oft liegt es wie eine unüberwindliche Last auf mir, diese ganze unsägliche Menge von Minuten und Stunden, die ich schon in tiefer, unsagbar schwarzer Schwermut verbracht habe, erst im Arbeitsdienst und dann beim Militär; es ist eine märchenhaft lange Zeit, seit ich wirklich «gelebt» habe. [...]

Damals habe ich oft stundenlang in der Mülheimer Kaserne – mittags oder abends – unter der blauweisskarierten Bettdecke gelegen und nur gestöhnt in einer unsäglichen Qual; umgeben von dem Lärm der Kameraden... Wieviel Schwermut hat sich in meinem Herzen gesammelt, niemals wird sie ausgeflossen sein; [...] dieser unsäglich grosse, schwarze Koloss, das ist mein Herz; jede Sekunde meines qualvollen Daseins ist mir immer und unvergesslich gegenwärtig. Ich

könnte Dir jede Minute aufzählen, jede Minute meiner Verzweiflung im Kasseler Krankenhaus vor zwei Jahren; ich sehe mich im dritten Bett links auf der Station 10a, gegenüber 10 weiße Betten, und ich sehe noch genau die Gesichter aller derer, die da gelegen haben. Bin ich nicht wirklich vielleicht ein Narr oder mindestens ein Psychopath?

[...]

125. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln-Müngersdorf, den 12.2.41

Kannst Du dir denken, dass alles, alle Hoffnung auf diesen neuen Urlaub vergebens gewesen ist; aber es ist so und es ist unabänderlich. Aber ist das nicht seltsam, ich bin gar nicht hoffnungslos und verzweifelt; im Gegenteil, ich habe das sichere Gefühl, dass Gott mir helfen wird. Ich kann mir praktisch gar nicht denken, wie oder wodurch, aber ich bin der festen Überzeugung, dass mir geholfen wird. Mein Vertrauen ist durch diese völlig fehlgeschlagene Aktion gar nicht erschüttert. Gott wird nicht zulassen, dass ich völlig entkräftet werde im Geiste, dass ich völlig unfruchtbar noch lange so sinnlos umherlaufe, von Qualen erschöpft und von Schmerz zerrüttet. Er wird nicht zulassen, dass meine ganze reale Sehnsucht nach den Dingen des Geistes stirbt. Ich habe mich früher immer nach Büchern gesehnt, ich habe wirklich immer nur den Wunsch gehabt, einmal mich zu entfalten, soweit es mir möglich ist. Nicht studieren ... nicht jahrelang an Universitäten herumlungern – was kann man an einer Universität schon lernen –, nein, ich wollte nur möglichst schnell irgendeine finanzielle Grundlage und dann, dann arbeiten, [...] aber glaubst Du, dass meine Sehnsucht wirklich gestorben ist; meine ganzen Wünsche gehen nach diesen zwei Jahren unendlicher Qual nur noch so weit, dass ich mein Glück darin sehe, bei einem Glas Wein neben Dir

zu sitzen und manchmal eine Zigarette zu rauchen. Gewiss, – ich halte das nicht für verachtenswert und hätte es nie dafürgehalten, aber das kann doch nicht alles sein, was das Leben eines Mannes ausmacht; auch ist meine grosse Sehnsucht nach einem Suchen und Arbeiten am Geiste nicht völlig dahin, sie lebt noch und ergreift mich oft wie ein wilder Rausch, aber sie hat fast nur noch die Kraft und den Charakter der Erinnerung; dieses Dahinvegetieren, immer inmitten völliger – absoluter!! – Ungeistigkeit hat mich fast ermordet, fast, noch nicht ganz, und es wird mich nicht ermorden, dafür ist mein vernichtender Hass zu lebendig; ach, ich hege und pflege und liebe diesen lebendigen Hass; ohne den wäre ich längst verloren. [...] Wenn ich aber noch etwa ein Jahr oder weiter dieses Leben führen müsste, dann würde ich bestimmt nie mehr die Kraft aufbringen können, geistig zu arbeiten; Gott wird mich nicht mehr lange in dieser Wüste lassen; ich glaube es bestimmt. Weisst Du, dass ich jetzt schon einfach völlig erschöpft bin, wenn ich eine Stunde intensiv Holländisch lerne, viel mehr noch, wenn ich etwa in einem philosophischen Buch lesen müsste... Gott hat mir nicht umsonst eine so tiefe Empfindsamkeit gegeben und hat mich nicht umsonst so leiden lassen, ich habe gewiss eine Aufgabe zu erfüllen, von der ich selbst vielleicht nicht einmal etwas ahne; er wird mir die Kraft und die Möglichkeit lassen, diese Aufgabe zu erfüllen... Ich glaube, ich habe den Auftrag, allen Menschen eindringlich zu sagen, dass es nichts so Geheimnisvolles, nichts so Verehrenswürdiges gibt wie das Leid; nichts, das so unmittelbar uns geschenkt ist, regelrecht geschenkt, nicht auferlegt. Es ist wirklich eine Gnade, wenn wir leiden dürfen, denn wir dürfen dann doch auf eine geheimnisvolle Weise wie Christus sein. Ich finde jetzt nicht die richtigen Worte, Dir zu sagen, wie sehr und wie absolut ich von diesem Geheimnis erfüllt bin; aber ist es nicht phantastisch, dass ich in einer Zeit geboren sein muss, die das Leid leugnet. ..

Ich bin regelrecht dumm geworden; meine Gefühle fressen mein Gehirn...

Doch ich verzweifle nie, ich bin wohl oft sehr traurig, so traurig, dass mir alles wie eine unendlich grosse, schwarze Last auf der Seele liegt, aber verzweifelt bin ich nie, nur schwach bin ich, sehr, sehr schwach...

Aber keine Sekunde erscheint mir die Zukunft hoffnungslos. ..

126. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Müngersdorf, den 17.2.41

[...]

Ich habe heute Morgen ein «feines Leben» gehabt, «überfein»; ich habe mich am Kinobesuch vorbeigedrückt und in Erwartung des Generals – bin ich ein Verbrecher, weil ich es so ehrfurchtslos ausspreche wie Corporal – ein wenig herumgekehrt und geputzt und im übrigen einen Kriminalroman, den «Fall Deruga», gelesen. Dann kam der General, ziemlich gravitätisch, hat alles beguckt, und dann hat er so allerlei gefragt, so en passant, und weisst Du, was er mich gefragt hat, der General mich: «Bist du nicht gerne Soldat, mein Sohn?» Ich habe, angesichts von einem halben Dutzend höherer Offiziere, tapfer geschwiegen, obwohl ein knechtisches und automatisches Jawohl mir unbedingt entchlüpfen wollte. Stell Dir nur vor, ich habe lediglich einen kleinen winzigen Stern auf dem linken Arm und Er, Er hatte funkelnde, rote Mantelaufschläge und viel, viel Gold an seinem Gewände; aber ich habe geschwiegen ... und der Herr General hat sich abgewendet...

[...]

*127. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Müngersdorf, den 24.2.41

[...]

Gestern Nacht bin ich erst um halb vier zu Bett gegangen, bei meiner Rückkehr war Heinz noch da, und wir haben noch alles Trinkbare ausgeleert und uns lange über das Lieblingsthema unterhalten: Una Sancta. Um halb sechs bin ich schon wieder aufgestanden, und um sieben begann hier pünktlich wieder der Dienst. Mit einer einzigen Pervitin-Tablette habe ich fabelhaften Erfolg gehabt. Ich war bis mittags um zwei, als ich abgelöst wurde, fabelhaft frisch. Dann habe ich bis ungefähr fünf Uhr süß, süß geschlafen und war wieder normal. Ich finde es ganz wunderbar, dass man mit einer so winzigen Tablette die Müdigkeit einfach herausschiebt bis zu einem Zeitpunkt, wo man auch Gelegenheit hat zu schlafen. Ich wäre vor Übermüdung und Schlafmangel heute Morgen bestimmt umgefallen; heute Morgen, als ich aufstehen musste, war ich vor Müdigkeit einfach krank und hätte mich den ganzen Vormittag bis mittags um zwölf so durchschleppen müssen und hätte dann auch noch zwei Stunden Posten stehen müssen. Dann hätte ich bestimmt einen unverhältnismässig grösseren Schaden erlitten, als ich durch die kleine Pervitin-Tablette vielleicht nehmen kann. Es ist nur gut, dass ich noch einige für solche dringenden Fälle in Reserve habe, sonst brauche ich es ja nie mehr. Jetzt ist es gleich zehn Uhr... dann kann ich erst mal bis ein Uhr schlafen und dann noch einmal von halb drei bis halb sieben; das ist doch genug; und morgen früh werde ich sehen, dass ich noch von neun bis zwölf mich irgendwo hinkauere; dann habe ich alles wieder nachgeholt.

Heute Morgen sind wir erst eine Viertelstunde durch den Grüngürtel marschiert, in der Nähe des Stadions, und dann haben wir auf der Jahnwiese exerziert, wo wir jetzt fast jeden Morgen sind. Ich sehe jetzt jeden Tag von dort aus die Sonne über Köln aufsteigen; manch-



mal ist sie gleich morgens schon so stark, dass sie blendet, golden und strahlend; oft ist sie nur eine mattrote Scheibe, die im Dunst schwebt; ganz schwach und erstaunlich rund, und ich empfinde dann immer eine gewisse Genugtuung, dass ich die Sonne, dieses unendlich grosse und blendende Licht, einmal ganz ruhig und lange betrachten kann, keine triumphierende Genugtuung, wie die Mäuse, die tolle Tänze aufführen, wenn die Katze spazieren ist, nein, weisst Du, mehr so eine Art aufatmender Genugtuung, wie ein Soldat, wenn er weiss, dass der Spiess in Urlaub gefahren ist. [...]

Es ist nun halb zwei... seit ein Uhr bin ich schon auf, aber es hat doch eine halbe Stunde gedauert, ehe ich soweit bei mir war, um es wagen zu können, einen Federhalter in die Hand zu nehmen; ich bin sehr müde, aber nicht mehr auf diese bohrende, mörderische Weise, wo man glaubt, der Kopf springe einem auseinander; sondern jetzt auf eine schläfrige, süsse, trunkene Weise, das ist schon eine bedeutende Besserung meines Zustandes, und gleich, in einer Stunde, kann ich wieder für vier Stunden schlafen!

Ich werde jetzt versuchen, noch etwas Holländisch zu lernen; nicht etwa aus Ehrgeiz oder weil ich diese Sprache liebe, sondern lediglich, um mich für die restlichen 40 Minuten wachzuhalten; es ist zwar die Sprache eines müden, weil Überfressenen Volkes, aber ich will versuchen, sie meinen augenblicklichen individuellen Bedürfnissen gemäss in eine Art von Coca Cola umzusetzen; mir sinkt jedoch aller Mut, wenn ich an die unzähligen oohs und aahs und äähs und eehs und eeis und oeus denke. Sind es nicht pure Gähnerien? Ich könnte mir gut vorstellen, dass ein sehr sensibler Mensch, wenn er müde ist, etwa morgens – viele sensible Leute sind abends nie müde – bei der Lektüre eines holländischen Textes mitten im vierten oder fünften Wort anfängt zu gähnen; ja, es ist sogar, abgesehen von aller Sensibilität, physisch ganz einfach zu erklären; stell Dir nur vor, Du bist müde und sollst das Wort Boomgaard aussprechen, dann wird Dir – entweder bei dem oo oder bei dem aa – der Gähnmuskel einschnappen, Deine Kinnbacken werden aufbleiben, und das Ganze wird in

einem stöhnenhaften Gähnen enden. Holländisch ist wirklich eine Sprache für Leute, die sich nach einem viel zu guten Essen (zu gut sowohl die Quantität wie Qualität) über Käse unterhalten, langsam, bedächtig, mit der denkbar grössten Ruhe... Sollte ich jetzt ein Paradoxon erfinden, so würde ich sagen, Unterhaltung über Käse ist eine holländische Leidenschaft. Holland – Leidenschaft genügt...

Es ist schon Viertel nach zwei... noch eine Viertelstunde, dann kann ich meinen Kameraden wecken und mich selbst wieder hinlegen; es tut mir jetzt schon leid, er schläft ganz leicht und sanft; ein Gesicht hat er wie ein junges Ziegenböckchen; er schläft wirklich sanft und mild, und man müsste ihn ruhen lassen, aber wir haben wirklich das Paradies verloren ... und dieser süss schlafende Mensch ist mir «im Kampf ums Dasein» – verzeih! – im Augenblick völlig unterlegen...

[...]

*128. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 6. März 1941

[...]

Ich habe eben meine ersten zwei Stunden abgestanden, diesmal draussen, immer an der nackten, kahlen Mauer vorbei und immer das grosse, moderne Gebäude der Ford-Werke vor Augen; ich sah die Arbeiter aus den Hallen strömen und sah die neue Schicht ankommen; dichtgedrängt wie eine Herde standen sie an der rötlich-braunen Mauer, und ich sah von Weitem ihre Gesichter nur wie bleiche, matte Scheiben zwischen dem Dunkel ihrer Mützen und Mäntel; so werde ich sie morgen wiedersehen, kommen und gehen, und wenn ich jeden Tag hier stünde, könnte ich sie jeden Tag so sehen, diese Herde, und die Omnibusse des Werks fahren hin und her zur Strassenbahn, damit nur ja keine Zeit verlorenght. Denn je pünktlicher der Arbeiter Fei-

erabend hat und je eher er zu Hause ist, um so ausgeruhter ist er morgen, und um so besser kann er morgen arbeiten. .. Es ist eine wunderbare Anlage, dieses Ford-Werk, ganz herrliche Klinkermauern und viel, viel Glas; und es wird schnell darin gearbeitet, sehr schnell. Ist es nicht alles namenlos grauenhaft; manchmal, früher, wenn ich halb irrsinnig war vor Schmerz und Qual – nur dann, nicht wenn ich bei mir selbst war –, habe ich oft gemeint, es gäbe gar keine Hölle, sondern die Hölle sei das Leben hier auf unserer Erde; ich weiss, dass es nicht wahr ist, habe es vielleicht noch nie so gut gewusst, aber ist es nicht begreiflich, dass man manchmal auf solche Gedanken kommen kann. [...]

129. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 23. März 41

Du müsstest diese elende Bude sehen, alles liegt auf dem Bett und schläft; zum Tag der deutschen Wehrmacht ist ein Besucherschwarm von sechs Backfischen angetanzt und sieht mir beim Schreiben zu. Ich sitze wie in einem Käfig; kannst Du Dir denken, dass ich platzen könnte vor Wut; es ist einfach unglaublich, dass man auch noch ausgestellt wird; wir sind wirklich nur angezogene Nummern.

Wie unmöglich diese Situation ist; diese lachenden, dämlichen Weiber, die unser elendes Quartier besichtigen; wie unendlich dumm diese Leute sind, ich könnte sie mit meinem Hass verschlingen...

*130. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 25. März 1941

[...]

Wenn es keine übernatürliche Kraft gäbe, die uns hilft, auch über körperliche Erschöpfung hinweghilft, müsste ich jetzt völlig erschöpft, einer Ohnmacht nahe, in der Rheinuferbahn sitzen, mit einem entsetzlich schmerzenden Kopf, ganz am Ende aller Kräfte; aber ich sitze zu Hause, höre meine alte Lieblingsplatte, die Sonatine von Beethoven... Ich bin in Bonn gewesen – Du weisst, was das bedeutet –, ich habe zwischendurch drei aufregende Ferngespräche geführt, und dieser ganze Wust von Ereignissen spielte sich in vier Stunden ab, einschliesslich Bahnfahrt, nach drei Nächten Wache... Alle diese Schallplatten ... weisst Du, dass ich mich jedesmal irrsinnig darauf freute, wenn ich in Osnabrück mit einem Urlaubsschein in der Hand auf die Strassenbahn stieg und zum Bahnhof fuhr; sie waren für mich der Inbegriff aller Dinge, die ich hinter mir hatte lassen müssen; meiner geliebten Bücher, meiner Träume, Kölns und der schönen Geselligkeit unseres Hauses, wo ich so oft mit allen unseren Freunden gesessen hatte; sie waren für mich unglaublich kostbare Erinnerungen, diese Melodien.

[...]

*131. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 26. März 1941

[...]

Ich bin wirklich und wahrhaftig ein Gefangener, und das Geheimnis meiner grossen Qualen in diesem Zustand, der doch für viele andere gar nicht so entsetzlich ist, ist das: Mein Körper ist gefangen, mein

Geist ist vollkommen frei, und doch ist er gefangen, weil er ja an meinen Körper gebunden ist; das Geheimnis, die Qualen zu vermindern, wäre: den Geist auch gefangennehmen lassen (wie Wilhelm und Caspar es getan haben, freiwillig und mit Bewusstsein auf eine erstaunliche Weise, beide in verschiedener Art), aber ich kann das nicht... ich kann das nicht; ich kann mich nicht mit Leidenschaft dem Soldatenberuf hingeben; meine Wege gehen anders; ich muss immer in den Abgrund jedes Menschenlebens sehen, und mit dieser Anlage kann man nicht Soldat sein; man muss entweder ganz einfach oder ganz gross sein, um ein guter und glücklicher Soldat zu sein, und ich bin beides nicht, das ist es...

[...]

132. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln-Dünnwald, den 1.4.41

Bei Tage ist es sehr schön hier, zwei Stunden patrouilliert man seine 578 Schritte immer rund durch den Wald; wenn nicht gerade geschossen wird, hört man die Vögel singen. Die wunderbare Stille des Waldes ist wirklich herrlich. Nach der ersten Stunde werde ich zwar immer etwas ungeduldig, aber nur für Minuten, dann nimmt mich wieder der Wald gefangen, und ich vergesse ganz, dass ich einen drückenden Stahlhelm trage und ein Gewehr über der Schulter habe. Doch ich bin kein Kind des Waldes, das spüre ich oft so sehr. Es ist eine fremde, berauschte und – mir scheint fast so – gefährliche Welt für einen Städter, der an einem grossen Strom geboren ist und die Unruhe eines fliessenden Wassers im Herzen trägt. [...] Lockend und süss ist diese leise, rufende Tiefe des Waldes mit ihrer dämmerigen Stille und ihren erdigen Gerüchen. [...] In diesen wenigen Stunden ist mir ganz klargeworden, warum und dass die Jäger und alle

Leute, deren Element der Wald ist, Heiden sind; wenn man immer im Wald lebt, immer rauschhaft diese trunkene Versunkenheit der Natur genießt, dann muss doch alles Geistige versinken und verschwimmen. Ach, ich bin wirklich ein Kind des grossen und immer fließenden Wassers; meine Sehnsucht ist nicht die lautlose, fast tierische Versunkenheit des Waldes, meine Sehnsucht ist das lebendige, blutige Leben. Ich sehe lieber die Wellen des Rheins, immer andere, immer neue; ich sehe sie hinausfließen ins Meer und sehe dann alle die vielen Länder, die von dem weiten Meer berührt werden. [...] Ich bin nicht von der tierischen Sanftmut der Waldbewohner, die – glaube ich – die Tiere gleichermaßen lieben wie die Menschen; nein, nein... ich möchte nicht immer im Walde leben; ach, es wäre eine grosse Freude, wenn wir einmal für eine möglichst lange Zeit nach der unsagbaren Hast und Hetze die Ruhe und tiefe Stille des Waldes geniessen könnten, aber dann wieder zurück ins Leben und nicht dieser lockenden, süßen Versunkenheit verfallen und dahinvegetieren ohne Leid... Nachts ist es schon sehr kalt, und die stumme Finsternis des Waldes ist schrecklich. Es ist fast, als ob du durch eine Reihe starrköpfiger, widerspenstiger Menschen gingest; feindselig ist alles in seiner düsteren Abgeschiedenheit gegen dich, das Lebendige. Jeder Laut wird hasserfüllt aufgenommen und verkehrt, und die Angst, diese Macht der Hölle, die Angst, wird gegen dich geschleudert, aber was geht uns freie Söhne Gottes die Angst an...

Ich war froh, als es halb vier schlug und meine zwei Nachtstunden um waren; vollkommen kalt und durchfrozen war ich, die letzte Viertelstunde horchte ich immer schon auf das knarrende Geräusch der sich öffnenden Tür unserer Wachstube, und endlich, endlich sah ich den Lichtschimmer durch den Türspalt, und ich hörte die Schritte der Ablösung; mit einem Gefühl von Mitleid ging ich ihr langsam entgegen, und mit einer wahren Wollust lief ich auf die warme Stube zu...

Nun ist es halb fünf, sechs von meinen acht Stunden habe ich schon abgestanden und dazu noch eine jetzt hier abgesessen; nun darf ich drei Stunden schlafen. Gestern Nachmittag habe ich verbotener-

weise schon vier Stunden geschlafen – und dann muss ich morgen früh von halb sieben bis halb zehn noch meine letzten beiden Stunden stehen, dann ist auch diese Wache für mich wieder um...

133. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 4. April 1941

[...]

Du musst mir das Papier und den Bleistift verzeihen; mir ist ein Missgeschick widerfahren; ich hatte alles schon säuberlich in meiner Gasmaske verpackt: Schreibzeug, Rasierzeug und Butterbrote; leider ist man dahintergekommen, und so musste ich alles in Müngersdorf lassen...

Heute Mittag hiess es wieder, dass ich morgen doch keinen Urlaub bekomme, und ich war die erste Stunde wieder rasend; aber ich will mein Herz bezwingen, ganz ruhig, friedlich, geduldig und dankbar sein; weisst Du, ich ärgere mich nicht so sehr über den wegfallenden Urlaub, wirklich nicht, als über die masslose Ungerechtigkeit und die kriecherische Betrügerei, die dahintersteckt. Kannst Du verstehen, dass man irrsinnig und wütend wird, wenn man immer, immer und in jedem diesem widerlichen kleinen und kleinsten und schmierigsten Gesindel ausgeliefert ist, seinen erbärmlichen Schikanen; seinem unbeschreiblich erdrückenden Überlegentun; ach, [...] wann kommt endlich der Tag, wo ich all diesen kleinen Leuten, diesem niederträchtigen Gesindel, meine Verachtung nicht nur stumm und unnachweisbar in einem kalten Gesicht zeigen kann, sondern sie ihnen allen buchstäblich vor die Füsse werfen kann. [...]

Ich sehne mich unaussprechlich tief und wild nach einem wenigstens relativ freien Leben. [...]

Eines Tages – märchenhaft ungewiss und fern scheint mir dieser Tag noch – wird alles vorüber sein; dann werden alle diese vielen tausend Schulmeister nicht mehr soundso vielen unschuldigen Männern jovial auf die Schulter klopfen können, ohne eine ins Gesicht zu kriegen; nicht mehr jovial und nicht mehr ungnädig werden sie sein können, nur ihren Schulkindern – diesen Ärmsten! – haben sie dann noch die Gegenwart ihrer lächerlichen, dummen Gesichter zu bieten... Dann, an diesem Tag, wird mein Herz vielleicht bersten vor Glück; ich kann es mir gar nicht mehr ausdenken, wie es war in den märchenhaft tief versunkenen Zeiten, wo wir noch Spaziergehen, rauchen, trinken, schlafen konnten, wann wir wollten. Es muss eine tolle Zeit gewesen sein! Gott schenke uns, dass wir die Erinnerung an sie nicht ganz aus dem Gedächtnis verlieren; damit wir nicht wahnsinnig werden, wenn sie wieder über uns kommt, diese Zeit; ach, sind wir jetzt nicht Sklaven, da wir immer, immer auf die Uhr oder den Kalender blicken müssen. [...]

Nun ist es schon lange wieder dunkel, und die ganze endlose Nacht ist noch vor uns; aber ich erschrecke nicht mehr so wie früher, wenn ich oft an die endlosen, langweiligen zwei Stunden dachte, die viermal zu überwinden waren.

[...]

*134. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 21.4.1941

[...]

Ich bin zu wenig innerlich und gar nicht zur Sammlung fähig; es ist so mit mir: Ich habe kein wenig Geduld; ich könnte manchmal, auch jetzt, in diesem Zustand noch, in einer ruhigen und nicht ausgefüllten Stunde – es sind doch sehr wenige – einen guten Gedanken niederschreiben und etwas ausführen, aber ich bringe einfach nicht die



Ruhe auf und die Geduld, ach, ich könnte mich selbst ohrfeigen für meine Energielosigkeit und meine Zerstreuungssucht...

Es ist inzwischen fünf Uhr morgens geworden, sechs von meinen acht Stunden habe ich schon hinter mir, gleich von sechs bis acht noch, dann habe ich Schluss bis zehn...

Weisst Du, dass ich abends und frühmorgens am meisten leide? Abends, weil dann der Tag am schönsten ist, weil ich dann erst richtig lebendig werde, und morgens, weil dann das ganze graue Entsetzen über mich herfällt, Du glaubst gar nicht, wie entsetzlich es ist, morgens von einem gellenden Pfiff und einem Brüll geweckt zu werden und sich dann in einer von 20 Leibern verpesteten Atmosphäre zu finden. Und dann immer mit der Gewissheit, nun eineinhalb Tage lang dasselbe zu tun, was man schon bald zwei Jahre getan hat.

[...]

135. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 22. April 1941

Ich habe diese Nacht darüber nachgedacht, warum wohl eure Trauer – die Trauer der Frauen – so ganz verschieden ist von unserer Trauer und unserem Leid. Vielleicht ist es so, dass wir, wenn wir leiden, gekreuzigt werden, blutig und wirklich, und ihr, ihr steht nur immer unter dem Kreuz und müsst das Schwert durch euer Herz gehen lassen. Wenn ich die Wahl hätte, ich glaube, ich würde lieber das Kreuz wählen als dieses Immer-durchbohrt-Werden; das ist wohl euer Anteil am Kreuz, und es ist gewiss nicht der leichtere; man muss sich nur einmal vorstellen, auf Golgatha wären Maria und Magdalena nicht gewesen, unter dem Kreuz, wäre dann das Werk der Erlösung vollkommen gewesen; ich wage nicht, eine derartige theologisch komplizierte Frage zu entscheiden, aber es scheint mir doch, es wäre grausam und hart

und unerbittlich gewesen, wenn keine Frau sich unter dem Kreuz eingefunden hätte. Das ist gewiss ungeheuerlich beglückend und unsagbar segensreich, dass Frauen unter dem Kreuz gestanden haben. [...]

Ich denke auch jetzt manchmal an Georg Trakl und mache mir manche Gedanken darüber; je mehr ich daran denke, um so schwieriger erscheint es mir, auch nur einen ganz geringen Bruchteil vom wirklichen Wesen dieses Mannes einzufangen; aber gerade darum – weil ich ihm entweder allzu nahe oder allzu fern bin, ich weiss es nicht –, möchte ich so sehr gern daran arbeiten. .. Weisst Du noch, wie wir einmal am Rhein spazieren gewesen sind und die alte Frau gesehen haben an jener alten Villa zwischen den hohen, dunklen Bäumen und wie wir später an derselben Stelle darüber gesprochen haben, wie wir uns beide in einer wilden Weise angezogen fühlen von solchen dunklen, alten Häusern in halbverfallenen Parks, wo die Vegetation üppig und lebendig ist und wo die laute und entsetzlich grelle Wirklichkeit schweigen muss... In einer ähnlichen Weise, noch unmittelbarer und lebendiger, fühle ich mich angezogen von den Gedichten Georg Trakls; Worte wie Verhängnis, Verfall, Trauer, die er so oft schreibt, berühren mich wie ein Zauberstab, ich könnte niemals leid werden, diese Verse zu lesen... Theodor Haecker schreibt in seinem Exkurs über Sprache, Humor und Satire von einer tragischen Humorlosigkeit bei Georg Trakl im Gegensatz zu einer komischen Humorlosigkeit bei Stefan George; daran habe ich immer viel denken müssen, diese Nacht – ach, ich könnte viel arbeiten in diesen stillen Nachtstunden, wenn ich nicht – o jämmerlicher Zustand – immer wieder von Stimmungen zerrissen wäre. Weisst Du, [...] ich habe mir gedacht, dass jemand vielleicht um so trauriger und schwermütiger ist, je mehr er vom Paradies an Träumen und Erinnerungen noch in sich hat; Trakl war ganz beladen mit dieser Trauer und ihr ausgeliefert, mit einer wahren Hingabe an sie verschenkt, und ich meine, es wäre fast frivol, in diesem Falle überhaupt an Humor zu denken (vielleicht bin ich selbst zu humorlos, um ein Fehlen von Humor bei

Georg Trakl zu empfinden). Zum Humor gehört eine gewisse Derbheit und Gesundheit, eine pferdige Wieherlust, die so ganz von dieser Welt ist; Trakl war eben zu sehr traurig und zu sehr dem Verhängnis des menschlichen Geschlechts nahe, um noch «Humor» aufzubringen... Was heisst «Humor», wenn man an das Kreuz denkt. George war zu eitel, zu hochmütig zum Humor; das ist ganz anders; Satire, das ist eine andere Sache; ich glaube, sie hat mehr Existenzberechtigung als der Humor; der Humor liegt mir zu sehr zwischen den Dingen (weshalb ich auch mit Mödder gar nicht ganz einverstanden bin), die Satire ist eben so absolut wie die Liebe, und eine Satire schreiben kann nur jemand, dessen Herz voll ist von einer schwermütigen Lyrik und von einer unendlichen Trauer. [...] Das wäre mein sehnlichster Wunsch, einmal vollendete, eisklare Satiren schreiben zu können...

[...]

136. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 29. April 1941

[...]

Es ist fünf Uhr morgens, ich sitze schon lange hier, war aber bisher zu müde und wirr im Kopf, um Dir zu schreiben. Um mich herum schnarchen und schnauben fünf Mann; Wurstpelle, alte Zeitungen, Zigarettenschachteln und Pistolentaschen liegen herum, und es sieht recht trostlos aus, aber bald ist die lange, dunkle Nacht vorbei...

Nebenan in der Zelle der kranken Wehrmachtsgefangenen hustet oder räuspert sich ab und zu jemand, und ich blicke dann unwillkürlich zu der Tür, wo der starke, eiserne Riegel vorliegt...

Ich glaube, wenn ich so gefangen sein müsste, aufjahre hinaus, immer wieder einem schleichenden Tag wie dem anderen hingegeben, ich würde doch alles daransetzen, alle Kraft meines Geistes und meines Körpers, um mich zu befreien...

In einer anderen Zelle liegen nur geschlechtskranke Gefangene, glatte, junge Gesichter, aber sonderbar eifrig und irgendwie auf eine entsetzliche Weise geil...

Es ist schrecklich, wenn man hinter diesen Leuten hergehen muss mit der Pistole in der Hand, jeden Schritt und jeden Blick überwachen; ich kann mir einfach gar nicht denken, dass ich berechtigt sein soll, an irgend jemand die Strafe zu vollziehen, die die erbärmliche Gerechtigkeit dieser Welt verhängt hat. Ich meine, Gefängniswärter zu sein, muss ein geradezu ungeheuerlicher «Beruf» sein; oder ob es wirklich Menschen gibt, die «berufen» sind, anderen dauernd die Pistole in den Nacken zu halten?

Ich bin müde; alles ist grau und dumpf, und es scheint manchmal so, als ob alles, unser Leben, unsere Zukunft, alle Schönheit, aller Glanz in diesem dumpfen Grau untergehen würde... Ich bin zu müde, ich will lieber warten. Nun ist es schon neun Uhr geworden [...] ich bin sehr traurig, weil ich keinen brauchbaren Brief mehr schreiben kann; ganz leer und ausgepumpt bin ich, es ist wirklich zu traurig. Ach [...] wann beginnen endlich die Tage des Lebens.

[...]

*137. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 3. Mai 41

Vor wenigen Tagen sah ich einen jungen Soldaten, dem das Bein amputiert war; er war in Zivil und trug das Bändchen des Eisernen Kreuzes klein an seinem Kragen, und ein kleiner Junge lief neben ihm her, der vielleicht sein Sohn war; das aber schien mir das schrecklichste, dass dieser Mann in Zivil war und das Bändchen trug, so selbstverständlich wie alle die Uniformträger vom ersten Krieg es tragen. Irgendwie erschien es mir ungeheuerlich, wie selbstverständlich dieser

Mann von der Umwelt entgegengenommen wurde; und es erschien mir wie ein Verrat und wie ein Betrug, dass man ihm die Uniform ausgezogen hat; ein Soldat ohne Bein genießt nur den Schutz der Uniform, er ist entbunden aller lächerlichen und aller schweren Pflicht; aber ein Zivilist ohne Bein mit einem Bändchen im Knopfloch, das ist wirklich Betrug. [...]

Ich bin nur ein elender Schwachkopf, der viel zu wenig Schlaf hat...

[...]

138. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 5. Mai 41

Eben bin ich eine Stunde durch Ehrenfeld gebummelt, auf der Suche nach Zigaretten; ach – ich wusste nicht, dass es in Köln so gottlos viel jammer- und verzweiflungsvolle Strassen und Viertel gibt; in meiner krankhaften Nikotinsucht bin ich lange umhergeirrt. .. Ich bin in einem entsetzlich billigen Café gewesen und habe grässlichen Kaffee getrunken und billigsten Streuselkuchen, obwohl ich nicht den geringsten Appetit hatte; ich habe – immer nur der Zigaretten wegen – in ein paar Kneipen ganz entsetzlichen Fusel getrunken, obwohl ich so schon schwindlig war vor Müdigkeit (und diese ganze aufreibende und kostspielige Expedition hat mir nur drei Eckstein eingebracht, das ist das Schlimmste). Oh, diese unglaublich trostlosen Strassenzüge, über denen die hoffnungslose Abgestorbenheit der Bewohner liegt wie ein lähmendes Entsetzen; diese alten, schweren Fabrikmauern, die Schutthalden und Frühstücksstuben, die Brutstätten des Ekels, und zu allem Überfluss noch ein kleiner Rummelplatz mit seiner erbärmlichen Musik, auf dem ein paar Kinder als einzige Gäste auf Holzpferden sich rundfahren lassen; aber das Allerallerentsetz-

lichste sind doch die Gesichter der Zeitgenossen; ach, ich kann sie nicht hassen, ich kann sie nicht lieben; es ekelt mich nur ganz entsetzlich; nirgendwo siehst du auch nur einen Schimmer von Leben, Glanz oder Feuer; oh, alle diese uniformen, grauen, müden und so unsagbar armen und bemitleidenswerten Gesichter; ich kann es nicht mehr sehen ... und manchmal – oh, das ist das Schlimmste! – siehst du dann im Vorübergehen deine eigene Fratze irgendwo im Spiegel, und es ist zum Erschrecken! Diese ausdruckslose, leblose, rötliche Visage, ich kann sie nicht mehr sehen. [...]

[...]

139. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 8. Mai 1941

[...]

Es ist wunderschön draussen, unter den Wolken hervor blitzt die Sonne, und die blauen Schatten auf dem herrlichen Grün der Bäume sind ebenso schön wie die goldenen, phantastischen Lichter; die Ferne lockt fast unwiderstehlich, und die Freiheit zuckt in allen Gliedern ganz bedrohlich; ach wie froh könnte man sein und wie unglaublich schön wäre das Leben, wenn nicht der Krieg wie eine dumpfe, glanzlose Finsternis bedrohlich über allem läge; ich habe ein schlechtes Gewissen, weil es mir so unglaublich gut geht, weil das Glück mich so erstaunlich bevorzugt; dieses Glück macht mich fast ebenso unglücklich wie das Unglück, in manchen Stunden, ach, oft auch genieße ich es besinnungslos und ohne Bedenken, aber ich bin doch sehr traurig, wenn ich dann bedenke, wie entsetzlich verlassen und verraten alle die vielen sind, die irgendwo bluten und sterben, denn es gibt doch in Wahrheit keine Dankbarkeit, und niemand denkt mehr an sie. Heute Morgen las ich zufällig auf unserer Wachstube in einem alten Kalender von irgendeinem Regiment, ein schäbiger, hässlicher

Kalender, schon zerrissen und auf irgendeinem schlechten Papier der Inflationszeit gedruckt, mit schlechten Fotografien geschmückt; hinten war ein Anhang aller gefallenen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften; da standen unzählige Namen, französische, russische, rumänische oder der Name irgendeines Lazarett; und manchen Namen, den kannte ich gut, und ich sah dann gleich irgendein verlassenes französisches Dorf, traurig und trostlos in der glühenden Hitze des Sommers ... ein paar krähende Hähne und brüllende Kühe, entsetzlich deprimierend, so wie ich es gesehen hatte. Ich werde nie mehr von Herzen froh sein, solange dieser Krieg dauert...

140. *Heinrich Böll an die Eltern*

Köln, den 13. Mai 1941

Liebe Eltern,

ich danke vielmals für Mutters Brief, den Alois mir Sonntag überbracht hat; am Sonntag waren wir bei Alfred; es ging ihm soweit ganz gut, nur sah er noch sehr schlecht und schwach aus; jedenfalls scheint aber nichts Akutes mehr vorzuliegen. Ich selbst hatte ja leider nur von Sonntagmittag an frei, aber ich bin trotz allem zufrieden. Mit Gertrud und Tilde geht es anscheinend besser, als wir gedacht hatten; sie sprechen sogar «ausserdienstlich» manchmal zusammen; eine sehr erstaunliche Tatsache.

Ob das mit meinem Besuch am Samstag klappen wird, ist noch nicht ganz sicher; auf keinen Fall werde ich eine Nacht da schlafen können, denn ich bekomme ja höchstens von mittags bis zum anderen Morgen Frei, und dann muss ich abends wieder zurück, weil ich sonst morgens nicht früh genug hier sein kann; jedenfalls werde ich aber für ein paar Stunden zu Euch kommen können. Wenn allerdings –

wie Alois mir sagte – vier Stunden für einen Weg zu rechnen sind – was ich nicht glaube –, dann geht es schlecht. Aber einmal werde ich doch bestimmt kommen können; vielleicht bekomme ich auch über den ganzen Sonntag Urlaub.

Diese Nacht war hier wieder von halb eins bis halb vier Fliegeralarm; es hat an mehreren Stellen gebrannt, und streckenweise war die Schiesserei ganz toll; hoffentlich bleibt wenigstens Ihr von Alarm und Ruhestörungen verschont.

Das Wetter ist ja in den letzten Tagen wunderschön; ich freue mich sehr, dass Ihr es damit auch so gut getroffen habt. Wenn nur die Fresserei etwas besser wäre; vielleicht kommt wieder irgendwoher bald ein Paket, und wir können Euch etwas zuschicken.

Alfred ist ja gestern nach Knechtsteden verlegt worden; es gefällt ihm gut, diese Ruhezeit; und es wird ihm gewiss guttun; nur müssen wir einmal abwarten, wie es in Knechtsteden ist und wie man ihn da besuchen kann. Er wird Euch wohl auch von da aus schreiben.

Ich wünsche Euch alles Gute und grüsse Euch herzlich, viele Grüsse auch von Annemarie

Euer Sohn Heinrich

Meine Verpflegungsgeschichte läuft gut weiter; Gertrud hat sich ganz auf meine «Botteramstour» eingestellt; also keine Sorge deswegen!

*141. Heinrich Böll an die Eltern*

Köln, den 21. Mai 1941

Liebe Eltern,  
aus Vaters Berichten und vor allem aus seiner Eile, bald wieder wegzukommen, am Samstag, kann man zum Glück entnehmen, dass es Euch gutgeht, abgesehen von der Fressangelegenheit, die sich aber



vielleicht inzwischen auf Grund Eurer Reklamationen gebessert hat. Alois ist ja nun urplötzlich wieder weg nach München, ich glaube aber, wir können ruhig hoffen, dass er bald wiederkommt. Am Sonntag konnte ich leider weder Euch noch Alfred besuchen, ich musste auf Wache ziehen; Tilde, Irmgard und Annemarie haben ihn aber besucht und ihn gut gefunden.

Zu Hause geht es auch gut; alles klappt vorzüglich; Tilde und Gertrud sind aussergewöhnlich gut miteinander fertig geworden, bisher; und ich habe keinen Grund, über irgendwelche ernährungstechnischen Dinge zu klagen. Tildes Fressalientour morgen wird wohl sowohl Euch wie uns ein wenig auf die Beine helfen. Gestern habe ich von Tante Anna ein Päckchen und Brief erhalten; sie erkundigt sich immer wieder besonders nach Onkel Rudolf.

Das Wacheschieben wird jetzt, wo es wärmer ist, bedeutend erträglicher; auch nachts ist es lange nicht mehr so kalt; nur morgens von sechs bis neun ist es noch meistens sehr kühl; aber im Allgemeinen gehen die zwei Stunden jedesmal schnell herum.

Von Samstagmittag ab haben wir nicht mehr gar so viele Wachen zu stellen; vielleicht glückt es mir, beide Tage frei zu bekommen, dann bekomme ich aber nur Urlaub von Samstagmittag bis Sonntagmorgen und muss dann sonntags wieder da sein, um den Urlaubsschein bis Montag abzuholen. Ich komme dann, wenn alles gutgeht, am Sonntagmittag und fahre abends so gegen sieben, acht Uhr wieder ab; es wäre ja schöner, wenn ich eine Nacht dableiben könnte und schlafen, schlafen könnte, aber von gestern ab ist die absolute Urlaubssperre in Kraft getreten, und es gibt keinerlei Urlaub mehr, nur noch Stadturlaub auf kleinen Schein. Hoffen wir, dass es diesmal wirklich glückt. Ich würde mich sehr freuen, einmal einen schönen Sonntag am Rhein bei Euch zu sein.

Sonst ist mein Leben dasselbe; immer Wache, einen über den anderen Tag, nun schon sechs Wochen an einem Stück; man geht wirklich auf die Dauer dabei kaputt; aber nach dem Krieg werden wir uns

alle, alle wieder erholen... Ich grüsse Euch herzlich und wünsche Euch alles Gute,

Euer Sohn Heinrich

*142. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln-Dünnwald, den 25. Mai 1941

Tagüber ist es wunderschön hier, besonders am Samstag und Sonntag, wo hier nicht geschossen wird. Zwei Stunden lang in dieser absoluten friedlichen Stille des Waldes einherzugehen ist wohltuend und unglaublich beruhigend. Ich habe meinen Stahlhelm, dieses entsetzliche Instrument, an die Patronentasche gehängt, meine Hände auf dem Rücken unter dem Gewehrkolben verschränkt und bin langsam, langsam meine Runden gegangen; es ist gar nicht vorstellbar, wievielerlei man in zwei Stunden an Erinnerung und Zukunftsgedanken einschieben kann. Ich habe – fast möchte ich sagen – jede Minute dieser letzten drei Jahre in diesen sechs Stunden wieder durchlebt; die ganze Arbeitsdienstzeit, die verschiedenen Lazarette, die paar Monate zwischen dem Krieg und dem Arbeitsdienst; ach, unter anderem habe ich auch den Tag aufgespürt, wo ich mich zum ersten Mal betrunken habe; es war der Rosenmontag 1939 im Arbeitsdienst; ich habe sonst nie mehr an diesen Tag gedacht, nicht ein einziges Mal, und es ist doch sonderbar, dass ich ihn heute aufgespürt habe... Dieses ganze halbe Jahr war eine Zeit dumpfer, stumpfer – fast möchte ich sagen leidenschaftsloser – Verzweiflung; ich habe ein halbes Jahr keine Messe gehört, keine Sakramente empfangen und kaum gebetet; immer in diesem kalten Winter in den nassen Gräben in Schnee und Regen, abends müde wie ein Tier, immer, immer gehetzt zwischen für mich schweren Arbeiten und Exerzieren und Appellen; und an diesem Rosenmontag da fiel ein regenartiger Schnee,

es war so klebrig und nass auf unserer Baustelle, dass an unseren Schaufeln der Lehm kleben blieb und sich nur mit den Händen vom Blatt entfernen liess; aber wir arbeiteten, arbeiteten, mit umgehängten Zeltbahnen, von morgens halb acht bis nachmittags um vier mit zweimal 20 Minuten Pause, und dann wurden wir mit unseren stinkenden Leibern in ein Auto gepercht und ins Lager zurückgebracht; dann hatten wir mindestens eine Stunde nötig, um unsere Stiefel von diesem entsetzlichen Lehm zu reinigen, denn wir durften sie nicht mit Wasser abwaschen, nur mit einer Bürste und einem Stück Holz; dann wuschen wir uns erst, weil wir zum Appell sauber sein mussten, und nach dem Appell – ach, es gab keinen Appell, bei dem ich nicht aufgefallen wäre – bekamen wir endlich zu essen; es war wie bei den Tieren; wenn ich Dir die Szenen beschreiben würde, die sich abspielten beim Kampf um ein grösseres Stück Fleisch oder Wurst, Du würdest nicht glauben, dass ich damals unter Menschen gelebt habe. Und wie oft mussten wir unsere eben gefüllten Teller stehenlassen und hinaus auf den Hof, zur Strafe erst eine Stunde singen, weil wir beim Essen zu laut gesprochen hatten; und dann, dann durften wir wieder hinein in den Speisesaal und das kalt gewordene Essen in den Bauch schlagen. Aber nach dem Essen war noch lange nicht Feierabend; dann mussten Kartoffeln geschält werden, und dazu wurden fröhliche Lieder gesungen; und ehe wir dann zu Bett gingen, mussten wir «Schemel bauen»; das heisst, unsere sämtlichen Kleidungsstücke, obenauf das Sporthemd mit dem Abzeichen des Arbeitsdienstes, mussten viereckig scharf mit der Kante des Schemels abschneiden. Das war jedesmal wieder eine halbe Stunde Arbeit...

Ich kann Dir das gar nicht alles erzählen! Ich müsste wirklich ein halbes Jahr Zeit haben und viel, viel Papier, wenn ich Dir einen Begriff machen wollte von dieser Zeit. Es gab wirklich den ganzen Tag über keine fünf Minuten Ruhe; wir waren abends froh, wenn wir pünktlich um 10 Uhr im Bett sein konnten und doch alles getan hatten, was getan werden musste. Und wenn das Licht gelöscht war, dann ging die Zoterei los! Weissst Du, was das heisst... Ich bin irgendwie sehr stolz auf dieses halbe Jahr, weil ich es ganz einsam und ver-

lassen verbracht habe; nein, ich will nicht sagen ohne Freund, das ist nicht wahr, ich wäre sonst gestorben; ich habe wirklich zwei Freunde im Arbeitsdienst gehabt; ob ich Dir jemals alles erzählen könnte, was in dieser Zeit in mir geschehen ist...

Weisst Du, dass ich damals – ach, es kommt mir vor, als sei ich noch ein Kind gewesen – gezittert habe, buchstäblich gezittert vor Angst und Schrecken, wenn ich Stubendienst hatte und einer unserer Feldmeister, ein wahrer Teufel, ging abends rund? Ach, ich wollte Dir ja von jenem Rosenmontag erzählen, an dem sich der Knabe Böll zum ersten Mal betrank... Dieser Tag war für uns, gerade weil wir Kölner waren, ganz besonders scharf aufgezogen worden; und ich war einfach irrsinnig vor Qual und ganz zermürbt von diesem ewigen Grau, wirklich den Tränen nahe. Und an diesem Abend, als die Post verteilt wurde, erhielt ich eine Karte aus Köln, eine bunte Karte, und da hattet Ihr alle unterschrieben, nur zu deutlich war Eure Freude, Eure Karnevalslust aus den kurzen Worten zu lesen. Da habe ich zum ersten Mal gewusst, dass der Mensch absolut verlassen ist, unendlich einsam – dass er nicht geliebt wird; und meine dumpfe Verzweiflung ist wirklich hell aufgelodert, und ich wäre froh gewesen, hätte sie mich verbrannt. Ich konnte damals gar nicht begreifen, wie Ihr alle so unendlich dumm sein konntet, mir ausgerechnet in den Arbeitsdienst eine solche Karte zu schicken; mein Hass und meine Verachtung waren grenzenlos, und wäre ich nicht eine halbe Stunde später sinnlos betrunken gewesen, ich hätte Euch bestimmt einen immerwährenden Fehdebrief geschickt. Seit dieser Zeit hasse ich bis aufs Blut alle die Leute, die sich bedenkenlos egoistisch freuen können, eben alle Schwachköpfe und Bürger...

[...]

---

*143. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 31. Mai 1941

[...]

Meine Geduld wird auf eine harte Probe gestellt; ich habe einen Urlaubsschein in der Tasche, bis Montagabend, die Parole ist vorüber, alles ist in Ordnung, ich könnte längst zu Hause sein, wenn nicht – ach, es ist zu traurig [...] der Alte hat mir bestellen lassen, dass er mich nach seinem Mittagsschlaf sprechen will; es ist jetzt noch eine halbe Stunde bis drei; um drei wird er vielleicht wach...

4. Juni 1941

So weit hatte ich am Samstag geschrieben, als ich noch auf die Unterredung mit meinem Hauptmann wartete; nun ist schon Mittwoch, ich bin wieder am Ende einer Wache, müde und leer, und nach den goldenen Feiertagen hat der alte, entsetzliche Dreh mich wieder gepackt...

Es ist immer unerträglicher, so brachzuliegen, nichts tuend, nichts Wesentliches; ein bisschen lesen, so zum Zeitvertreib, und ein paar belanglose Briefe schreiben, die immer nur von Müdigkeit und Unlust sprechen; ich kann gar nicht glauben, dass es noch lange so dauert; irgend etwas wird geschehen in den nächsten Monaten zu meiner Befreiung, oder ich werde selbst eines Tages das Ruder ergreifen und es herumlegen... Jeder Tag, der so dahingeht, in diesem ewigen Eimerlei, ist auch verloren für mein Werk, deshalb quält es mich so masslos, dieses Militärleben. Glaubst Du, wenn ich fertig wäre, wäre verheiratet, [...] dann wäre mir alles bestimmt um 80 Prozent leichter, dann wüsste ich, dass ich nach dem Krieg nur weiterzuarbeiten brauchte; aber so muss man erst mit einem langen Krieg rechnen, dann mit einer Zeit, die man nötig hat, um sich wieder an einigermassen bürgerliche – rein äusserlich, meine ich – Zeiten und Termine zu gewöhnen, und dann muss man noch lange, lange studieren, ehe man fertig ist.

Vielleicht auch entschädigt man uns wenigstens finanziell für diese lange Wartezeit; überhaupt, ich bin nicht verzweifelt, gar nicht, nur irgendwie äusserst ungeduldig und sterbe vor Sehnsucht nach Schlaf und Ruhe, nach Frieden; aber es gibt keinen Frieden auf dieser Welt, das weiss ich. Ich sitze hier am Fusse der phantastischen Engelbertskirche in Riehl, dieser Verkörperung der schlichten Wahrheit; der Anblick dieser schönen Kirche, die mir unter anderem auch wie ein Denkmal der 14 Jahre erscheint, macht mich unsäglich traurig; weil sie in einer so unglaublichen Weise christlich ist, diese Kirche, meine ich fast, es wären meine Perlen vor die Säue geworfen; aber was wäre aus den Evangelien geworden, wenn die Apostel Ästheten gewesen wären, wenn sie niemals Perlen vor die Säue geworfen hätten und die Botschaft aus Angst vor Entwürdigung nur in ihrem Herzen bewahrt hätten. Ich bin müde und zu erschöpft, um einen Gedanken zu fassen, noch weniger ihn zu fixieren, vielleicht spürst Du so, wie ich meine ...

Wenn man so alle vier oder fünf Stunden hier aus dem Gebäude – wo ich nach Solbach bald als holländischer Korrespondent sein könnte – die 500 oder mehr modernen Gesichter kommen sieht, dann kommt man wirklich so weit, ein äusserst billiges Wortspiel auf sie anzuwenden und statt Gesichter Gelichter zu sagen; denn kein Wortspiel kann billig genug, kein Gedanke kann leer genug sein für dieses Gesindel; ach, diese von billigen Lüsten, von Genussucht und kalter Fremdheit gezeichneten Gesichter, ach, wenn man sie immer, immer wieder an sich vorbeiziehen sieht, man könnte wirklich so weit kommen, sich vor Verzweigung aufzuhängen ...

[...]

144. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 5. Juni 1941

[...]

Ich fühle eine unbändige Lust, ein grosses, dickes Buch zu schreiben, ein starkes und farbiges Epos von der Gewaltigkeit des menschlichen Lebens, einen Roman «par excellence»; ach, vielleicht werde ich einmal diese meine gewaltige Lust austoben können; jedenfalls will ich mich nicht mehr von meiner quälerischen Ungeduld stören lassen, die mich leer macht und öde und alle Freude aus meinem Herzen nimmt; ich will die Unruhe meines Herzens bezähmen und sie nicht sterben lassen an dieser vernichtenden Ungeduld. [...]

Manchmal träumen wir ja von einem wirklichen «Frieden», aber ich glaube, den gibt es nicht. Das wäre mindestens die absolute Kampflosigkeit, und die kann für uns Christen nur beginnen, wenn wir endgültig dem Kreuz abgeschworen haben; das werden wir ja niemals tun können... Wir müssten alles, uns selbst mit, verleugnen, wenn wir das Kreuz, von dem wir gefangen und verwundet sind, verlassen wollten... Wir werden immer kämpfen müssen, denk doch nur an die unabsehbare Masse des modernen, ungläubigen, zynischen Pöbels, dann weisst Du, wie heiss wir werden kämpfen müssen; es wird bestimmt eine Zeit kommen, dann werden wir wirklich nur diese wenigen, kaum ein Dutzend zählenden Freunde noch haben, und alle anderen werden unsere Feinde sein; ach, ich denke wohl mit klopfendem Herzen an diese Zeit, aber es ist nicht nur der Schrecken, der mich berührt, es ist auch viel, viel von wahrer Lust dabei. Ach, nur denken, dass es einmal nur entschiedene Fronten mehr geben wird; dass man einmal mit brennendem Herzen und glühendem Mund wird für die Wahrheit sprechen dürfen und müssen; aber der Krieg, der Krieg wird eines Tages aus sein; ich meine, dieser gegenwärtige Krieg der Kanonen, der MGs; relativ also wird einmal Frieden sein ...

*145. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 8. Juni 41

[...]

Ich sitze nun hier in Müngersdorf und warte auf unseren Abmarsch zum Bahnhof; verzeih' mir, dass ich den Brief gestern nicht schon eingeworfen habe, aber ich dachte auch, dass Du heute vielleicht den anderen endlich bekommst, und dann hast Du diesen für morgen. Es ist ein trauriger Brief, aber es ist nur die Stimmung einer dunklen und verlassenen Nachtstunde in einer grauen und schmutzigen Wachtstube; denke nicht, dass ich noch traurig bin; ich bin nur immer gehetzt und zerstreut von dieser ewigen Jagd und dieser Sklaverei der Pünktlichkeit [...]

*146. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 17. Juni 41

[...]

Alle Eintönigkeit, wenn sie nicht liturgisch oder sakramental ist, ist mordend – sie tötet die Phantasie; weil man so viel Kraft braucht, sich ihrer zu erwehren, bleibt der Phantasie gar keine Kraft mehr, sich zu betätigen; man kann sie nur hüten und hoffen, dass sie nicht ganz stirbt... Manchmal bin ich ganz hoffnungslos vor diesem ewigen Eimerlei; immer dasselbe, ich fahre immer mit der gleichen Strassenbahn hin und mit der gleichen zurück; immer habe ich in der und der Ecke meiner Tasche die Butterdose und in dieser Ecke die Wurst; in der Mitte habe ich immer ein Buch und soundso viel Zigaretten. Morgens, wenn ich aufstehe, weiss ich schon, dass ich Viertel vor zehn an einem gewissen Punkt im Grüngürtel stehen werde und genau dasselbe üben werde, was ich immer schon an dieser Stelle geübt habe;



ich weiss genau, dass wir um zehn Minuten nach zehn auf dem Rückmarsch an der Ecke Belvederestrasse und Herrigergasse in Müngersdorf sind, nur dass dann das schöne Lied angestimmt wird: «Ich bin ein freier Wildbretschütz und hab' mein Waidrevier», und genau um Viertel nach zehn – ach ganz genau – kommandiert der Alte auf dem Schulhof: «Kompanie halt» und «nach vorne weggetreten». Abends, wenn ich von 21.57 bis 22.05 am Schlageterplatz an der Warthalle stehe, dann weiss ich ganz genau, was bis zu dem Augenblick, wo ich Dich um sechs Uhr nachmittags (oder sechs ein Viertel Uhr) des übernächsten Tages sehen werde, geschehen wird. Um 22.30 Uhr bin ich in Müngersdorf, um 22.35 Uhr passiere ich die Wache; wenn ich auf dem zweiten Treppenabsatz stehe, pfeift der UvD, und um Punkt halb elf liege ich im Bett; von halb acht bis Viertel nach acht sitze ich im Unterricht auf der und der Bank und kann trotz der Müdigkeit nicht einschlafen, weil mich diese ewig gleichmässige Stimme des Oberleutnants, der vom «politischen Tagesgeschehen» spricht, immer irgendwie in Bann hält; und um zwanzig nach acht – genau! – hänge ich meine Gasmaske um und schnalle mein Koppel um, und um halb neun stehe ich unten auf dem Schulhof, der Spiess richtet die Kompanie aus und sagt – fast jeden Morgen –: «Der drittletzte Mann im zweiten Glied – Lommersburg – den Bauch zurück – so.» Und dann kommt der Alte und sagt: «Heil Landeschützen», und wir sagen: «Heil, Herr Hauptmann.» Dann «Augen geradeaus, das Gewehr über, ohne Tritt marsch, Marschordnung rührt Euch – ein Lied!» Ein Lied... er sagt «ein Lied», und er könnte ruhig sagen «das Lied», denn das Lied heisst: «Die dunkle Nacht ist nun vorbei und herrlich beginnt es zu tagen». Dann folgt die Grüngürtelaffäre am Fort 5, und nach der Rückkehr, zwischen halb elf und elf, packe ich meinen Brotbeutel und putze meine Stiefel, um elf esse ich meine Butterbrote und trinke diesen kalten, entsetzlichen Kaffee dazu, und um 11.45 Uhr ist dann die Vergatterung. [...]

Es ist zehn Uhr geworden; wenn ich am Opernhaus stehe und meine «Gedanken schweifen lasse» – ich weiss dann schon, welche

Wache ich habe, ich weiss schon, welchen Posten ich ungefähr bekomme, und weil ich alle diese Wachen schon unzählige Male «frequentiert» habe, weiss ich auch genau, um welche Stunde am Nachmittag ich an welchem Ort da und da stehen werde... Gewiss bin ich oft sehr glücklich, wenn ich allein irgendwo stehen kann und denken darf, was ich will, nicht nur oft, sogar meistens – wenn ich nicht gerade vor Müdigkeit umfalle. Heute wird es sehr schön sein, wenn ich ausgeschlafen und ohne Kopfschmerzen an einem schattigen Fleck stehen werde...

Manchmal bin ich ganz trostlos und hoffnungslos vor diesem unübersehbaren Berg von Einerlei, ewigem, entsetzlichem Einerlei. Immer die gleichen Kolonnen, mit denen du auf den Buden herumhockst, immer dasselbe Geschwätz über Biestereien, über das Fresen oder über Urlaub, immer derselbe Dreck...

[...]

*147. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Wesseling, den 24. Juni 41

[...]

Ich bin sehr froh über dieses Kommando hier, obwohl es doch an sich ein übles und irgendwie erbärmliches Geschäft ist, diese Aufpasserei; dieser ganze freie Tag dazwischen ist doch herrlich, und herrlich ist auch diese Freiheit, denn wir sind doch viel unabhängiger, ganz raus aus dieser elenden Schule, die zwar alle Scheusslichkeiten aller Kasernen hat, aber noch lange nicht die rein praktischen Annehmlichkeiten einer Kaserne; denn hier haben wir ja mit dem kasernenmässigen Lagerbetrieb gar nichts zu tun. Wir können morgens bis acht oder halb neun schlafen und brauchen abends nicht pünktlich ins Bett zu gehen. Gestern Abend habe ich noch lange draussen vor der Tür ge-

essen und geträumt von so schönen und köstlichen Dingen, die heute Morgen im Angesicht des grellen Tages alle wieder verfliegen sind wie nichts und nur einen flüchtigen Schimmer von Glück zurückgelassen haben...

Objektiv und absolut gesehen ist es so gar nicht schön hier, wo ich jetzt sitze und Dir schreibe; denke Dir eine ziemlich schmale und nicht sehr lange Baracke, an beiden Wänden ist sie mit Betten so weit besetzt, dass die beiden Fenster, die an jeder Front sind, genau zur Hälfte frei bleiben. An den Stirnen der Betten sind zum Teil noch Spinde aufgestellt, und so bleibt in der Mitte ein schmaler, freier Raum, in dem zwei Tische für normalerweise je vier Personen stehen. Und in diesem Raum spielt sich das Leben – wenigstens das «Innenleben» – von zwanzig Menschen ab. Im Augenblick geht es jedoch noch wirklich gut; an dem einen Tisch sind drei Mann am Skatspielen, und am anderen ist einer am Strümpfestopfen, der fünfte lebende Insasse bin ich, der Schreibende. Die meisten liegen auf den Betten herum, schwitzend, halbnackt, fürchterlich schnarchend – denn sonderbarerweise scheint die Hitze das Schnarchen zu fördern –, die anderen aalen sich draussen in der Sonne...

Um fünf Uhr werde ich draussen auf meinem Türmchen stehen und wünschen, dass es sieben wäre. Zuerst werde ich lange jede Einzelheit der ziemlich weit zu übersehenden Landschaft betrachten; dann werde ich die Neigung, auf die Uhr zu sehen, so lange heftig unterdrücken, bis ich einigermassen gewiss bin, dass wenigstens annähernd die Hälfte schon um ist; dann werde ich mir ernstlich vornehmen, nur alle Viertelstunden auf die Uhr zu sehen, aber – wie es immer ist – die vermeintliche Viertelstunde werden jedesmal nur fünf Minuten sein; dann werde ich noch einmal eine lange, lange Zeit mich gar nicht um die Uhr kümmern und meine Gedanken trotz der Hitze auf irgendwas konzentrieren, aber das wird nicht gelingen. Ich kann einfach mit diesem lächerlichen Stahlhelm auf dem Kopf in dieser erbärmlichen Hitze draussen unter dem Holzdach keinen vernünftigen Gedanken fassen. Wenn es nicht gar so entsetzlich heiss wäre, wie schön wäre es dann, oben auf dem Turm zu stehen, in einem mil-

den, sanften Wind; aber abends, wenn es milde wird und erträglich, dann müssen wir ja unten herumlaufen; nach Norden und Westen ist der Blick wirklich schön, das goldene, schimmernde und irgendwie eigenartig weiss-feucht anmutende Kornfeld mit den grossen blauen Flecken von Blumen; dieses Feld mit der ganzen Pracht und der be rauschenden, panischen Verlorenheit des Sommers ist wirklich beeindruckend; man könnte glauben, dass wirklich reine, natürliche Wesen darin hausen wie in einem Gewässer; Wesen, klein und zierlich, mit schönen, traurigen, überschatteten Augen und anmutigen Körpern, die sich zwischen den Halmen jagen und spielen wie in einem Wald; die dieses weite, schöne Feld für sich haben wie ein grosses Reich, kein Feld, das dazu bestimmt ist, eines Tages gemäht zu werden und dann dürr und flach und stoppelig liegenezubleiben...

Gegen Westen sehe ich die schöne, sanfte Hügelkette des Vorgebirges; ein kleines, schlossartiges Herrenhaus, das mich immer schon angezogen hat, wenn ich früher jeden Morgen nach Bonn fuhr, sehe ich etwas abseits von Brühl unter hohen Bäumen liegen, und mir wird jedesmal ganz schwach und neidisch ums Herz, wenn ich es sehe; und vorn, ganz im Vordergrund, in einem kleinen Wäldchen verborgen, ein grosses Gehöft, von dem ich nur das rote Dach einer Scheune sehe und ein kleines Stück des schönen Herrenhauses, das glücklich und tief verborgen ist zwischen den wunderbar schattigen, hohen Bäumen des Wäldchens; und alles ist umgeben von herrlich grünen und bunten Feldern, die anmutig sind und anziehend wie das Kleid eines schönen, klugen, rheinischen Mädchens...

Es wäre schöner, wenn ich im Osten den Rhein sehen könnte; aber er verbirgt sich meinem Blick, und ich sehe nur diese entsetzlichen eisernen Gerüste der werdenden grossen Fabrik. Alle diese unzähligen eisernen Stangen müssen vor Hitze fast glühend sein, und dann unzählige hohe Krane, die immer irgend etwas schleppen und hochheben, und alle diese Bewegungen sehen aus der Ferne so satanisch und geradezu verschwörerhaft stumm aus; und dieses grosses Gewirr von Gerüsten und Kranen und hohen Erdhügeln, dieses werdende

Ungetüm einer Sklaverei, die keinen Lohn kennen wird, erstreckt sich über fast mein ganzes Blickfeld im Osten...

Und nun der Süden: Im Süden sehe ich nur diese Baracken der drei oder vier grossen Lager von ausländischen Arbeitern; sie hocken auf den Stufen ihrer Baracken oder spielen Karten an einem Tisch vor der Tür; sie singen, und wenn man scharf hinhört, kann man Laute aller Nationen Europas vernehmen. Ach, es ist wirklich zu trostlos; diese grossen, schattenlosen, sandigen Plätze mit Baracken übersät, die vollgesogen sind mit Hitze, ach, und die unzähligen schwitzenden Sklaven dazwischen, die irgendwie ihre Gedanken totzuschlagen suchen...

148. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Wesseling, den 25. Juni 1941

[...]

Eben habe ich meine ersten beiden Stunden gestanden; es war wunderschön oben auf dem Turm; wenn der Stahlhelm nicht so sehr gedrückt hätte, wäre es eine reine Lust gewesen. Erst war es mild und schön, und später wurde es phantastisch kühl und windig, und alle drückende Hitze des Tages wurde von meiner Stirn geweht, und der Wind brachte mir die berausenden Gerüche von Heu und Stroh und allerlei wilden Blumen. Ich habe mich möglichst wenig nach Ost und Süd gedreht und immer nur die schönen, weiten Felder, die unverwüstete rheinische Ebene vor meinen Augen gehabt... wenn ich hier vierzehn Tage bleiben könnte, in dieser Luft, so fern vom Exerzieren und Kaserne und ohne alle die Qual, ich würde mich fabelhaft erholen. Ich komme mir jetzt schon, nach diesen beiden Tagen, viel ausgeruhter und menschlicher vor.

Eben habe ich lange den Leuten zugesehen, die auf dem Felde arbeiten; sie sind doch wirklich zu beneiden; nicht nur, weil sie es ob-

ektiv so gut haben; auch, weil sie sich so gut in ihr Leben schicken. Ach, ich würde bei dieser ewigen Ruhe und in der Stille der Felder, immer in der Nähe der sanften Tiere, ich glaube, ich würde verrückt, ich würde mich davonmachen, irgendwohin, in den dreckigsten Vorort einer Grossstadt, um mich zu erholen von dieser ländlichen Stille, die an den Rändern der Dörfer, dort, wo die Strasse beginnt, lagert wie eine Wolke, geradeso drückend und so verzweiflungsvoll wie die Atmosphäre in den Hinterhöfen der Grossstädte... Entsinnst Du Dich der Gedichte Trakls «Die Bauern»? Sind sie nicht wirklich erschütternd, erfüllt von der absoluten Verlorenheit der menschlichen Existenz; länger als drei oder vier Wochen könnte ich diese ländliche Atmosphäre nicht ertragen. Ich habe bisher draussen gesessen und auf meinen Knien geschrieben, nun fängt es an zu regnen, und ich muss in die Baracke flüchten, hier ist es aus mit der Schreibruhe; zu dreimal drei Partien sind sie hier am Skatkloppen, es ist einfach wahnsinnig, und ich kann meine Gedanken nicht zusammenhalten. Es ist schrecklich, dass ich Dir niemals völlig in Ruhe und Frieden einen Brief schreiben kann. Von den vielen Briefen, die ich Dir schon geschrieben habe, sind – wenn man sehr grosszügig rechnet – höchstens vier oder fünf, die ich Dir schreiben konnte, ohne irgendwie gestört zu werden.

[...]

*149. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

25. Juni 1941

[...]

Ich bin sehr traurig heute Morgen, es ist doch zu trostlos dieses Lager; und vor allen Dingen erinnert es mich zu sehr an den Arbeitsdienst. Nicht nur das Äussere, auch so die ganze Atmosphäre von absoluter Hoffnungslosigkeit. Heute Morgen habe ich von fünf bis sieben meine letzte Streife hinter den Baracken gemacht; da konnte ich hö-

ren, wie sie alle mit einem grellen Pfiff geweckt wurden. Das Brüllen dieser verärgerten Stimmen traf mich, und dann wurden die Fenster geöffnet, und dieser ewig gleiche, entsetzliche Dunst drang auf mich zu, dieser Dunst, den man sonst atmet, ohne ihn zu bemerken, der aber wie eine völlig neue Pest auf einen eindringt, wenn man so in der frischen Luft steht und ihn aus dem Fenster wie aus einem Abzugskanal empfängt. Dann die Bewegungen beim Bettenbauen, das Herausrasen zum Waschen, diese abgehackte, mürrische Unterhaltung und wie sie dann dichtgedrängt um die Tische hockten mit den meist kahlen Köpfen und rotgebrannten Gesichtern und Kommissbrot mit Marmelade mit lauwarmem Kaffee hinunterspülten; Kommissbrot und Marmelade! Diese beiden Worte schliessen eine ganze Welt allmorgendlichen Entsetzens ein: Kommissbrot und Marmelade! Ach, wie hässlich und abstossend sahen diese Gestalten aus, die sich, schlechtgelaunt und hoffnungslos verkauft an dieses stumpfe Dasein, da um ihre Tische drängten. Wie ganz anders sah ich sie gestern von meinem Turm aus. In der Ferne kamen sie, ein langer Zug in weissen Drillichanzügen, und als sie dann näherrückten, verschwanden sie so tief hinter einem Ährenfeld, dass nur noch ihre Köpfe hervorblickten; es sah ganz phantastisch aus...

Dieses grünlich-braune Ährenfeld und darüber diese lange Reihe rosiger Gesichter mit dem schneeweissen Kragen und den dunklen oder hellen Haaren der Haaransätze; es sah aus, als ob ein ganzer Zug lachender, schöner, junger Mädchen auf dieses trostlose Lager mit seinen schwarzen Baracken zukäme...

150. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Wesseling, den 29.6.41

[...]

Eben bin ich in Wesseling angekommen; die letzten zehn Minuten war ich doch etwas nervös, als ich so auf das Lager zuing und als ich dann den Posten passierte und er mir auf meine Frage eine beruhigende Antwort gab. Ach, ich bin sehr froh, dass es so gutgegangen hat, und ich bin sehr erstaunt und dankbar zugleich, weil ich so unendlich viel Glück habe. Ach, ich bin so hoffnungsvoll und froh nach diesem wunderschönen, langen Tag gewesen...

Als ich in die Stube trat eben, waren genau dieselben Leute am selben Platz und waren am Kartenspielen, und die ersten Worte, die ich hörte, sind aus dem Jargon der Doppelkopfspierer: «Keine 90, keine 120, gegen die Alten – Re – vier Pfennig». Irgendwie berührt es mich ganz märchenhaft, dass dieselben immer noch an derselben Stelle sitzen; es ist fast so, als ob ich nur für einige Minuten die Augen geschlossen und inzwischen einen wunderbaren Traum geträumt hätte, ach, welch ein wunderbarer Traum! War es nicht ganz köstlich, so an einem Werktag vormittags in einem schönen Kölner Café zu sitzen und dann später über den Blumenmarkt zu gehen und Blumen zu kaufen...

Zwei Stunden habe ich draussen gestanden auf meinem Türmchen, und endlich, endlich ist mir nun nach bald acht Tagen eingefallen, woran mich dieses Türmchen, ein Holzplateau von zwei schrägen Balken gestützt und mit einem Dach darüber, erinnert. In irgendeinem Buch habe ich einmal ein Bild gesehen, das hiess: Kirchgang in La Plata – so glaube ich wenigstens; man sah eine nordamerikanische Steppensiedlung, eine Reihe von Blockhäusern und im Vordergrund eine hölzerne Kirche mit einem hölzernen Glockenturm, und dieser Glockenturm war ganz so wie dieses, unser Türmchen hier.



Das Bild hat mich immer sehr angezogen – es ist in einem der Bücher aus der Bibliothek meines Vaters – es waren Frauen darauf mit weiten, bauschigen Röcken und Männer mit Bärten und grossen, altmodischen Hüten; die ganze coloristische Nüchternheit und Traurigkeit des Bildes – das absolut keinen künstlerischen Wert hatte – hat mich immer masslos angezogen. Ich finde überhaupt, das Siedlertum, diese Kraft, alle Kultur und Zivilisation abzuwerfen und ganz, ganz neu zu beginnen, hat etwas berauschend Absolutes; auch am Soldatentum zieht mich dieses Absolutgestellte ungeheuer an, und es reizt mich geradezu; deshalb ist meine soldatische Sehnsucht wirklich, immer an der Front zu sein ... gerade jetzt, wo wieder eine Offensive in Gang ist – und es muss doch herrlich sein, in diese unendliche Weite Russlands vorzustossen – ich leide masslos darunter, so immer und immer den Krieg nur im Schatten, nur in Schulen oder Kasernen zu erleben und zum allergrössten Teil in dumpfen und dreckigen Stuben, wie ein in Ehren Gefangener, Du weisst es... Ich glaube, ich habe es Dir von Mülheim aus schon geschrieben, dass ich mich am liebsten freiwillig wieder zurückmelden würde nach Frankreich; aber ich kann es nicht; mein Herz zittert vor Schrecken und vor Liebe und ehrfürchtigem Mitleid, wenn ich an meine Mutter denke und auch an meinen Vater; wenn ich sie sehe oft, wie sie traurig ist, ganz gerüttelt von Leid, und gebeugt unter der unendlichen Last ihres Lebens, das ganz und gar erfüllt war fast nur von Leiden; wenn ich ihre verweinten Augen sehe und ihr blasses Gesicht, und das Zittern ihres Gesichts, dann fällt meine ganze Lust zusammen wie nichts; auch heute Vormittag, als ich ging, war meine Mutter wieder unendlich traurig, und die ganze Last des Krieges lag wieder auf ihrer Seele; dann war ich wieder kuriert von meiner Sehnsucht für mindestens zwei oder drei Monate...

Aber trotzdem würde mir das Leben an der Front lieber und erträglicher sein, trotzdem; es ist doch absoluter im Leid und in der Freude, verstehst du mich...

*151. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Wesseling, 29. Juni 1941

[...]

... Du weisst, dass ich kein Pflichtfanatiker bin und kein Optimist und dass mich nur die Absolutheit dieses Zustandes, der meiner würdiger wäre, anziehen würde... Aber so muss ich nun immer das tun, was mir absolut widerwärtig ist, immer Wacheschieben und immer mit-tendrin sein in den abscheulichen Relativitäten, in dem grauen Dunst der Wachstuben, diesen staubigen und ekelhaft trockenen Buden, die ich hasse mit aller Leidenschaft meines Herzens; ach, wie oft eigentlich habe ich schon gesagt, dass ich mich nicht mehr beklagen wollte...

Ach, es ist ja auch manchmal sehr schön, sogar auf Wache; eben die beiden Stunden auf dem luftigen Türmchen waren gar nicht so «entsetzlich»; der Wind blies ganz toll, fast schon mehr wie ein Sturm, und er hat all den Staub und Dreck, all den jämmerlichen Schmutz dieser ewig am Körper haftenden Kleider wohl ausgelüftet; ich war ganz erfüllt von Hoffnung und Zuversicht und freudiger Erwartung der Zukunft (und bin es noch! und werde es sein!), und ich sah die weiten Felder in dem düsteren, herrlichen Licht dieses dunklen Tages; ein weites, kaum übersehbares Ährenfeld, gesprenkelt mit grossen, blauen Flecken von Blumen, ein grünes Haferfeld und ein bräunlich-grünes Roggenfeld trafen sich da unten zu Füßen des Türmchens, und ich sah die grossen, weichen Wellen des Windes darin spielen und sah es silbrig auf und nieder wogen; und ich sah manchmal einen ganz verirrtten Sonnenfleck darüberhuschen, sah es plötzlich hell aufleuchten an dieser oder jener Stelle, genauso als wenn irgendwo versteckt in den Wolken ein Kind mit einem Spiegel spielte; oft auch fiel ein ganzer, voller Streifen Sonne durch einen Wolkenspalt, und dann war alles so gespenstisch goyaartig belichtet, so unwirklich klar und auf eine fixierte Weise bunt, als wenn man eine wahre «Traumlandschaft» sähe.

Ganz fern am Rand des Vorgebirges waren die kleinen Dörfchen ganz in Regen eingehüllt, ich sah es so deutlich, dass ich fast meinte, ich könnte die Tropfen klatschen hören. Inzwischen hat der Wind den Himmel fast ganz reingefegt, im Norden, gegen Köln zu, ist die Sonne schon stark, schön warm und abendlich, und ich will hoffen, dass sie da, wo Du bist, die Schärfe des Windes etwas mildert. Das Lager ist ganz leer und öde; die Gefangenen, die bis drei Uhr alles gesäubert haben, sind nun wieder auf die Stuben gesperrt; sie dürfen nicht rauchen, nicht schreiben, nicht lesen. Was sollen sie anderes tun als den Hass nähren oder die Liebe, die Hoffnung oder die Verzweiflung; sich berauschen an der lockenden Zukunft oder sich berauschen an der absoluten Hoffnungslosigkeit. Aber die meisten sitzen dumpf brütend an ihren Tischen oder reckeln sich auf den Betten...

Das Kartenspiel bei uns geht unvermindert weiter; es geht jetzt seit Montag von morgens neun bis abends halb zwölf ununterbrochen fort; ich bin erst jetzt hinter das Geheimnis gekommen, wieso trotz der Abteilung, die alle zwei Stunden raus muss, immer vier Mann zum «Doppelkopf» zur Verfügung stehen; die ganze Wacheinteilung für die acht Tage ist bestimmt so vorgenommen, dass immer vier Interessenten zur Verfügung sind; von jeder Wache sind sechs Mann interessiert. Drei Mann von der Wache, die frei hat, sind dann immer da, und jedesmal, wenn eine Ablösung zu drei Mann raus muss, dann ist unter den Abgelösten, die dann in die Bude kommen, garantiert immer ein Spieler; drei Mann sitzen also buchstäblich den ganzen Tag, der vierte kommt jedesmal alle zwei Stunden neu, und einer sitzt sogar noch dabei, der nicht mitspielen kann. In Fällen der Not, wenn mehrere Mann pinkeln müssen, springt der Unteroffizier ein; es ist wirklich phantastisch, wieviel Intelligenz darauf verwandt wird, dass das Spiel nicht unterbrochen zu werden braucht. Drei Stunden von meinen vier Stunden Ruhe sind nun ganz dahingegangen... oft musste ich zwischendurch aufhören, wenn jemand hinter mir stand oder jemand, oft mehrere, neben mir, vor mir und um mich herum zu essen anfangen; ach, oft, oft musste ich aufhören, wenn es allzu laut wurde,

und zeitweise war sogar eine zweite Partie am Kartenspielen, dann hört alles auf!... Fast ist es noch am schönsten, wenn ich ganz allein mit meinen Gedanken draussen bin, noch eine Stunde ... dann bin ich wieder draussen; Schlaf spüre ich schon gar keinen, über zehn Stunden habe ich tief und fest und ungestört in einem weichen Bett und vor allem befreit von diesen ewig am Körper klebenden Kleidern geschlafen. Vor elf Uhr heute Abend werde ich doch keinen Schlaf finden, und von neun bis elf muss ich noch draussen stehen. Drüben, wo Köln liegt, ist der Himmel ganz glänzend; silbrig und golden zugleich flimmert die Luft von der Sonne, und alles ist überstrahlt von diesem wunderbaren Glanz...

[...]

152. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 1. Juli 41

[...]

Es ist ein trauriger und öder Tag heute für mich gewesen; heute Morgen bin ich in der Stadt umhergeirrt und habe unter anderem den einen fehlenden russischen Brief bestellt, damit ich bald, bald beginnen kann zu arbeiten. Ach, ich sehne mich unendlich nach einer menschlichen Beschäftigung, nach irgendeinem Werk; könnte ich doch in Ruhe irgend etwas schreiben, aber es geht einfach nicht. Manchmal, wenn ich allein bin, irgendwo draussen stehe, habe ich die schönsten Ideen, aber sobald ich dann wieder die Wachstube betrete und von all dem Geschwätz, den Zoten, den albernen Witzen, dem ewig gleichen Quatsch umspült werde, dann ist alles wie tot in mir; den ganzen Nachmittag habe ich hier in der Wachstube gesessen und gedöst und gebrütet; ich konnte der Leere meines Herzens nicht Herr werden [...], dass ich immer, immer wieder meine Träume begraben muss, immer, immer wieder. Ich müsste ein grosses Buch schreiben kön-

nen, das nur ein voller Gesang wäre des menschlichen Leidens, der menschlichen Leidenschaft und eine Symphonie aller Schönheit und Verworfenheit des Lebens. Ich habe die Kraft dazu und die Fähigkeit, ich weiss es so genau wie nie, und es tötet mich fast die Tatsache, dass es jetzt einfach unmöglich ist – unmöglich aus den lächerlichsten Gründen –, es zu schreiben. Wenn es lange andauert, werde ich daran zugrunde gehen. Ach, meine Seele lechzt geradezu nach irgendeinem Werk...

Eben habe ich ein wunderbares Buch von Reinhold Schneider gelesen: Das Erdbeben. Ich bin sehr tief beglückt gewesen, fast berauscht von der schönen Sprache und von der Schwermut dieser drei Geschichten; wirklich ergriffen war ich und erfüllt von einer wahren Lust, ein Sohn dieses leidenden, ebenso verworfenen wie heiligen Europa zu sein, das – völlig negativ oder positiv – sich berührt hat mit Jesus Christus und das – so oder so – eine Linie, einen Leib und eine Seele hat... Wir sind in einer berauschend entsetzlichen Zeit geboren, in eine unbeschreiblich schlampampige, leidenschaftslose, sudelige, bürgerliche Gesellschaft, an der wir keinen Teil haben können und dürfen. Ach, eben, nachdem ich dieses Buch gelesen hatte, war ich unsäglich, unsagbar glücklich, trotz meiner wilden Trauer und trotz aller wahnsinnig pessimistischen Erkenntnisse. Aber ich halte fest an meinen wachen, wirklichen Träumen von der Hoffnung, teilzuhaben an einem Kampf für eine neue Kultur, für eine Rehabilitation des Leidens für Christus, ganz einfach gesagt – ach, ich schäme mich nicht, das zu sagen...

Ich habe Dir gar nicht sagen können, was mein Herz bewegt, ich habe es nur anzudeuten vermocht; Du wirst mich verstehen. .. Ich bin zu sehr zermürbt von diesem Stumpsinn; es genügte eben eine Viertelstunde, da war das ganze beglückende Erlebnis des Buches wieder vernichtet, und ich war wieder hineingeworfen mitten in diese Wüste, in der mein Herz und meine Seele leiden, aber nicht zugrunde gehen, denn ich weiss ja, dass ich nicht allein bin...

Ich werde Russisch lernen, ja, Russisch lernen, das ist zunächst und zuallererst das Notwendigste, und Du musst mir helfen, mich im-

mer wieder erinnern und anspornen und mir in den buntesten Farben vorsagen, wieviel Möglichkeiten ich dann habe und dass ich vor allem dadurch frei werde von diesem Stumpfsinn der Wachen, an dem alles leidet und zugrunde zu gehen in Gefahr ist, meine Seele, mein Herz...

Ich sehe die schönen, grünen Bäume auf unserem Schulhof hier, den goldenen, warmen Schein der Sonne und die warmen, blauen Schatten, und ich will hoffen, hoffen, dass meine Träume nicht nur Gespenster sind...

[...]

*153. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 2. Juli 41

[...]

Die Kompanie ist eben ausmarschiert, und ich höre sie nun das obligatorische Lied singend dem Grüngürtel sich zu wenden; es fällt mir wie ein schweres Gewicht auf die Seele, dass ich in diesem Club so gut wie verkauft bin, ach, mit jedem von ihnen bin ich schon auf Wache gewesen, ich kenne jeden ganz genau, seine Schwächen, seine Eitelkeit, seine guten Eigenschaften; ach, es ist mir alles so unendlich zuwider...

Gestern Abend waren sie alle ein wenig betrunken auf unserer Stube, und in ihren Reden offenbarte sich zum ersten Mal, wie sehr sie mich im Grunde genommen hassen – die meisten – und wie sehr sie sich freuen, wenn mir irgend etwas angedreht wird. Du wirst es mir einfach nicht glauben, wie sehr sie im Grunde ihres Herzens neidisch sind auf den – ach, es ist eigentlich Unsinn, davon zu reden – lächerlichen Stern, den ich am Arm trage. Ich werde in Zukunft noch schweigsamer sein; noch abgeschlossener, denn man soll wirklich keine Perlen vor die Säue werfen...

Und ich bin ganz sicher, dass Gott mich nicht verlassen wird – wie

---

unendlich sehne ich mich nach einem Leben voll wirklicher Arbeit für das Reich Gottes, meine Sehnsucht ist so wild, so tief und glühend wie das Feuer, das weit unten irgendwo im Herzen der Erde noch brennt, und ich weiss, weiss gewiss, dass meine Sehnsucht einmal erfüllt wird.

*154. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 5.7.41

[...]

Es ist elf Uhr geworden, alle meine Versuche sind fehlgeschlagen; ich habe mich krank gemeldet, bin aber gesund geschrieben worden und war um zehn Uhr schon wieder hier, vielmehr musste hiersein; dann bin ich zum Alten gegangen, habe mich beschwert und bin abgewiesen worden; habe ihn um Urlaub gebeten von morgen Mittag bis Montagabend, bin abgewiesen worden und habe lediglich erreicht, dass ich morgen Abend zu Hause schlafen kann; und nun, wo alles, alles schiefgegangen ist, bin ich auf eine köstliche Weise glücklich; ich werde mich niemals mehr im Leben beschweren bei irgend jemand, niemals; ich bin sehr glücklich...

Ich bin sehr froh, dass ich niemand etwas schuldig bin, niemand; und es würde mich masslos quälen und erniedrigen, wenn ich auch nur im Geringsten irgend jemandem von all diesen Leuten etwas schuldig wäre, etwas verdanken müsste; ich habe niemand um eine Gunst gebeten, nur mein Recht verlangt und habe es nicht bewilligt bekommen. Nun bin ich doch irgendwie froh, dass ich im Unrecht geblieben bin...

*155. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 9. Juli 41

[...]

Nun sitze ich hier wieder hinter der Himmelfahrtskirche, hinter diesem ausgehöhlten Leichnam; vor meinen Augen die Schutt- und Steinhalden; in einer wahnsinnigen Hitze. Ich klebe vor Schweiß, und sooft ich mich auch wasche und wieder abwische, es nützt doch alles nichts... Wie trostlos sieht doch dieser verkohlte Steinhaufen aus, und wie prachtvoll phantastisch elementar war dieser Brand in der vorletzten Nacht; ich vergesse es nicht, wie ich hier auf dem Vorplatz gestanden habe, der Dom war hellrot erleuchtet, die Funken stoben wild durch die Luft, und das Krachen der Balken und das Heulen der Flammen erfüllte die Nacht. Ich bin zu müde, zu sehr von dieser lähmenden Hitze geschlagen, um Dir zu beschreiben, wie unglaublich dieser Brand war; am phantastischsten war es aber, dem Pöbel mitten ins Gesicht zu sehen; sich einfach abzuwenden von dem Brand und hineinzuschauen «in die andere Seite». Diese wollüstig erregten, roten, mitleidslosen Gesichter der Gaffenden, die genauso gestanden und geheult haben vor Lust, wie Christus durch die Strassen Jerusalems geführt wurde. Hast Du schon einmal versucht, einer Masse so mitten in die Visage zu schauen, weisst Du, dass es wirklich eine Art von Kreuzigung ist, so die Blicke dieses vielköpfigen Tieres auf dem Gesicht brennen zu fühlen. Ach, in dieser Nacht, die erfüllt war von Rauch und Feuer, als ich da unter der Menge stand, mich manchmal umwendend und hineinstarrend in dieses Gesicht, wie unter einem Zwang, wo man das Zischen und Knistern des Feuers eindringlich und ständig, aber nicht lärmend hörte, bahnte sich ein Auto – es war schon gegen Morgen – durch die Menge den Weg, und als es knirschend mit seinem blechernen, billigen Getöse vor dem Bahnhof hielt, da war es das hellrote, grässliche Auto des W.B. Auch das vergesse ich nicht... diese von flackerndem Feuer erhellte Dunkelheit,



dieses elementare Rasen des Brandes und zwischen den hohen, düsteren Gebäuden des Domes, des Bahnhofs und des Deichmannhauses dieses quälend grellrote, billige Auto des WB. ...man soll die Symbole auch erkennen und deuten, wenn sie allzu deutlich erscheinen...

Der Himmel ist noch immer so wunderbar blau und so weiss verschleiert, es ist etwas kühler geworden; die Leute sitzen auf der Hoteltterrasse hinter den grünen Blumenkästen und unter Sonnenschirmen – wer sollte da nicht neidisch werden, in diesem Gefängnis der Wachstube und dem Kerker dieses dicken, grauen Rocks; in der dumpfen Bude hockend mit schweissnassem Körper und Kopfschmerzen von der Sonne...

Oft habe ich auch Pläne für die schönsten Geschichten im Kopf, die auch so sind, dass ich selbst ein wenig Freude daran habe, aber ein einziges Wort, ein einziger, hässlicher Mund oder ein kaltes Auge können mich umlegen wie einen morschen Baum – und wer weiss ... vielleicht bin ich auch nicht viel mehr...

[...]

*156. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 10. Juli 41

[...]

Kannst Du Dir denken, dass wir einmal, einmal völlig ausgeruht sind und einmal nicht gehetzt, ach, ich weiss nicht, wie das ist, wenn es vielleicht einmal wahr wird – und es wird eines Tages wahr –, dann werde ich es einfach nicht glauben und meinen, dass man mich zum Narren hält... Denke Dich doch in die Lage eines Menschen hinein, der nun schon zweieinhalb Jahre nicht länger als bis zehn Uhr abends ausgehen kann, ohne irgend jemanden zu fragen, der von Natur aus gar nicht berechtigt und auch nicht fähig ist, zu entscheiden, ob du es verdient hast; ach, der nicht einmal in der Lage ist, zu unterscheiden

zwischen einem Studenten der Volkswirtschaft und einem Studenten der Philosophie, der nur weiss, dass es Leute gibt, die mit der Hand arbeiten, und solche, die mit dem Kopf arbeiten... Es ist lächerlich, wenn ich schreibe, um Dir klarzumachen, mit welchen Menschen ich zu tun habe. Diese Vergleiche sind geradezu verboten unzutreffend, und ich kann Dir als einzige Entschuldigung nur sagen, dass es wahn-sinnig heiss ist... Ist es nicht traurig, ich kann nicht einmal mehr has-sen und schimpfen – alles fällt von mir weg, ich verliere mein Gehirn stückweise und gehe allmählich ganz unter in diesem grauen Brei des Wachvereins. Glaubst Du, dass ich das wirklich alles ernst meine... Es ist tatsächlich jetzt schon so, dass ich nicht mehr has-sen, sondern mich nur noch ärgern kann, und das ist unwürdig; dass ich nicht mehr – und wäre es nur die flachste Geschichte und wäre es nur im Geiste – schreiben kann, sondern nur noch vage Umrisse eines vielleicht schlecht erdachten Schicksals entwerfen kann; nur für eine Stunde oder eine halbe Nacht – und dass dann alles, alles wieder absinkt oder verfliegt. Ich habe keine Gedanken mehr und kein Wissen mehr; ich kann keine drei lateinischen und griechischen Verse mehr übersetzen und beginne nun wieder Russisch zu lernen mit dem Tempo eines Analphabeten. Ach, alles, alles habe ich verloren unter dem Druck des Krieges...

Wieviel ich gewonnen habe, das ist gar nicht zu sagen ... es war ganz gewiss keine Lust, die verheerten Landschaften und zerstörten Städte Belgiens, Hollands und Frankreichs zu sehen, und es war keine Wonne, in der wahnsinnigen Hitze des Juli und August auf den baumlosen Asphaltstrassen Nordfrankreichs zu marschieren, und es waren die entsetzlichsten Qualen, in grauenhaftem Landklima im Sommer in einer verwanzten polnischen Kaserne mit 60 Mann in einem Raum zu sein; und das sind nur die Dinge, die ich – objektiv wenigstens – unschuldig gelitten habe; was ich in Polen aus eigener Schuld gelitten habe, vollkommen verwirrt und versunken und voll-ständig verloren und gerettet wie durch ein Wunder, nur durch den urplötzlichen Befehl zum Abmarsch – das weisst Du... Aber es gehört für mich alles mit zu dem, was für mich der «Krieg» ist...

Dann die langen Wochen im Lazarett – auch später, als es mir besser ging – war ich vollkommen «unfruchtbar». Meine Phantasie reichte kaum aus für ein paar belanglose Briefe nach Hause. Ach, ich hätte alle meine begonnenen Geschichten dort in Ruhe und Frieden zu Ende schreiben können. Wir lagen nur zu drei Mann auf einem Zimmer, und ich hätte Gelegenheit gehabt, viel und lange allein zu sein und zu schreiben, zu schreiben, soviel ich wollte. Aber ich konnte es einfach nicht mehr; die Gewissheit von der vollkommenen Belanglosigkeit und Wertlosigkeit dieser «Geschichten» bedrückte mich, jedesmal wenn ich mich wieder niedersetzen und einen Satz schreiben wollte, und so geht es mir bis heute; dabei ist die Sehnsucht, etwas wirklich Schreibenswertes zu schreiben, noch nie so stark in mir gewesen wie jetzt. Aber mir fehlt nun die Ruhe und die Zeit – aber vor allem fehlt mir die Form und die Idee. Alles das ist mir zerschlagen worden, in diesen wahnsinnigen Wachmonaten, und ich kann nur hoffen...

[...]

157. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 10. Juli 41

[...]

Ich habe Dir schon einmal geschrieben, dass mich die fast auf die Minute abgezielte Regelmässigkeit meines Lebens fast irrsinnig macht...

Ich sitze zu Hause, habe meine Tasche gepackt und sehe dauernd auf die Uhr, bis ich das Haus verlassen muss; dabei höre ich das wunderbare Konzert von Beethoven ... welch eine wilde und grosse Sehnsucht wird in mir wach bei diesen Tönen... Ich möchte ein dickes, dickes Buch schreiben von der Wildheit und Tiefe des menschlichen Leids und der Köstlichkeit dieses so tollen und von Hast und Hetze überschatteten Lebens, von der inbrünstigen Schönheit der Ruhepau-

sen, von der phantastischen Armut, in die wir alle hineingeworfen sind, wie in eine Wüste; von dem Reichtum des Kreuzes, von der unglaublichen Tiefe und menschlichen Nähe unseres Glaubens ... und ich möchte meinen Hass ausschütten auf dieses flache, moderne Gesindel, diese seichte Gesellschaft, diese verpestete Bande, die keine drei Beethovenschen Takte wert ist; und ich möchte eine köstliche Geschichte schreiben, kühl und anmutig wie ein Tanz, einen tollen Wirbel köstlich-phantastischer Vergnügtheit ... ich möchte, möchte, möchte unendlich vieles tun, und ich könnte es. Ach, ich fühle die Kraft in mir, an einer geliebten Arbeit wochenlang mit wenig Schlaf durchzuarbeiten, ich weiss gewiss, dass ich könnte, wenn ich bedenke, dass ich diese ungeliebte Beschäftigung, zu der ich verurteilt bin, sogar mit fast gar keinem Schlaf ausgehalten habe. Obwohl ich so erschöpft bin wie noch nie, fühle ich eine unbändige Kraft in mir...

Aber ich werde versuchen, schön brav zu bleiben, und mich auf die Strassenbahn setzen und hinausfahren nach Müngersdorf, dieses Dörfchen am Rande von Köln, das für mich von tragender Bedeutung geworden ist, denn von da aus bin ich immer ausgezogen zu den verhassten Wachen...

Ich glaube an die Zukunft, ganz fest und innig; ich glaube, dass sie unruhig ist und viel Leid tragen wird, aber sie wird auch viel, viel Glück bringen. [...]

Nun erklingt eben das Adagio des Konzerts ... kennst Du die unglaublich schönen, klagenden, sehnsüchtigen Töne, die allen Schmerz, alles Leid und alle beglückende Hingegebenheit des menschlichen Herzens an das von Gott verhängte Schicksal des nach dem Kreuz des Tod Christi lebenden Menschen erfasst. ... Ich kenne nichts Gefährdeteres, nicht Wilderes, nichts Problematischeres als die christliche Existenz, die eine einzige Wunde zwischen Gott und der Welt ist; es ist ein toller Wirbel von Sünde, Leidenschaft und Heiligsein; immer, immer ausgeliefert sein, immer am Abgrund hängen, immer den Höllen so nah sein wie einem lachenden, roten Säufergesicht, das sich auf einen hinabbeugt in irgendeiner Spelunke, und im-

mer, immerwieder die unendliche Wohltat der Gnade zu verspüren; immer zu lieben und zu hassen, niemals verloren sein auf ewig, verkauft an diese teuflische Ruhe und Ausgeglichenheit des Nicht-mehr-leiden-und-lieben-Könnens ... welch ein wahnsinniges Wagnis, welch ein phantastisches Spiel ist doch das Leben; immer wieder aufgrund der uns angeborenen Schwäche abzufallen, täglich, unendlich oft und immer wieder zurückfallen in die wahre Heimat unserer Leidenschaft...

*158. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 11. Juli 41

[...]

Es war wirklich so, als ob es so käme wie in alten Tagen; ich bin früh schon um neun Uhr in die Stadt gefahren und lange herumgebummelt. Es hatte geregnet, und der Himmel war noch ein wenig dunkel; in manchen Strassen roch es seltsam berauschend nach Brand und Feuchtigkeit, und über allem lag die

phantastische Milde des Sommers. Heute habe ich einmal, zum ersten Mal seit vielen Wochen, seit Pfingsten, keine Wache, ausgerechnet am Freitag – es scheint bald so, als ob man mich heute absichtlich abgesetzt habe, damit ich morgen – von Samstagmittag bis Sonntagmittag – aufziehen kann. Ach, eben habe ich vom Spiess mit einem triumphierenden Lächeln mitgeteilt bekommen, dass mein Arbeitsurlaubsgesuch abgelehnt worden ist; ich hatte schon gehofft, wir hätten Deinen und meinen Namenstag in Ruhe in einem vierzehntägigen Urlaub feiern können. Ach, weisst Du, ich habe nicht viel Hoffnung darauf gesetzt, aber ich bin doch jetzt, wo es endgültig abgesetzt ist, sehr niedergeschlagen. .. Es beweist eben wieder so absolut deutlich, wie sehr und in welcher Weise ich diesen Menschen ausgeliefert bin. Nun habe ich gar keine Hoffnung mehr, dass in absehbarer Zeit

noch einmal eine Unterbrechung von mehreren Tagen möglich ist. Ist es nicht geradezu fürchterlich, dass ich jetzt, gerade wo Du weg bist, diesen Tag frei habe? Heute Nachmittag muss ich in der Küche arbeiten, kannst Du Dir das vorstellen, dass ich in der Küche arbeiten soll...

Ich habe etwas Russisch gelernt gestern, und heute werde ich wieder etwas tun; es gelingt mir nicht viel; ich bin so hoffnungslos müde und traurig und im tiefsten Innern doch davon überzeugt, dass es sinnlos ist; ich tue es nur, weil es mir wirklich etwas Freude macht, so zu arbeiten, und auch, weil ich nichts unversucht lassen möchte, um vielleicht etwas an meinem Schicksal zu ändern...

Heute Morgen haben wir wieder zwei Stunden «Felddienst geübt» hier im Grüngürtel; ach, es gibt phantastisch stille und abgelegene Wiesen im Grüngürtel, mit hohen, duftenden Gräsern und schönen, kühlen Wäldern am Rande und mit einem Blick auf die blauen, fernen Hügelketten des Vorgebirges mit seinen Gärten und Wäldchen. Ach, wie oft habe ich auf den schönen Wiesen geschwitzt und auf der Erde liegend den berausenden Duft der Gräser eingesogen, und wie oft in anderen Städten, oft noch viel schöneren Wiesen, und wie unbändig wird jedesmal die Sehnsucht nach der Freiheit wach...

Ich bin seltsam müde und schlapp, ganz erschlagen von der heutigen Niederlage, und ich möchte am liebsten irgendeine Gewalttat verüben, die mich befreit von diesem unerträglichen Druck, diesem Wahnsinn... Ich will noch eine halbe Stunde Russisch lernen, und dann muss ich hinunter in die Küche, ach, in die Küche...

159. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 12. Juli 41

[...]

Nun ist es bald zehn Uhr, die Hälfte von meinen acht Stunden habe ich schon um, und nun sitze ich vor der Tür auf der Bank und schreibe Dir auf den Knien. Es ist der einzige einigermaßen menschliche Platz, ein schmaler Zementstreifen in einem winzigen Gärtchen; drinnen in der Stube glänzt der ganze Tisch von Fett, es ist ekelhaft; die Fliegen tanzen darauf herum und summen vor Vergnügen. Das ganze Terrain hier hat irgendwie etwas Reizvolles an sich; ich habe einen ziemlich grossen Platz abzuschreiten, zwei grosse, fast haushohe Tanks sind darin; mit ihrer Holzverkleidung und den darüber hängenden, dunkelbraunen Tarnmatten sehen sie fast wie sehr barbarische Verliese aus oder wie strenge, düstere Klausen eines phantastischen, orientalischen Ordens. Dazwischen liegen überall aufgestapelt und in langen Reihen unzählige Fässer, Überhängen mit Matten, und zwei Schienenstränge, die unter einem Tunnel von Tarnnetzen einherlaufen. Es riecht nach Öl und Benzin, nach Farbe und Gras, und das Ganze erinnert mich immer wieder an Amerika; vielmehr – wie könnte es mich an Amerika erinnern, wo ich noch nie da war – es belebt in mir meine Vorstellung von Amerika; alles hat auch einen irgendwie männlichen, sehr nüchternen und gar nicht unsympathischen Anstrich. Zwischen meinem Platz und dem nächsten Grundstück ist ein grosser, freier Bauplatz; das Gras wächst dort halbmannshoch, alle Unkräuter wuchern wie wild, Brennesse in ganzen Wäldern, sonderbare Gräser, fein gesponnen, sonst nur Kamille, Kamille... Ist es nicht ganz unglaublich, wie ein solcher Bauplatz uns an unsere Kindheit erinnert und dass wir immer traurig sind, wenn wir an unsere Kindheit denken. Wenn ich an meine Kindheit erinnere werde, dann habe ich sie immer vor mir als eine Zeit, in der ich immer den Tränen nahe war; ich weiss ganz sicher, ach, es ist mir so nah, als

wenn keine siebzehn oder achtzehn Jahre dazwischenlägen, dass ich mich oft in unserer Wohnung draussen in Raderthal in das dunkle Wohnzimmer geschlichen habe – es war das Zimmer, wo alle die gotischen Möbel zusammenstanden – und habe mich auf einen Stuhl gesetzt oder in eine Ecke gestellt und habe grundlos geweint, geweint und dabei mit einer irrsinnigen Wachsamkeit gelauert, ob jemand kam. Ach, es war wunderbar, wenn ich wirklich einmal ungestört weinen konnte. Ist es nicht unglaublich, dass wir masslos unter unserer Einsamkeit leiden und uns doch mit einer brennenden Sehnsucht wünschen, allein zu sein?

Nun sind sie alle herausgekommen und haben sich neben mich gesetzt und beginnen nun zu schwätzen und zu flachsen mit den Weibern, die draussen vorübergehen. Es ist nicht viel mehr mit dem Schreiben, aber ich will trotzdem nicht hineingehen, in die muffige Bude und an den fettriiefenden Tisch, und zudem ist es auch zu dunkel jetzt darin. Es ist mild geworden, wunderbar hier draussen, nicht mehr so drückend heiss, und die beiden Stunden gleich von eins bis drei werden wunderbar sein. Der Duft von Gräsern und Kamille ist betörend sommerlich, und die Farbe der Gräser ist nun, wo es dunkler wird, bräunlich und rötlich, und die Pärchen, die hier am Bahndamm entlanggehen, sehen irgendwie sehr versöhnlich aus, wo die Glanzlosigkeit und Verzerrtheit ihrer Gesichter ausgelöscht ist. Es ist oft so enttäuschend, wenn man aus der Ferne ein Paar herankommen sieht, schlank und jung und mit bunten Kleidern, und wie grauenhaft sehen sie aus der Nähe, im grellen Licht der Sonne, aus. Nun hat die milde Dunkelheit des Abends sich über alles gelegt, die grellen, leichenhaften Lichter sind abgestorben – ach, die Sonne ist fort...

Nun ist es drei Uhr in der Nacht; bis halb vier muss ich hier sitzen, ach, ich war so müde um ein Uhr, ich war froh, dass die Kontrolle schon um neun Uhr durchgegangen war und dass ich es mir deshalb etwas bequemer machen konnte. Ich habe im Rasen gelegen, auf einem schmalen Streifen an der Mauer, und habe verdammt geschlafen. Es wurde doch zu kühl und feucht, und so bin ich gerade eine



halbe Stunde vor der Ablösung wieder wach geworden. So lange habe ich noch auf einer Bank gesessen, direkt an der Mauer, unter der überhängenden, grünen Strohmatten, wie in einem dunklen Zelt; draussen war die helle Mondnacht; ein gespenstisch dünnes und klares Licht...

[...]

160. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 14. Juli 1941

Nun bin ich schon wieder auf Wache, diesmal in der Olpener Strasse; ich «bewache» wieder ein Eisentor, hinter diesem Tanklager, wo die Schienen übergehen in eine andere Fabrik und dann weiterlaufen zwischen hohen Gräsern und Büschen ins freie Feld. Heute Morgen hatte ich mich erst krank gemeldet, weil ich schon zwei Nächte sonderbare, verdächtige Schmerzen in der Blinddarmgegend verspürte; anschliessend – da ich dienstfähig geschrieben wurde mit dem Hinweis, mich bei Verschlimmerung gleich zu melden – hatte ich einen ekelhaften Auftritt mit dem Spiess, der mich diesmal öffentlich beleidigt hat, und zwar in einer Form, die ich wirklich nicht auf sich beruhen lassen kann; ich werde mich morgen offiziell beim Alten beschweren. Ich muss es, obwohl ich mir gar nichts davon verspreche, aber dieser Primitive soll wirklich nicht glauben, dass ich mir das bieten lasse. Aber nun wollen wir von etwas anderem reden... Ach, immer, immer hängt dieses jammervolle Elend zwischen uns und beklemmt und bedrückt uns. Ich bin heute Nachmittag wahnsinnig niedergeschlagen, weil mir der Auftritt von heute Morgen so schlagend bewiesen hat, dass wir wirklich vollkommen wehrlos diesem Gesindel ausgeliefert sind; ach, ich muss mich beschweren und ich werde es tun, aber es wird lediglich beweisen, dass ich keine Leiche und

kein Tier bin, sondern ein Mensch, der reden kann, aber recht werde ich niemals bekommen. ..

[...]

*161. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 18. Juli 41

[...]

Eben habe ich mich aus der dumpfen Wachstube für eine kurze Stunde weggestohlen und habe mich ins Café Bublitz gesetzt am Gürtel. Hier bin ich auf Wache am Kraftfahrpark in der Oskar-Jäger-Strasse; es ist ein andauernder Lärm von Motoren den ganzen Tag über, immer fahren welche an und fahren andere weg; es ist zum Verücktwerden; gerade dieses Motorengeräusch hasse ich wie die Pest; es ist für mich irgendwie die Verkörperung des modernen Wahnsinns. Ach, wie schön war es eben im Café; ich habe geträumt in dem stillen, leeren Café, so lange innig und ungestört, bis mein Eis ganz geschmolzen war... Und es war jammerschade, dass die Zeit so schnell verging, dass ich mich in die dumpfe, dunkle Bude begeben musste; ganz langsam, unendlich traurig und niedergeschlagen, bin ich zurückgeschlendert. Mein Herz ist ganz leer vor Überdruß und meine Phantasie so lahm wie ein dreissigjähriges Pferd. Es ist zu traurig, so hoffnungslos; wenn mir jetzt jemand sagen würde, dass es nur noch zwei Jahre dauern würde, nur noch zwei Jahre, und wenn ich dann die Gewissheit hätte, dass dann alles wirklich vorbei wäre, ich wäre unendlich glücklich. Diese Endlosigkeit, dieses ewige Warten, ach, es zerrüttet mich vollständig. [...]

Heute ist ein besonders trauriger und verzweifelter Tag; ich bin so masslos niedergeschmettert von meiner Unzulänglichkeit und Anfälligkeit, und ich kann gar nicht so recht glauben, dass das Leben noch einmal beginnen wird...

Ich bin ein entsetzlich unzulänglicher, schwächerer Idiot, undankbar und immer traurig – masslos von Stimmungen und Umständen abhängig; ach, ich weiss doch, dass Gott ewig ist, dass er uns liebt und uns hilft und uns ohne unseren Willen nicht verlorengelassen lässt. Eben war ich sehr traurig und niedergeschlagen, unruhig und unzufrieden, und als ich dann aufziehen musste für zwei Stunden, hatte ich eine schreckliche Angst vor diesen langen einhundertzwanzig Minuten. Jetzt bin ich wieder ruhig... Ich bin ein Schwachkopf und ein Melancholiker, und ich stelle Deine Geduld auf eine harte Probe.

Es ist so friedlich jetzt hier, nicht mehr so drückend heiss und auch nicht mehr so dreckig-regnerisch, wie es heute Mittag zeitweise war; weisst Du, so ein schmutziger, glanzloser Regen, ohne jede Schönheit. Jetzt ist es still hier und mild, ein wunderbarer Abend, nicht mehr diese andauernden, tödlichen Geräusche an- und abfahrender Wagen. Leer ist die Strasse und die Hallen und der Parkplatz, und nur ein paar Spaziergänger gehen langsam, ach so schön, ohne jede Hast, die leere Strasse entlang, an der eine Fabrik an der anderen liegt. [...]

Ich will Dir noch ein schönes Gedicht «auftragen», eins von diesen Sonetten, die mich unendlich trösten...

### *Auftrag*

Du sollst erkennen, wie die Völker schwinden,  
Und ihnen nach die schweren Strassen schreiten,  
Den Purpur um der Könige Schultern breiten  
Und ihre Enkel fest ans Erbe binden.

Du wirst die Völker alle schuldig finden,  
Umloht von ihrer Richtstatt Flammenscheiten;  
Du aber, unterm Schuldgewicht der Zeiten,  
Sollst singen und den Toten Kränze winden.

Du sollst das Grauen dieser Welt erfahren,  
Gleich einsam unter Lebenden und Schemen,  
Und singen sollst du, meine Völker feiern.

Ich will dereinst von leidergrauten Haaren  
Dir deine Schuld und deine Bürde nehmen  
Und deines Traumbilds ernsten Sinn entschleiern.

Manchmal glaube ich, dass ich abends so traurig, niedergeschlagen und hoffnungslos bin, weil ich so wenig vernünftige und gute Bücher mehr lese; es scheint mir dies noch wahrscheinlicher, wenn ich feststelle, wie mich oft einige Seiten in einem wirklichen Buch oder ein paar schöne Verse trösten und meiner selbst wieder gewiss machen. Ach, morgen, morgen werde ich den ganzen Nachmittag in der Stadt sein, auf der Suche nach dem Thomas von Aquin, den Du mir schenken willst. Wenn ich Dir nur sagen könnte, wie ich mich darüber freue und wie wild ich danach bin, ihn zu lesen. Er wird mich unendlich stärken, meinen Glauben festigen und viel, viel schwarzen Mist aus meiner Seele nehmen... Ich sehne mich so unendlich nach Kräftigung meines Geistes und meines Körpers, zu dem grossen, grossen Kampf, den wir Christen nach diesem Krieg zu bestehen haben...

Ich will nun schlafen gehen; diese Nacht war wieder Alarm, und ich bin erst eine halbe Stunde vor diesem Alarm ins Bett gekommen, und heute über Tag konnte ich nicht schlafen; den ganzen langen Nachmittag habe ich gequält und zermürbt hier in der Bude gesessen, zu nichts fähig und vollkommen verzweifelt. Nun, da die Milde des Abends gekommen ist, ohne diese entsetzlichen Geräusche der Autos, bin ich ruhig und freudig, aber müde, müde, müde...

[...]

---

*162. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 24. Juli 41

[...]

Du wirst hoffentlich schön und süß schlafen jetzt während dieses aussergewöhnlich stillen Alarms, der nun schon bald drei Stunden dauert; ich habe eben meine zwei Stunden in der sonst so unruhigen Zeit von eins bis drei gestanden und sitze nun noch eine Stunde hier. Ich bin etwas niedergeschlagen, weil das mit meinem Russischlernen so schlecht klappt. Ich habe mir den ersten Brief noch einmal vorgenommen, und da stand in den Bedingungen, dass man mindestens jeden Tag zwei Stunden in einem abgeschlossenen Raum laut lesen müsse, um einigermassen Aussicht auf Erfolg zu haben. Ich will jedoch darüber nicht verzweifeln, sondern Weiterarbeiten so gut ich kann und mich immer wieder trösten mit der Hoffnung auf eine Besserung der Bedingungen...

Im Grunde genommen ist es ein so trostloses Beginnen bei meiner ewigen Müdigkeit und Erschöpftheit, eine solche gänzlich fremde und schwere Sprache erlernen zu wollen, in den Stunden, die man dem ohnehin so knappen Schlaf abziehen muss. Aber die Tatsache, dass ich wirklich schon etwas gelernt habe, tröstet mich sehr, und die Tatsache, dass das Tempo des Vorwärtskommens so unglaublich schneckenhaft ist, macht mich ungeduldig und ratlos, doch ich will mindestens die ersten technischen Schwierigkeiten überwinden; später, wenn alles mehr Lektüre ist, interessanter und auch leichter, wird es sich auch mal en passant lernen lassen...

Bald werde ich schlafen gehen; ach, wie freue ich mich, wenn ich auf dem Rücken liegen und die Augen schliessen kann. Einmal, einmal kommt doch der Tag, an dem all dieser Mist zu Ende ist; wenn ich nur daran denke, dass ich einmal auch nur drei Tage hintereinander durchschlafen kann, dann werde ich schon ganz schwach vor Ent-

zücken, und dann werde ich arbeiten, arbeiten und beten ... nur einmal wieder nicht müde sein und einmal nicht gefangen, nicht schmutzig und verschwitzt und verklebt in diesen Kleidern...

[...]

*163. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 28. Juli 41

Es war wunderbar heute Morgen, zu schwimmen anstatt zu exerzieren; ach, als ich das bei meiner Ankunft erfuhr, wurde mir gleich viel, viel leichter ums Herz. Dieses ewige Einerlei des Exerzierens ist doch ein schlimmerer Druck als das Wacheschieben. Diese Nacht habe ich natürlich nicht viel geschlafen; bis bald drei Uhr habe ich noch mit Alois gesprochen, und um sechs musste ich schon wieder heraus; Alarm war Gott sei Dank keiner...

Es war ganz toll heute Morgen; erst wollte ich gar nicht ins Wasser gehen, weil es sehr kühl draussen war, aber als wir dann im Stadion waren und ich das klare Wasser sah, ringsum die berauschend grüne Wiese und die Bäume, da konnte ich mich einfach nicht mehr halten, und als dann der erste Schock des ersten kalten Gusses überwunden war, war es herrlich, sich so zu tummeln. Ein paarmal bin ich, so schnell ich konnte, hin- und hergeschwommen, in der tiefen Bahn, wo man fast getragen wird vom Wasser, und dann habe ich mich auf die Wiese gelegt und noch fast eine halbe Stunde gepennt. [...] Warum bin ich nur so unzufrieden oft und beklage mich...

Ich denke jetzt immer an die Zukunft mit einer leidenschaftlichen Unruhe, auch oft mit einem bitteren Gefühl meiner Unfähigkeit; und oft, wenn ich mühsam an den russischen Briefen herumknabbere, dann möchte ich verzweifeln und glauben, dass es nie, nie etwas gibt mit diesen Jahren in Russland. Doch es wird ja auch nach dem Krieg

---

noch einmal – bevor ich nach Russland gehe – ein Jahr oder zwei, während ich an meinem Doktor arbeite – Ruhe genug geben, Russisch richtig unter Führung und Anleitung eines vernünftigen Menschen zu lernen. Ich will nicht traurig sein über die Unmöglichkeit, im Augenblick schon positiv und ganz real an diesem meinem Plan zu arbeiten. Es wird gehen, ganz bestimmt. [...]

*164. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 28. Juli 1941

Als ich Dich weggebracht hatte, bin ich erst noch einmal nach Hause gefahren und dann nach einer Stunde wieder zum Bahnhof, um Alois, Maria und das Kind abzuholen. Ich war natürlich viel zu früh da und musste warten, warten ... meine Lieblingsbeschäftigung. Ach, diese krankhafte Ungeduld meines Wesens, die mich alles früher erzwingen lassen will, als möglich ist, diese Ungeduld, die sich immer wieder selbst auf die Folter spannt. Natürlich kam mit dem erstmöglichen Zug keiner; der nächste kam eine ganze Stunde später; ich setzte mich in den Wartesaal, um Dir zu schreiben, stellte dann aber fest, dass ich kein Papier und keine Tinte mehr hatte. Dann suchte ich den ganzen Bahnhof ab und setzte mich schliesslich nach erfolgloser Suche wieder in den Wartesaal und ass Eis, wozu ich im Augenblick nicht einmal Lust hatte. Dann warten, warten; irgendwie berauschend ist es ja immer am Bahnhof. Alle diese fremden Gesichter, in denen man lesen kann, denen Leidenschaft in den Mündern zittert oder denen Stumpsinn fahl und matt in den Augenhöhlen hockt, die erregt sind in Erwartung der Freunde oder der Heimat oder die blasiert und empfindungslos und deren Gesicht ein einziger lächerlicher, konventioneller Pudding ist; aber schön ist dieses Beobachten nur, wenn man

selbst auf dem Bahnhof eigentlich nichts zu tun hat; wenn man auf einen bestimmten Zug wartet und zwangsläufig immer zur Uhr sieht, dann ist diese ganze Lust, an den interessanten Visagen der Zeitgenossen zu studieren, doch nur Selbsttäuschung. Es wurde schliesslich dann nach unendlich langer Zeit doch so spät, dass ich langsam auf den Bahnsteig gehen konnte, mir einen Platz aussuchen, wo ich sie unmöglich verpassen konnte. Nach wieder sehr langer Zeit lief sogar der Zug ein; leider war niemand darin; der nächste Zug, eine Viertelstunde später, war auch leer. Erst war ich masslos verbittert auf Vater, Mutter und Kind; ich hatte mich so unendlich gefreut auf diesen langen Nachmittag zu Hause, an diesem seltenen freien Sonntag, und hatte im Stillen gehofft, ich würde über den Trubel Dein Fehlen, Deine Abreise vergessen, und nun musste ich den ganzen schönen Sonntagnachmittag auf dem Bahnhof verbringen, aber meine Verbitterung war nur Sache eines Augenblicks; ich hielt mich für verraten und genarrt und musste dann doch nach einer Minute vernünftigen Denkens einsehen, dass das niemals wahr sein konnte. Und sonderbarerweise – das ist sehr selten bei mir – siegte die Vernunft. Ich habe dann alle Züge aus der Siegburger Richtung abgepasst – bis halb sieben Uhr, dann habe ich vor der zweistündigen Spanne bis zum nächsten Zug kapituliert. Später war auch Jupp Spellerberg bei mir, nikotinsüchtig, hungrig und immer wieder aufdringlich, aber ich bin doch ungefähr vier Stunden festgeblieben. Es war dann nachher doch eine tolle Überraschung, als sie gegen acht Uhr doch noch ankamen...

Die schönsten Stunden waren draussen in der kühlen Nacht, wo kaum ein Insekt mehr wach war... Leider war es draussen am Regnen, sonst hätte ich mich auf eine Bank oder eine Wiese gelegt; in diesen dumpfen, staubigen Buden wimmelt es von Fliegen; ich ekele mich, ein Butterbrot zu essen; man braucht nur Brot herauszuholen aus einer Tasche, dann schwirren sie schon in ganzen Horden an. Das einzige Mittel ist Rauchen, aber man kann doch keine 120 Zigaretten am Tag rauchen. Doch ich will nicht klagen, ich bin nur unglücklich,



weil ich Dir nur wenig und schlecht schreiben konnte und weil die Umstände, unter denen ich Dir schreiben muss, immer so erdrückend sind. Schmutz und Geschwätz und diese niederschmetternde, abgenutzte Bude, in der überall der Kalk von den Wänden fällt und wo im Fussboden überall grosse Löcher klaffen ... es ist leider ganz unmöglich, tagüber zu schlafen in dieser Schwüle, wo die Mücken und Fliegen aus allen möglichen Ecken hervorkriechen. Sie sind so klebrig und feucht und faul und ganz ausserordentlich frech; vielleicht spüren sie unsere Apathie. In diesen Tagen, wo es so heiss war, ganz hoffnungslos heiss, in dem grauen Infanterierock, denke ich viel an voriges Jahr und die heissen Monate in Polen und Frankreich, wo ich so unendlich viel Schweiss verloren habe. Aber alle meine Erinnerungen sind so blass, so fremd und leidlos geworden; mein Gedächtnis und meine Empfindungen sind so masslos geschwächt, und ich komme mir oft vor wie eine dieser wandelnden Leichen des 20. Jahrhunderts...

Aber ich habe nicht die Hoffnung verloren, dass mein Gedächtnis und meine Kraft einmal wiederkehren werden. Gott wird mir wieder Stärke geben, wird mir helfen, nur fällt mir das Warten so schwer, und meine Ungeduld reibt mich entsetzlich auf...

Mir gelingt gar nichts, was ich beginne. Alles geht daneben, und nirgends zeigt sich eine reale Hoffnung, dass bald alles zu Ende ist und die Blüte wieder beginnt; immer muss ich wieder unverstanden in den Morast dieses erniedrigenden Lebens; ach, wie oft, meist wenn ich abends frei bin und die deprimierende Strassenbahnfahrt hinter mir habe, bin ich voll Hoffnung, voll Kraft und voll guter, fruchtbarer Gedanken, aber sowie ich nur wieder den Geruch der Kaserne verspüre, bin ich wie gelähmt, alles ist ausgelöscht wie ein Spuk, und ich bin wieder tot, ausgeliefert, hilflos. [...] Hör nun noch ein wunderschönes Gedicht, das mich sehr getröstet hat:

*Im Süden*

Am Mittag, wenn die Nachtigallen schlagen,  
Als tauschten Mond und Sonne ihre Stelle,  
Und unterm Weinlaub, in verhangner Helle,  
Die fernen Trümmer aus den Feldern ragen;

Wenn tönend steigt in feuchten Sarkophagen  
Der kühlen Brunnen nimmermüde Welle  
Und kräftig grünend um der Toten Zelle  
Die Bäume blühen und goldne Früchte tragen, –

Dann wird von Sehnsucht wohl der Himmel trüber,  
Als sollte sich ein irdisch Glück vollenden  
Und einer Seele dunkles Leid verschliessen;

– Doch leicht wie Träume schwebt die Welt vorüber,  
Da die Vergangnen üppig Leben spenden  
Und Nacht und Mittag ineinanderfliessen.

[...]

*165. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 30.7.41

[...]

Ich bin jetzt tapfer dabei, Russisch zu lernen. Ich will doch versuchen, das erste Langweilige und Schwierige zu überwinden, dann wird es nachher, je mehr Freude es macht, auch besser zu lernen sein. Diese erste langweilige und schwierige Zeit wird für mich ja dann noch etwas länger dauern als normalerweise, da ich ja nur kriechend vorwärtskomme, aber ich will wirklich einmal etwas durchhalten. Ich werde Dir jetzt nicht seltener schreiben, aber weniger; das wirst Du

verstehen, denn ich will ja ernsthaft arbeiten und das abends zu Hause jetzt doch manchmal eine halbe Stunde oder oft eine Stunde...

Ach, ich habe jetzt noch ein schönes Buch von Alois zum Namens- tag bekommen; die Tagebücher Kierkegaards; er ist einer der Männer, die ich am meisten verehere, von allen modernen Christen wie Bloy und Dostojewski und Chesterton; obwohl ich noch fast nichts von ihm gelesen habe, ihn kaum kenne, weil ich so masslos wenig Zeit habe zu lesen, verehere ich ihn wegen des wenigen, das mich von ihm entzückt hat. Ich bin froh über alle die schönen Bücher, die einst- mals Kostbarkeiten sein werden; obwohl ich jetzt noch keins von ih- nen lesen kann. Dein unglaublich grosses und schönes Geschenk ist ja gar nicht zu ermessen; alle Werke des Heiligen Thomas zu besit- zen, das hätte ich mir nie träumen lassen; es gibt mir ein unglaublich beruhigendes Gefühl, obwohl ich noch so unendlich weit davon ent- fernt bin, auch nur einen Bruchteil seines Geistes zu besitzen; ich freue mich unendlich auf diese schwere, schwere Arbeit, alle diese Männer kennenzulernen. Es wird ein grosser Kampf sein in der Zu- kunft, gross in seinen Ausmassen und fürchterlich klein in den Me- thoden des Gegners; ich wittere ihn manchmal wie einen grossen Brand, und mein Herz wird dann ebensooft gross und stolz wie auch bange und ängstlich. Wir werden die grosse Aufgabe haben, das christliche Gut für Deutschland zu bewahren. Ich bin schon erfüllt oft von dem grossen Eifer der Zukunft, wenn ich in irgendeiner grossen und massgebenden Zeitschrift eine von jenen Andeutungen finde, die das ganze entsetzliche Ausmass der Entfernung von Christus erken- nen lassen, und ich ahne unsere unendliche Einsamkeit, wenn ich manchmal bei Beerdigungen die vollkommene Verständnislosigkeit und Abgewandtheit der Kirche gegenüber in ihrem vollen Umfang erspüre. Ich glaube, wir gehen Zeiten entgegen, in denen auf eine apokalyptische, absolut offenbare Weise wir für die übrige Welt die Narren sein werden und auch die Feinde...

166. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 31.7.41

[...]

Diese Woche habe ich ein seltsames Glück gehabt; heute habe ich schon den zweiten Tag hintereinander keine Wache und ausserdem nicht einmal exerzieren brauchen. Heute Morgen bin ich mit dem Pferdewagen in die Stadt gefahren, Verpflegung abholen, und gerade erst um zwei Uhr wiedergekommen; nun habe ich erst einmal gegessen, und gleich werde ich wohl noch irgend etwas tun müssen. Heute Abend kann ich dann wieder nach Hause fahren. Nun bin ich schon drei Tage hintereinander nach Hause gefahren und habe vernünftig gegessen und auch einigermassen geschlafen. Fliegeralarm war diese Nacht zum ersten Mal wieder nach Deiner Abreise; also wieder einmal: wieviel Glück ich habe. Gestern Abend bin ich mit Jupp Spellerberg bei Waninger gewesen, und wir haben massvoll getrunken; es war sehr schön. Aber als ich dann allein wieder hinausfuhr in diese entsetzliche Schule, da war ich eine Viertelstunde lang doch sehr unglücklich...

Gleich muss ich wieder arbeiten; ach, nur noch drei Stunden, dann kann ich die verhasste Kaserne wieder verlassen; ich bin immer gleich anders, sobald ich die Aachener Strasse erreicht habe abends und aus dem Weichbild dieses Kastens mich entfernt habe. Ich habe dann ein ganz anderes Gesicht und wundere mich oft selbst, wenn ich mich dann im Spiegel sehe; ein ganz anderes Gesicht. Aber sobald ich dann wieder hier eintrete, dann fällt aller Glanz aus meinem Herzen, und ich sterbe bis zu einem gewissen Grade ganz ab.

[...]

---

*167. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 31.7.41

Ich schreibe Dir jetzt schnell in der Zwischenzeit zwischen Arbeit und Parole, und jede Minute kann der Pfiff ertönen, es kann aber auch noch ein wenig dauern. Bei uns ist das alles unregelmässig. Sei also nicht traurig, wenn der Brief allzu kurz ausfällt und plötzlich endet. Ob ich Dir zu Hause heute schreiben kann, weiss ich noch nicht. Es ist der erste Abend heute, wo ich mit Alois zusammen bin seit Sonntag; am Dienstag sind sie abends um sieben Uhr schon wieder abgefahren nach Siegburg, und heute Morgen sind sie wiedergekommen, und in acht Tagen muss Alois schon wieder weg. Ich will endlich hoffen, dass er bald endgültig zurückkommt, damit unsere Eltern endlich, endlich einmal zur Ruhe kommen. Es schneidet mir jedesmal, wenn ich die beiden abends sehe, ins Herz, wie entsetzlich schlecht sie jetzt wieder aussehen. Vater und Mutter haben beide sogar noch abgenommen. Kannst Du Dir vorstellen, dass mein Vater noch abnimmt... Es ist mir wirklich eine schwere Sorge; gestern ist er beim Augenarzt gewesen und hat feststellen lassen müssen, dass er nur noch ein Viertel der normalen Sehkraft besitzt. Es ist doch ganz entsetzlich, wenn man buchstäblich tatenlos zusehen muss, wie sie beide am Krieg, nur am Krieg, zugrunde gehen. [...]

Ich habe noch einmal eine schöne Schallplatte gehört, die «Aufforderung zum Tanz», und nun läuft das schöne Beethoven-Konzert. Es tröstet mich immer ganz unmittelbar und sehr, Musik zu hören. Ich werde dann aufgeweckt aus meinem stumpfsinnigen und grauenjammerdasein und werde mir wieder bewusst, dass es ein Leben des Geistes gibt, das noch nicht ausgelebt ist für mich, und ich weiss dann, wohin ich gehöre, und ich weiss dann, dass diese Gefangenschaft nur eine zeitliche und eigentlich nur eine äussere ist und dass

es nur Schwäche von mir ist, mich auch innerlich gefangennehmen zu lassen. [...]

Ich werde es nicht mehr tun ... mich betrinken aus Kummer; überhaupt nicht, solange Du weg bist. Wenn ich etwas getrunken habe, sehe ich ganz unheimlich klar, und ich sehe dann meine masslose Verlorenheit in diesem Elend und meine unendliche Schwäche, und dann wird auch meine Kraft wach, meine unbändige Lust, ein schönes Buch zu schreiben; dieses wilde Begehren, das nur eingeschlafen ist, wacht auf, und ich zerbreche dann an der Unmöglichkeit, ihm zu willfahren.

[...]

*168. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 1. August 1941

[...]

Ich bin wieder hier draussen in Dünnwald, aber heute ist es schön hier, nicht so drückend und schwül; kühl und feucht, und jetzt gegen Abend sogar schon etwas kalt. Ich war heute sehr schlecht in Schuss; gestern Abend haben wir auf unserer Bude noch Sekt und Cognac getrunken, die Segnungen eines aus Paris Zurückgekehrten. Es ist sehr spät geworden, und ich habe auch sehr viel getrunken. Heute ist es das erste Mal, dass ich einen regelrechten elenden Katzenjammer habe, Gott sei Dank nur physisch. In der Strassenbahn, auf der Fahrt hierhin, habe ich derart tief gepennt, dass man mich hier an unserer Station mit aller Gewalt wecken musste. Die Strassenbahn musste so lange warten, bis ich aus dieser Bewusstlosigkeit erwacht war. Von halb zwei bis halb vier habe ich dann gleich als erster draussen gestanden, und meine ersten vier Stunden Freizeit von halb vier bis halb acht habe ich nur geschlafen, geschlafen; so tief und fest wie selten. Dann musste ich wieder raus... Hier vor dem Fenster, an dem ich sitze und Dir schreibe, steht einer von der Wache mit einem Mädchen, das

er angequasselt oder sich angepiffen hat; sie lachen laut, und er erzählt ihr allerhand blödsinniges und sentimentales Zeug. Sie erzählt auch ganz schamlos, dass sie verlobt ist mit einem Soldaten, der im Osten ist und der heute Mittag noch geschrieben hat, aber – so meinte sie – man könne ja nicht wissen, er könne ja fallen... Und dann lacht sie den anderen an und gibt ihm ihre Adresse. Er ist natürlich auch verheiratet und hat sogar drei kleine Kinder zu Hause; diese Dinge, die an der Tagesordnung sind, die man ebenso gewohnt ist wie den Regen, den Sonnenschein und den Schlaf, bedrücken mich gleich so masslos, dass ich ganz gelähmt bin. Diese Schamlosigkeit, dieses vollkommen leidenschaftslose und gewohnheitsmässige Sündigen; es ist dann doch so typisch für dieses moderne Gesindel; dieser kalte, kleinliche Verrat; alles so ohne jedes Ausmass und jede Form, ohne Leidenschaft und Leiden, ja ohne Freude, es ist wirklich nur ekelhaft und trifft immer häufiger, immer nachhaltiger zu, wie die alte Maschinengewehrtheorie von Caspar.

Heute Morgen habe ich zwei böse Stunden gehabt, das Exerzieren. Ich bin oft und viel und äusserst unangenehm aufgefallen, und man wird allmählich aufmerksam auf mich, und langsam wird es Zeit, dass ich mich ganz lautlos aus diesem Verein wieder davonmache. Ich habe mich in den letzten Tagen oft auf die unangenehmste Weise bemerkbar gemacht, und es wird für mich langsam immer unerträglicher; ich spüre es, dass irgendeine Entscheidung nahe ist, und manchmal bin ich ganz berauscht von ihrer Nähe. Oft ist sie wieder fern, diese Empfindung von der kommenden Änderung, aber ich bin ganz sicher, dass es keine zwei Monate mehr dauert, ehe etwas geschieht. Ich täusche mich nie mit diesen Gefühlen, Du weisst es; ich bin ganz sicher und ruhig, und dieses Bewusstsein tröstet mich. Ich weiss nicht, was es für eine Änderung sein wird, ob positiv oder negativ, das ist mir nicht bekannt, aber ich freue mich schon über die Änderung als solche, selbst wenn sie auch zum Teil unangenehm sein könnte... Ich hatte mich so darauf gefreut, hier allein zu sitzen und Dir zu schreiben, und nun ist der Quatschkopf von draussen hereingekommen und sitzt schon bald eine Stunde neben mir; alles Schwei-

gen und Abweisende meines Ausdrucks nützt nichts, nicht einmal offenbare Büffeligkeit, so will ich schon lieber Schluss machen und mich nicht länger ärgern und Dir weiterschreiben diese Nacht, wenn ich hier sitzen muss.

Nun ist es tiefste Nacht, halb vier schon; draussen war es kalt und nass und ein wenig gruselig; der Wald war voll rätselhafter Geräusche, die mich oft erschreckten. Nun bin ich froh, dass ich in dieser Stube bin, wo warm und rot das Feuer brennt. Sechs von meinen acht Stunden habe ich nun um, und ich habe schon sechs Stunden geschlafen und werde gleich noch einmal drei und morgen vielleicht noch einmal ein paar Stunden schlafen. Es ist ein ganz wunderbares Wetter zum Schlafen; es regnet viel, fast immer, und das wunderbare, gleichmässige Rauschen des Regens ist eine köstliche Wiegenmusik...

Gestern Abend die beiden Stunden im Wald waren sehr schön, aber ich merke es doch immer mehr, dass ich absolut kein Naturbursche bin; ich bin gar nicht vertraut mit der Natur, ich liebe sie und erkenne ihre Schönheit und finde sie anziehend und reizend, aber sie ist mir doch im Ganzen unheimlich, und aller Freude, die ich über sie empfinde, ist auch ein ganz leises Schaudern beigemischt, es ist doch ein wahnsinniges Getriebe; diese unzähligen grossen und kleinen Tiere, die sich gegenseitig morden und auffressen und immer weiter vermehren, diese Spinnen, Käfer, Fliegen, Mücken, Eidechsen, Ameisen, die immer auf der Lauer sind nach kleineren und schwächeren Tieren, die sie abmurksen können. Ach, ich habe sie jetzt oft beobachtet in den langen Stunden, die ich hier gestanden habe; diese rötlichen Spinnen, die ihre Netze fast unsichtbar ganz frei zwischen zwei Bäumen spannen und unter irgendeinem Blatt hocken und lauern und mit einer wahnsinnigen Schnelligkeit herbeieilen und sich mit einer übereifrigen Wollust auf ihr Opfer stürzen. Oh, ich finde, dass Spinnen fast noch ekelhafter sind als Schlangen. Ich mache immer ihre Netze kaputt, die ich finde, und ich weiss gar nicht einmal recht, ob das überhaupt berechtigt ist. Ich trete auch alle Käfer aus, die mir über den Weg gehen, irgendwie bin ich in dem Augenblick, wo mir ein solches Insekt begegnet, masslos gereizt und wütend, viel-



---

leicht nur, weil sie die Gesetze der Natur und des Lebens, die nackten Gesetze, allzu deutlich erkennen lassen, die Gesetze, unter denen ich so sehr zu leiden habe; vielleicht töte ich alle Spinnen, weil ich im Grunde genommen nur eine zappelnde Fliege bin, die weniger Verstand hat, als sie eigentlich nötig hätte...

[...]

169. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

3.8.1941

Das Versetzungsgerücht nach dem Osten habe ich nun in meinen ersten beiden Stunden auf Posten verdaut; ich werde mich nicht aufregen lassen und nur ruhig abwarten, was kommt und wann und ob etwas kommt. Gleich besuchen mich Alfred, Alois und Jupp hier, und ich freue mich sehr, dass ich etwas Zerstreuung finde dadurch. Eben auf der Fahrt hierhin bin ich sehr traurig gewesen; es ist immer so schmerzlich, wenn wir an einem schönen Sonntag- oder Samstagmittag so durch das bunte Getriebe der Stadt fahren; an den freudig erregten Menschen vorbei und so mitten durch das Leben durch und eigentlich am Leben vorbei, das ohne uns auch weitergeht. Unsere Freude ist doch immer nur bedingt und mittelbar, und es ist wirklich symbolisch, dass wir die Uniform immer tragen müssen, die unser eigentliches Leben für sich beansprucht...

Es kommt mir nun doch etwas unwahrscheinlich vor, dass die Entscheidung dieses Jahr noch fällt, aber dass wir die Hälfte umhaben, ist doch einigermassen sicher, und ich finde das tröstlich genug. Ich glaube ganz bestimmt, dass Gott uns beiden helfen wird, mein Vertrauen zu ihm ist wirklich unerschütterlich, wenn ich auch manchmal für Stunden sehr verzweifelt und traurig bin. Ich sagte Dir ja schon,

wie ich mir das erkläre, diese meine Verzweiflung und meine Trauer. Gott wird uns helfen ... und ich bin ganz sicher, dass er uns keine Prüfung über unsere Kraft auferlegen wird.

Heute Morgen habe ich wieder eine Predigt hören müssen in der Müngersdorfer Kirche, die wirklich dazu geeignet war, mich der vollkommenen Hoffnungslosigkeit auszuliefern, aber ich bin gar nicht mehr so sehr abhängig in diesen Dingen; wir werden masslos einsam sein, wirklich und wahrhaftig die letzten Christen und die einzigen, und unter unseren Glaubensgenossen werden wir ebenso einsam sein wie unter den Fremden. Es wird nur eine sehr, sehr kleine Gemeinschaft sein, unsere wirklichen und wahren Freunde, aber es ist doch auch wieder beglückend, allein zu sein mit wenigen, die alle an eine Idee glauben. Wir müssen die Kultur erhalten und das Wissen um die Wahrheit, ganz gleichgültig, welche Stellung wir in dieser Welt haben werden...

Ein ganz feiner, grauer Nebel ist niedergegangen und hüllt die Stadt ein; es ist kühl geworden und fast dämmerig; so ähnlich stelle ich mir das Wetter in England vor. Eben schrieb ich Dir, dass ich ganz ruhig wäre, aber ich fühle nun, dass ich von einer seltsamen Unruhe erfüllt bin; das Warten, das nun wieder beginnt, wird sehr quälend sein, und es wird vielleicht lange dauern, ehe alles geklärt und bestimmt ist; hoffentlich gibt man uns bald wenigstens einigermaßen gewisse und bestimmte Anordnungen. Offiziell ist natürlich noch nichts, aber es war immer schon verdächtig, dass wir jetzt neue Uniformen bekommen sollten und so stramm ausgebildet werden.

Ich bin so sonderbar matt und benommen und erfüllt von einer seltsam dumpfen Unruhe; ich bin vollkommen erschöpft von diesen zweieinhalb Jahren Knechtschaft unter mehr oder weniger entsetzlichen Wärtern; das ist es. Ich muss jetzt gleich runtergehen in den Wartesaal, aber ich werde noch viel, viel Zeit haben, Dir zu schreiben. Geschlafen habe ich diese Nacht genug, von zwölf bis heute Morgen neun in einer Tour, das war wunderbar erquickend.

---

*170. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 8. August 1941

[...]

Ich bin dann in die Sidol-Werke arbeiten gegangen, das ist mir immer noch lieber, als wenn ich den ganzen, schönen Nachmittag bei uns im dumpfen Keller sitzen und Kartoffeln schälen muss; ausserdem brauche ich dann auch keinen Appell mitzumachen. Ach, und dann ist es auch sehr qualvoll, dem Schreibpapier und der Tinte so nahe zu sein und nicht schreiben zu können...

Als die Sirene ertönte, bin ich dann schnell zur Kaserne gelaufen, nachdem ich erst drei Mark einheimste, auch ein Vorteil. Ich habe mich umgezogen, meinen Urlaubsschein empfangen und bin schnell, schnell abgehauen...

Wie wunderbar ist es immer, wenn ich endlich am Opernhaus stehe, einige Stunden Freiheit vor mir; dann träume ich oft von einer zukünftigen Zeit, in der ich mit Dir an solchen schönen Abenden zusammensein werde, ohne den Druck des Zapfenstreichs, ohne die Last des immer wiederkehrenden, endlosen Stumpfsinns auf der Seele...

Vielleicht wunderst Du Dich, dass ich in der Fabrik arbeiten gehe, wo ich es doch wirklich nicht nötig habe. Ach, ich tue es nur deshalb, weil ich dann der Atmosphäre der Kaserne entrückt bin; dieses dauernde Ausgeliefertsein irgendeiner Litze, das kann einen nervösen und empfindsamen Menschen wirklich schnell und leicht zum Psychopathen machen. Es ist ganz grässlich, und Ihr werdet es vielleicht nicht glauben, dass Männer von fast vierzig Jahren anfangen zu zittern und zu stottern, wenn sie einem Unteroffizier gegenüberstehen; ganz vernünftige und sehr männliche Männer. Nein, nicht allein das ist es, das absolute Elend und dieser Schmutz und Staub, irgendwie zieht mich das an; es ist eine Welt, die uns ganz fremd ist, die Welt der Fabriken, der Arbeiter und der Arbeiterinnen, und ich möchte alle Möglichkeiten der Erniedrigung und Qual einer christlichen Seele

erschöpfend kennenlernen. Ich gehe nicht studienhalber dahin, um die Seelen der Leute zu analysieren, um zu wissen, wie schlecht sie sind, nein, ich will nur wissen, wie gut sie sind und wieviel besser sie noch sein könnten. Und ich möchte herausfinden, wer die unglaublich hohe Schuld auf dem Herzen hat, dass sie alle, alle ausnahmslos und endgültig von Gott abgefallen sind...

Wir können beten und weinen, wir wissen, wo der Tabernakel steht, und niemand, niemand hat ihn uns versperrt, den Weg dahin; nein, alle fast haben nur darauf hingewirkt, dass wir ihn finden konnten. Wir haben Zeit gehabt zu leben und uns zu unterrichten, wir haben nicht nur Gott geschenkt bekommen, sondern wir haben auch die Kunst und die Schönheit und so viele Dinge, die noch Erinnerungen sind an das Paradies... Alles, alles haben wir wenigstens in der Möglichkeit, und ich frage mich nur, wieso haben wir es verdient und wieso müssen diese alle, diese unendlich vielen, die Mehrzahl aller Menschen, es vermissen und wer, wer hat es ihnen geraubt. Ich meine, jede Stunde, die wir nichts tun, müssen sie bezahlen. Wie kommt es, dass sie den ganzen Tag arbeiten und fast nichts verdienen, und wir, wir haben genug und geniessen sogar noch die Schönheit. [...]

Diese Mädchen, die oft so schön sind, müssen sie nicht das Teuerste verkaufen und werden sie nicht oft verkauft von irgend jemand, von ihrer Mutter oder ihrem Vater; ach, es ist ein ganz wahnsinniges Problem, und ich weiss, dass es unlösbar ist, aber eins weiss ich ganz bestimmt, dass ich mitschuldig bin. Immer wieder spüre ich es; inmitten dieser Mädchen, mit denen ich heute wieder den ganzen Tag zusammen gearbeitet habe, die schlimmere Zoten erzählen als meine Kameraden, die um Zigaretten betteln, die vollkommen verdreckt sind, fühle ich es immer wieder, dass ich trotzdem der Schuldige bin. Ach, wärest Du doch hier und könnte ich mit Dir darüber sprechen. Es lässt sich so schlecht schreiben, und ich bin ganz unfähig geworden, meine Gedanken und meine Gefühle zu formulieren. Es ist ein wahrer Jammer, dieser Schmutz und dann soviel Schwitzen, und ich

bin wie erlöst von einer ganz grossen Qual, jedesmal wenn dann wieder der Feierabend ist und jedesmal kehre ich wieder zurück, wenn die Möglichkeit dazu besteht. Ich weiss es nicht, irgendwie bin ich verletzt von diesem Wahnsinn, und irgendwie möchte ich auch, dass ich einmal ganz tief eingetaucht würde in diesen Tiegel; wäre es nicht möglich, wenigstens eine Zeitlang, dass ich Arbeiter wäre in einer Fabrik und jeden Abend zu Dir käme [...] vielleicht wird es einmal so kommen, dass wir Christen genauso verrufen und verpönt sein werden wie die Juden, und vielleicht – wenn ich einmal dazu kommen sollte, zu arbeiten mit meiner rechten Hand für Gott – werde ich wahrscheinlich auch aus irgendeiner «intellektuellen» Stellung herausgeworfen werden, ganz hoffnungslos, und dass mir dann wirklich nichts bleibt, als meine sehr geringe körperliche Kraft in den Dienst einer Fabrik zu stellen. Ich denke sehr oft an diese Möglichkeit, wenn ich in diesen dumpfen, staubigen Fabrikhallen einhergehe, schwerbe- packt und verlacht wegen meiner Schwäche; wenn meine Ohren schwirren von Gemeinheiten und mein Gehirn sich ausmalt, wie wohl die Hölle ist, wenn es hier schon so masslos entsetzlich sein kann...

Einige Jahre werden wir wohl Ruhe haben, und ich werde vielleicht etwas Schönes, etwas, was wirklich beglückt, schreiben können, und wie unverdient und wie unendlich glücklich werde ich dann sein, und vielleicht – niemand weiss, was Gott uns ausersehen hat – werden wir auch einmal einige Jahre tief hinabgestossen, wenigstens äusserlich. Denn nichts, nichts, was auf dieser Welt geschieht, kann uns doch im Grunde genommen unser Glück zerreißen und unseren Glauben nehmen an das Kreuz, das alles besiegt...

Eines ist ganz sicher: es wird eine Zeit kommen, in der alle sich gegen das Kreuz verschwören, und wir werden unendlich einsam sein mit den wenigen, die eines Glaubens sind. Wir werden alles bewahren und verteidigen müssen; nicht nur die Übernatur, das Kreuz, auch alle natürlichen Schönheiten: die Liebe, den Humor, jeder Kuss, den zwei wirklich Liebende sich schenken, wird auf unserer Seite sehr schwer ins Gewicht fallen... Wie immer, wenn ich Dir geschrieben

habe, habe ich das Gefühl, nur einen Bruchteil gesagt zu haben von dem, was mich bewegt, und das nur sehr schlecht, unverständlich, verworren und in dürren Worten. Wie sehr hoffe ich auf die Zeit, wo es wieder anders sein wird...

[...]

*171. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 10. August 1941

[...]

Es regnet draussen, wunderbar fein und mild, und Sonntagnachmittag ist. Ach, oft meine ich, dass der Sonntagnachmittag seine eigene Substanz hat, eine ganz eigene Mischung von Trauer, Schwermut und Hingabe; eine ganz besondere Bereitschaft hat der Mensch in dieser Stunde, meine ich, ach, ich entsinne mich eines Sonntagnachmittags voriges Jahr, an dem ich ganz wahnsinnig war vor Sehnsucht nach der bunten Schönheit des Lebens. Morgens – es war auf der Fahrt von Bromberg nach Frankreich – hatten wir stundenlang in der glühenden Hitze des Juli auf einem kleinen, baumlosen Bahnhof in Belgien gelegen – ich glaube, Waremme hiess das Nest –, durstig, verstaubt und dreckig, und nirgendwo war etwas zu trinken zu bekommen. Vorher waren schon so viele Transporte durchgekommen, die hatten alles weggetrunken. Also, wir lagen auf diesem öden, kleinen Bahnhof auf einem Nebengleis und warteten auf irgendeine Verstopfung, die behoben werden musste; Du kennst es vielleicht, die Gleise von allerhand Unkraut überwuchert, Reste von verladenen Rüben, Trockenheit und Staub, mittags, Sommer – endlich tauchte ein Karren mit Eis auf, und dann, nachdem alles wie irrsinnig auf diesen kleinen, weissen Karren zugerannt war, stellte sich heraus, dass niemand mehr kleines Geld hatte, und dann auch nur deutsches; es war zum Ver-

zweifeln. Ich wendete mich schliesslich mit einem grauenhaften Gemisch von schlechtem Französisch an eine vorübergehende Frau und bat sie, mir zehn Mark zu wechseln, einen Schein, den ich bittend in Richtung des Eiskarrens schwenkte. Sie lächelte nur und zuckte die Schultern, aber schliesslich kam sie auf die einfache und sehr praktische Idee, mir eine Portion Eis zu schenken. Sie zeigte mir triumphierend einen belgischen Franken, und dann ging sie an den Wagen und kaufte mir eine ganze Portion schönes, gelbes Vanilleeis. Der ganze Zaun war natürlich besetzt, und ich, in meiner absoluten Untüchtigkeit, stand natürlich in der dritten oder vierten Reihe, und niemals hätte ich bei dieser Hitze auch nur ein Atom von meinem Eis bekommen, wenn es hätte durch diese vier Reihen gereicht werden müssen, und so mussten wir beide ein ganzes Stück, nur durch den Zaun getrennt, nebeneinander hergehen, bis wir schliesslich ganz am Ende des Bahnhofs eine freie Stelle fanden, an der ich dann mein Eis überreicht bekam. Es war ganz wunderbar, nur Milch und Ei und Zucker, ganz friedensmässig, nein, solches Eis habe ich bei uns nicht einmal im Frieden gegessen. Es war ganz wunderbar... und es war ganz herrlich, so nah neben dieser schönen Frau zu stehen, nachdem ich so lange nur den Dunst und die ganze Hoffnungslosigkeit dieser schwitzenden, männlichen Gesellschaft um mich gespürt hatte, in dem kleinen Abteil zu acht Mann mit Gepäck. Sie hatte ganz gelbes, warmes blondes Haar und ein paar dunkle, spanische Augen, sehr traurig und düster und doch lächelnd, und ich war unendlich glücklich in dieser halben Stunde, in der ich neben ihr stehen durfte. Wir sprachen zusammen – soweit es ging – über Deutschland, das sie sehr liebte, und über Flandern, dieses seltsame Land mit seiner nordischen Derbheit und seiner spanischen Leidenschaftlichkeit und Trauer. [...]

Vielleicht habe ich doch mehr geträumt an diesen Tagen von dieser blonden Frau mit den spanischen Augen, als ich selbst wusste. Abends waren wir dann in Kortrijk, und obwohl ich von dieser Stadt gar nichts gesehen habe als den Bahnhof und eine Strasse, die am Bahnhof entlangführte, ist es eine meiner schönsten Erinnerungen an diese lange Fahrt. Ich weiss nicht, ich war ganz erfüllt von einer un-

bändigen Sehnsucht nach Leben und der Liebe einer Frau, und ich war ganz berauscht von dem Anblick der hohen, grünen Bäume dort am Bahnhof und den bunten, phantastisch anmutenden Kleidern der Frauen. [...]

[...]

*172. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 21. August 1941

[...] Ich habe mich berauscht an dem Gedanken, wie schön es gewesen wäre, wenn wir vor 150 Jahren geboren wären (oder auch drei- oder siebenhundert Jahre früher, jedenfalls in jede andere Zeit hätte ich besser gepasst). Ich wäre ein Offizier geworden oder ein Schauspieler oder einer der vielen Dichter, und wir beide wären nicht so masslos einsam und fremd gewesen inmitten unserer Zeit. Ich erschrecke immer wieder, wenn ich so mit einem typischen Vertreter des modernen Menschentums zusammentreffe oder Zusammenstöße; man kann ein paar Platitüden austauschen und sich ein paar Sentimentalitäten anhören, die man noch einigermaßen unterbringen kann, und dann ist es aus, ganz und gar aus; alles übrige, alles Wesentliche ist so fremd und hoffnungslos verloren; rettungslos verloren ist ja niemand, und jeden kann man der Gnade Gottes empfehlen, aber reden und argumentieren, das ist alles so sinnlos... Der geradezu wahnsinnige Optimismus, die Brutalität und Flachheit, ach, dieses ganze unheimliche Durcheinander von Gut und Böse, wie soll das nur entwirrt werden; wir müssen immer wachsam sein, ganz hellwach, weil wir alles retten müssen, was irgendwie noch Wert hat...

[...]



173. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 25. August 1941

*Irland*

Aus grauem Meere tönt Dein Mönchsgesang;  
Wie von der Welle, die sich ruhlos bäumt,  
So ist in dein Strand vom Heiligen umsäumt,  
Und Heiligstes ward dir zum Untergang.

Dir war dein Erbteil wie ein Harfenklang  
Und herrlich nur, was ohne Spur zerschäumt;  
Das Grösste deines Seins hast du erträumt,  
Bis überm Traum dein Feind sein Zepter schwang.

Doch als sie deinen Königsthron zerschlagen  
Und in das Meer dein Kreuz geworfen hatten,  
Da hast du dir das Herrlichste errungen,

Denn Völker sind, um Gottes Last zu tragen.  
Dich hat der Herr verstossen zu den Schatten,  
Und nun erst wardst du ganz vom Kreuz durchdrungen.

[...]

Du darfst nicht traurig sein, dass ich erst dies Gedicht hinschrieb, ehe ich zu Dir spreche; ich bin sehr müde und niedergeschlagen heimgekommen von wieder einer Wache; eingekeilt und eingepfercht in die Eintönigkeit dieses grausamen Lebens, und nachdem ich mich gewaschen hatte und lange auf meinem Bett gelegen hatte, ohne trotz aller Müdigkeit schlafen zu können, nahm ich – fast unwillentlich – aus meinem Spind dieses Buch von Reinhold Schneider und schlug dieses schöne Sonett auf. Es hat mich sehr getröstet, fast geheilt von

meiner ewig quälenden Ungeduld und Lust, zu leben und frei zu sein. [...]

[...]

*174. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 27.8.41

Es ist ein schöner Tag heute, die Sonne flimmert über dem Dunst, der noch auf den Ufern des Rheins liegt, und ich freue mich fast darauf, wenn ich gleich wieder zwei Stunden ganz allein draussen sein werde. Diese Nacht war es sehr kalt und zugig, aber irgendwie war es doch sehr schön und sehr reizvoll, so ganz allein zu sein in der tiefen Nacht mit seinen Gedanken. Es geht mir immer vieles durch den Kopf in diesen unzähligen Stunden, aber das meiste, fast alles, habe ich wieder vergessen, wenn die Sonne aufgeht. Doch irgendwo in meinem Innern wird es wohl bewahrt bleiben. Die Zeit geht mir jetzt meistens sehr schnell um, ich sehe möglichst wenig nach der Uhr, und vor allen Dingen warte ich lange, lange, ehe ich zum ersten Mal draufblicke; so lange es eben geht, und wenn ich sie dann möglichst langsam aus der Tasche hole, ist meistens schon über eine Stunde vergangen. Dann male ich mir mit einer wilden Wollust aus, wie ich in kurzer Zeit mich warm und tief in meine Decken wickeln werde, ganz warm, und dann übermannt mich meine Ungeduld, und ich sehe öfter auf die Uhr, als wohl guttut, denn dann beginnt die Zeit zu kriechen, ganz erbärmlich langsam, dann werden fünf Minuten wirklich zu einer Ewigkeit. Aber dieser Zustand dauert nur eine halbe Stunde, die dritte halbe Stunde ist immer die längste; die letzte halbe Stunde sehe ich gar nicht mehr auf die Uhr, bis es genau fünf Minuten vor Schluss ist. Das ist dann eine wahre Lust, die Schritte der Ablösung zu hören, die Tür, die aufgeht und wieder zugeschlagen

wird, den Schein der Taschenlampe; dann setze ich meinen Stahlhelm auf und erscheine vorschriftsmässig in der Wachstube. Dann wird das Gewehr entladen und in die Ecke gestellt und ins Bett gekrochen, wenn ich nicht noch eine Stunde sitzen muss. Im Bett wird mit aller Wollust und Ruhe eine friedliche Zigarette geraucht...

Es ist ganz sonderbar, wie sich die Leute benehmen, die nachts an einem vorbeigehen; es muss wohl ganz gefährlich aussehen, wenn man so nachts mit einer Flinte auf der Schulter und im Stahlhelm, denn den setze ich auf, wenn ich Schritte höre, langsam durch die Gegend schleicht, denn die meisten Leute sind ängstlich und beklommen und drücken sich möglichst schnell vorbei.

[...]

175. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 2. September 1941

[...]

Es kommt mir ganz unwahrscheinlich lange vor, seit ich Dir zuletzt geschrieben habe; ich bin sehr traurig darüber, weil ich gar nicht weiss, woran es nur liegen mag, sonst habe ich immer jede Gelegenheit ausgenutzt, jede freie Stunde, jetzt bin ich immer so entsetzlich und grausam müde, dass ich gar nicht mehr die physische Kraft bringe, diese meine Gedanken, die so schwach und vage sind, Dir zu schreiben. Ich bin zu müde, das Schreibzeug aus dem Brotbeutel rauszukramen, mir eine freie Stelle am Tisch zu erkämpfen und Dir zu schreiben; ich liege auf dem Bett, und manchmal ist die Sehnsucht zu schreiben sehr gross, aber dann schlafe ich vielleicht wieder für ein paar Minuten ein, und wenn ich dann durch irgend etwas oder zu irgend etwas wieder geweckt werde, dann bin ich von der Müdigkeit ganz zerschlagen. Ich bringe einfach nicht mehr die Kraft auf, inmitten dieser dumpfen, engen Stube an dem einzigen kleinen Tisch, der

immer besetzt ist, an irgendeiner freien Stelle zu hocken und zu schreiben.

Ich bin ganz zerschlagen und vernichtet von Müdigkeit... Die Tatsache allein, dass ich die Lider offenhalten muss, verursacht mir so starke Kopfschmerzen, dass mir fast übel wird. Nun habe ich ein wenig gegessen und einige Zigaretten gerMucht; jetzt ist es wieder besser, aber auf die Dauer muss diese wahnsinnige unnatürliche Lebensweise des dauernd unterbrochenen Schlafes doch zum völligen Ruin führen. Dieses qualvolle Leben wird gewiss nicht mehr lange dauern...

Nun habe ich fast vier Stunden hier gesessen, immer kämpfend mit der Müdigkeit; oft bin ich gestört worden, wenn jemand von den Gefangenen rausmusste, und einmal musste ich durch den ganzen dunklen Bau laufen und die Schwester holen zu einem Schwerkranken. Ach, wie grässlich muss es sein, zu acht Kranken und gefangen!!! in der kleinen Bude zu liegen!

[...]

176. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 7. September 1941

[...]

Es herrscht ein ganz wahnsinniges Getöse hier in unserer Bude; im Radioapparat ist ein ganz wunderbares Mozart-Konzert, der Lärm von der Strasse und vom Bahnhof dringt durch die offenen Fenster und Türen, und die zwölf Mann hier schreien und lachen durcheinander. Ach, ich höre durch alles hindurch die schöne und zarte Musik und bin glücklich über diesen Beweis eines Lebens, eines wirklichen Lebens. Ach, diese Atmosphäre droht mich in den letzten Wochen geradezu zu erdrücken; früher war ich wenigstens in den Stunden ganz frei, die ich ausserhalb verbringen durfte; abends nach Feierabend; aber jetzt verfolgt mich dieser irrsinnige Druck immer und

überall, und wenn ich nachmittags mit der Strassenbahn in die Stadt fahre, lässt mich die Gewissheit, dass ich in wenigen Stunden den gleichen Weg wieder zurückfahre, fast verzweifeln. Und wenn ich gar in Berührung kommen muss mit dem Gesindel, diesem habgierigen, dreckigen Lumpenpack, das nicht wert ist, dass wir uns an einen Tisch mit ihm setzen, und ich weiss abends vorher schon, dass ich am anderen Tag mit dem Spiess oder einem der Feldwebel reden muss oder irgend etwas, dann überläuft mich das Bewusstsein dieser masslosen Erniedrigung ganz heiss, und ich könnte wild werden und wahnsinnig vor Scham und Angst. Du glaubst gar nicht, wie ausserordentlich lumpig, gemein und niedrig diese Leute sind, mit denen ich mich alle Tage herumschlagen muss. Nicht die Kameraden ... nein, dieses litzentragende Gesindel... Heute Morgen in der Kirche in Müngersdorf sah ich zu meinem Erstaunen zwei von unseren Unteroffizieren, von denen ich bisher nur wusste, dass sie gewöhnliche Säue sind wie alle anderen; nachher entdeckte ich, dass unser Chef auch in der Kirche war, und es ist bekannt, dass der gerne sieht, wenn wir zur Kirche gehen; kannst Du Dir ein solches Ausmass von Heuchelei und Schleimscheisserei vorstellen; mein Gott, unsere Phantasia ist noch zu schwach, um alle Möglichkeiten einer vollkommen verdrehten Seele zu kennen. Heute Mittag, als wir abrückten, lag unser Spiess im Fenster; die kalte Verbrecherphysiognomie mit der dunklen Brille und den dunklen Haaren drückte mich so vollkommen zu Boden, dass ich an nichts mehr glauben kann, was wirklich und gut und wahr ist. Ich kann mich zwar immer wieder befreien von diesem wahnsinnigen Druck, aber bald, bald muss ich befreit werden von diesem Elend...

Zwei Unteroffiziere und unser Wachhabender, ein Feldwebel, unterhalten sich hier gerade sehr laut und auf eine alle störende Weise. Wie ich aus ihrem Gespräch höre, sind sie «gebildete Leute», Rechtsanwälte oder irgend so was, eine ganz abnorm ekelhafte Schweinebande; was kann man nur tun, um diesem Gelichter zu enttrinnen. Ach, ich will nicht klagen und nicht traurig sein über diese Lumpen...

Nun sind die sieben Mann Verstärkung auch noch gekommen, und nun wird die Bude ganz voll, brechend voll, und der Radioapparat wird lauter gestellt, und das Gerede schwillt noch mehr an. [...]

[...]

177. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 9. September 1941

[...]

Ich will nicht traurig sein, nein, ich freue mich sehr auf diese Reise, die mich einmal für einige Tage aus dem Stumpfsinn herausführen wird; ich will mich nicht zu sehr ergreifen lassen von der Gier zu kaufen, ich will die Schönheit der Fremde genießen und mich dieser gewissen Art von Freiheit überlassen, Dir schreiben und Dir später viel, viel erzählen. [...]

[...]

178. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Antwerpen, 12. September 1941

[...]

Es war eine sehr schöne Fahrt, trotz des schlechten Wetters, und es war herrlich, wie die prächtige Stadt Antwerpen in der Nachmittags-sonne vor uns lag gestern. Leider mussten wir den ganzen Nachmittag und die ganze Nacht bei unserem Zug bleiben, und ich konnte nur mal für eine halbe Stunde abhauen, und ich freue mich, dass wir jetzt endlich bald frei sind, und ich freue mich auf die Breughels und die alten Gassen...

[...]

---

179. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Brüssel, den 13.9.41

[...]

Überall, wohin du auch kommst, in Holland, Belgien oder Frankreich, überall wird gehandelt und gewuchert, und in aller Augen ist die gierige Verderbnis des Krieges, die alle Leute irre gemacht hat – ob wir je wieder Frieden haben werden?

Ich weiss nicht sehr viel von mir, aber das eine weiss ich, dass ich niemals ein Kaufmann werde, es ist die niedrigste Stufe... Wie sehr hat es mich getröstet, dass in dieser so unsagbar weltlichen und lebensfreudigen Stadt Pater und Nonnen herumlaufen, und wie froh bin ich, dass ich heute Abend in einem wunderbar schönen Laden noch einige Bücher von Bloy kaufen konnte...

[...]

180. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

15. September 1941

Nun bin ich wieder ganz tot, müde und gleichgültig, nachdem ich von den Abwechslungen dieser schönen und bunten Reise und dem ganzen langen Tag zurückgetaucht bin in diesen öden, grauen Rummel mit dem ewig gleichen abscheulichen Geschwätz der Kameraden, in der hoffnungslosen Luft des Wachsoldatenlebens. Ach, die Umstände sind erdrückender als das Leben selbst; dieses vollkommen sinnlose Herumhocken hier auf der Bude, nur, weil man eben Wache hat und dasein muss, dieses pflichtgemässe Dösen und Grübeln macht so mürbe; ich wage gar nicht ernsthaft Hoffnungen auf meinen so notwendigen Gang zum Arzt zu setzen, weil ich mich vor einer zu grau-

samen Enttäuschung fürchte. Ach, vor allem fürchte ich mich so sehr vor dem Lazarett; das wäre das Schlimmste; dieses dauernde Ausgeliefertsein im Lazarett, allem Misstrauen und aller vielleicht berechtigten Gereiztheit der vollkommen überarbeiteten Ärzte einer so undurchsichtigen Krankheit gegenüber und einem so unentschlossenen und verworrenen Kranken gegenüber. Ach, das werde ich vor allem zu verhindern versuchen – das Lazarett...

*181. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 20. September 1941

Bevor ich nun nach der Arbeit – nicht kartoffeln-, sondern radputzend – auf Wache ziehe, will ich Dir schnell noch etwas schreiben; auf unserer Stube geht nun die grosse Braterei und Kocherei los; ich sehe heute erstmals, wie die wirklich hier leben, mit Schinken und Eiern und Speck und pommes de terres frites; ach, ich habe gar keinen Hunger, trotz des verlockenden Geruchs, und mich kann nichts Essbares reizen. Am Sonntag muss ich zur Rheinlandhalle auf Wache, und ich weiss schon genau, dass ich am Sonntagmittag um halb eins an einer gewissen Stelle stehen werde, Stahlhelm auf und das Gewehr auf der Schulter, und dass ich ganz schwach und vollkommen verzweifelt sein werde vor Ärger und Wut...

Du glaubst nicht, wie sehr ich mich sehne nach einer schönen und glänzenden Arbeit; manchmal, wenn ich ein schönes Bild sehe, dann sehne ich mich so grausam tief und unstillbar danach, eine schöne und glänzende meisterhafte Novelle zu schreiben, so wie eine Beethoven-Melodie, und dann werde ich gleich so müde und traurig, weil ich bekennen muss, dass meine Hände gebunden sind...



182. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Wesseling, 29. September 1941

[...]

Nun ist es ganz still um mich herum. Alle anderen schlafen, und ich kann endlich einmal ganz allein mit meinen Gedanken sein. Von eins bis drei draussen war es sehr trüb und feucht, auch dunkel; schwere Wolken verdeckten den Mond und die meisten Sterne. Es ist ganz unheimlich hier draussen, so ländlich und friedlich an der Nord- und der Westseite des Lagers; die Felder von einer phantastischen, träumerischen Stille und so weit bis ans Vorgebirge. Von Osten, ziemlich fern, hört man die unnatürlichen, so fremdartigen Geräusche der Fabrik, schrill und monoton, wie die Laute eines Irrsinnigen, und aus den Nachbarlagern der ausländischen Arbeiter Singen und fröhliches und widerliches Gekreische der Weiber. Hinter diesen Geräuschen aus den Lagern, diesen «Festgesängen», und dem Schreien spürt man ganz deutlich – und das ist so unheimlich – die wilde und wirkliche und sehr mächtige Angst vor der mörderischen Arbeit der Woche, die in vier Stunden schon wieder beginnt; in vier Stunden schon wandern sie alle wieder zu dem grossen, dunklen, gespenstischen Ungeheuer hin, das unten am Rhein hockt. Ach, das Mitleid ist wirklich grösser als der Abscheu...

Es ist wirklich beängstigend, an die Zukunft zu denken, wenn alle die, die Gott abgeschworen haben, einmal erwachen aus dem Rausch der Verzweiflung, der Erniedrigung, der Wollust oder des Krieges...

Ich bin einige Zeit herumgelaufen draussen in dem dunklen Lager und habe Holz gesucht und ein paar Briketts, und nun habe ich den Ofen hier angemacht. Es sind alles grosse, flache, trockene Teile, Abfälle von Zimmermannsarbeit; es brennt gut und lange, und die Wärme ist so wohltuend in dieser Baracke, die dünn ist wie ein Kartenhaus; man hat jetzt für die Leute, die jeweils Wache haben, eine

besondere Baracke gebaut, ganz primitiv, ein kleiner Tisch, ein paar Schemel und eine lange Pritsche; da liegen sie nun alle sechs nebeneinander an der Wand lang, eingewickelt in ihre Decke, und ich sehe von ihnen nur die Sohlen der plumpen, schweren Stiefel, die unten herausgucken mit ihren dicken Nägeln. Ich komme mir ein wenig grossväterlich vor, wie ich so hier sitze mit meiner dicken Zigarre, den Ofen versorge und aufpasse. [...]

[...]

*183. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Wesseling, den 30. September 1941

Heute Morgen, als ich aufstand, war das ganze Lager eingekreist von dicken, weissen Nebelschwaden; die Felder waren wie belegt mit diesem zärtlichen Dunst; es war ein schönes Wetter, und ich hätte mich am liebsten hingesetzt und weitergeschrieben an meiner Geschichte in meinem Schreibheft. Wenn ich allein irgendwo in einem Zimmer gesessen hätte, hätte ich heute Morgen viel schreiben können; es ging nicht in dieser überfüllten Bude bei dem Lärm und dem Reden der anderen, und so ist alles wieder verflogen oder versunken; doch ich will nicht traurig sein; wie unendlich viel müssen andere opfern in diesem Krieg, da ist mein Opfer wirklich nicht allzugross; vielleicht wird es doch noch einmal etwas werden mit mir; ich habe so wunderbar lange geschlafen diese Nacht, in einem durch von gestern Abend elf bis heute Morgen um acht, neun Stunden ohne jede Störung, und deshalb fühle ich mich heute Morgen auch so stark und frisch. Ich bin dann etwas spazierengegangen mit ein paar Kameraden durch die feuchten Felder bis zum Rhein, der gross und gespenstisch schien in den Nebeln; und das Tuten der Schiffe war so voll von dem Geruch

---

und den Lockungen der Ferne, dass ich gleich an den grossen Hafen von Antwerpen dachte, den ich bald vielleicht wieder sehen soll. [...] [...]

184. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Wesseling, den 3.10.41

[...]

Mittags habe ich erst lange geschlafen, etwas unruhig, aber doch geschlafen, und von fünf bis sieben habe ich meine ersten beiden Stunden oben auf dem Turm gestanden; die Sonne war aufgekommen und hing oben hoch im Nebel; ihre Strahlen drangen gar nicht so richtig durch, sondern verschwammen rötlich und etwas dünn, mehr wie das Licht eines kleinen Mondes, wie ein frühwinterliches Bild von Bruegel war es – und ringsum die dampfenden Äcker und diese unglaubliche Ruhe der Bauern beim Pflügen! Und die klaren hellen Stunden in der Nacht, wo man noch weiter sehen konnte als am Tage, Stunden, die mir wirklich verflohen sind. [...]

185. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 7. Oktober 1941

[...]

Ich glaube ganz sicher, dass ich bald mal etwas mehr zur Ruhe kommen werde, damit ich mal wieder arbeiten kann, wenigstens ein wenig arbeiten nach meinen Wünschen. Ich sehne mich ganz wahnsinnig nach einer schönen, runden Arbeit; ach, ich habe jetzt ja etwas angefangen, und ich denke auch oft weiter an diese Geschichte, aber

ich kann doch nur stockend... Das ganz sichere Gefühl, wenn ich einmal in Ruhe beginnen könnte, dann würde ich es in einem Guss hinschreiben...

[...]

186. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Antwerpen, 11. Oktober 1941

[...]

Es war ein toller Tag heute, es hat immer, immer geregnet, und wir sind ein paarmal nass und trocken geworden. Eigentlich hatte ich so kalkuliert, dass ich heute Nachmittag ganz frei sein sollte, aber es ist doch nichts geworden, und wir sind bis jetzt, bis zwölf Uhr nachts, von unseren Geschäften verfolgt worden. Aber trotzdem, wir haben viel gesehen, und es war sehr, sehr schön...

Ich bin ganz zermürbt vor Müdigkeit und werde verfolgt von ganzen Kolonnen von Zahlen. Ach, wenn Ihr nur alle ein wenig Freude habt morgen Abend; ich habe Angst, dass es doch nicht alles so ganz richtig ist. [...]

[...]

187. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

12. Oktober 1941

[...]

Ich habe eben im «Vater des Abendlandes» von Haecker gelesen, und ich bin unsagbar getröstet durch diese Worte, die mir wieder die Sicherheit geben und die Gewissheit, dass wir nicht so ganz unendlich einsam sind mit unserem Glauben an die Wirklichkeit des lebendigen

Kreuzes. Es gibt so wenig Menschen, die an Christus glauben, die überhaupt wenigstens etwas Wesentliches von ihm wissen. Das ist so traurig und bedrückend; und wie schön ist, wenn man lesen kann, so schwarz auf weiss in klaren Worten, dass die Wahrheit doch lebt mit aller Leidenschaft und Kraft...

Du weisst, dass es mein geheimer und sehnlichster Wunsch ist, auch so zu wirken und zu zeugen für das Reich Gottes, für die lebendige Wirklichkeit des Kreuzes, das eingetaucht ist in Leid und überströmt von Blut; umgeben von Erniedrigung und Schmach und Hohn, tausendmal am Tage verkauft und verraten und so unsagbar wenig geliebt und wirklich verehrt. [...]

[...]

188. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

18. Oktober 1941

[...]

Dunkel war der Himmel eben am Rhein in meinen beiden ersten Stunden, schwere Wolken jagten in diesem wilden Sturm dahin, der Rhein glänzte so fahl-silbrig, und die Uferstrasse war finster, und mein Herz war so schwer und traurig und ohne alle Hoffnung, wirklich und wahrhaftig tot. Nun bin ich wieder lebendig; ich zittere noch ein wenig, wenn ich an das ganze Ausmass meines Ausgeliefertseins denke, aber im Grunde genommen können sie mich doch alle nicht zerstören, nein, nein, nein; so weit darf ich ihre nackte Gewalt nicht wirksam werden lassen, und doch fürchte ich das allermeistens, oft, dass sie mich brechen und vernichten können und alle Kraft aus mir nehmen. Doch ich weiss, dass sie es nicht können; nein, im Gegenteil, sie machen mich nur reicher und widerstandsfähiger...

Nun will ich nicht mehr verzagt sein; ich werde die Sprache wiederfinden und die Freude an meiner Arbeit und auch die Musse, die

unentbehrlich dazu ist... Wenn ich wieder einmal müssig sein könnte, dann würde mein Geist wieder wach werden und mein Herz wieder sicher, und ich könnte einmal wieder ich selbst sein und Zeit haben, unendlich viel Zeit, und ganz langsam, langsam wieder «zu mir kommen», wieder wach werden, erweckt werden aus dieser tiefen und unglückseligen Erstarrung.

Ich werde nachdenken über unser Leben [...] und über meine neue Geschichte, die ich immer wieder besprechen muss; sie soll heißen «Der Wanderer»; sie soll sagen von einem Mann, der heimkehrt von einer jahrelangen Wanderschaft, auf die ihn die Unruhe seines Herzens getrieben hat; eine lange Wanderschaft mit viel Glück und unendlich viel Leid und Entbehrung, und dann kehrt er heim, überwältigt von seiner Sehnsucht, in seine Heimatstadt, in den lebendigen Kreis seiner Brüder und Schwestern; viel Enttäuschung erlebt er dort, und die ganze Niedertracht der menschlichen Gesellschaft stösst ihn dort ins Herz, mehr noch wie in der Fremde; ein Jahr erlebt er, das viel Trauer über ihn bringt, viel Qual mit seinen Erinnerungen, und dann reisst ihn der Krieg hinaus aus dem vagen Dämmer seines Lebens und krönt ihn mit dem Tod. Immer und überall wird dieser Mann verfolgt von Gott, ja, verfolgt. Immer wieder herausgerissen aus der Sünde und aus der Gefahr, zu versinken, immer wieder wird seine Unruhe wach und treibt ihn Gott in die Hände, der ihn segnet mit der Gnade des Gebets; und als Motto über diese Geschichte möchte ich haben das Wort von Theodor Haecker, dass der Mensch «taumelnd gestellt ist in den Abgrund zwischen Tier und Engel». [...]

---

189. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Düsseldorf, 25. Oktober 41

[...]

Soeben sind wir beim Arzt gewesen, und es heisst nun vorläufig einmal, dass ich zurück soll zur Kompanie nach Müngersdorf; sicher ist es natürlich noch nicht, aber möglich Jetzt heisst es erst einmal warten...

Ich bin nun wieder in einer Kaserne, es ist kalt und stürmisch, und ich denke oft an die drei Winter, die ich schon in dieser Hoffnungslosigkeit verbracht habe. Den einen, den trostlosesten, in Wolfhagen im Arbeitsdienst, den zweiten in Osnabrück und den dritten in Mülheim, Lüdenscheid und Bielefeld... Ich kann mir nicht denken, dass ich noch einmal einen Winter verbringen könnte, ohne stundenlang am Tage draussen in der Kälte zu stehen und zu warten. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie trostlos das oft war...

Gestern war ich einmal im Kino; es ist doch toll, dass man dann alles vergisst; sogar diese Filme erscheinen einem wie ein höheres Leben, wie eine Äusserung des anderen Daseins.

[...]

190. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

29. Oktober 1941

Die Stube hier ist sehr klein und qualmig, und die fünf Schläfer wälzen sich dauernd im Schlaf und schnarchen und stöhnen mit ihren dicken Kleidern und Stiefeln am Leib, und der ganze elende Wahnsinn des Krieges wird offenbar an diesen Kleinigkeiten, die so winzig erscheinen; ich bin so müde und schlapp, dass ich meine Hände nicht

ballen könnte zu einer Faust, und ich bin so schwach, dass jedes laute Schnarchen mich erzittern lässt. Der Krieg saugt wirklich alle Kraft und allen Willen meines Geistes aus mir heraus, und immer wieder muss ich antreten vor Gott und mich neu sammeln... Es gibt ein Wort von Sorge, im Krieg geschrieben, und ich habe früher schon, als ich eigentlich nicht empfinden konnte, wieso, gedacht, dass es ein wunderbares Wort ist: «Und immer wieder muss ich in den Tiegel steigen, läutern, läutern...», heisst es. Ach, es ist so, wenn du in einer Bude sitzt unter vielen anderen Soldaten, bei irgendeinem Dienst oder beim Warten auf irgend etwas – und unser halbes Leben ist ja Warten –, weisst Du, so mittendrin sitzen in einer Masse und diesem Geschwätz ausgeliefert bist, diesem ewig gleichen, blöden und albernen, hirnlosen Geschwätz, das so seicht ist wie nur irgendein fauliger Tümpel, dann kannst du oft nur denken, dass du verloren bist, auf ewig verloren, dass alles, was dich am Leben erhält, alles, was wirklich dein Leben ausmacht, alles das erscheint dir dann tot und abgestorben und vollkommen gelöscht, dass du dich auf ewig verlassen glaubst in diesem grauen Wahnsinn, der sich Krieg nennt; «dann musst du immer wieder in den Tiegel steigen, läutern, läutern...» Manchmal ist es dann soweit, dass man wünschen möchte, alle wären wirklich tot, Braut und Eltern und Gott, damit man ganz unbeschwert und unbelastet und mühelos hineinsinken könnte in diesen grauen dicken Brei, der sich glucksend öffnet wie ein Teig und sich wieder verschliesst und stumpf wird; das ist der Höhepunkt, ach, dann beisst man die Zähne zusammen und betet, betet, betet mit der wildesten Inbrunst und zitternden Lippen, und es ist so ganz unglaublich und doch wahr, dass Gott immer wieder unsere Schwäche verzeiht. [...]

[...]



*191. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, 3.11.41

[...]

Jede geringste Möglichkeit einer Hoffnung, und wenn sie noch so schwachfüßig ist, fasse ich gleich mit vollen Segeln auf, ach, und lasse mich treiben, froh und siegesgewiss, manchmal ein wenig bangend und von Angst etwas verstört, aber wenn sie dann wieder fahren geht, wieder absinkt irgendwo, diese kleine Hoffnung, die ich aufgebläht habe, dann bin ich immer dem Tode nahe vor Erschöpfung und Verzweiflung; so geht es Sonntag für Sonntag mit meinen Urlaubshoffnungen; immer wieder rechne ich doch noch mit einer Anständigkeit der Menschen, die vorauszusetzen ich gar keine Berechtigung mehr habe; immer wieder bin ich hoch aufgerichtet vor Empörung und betrete das Quartier der Clique, die sich anscheinend verschworen hat, mich zu ermorden, die Schreibstube, und immer wieder muss ich abziehen, ohne etwas erreicht zu haben; ach, ich bin ein so lächerlicher Schwächling...

In den letzten Wochen habe ich oft darüber nachgedacht, woran es wohl liegt, dass ich so vollkommen am Ende meiner psychischen Kräfte bin, vielleicht würde mich ein Urlaub von vierzehn Tagen einmal wieder stärken und kräftigen, und ich könnte alles dann wieder besser ertragen; vielleicht ist es diese ununterbrochene Angespanntheit seit einem Jahr fast, was mich völlig erschöpft hat; aber manchmal meine ich, dass mein Glaube an Gott zu klein ist und dass ich viel zu wenig mit wirklicher Andacht bete; ich bin doch wirklich in einer beneidenswerten Lage, alle zwei Tage, wenn auch nur für Stunden, Deine Nähe und das Bewusstsein, zu Hause zu sein; vielleicht ist es auch diese dauernde Bewusstheit, die Tatsache, immer wieder zwischen zwei absolut wesensfremden Welten hin- und hergerissen zu sein, immer sich teilen müssen und jeden Tag vollkommen umstellen müssen zwischen diesen beiden Welten, die absolut einander fremd

sind und deren Absolutheit ich auch ganz und gar erkenne und spüre; zwischen der Welt meines eigenen und mir so unendlich oft wieder-geschenkten Lebens und diesem verhassten, mir aufgezwungenen Schattendasein, das ich wirklich ausfüllen muss. [...]

192. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 15.11.41

[...]

Es ist einfach märchenhaft, dass ich wieder an einem warmen Ofen sitze und Dir schreibe; ach, es ist gar nicht zu glauben; ganz langsam bin ich wieder aufgetaut und lebendig geworden, fast eine halbe Stunde hat es gedauert, und nun habe ich noch eine halbe Stunde Zeit, Dir einen kleinen Brief zu schreiben, dann werde ich schlafen, schlafen...

Es ist schneidend kalt und klar draussen, und zwei Stunden sind eine Ewigkeit – ich habe erst alle Ecken ausprobiert auf ihre Wärme und ihren Windschutz, aber kalt, kalt waren sie alle, so bin ich von einer in die andere gegangen, überall ein paar Minuten stehengeblieben und habe dann nach einer Ewigkeit auf die Uhr gesehen, da waren erst zwanzig Minuten vorüber, ach, dann bin ich ganz verzweiflungsvoll lange stehengeblieben und schliesslich über den Hof geschlendert und habe alle Türen an den Baracken ausprobiert und ach – ... eine war auf, und irgendwo in einer Ecke dieser Baracke stand dann auch ein Ofen, der noch wirkliche, ja ganz reale Wärme hatte, ach, da habe ich mich dagegen gepresst und meine Arme um ihn geschlungen und bin langsam ein wenig zu mir gekommen; in der Kälte draussen erfrieren ja alle Gedanken und alle Gefühle; dann habe ich ein wenig auf dem Tisch herumgeleuchtet mit meiner Lampe und fand da unter vielem einen Umschlag, der mich ganz faszinierte, da

stand auf einem grossen weissen weichen Umschlag in einer leichten und klugen Schrift: Comtesse de ... Chateau de ... ach, nur an ein Château zu denken, an ein altes französisches Chateau mit einem Kamin drinnen und einem Park draussen, aber ach, es nützte doch alles nichts, ganz langsam kroch die Kälte wieder heran, doch in einem solchen Falle darf man dann doch noch einmal unverbindlich auf die Uhr sehen und sieht diesmal, ja, es waren wirklich und wahrhaftig 20 Minuten vorbei – ... Wer weiss, wie lange ich da gestanden und geträumt habe, vielleicht eine Stunde, vielleicht auch nur fünf Minuten, denn die warmen Minuten sind so kurz und die kalten so elendiglich lang; ach, jedenfalls war es so vor drei, und man konnte immerhin noch einmal den dreckigen schwarzen Ofen umarmen und ihm die letzte Wärme abpressen, und man konnte sich freuen auf die wollüstige Wärme der Wachstube und den heissen Kaffee und die Zigaretten, ruhig und in Frieden gequalmt, und auf ein letztes trockenes Brötchen (das eins von den wenigen Resten des Paradieses ist – wenn man Hunger hat). Dann zurück über den kalten Hof, wo die Bäume schon ganz hoffnungslos kahl sind und der Wind pfeift, und dann noch eine Ewigkeit im Kühlen lange kalte Minuten gewartet, ach, alles vereiste wieder, und alles froh wieder ein, die Kälte kroch wieder unten im Mantel herein, an den Beinen und Schenkeln herauf über die Brust bis an den Hals und war dann doch noch fast warm genug, um den Eisklumpen des Gesichts aufzutauen; ach, alles ist hoffnungslos, und als dann die Uhr den ersten von den drei Schlägen tat, da musste ich ja glauben, dass drinnen in der Wachstube alle gestorben wären und ich nun allein bis morgen früh zu warten hätte, aber beim zweiten der drei Schläge öffnete sich die Tür, und ich hörte, wie der Posten seine Patrone in den Lauf schiebt und das Schloss klirrend schliesst, und ich springe ihm entgegen und ach, warm, warm, warm war es in der Stube; nun werde ich mich tief einrollen in meine Decke und die Augen schliessen und das Summen des Ofens hören...

[...]

193. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

28.11.1941

[...]

Meine einzige grosse Sorge ist vorläufig nur, ob ich nach Antwerpen komme oder nicht; alle die schönen Dinge, die ich mitbringen muss und will, Kaffee, Zigarren und Tuche, ach, wenn das alles noch sein könnte! Doch ich will auch darin geduldig sein und vor allem bescheiden, dann träume ich auch nachts nicht mehr von riesigen Stoffballen und Stapeln von Zigarren; ach, ich bin auch ein wenig gierig, und das Bewusstsein, Vorräte zu haben, berauscht mich, ich muss sehr, sehr vorsichtig sein! Der Teufel ist wirklich ein Teufel, überall sitzt er!

Den Frieden kann ich mir gar nicht vorstellen, es ist ganz unmöglich, vielleicht bin ich nur deshalb so aufgerieben und erschöpft, weil ich immer und immer wieder dieses Unmögliche versucht habe; in dem Buch von Wiechert «Jedermann» habe ich ein aufschlussreiches Wort gelesen, da steht: «Wer vom Krieg erzählen will und erzählt von Trommelfeuer und Granaten, der ist ein Narr, und wer von der Liebe erzählen will und erzählt von Küssen, der ist ein Narr; der Krieg, mein Klaus, der Krieg ist, dass wir keine Heimat und keine Mutter mehr haben, und dass unsere Herzen leer sind...» Ist das nicht wirklich einleuchtend, eine ganz unsagbar tiefe Erklärung, so ist es ganz gewiss; es gibt sicher Leute, die tausend Frauen geküsst und umarmt haben und nicht wissen, was die Liebe ist – ach, das ist so selbstverständlich –, und ich glaube auch, dass manche, die alle Schlachten mitgemacht haben, nicht soviel gelitten haben wie mancher, der noch keine scharfe Granate hat platzen hören; das hört sich wohl sehr hochmütig an, und ich habe mir lange überlegt, ehe ich es Dir schrieb, aber ich glaube, dass es so ist; ach, das grausamste ist nicht, dass jemand fällt, wer weiss, ob er nicht tausendmal – ach ganz sicher – glücklicher ist in der Ewigkeit als wir, denn er hat doch mit dem Leben alles bezahlt; das ist nicht das Grausamste; grässlich ist, dass alles andere weitergeht, dass die Strassenbahnen voll gereizter

und müder Leute sind, dass die Kinos weiterlaufen, dass die grossen Betrüger die kleinen aufhängen lassen, dass die Sonne auf- und untergeht und die Fahrpläne alle pünktlich eingehalten werden – ach, das Leben ist ganz gewiss grausamer als der Tod! Manchmal ist vielleicht sogar der Frieden grausamer als der Krieg!

[...]

194. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Antwerpen, den 1. Dezember 1941

das ist der Krieg: eine überfüllte, schmutzige Schenke, Feldweibel und Soldaten und eine grausam sentimentale Mischung vom Radio, Qualm und Singerei, Hafenleute und mitten, mittendrin ein grosses Billard, ach, so schön grün das Tuch, und ein ganz kleiner Junge spielt mit den Bällen, ganz klein, drei oder vier Jahre alt, und er reckt sich über den Rand und wirft die roten und die weissen Bälle aneinander, ach, einen blonden, hellen Schopf hat er und ein rosiges Gesicht, so voller Unschuld ... und ich, ich hocke mitten dazwischen, Gott sei Dank allein an einem Tisch bei einem Glas Wodka, und alle schauen mich so abwechselnd einmal verstohlen an, weil ich so düster dreinblicke; und da sitze ich, und ab und zu, wenn er Zeit hat, steht der Kellner bei mir und verhandelt mit mir, und ich sitze auf heissen, ach, glühenden Kohlen, denn ich bin von unserem Zug abgehauen so zwischen einer Vigilie und der andern. [...]

Und mitten in der Nacht – so gegen zwei Uhr – mache ich mit meinem Gewehr einen kleinen Spaziergang vom Zuge weg, durch den auch tagsüber so wunderbar stillen und hohen grossen Südbahnhof, durch den leeren Wartesaal, durch die Sperre, und stelle mich eine Viertelstunde vor dem Bahnhof auf den leeren Platz; der Mond scheint ganz hell und klar, ach, fast unwirklich, dieses Licht (ich kann

wirklich und wahrhaftig in meiner kleinen Taschenbibel lesen). Ganz nah ist der Hafen mit seinen unsichtbaren Kneipen, und manchmal hört man, wie irgendwo eine Tür sich öffnet und ein Schwall von Grölen und Kreischen in die Nacht fällt, es ist so, wie wenn man eine Luke öffnet und das Feuer kommt einem entgegen; es ist so schön, so zu stehen in dieser klaren und hellen und doch sehr stillen Nacht, warm eingehüllt, und die grossen, unbeweglichen silbernen Häuserzeilen zu überschauen und die märchenhaft schöne Allee mit ihren nächtlichen Schatten, so phantastisch schön. [...]

Der Tag ist nicht so schön, mir brennen die Augen unbarmherzig, und ich muss viel laufen, und manchmal verzweifle ich fast, und nur Wodka, Wodka kann mir helfen; aber es ist auch schön; wenn nur nicht immer das Gehirn so masslos mit Zahlen überlastet wäre. [...]

Schön sind nur die wenigen Minuten, die ich tief in den Bücherläden verbringe, die hier so verlockend sind, ach und ich finde immer etwas, auch diesmal wieder!, und schön, schön ist es, auch für Dich etwas zu suchen, aber wie schwer kann ich mich entschliessen!

Der einzige von meinen Käufen, was mich wirklich erfreut für mich selbst, ist ein schönes ledernes Notizbuch, und es ist das billigste von allem, es ist so weich und voll von weissen Blättern, und es gibt fast nichts, was mich so fasziniert wie leere weisse Blätter. [...] und zwei Bände Tagebücher von Bloy habe ich noch gefunden, ich freue mich...

---

*195. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 9.12.41

[...]

Es war sehr, sehr neblig und feucht, und hier auf dem grossen Güterbahnhof war viel Betrieb mitten in der Nacht. Die Maschinen und die Waggons tauchten auf wie Gespenster aus dem Dunkel und verschwanden wieder darin, dumpf rollend und unheimlich, und dann kam ein Truppentransport an, mehrere Hundert Arbeitsdienstler; bis es Morgen wurde, lag der Zug auf einem Nebengleis, und ich ging mehrmals daran vorbei – die verschlafenen Gestalten tauchten an den Fenstern auf und fragten, wo wir wären, und ein paar Vormänner schlichen dauernd um den Zug herum wie Schäferhunde – ach, wie gut kenne ich dieses ewig lange Herumliegen auf Güterbahnhöfen; und nun ist es Morgen geworden, und sie haben mit viel Gebrüll Kaffee empfangen, und nun ist es Mittag, und sie empfangen unter Schnauzen und Brüllen irgendeines lächerlichen kleinen Vormanns diese grauenhafte Suppe, die es nun überall in der Welt kostenlos für deutsche Soldaten gibt, und man muss dabeistehen und kann gar nichts tun; und dann gehen sie zurück in ihre Abteile, löffeln ihre Suppe und warten, warten, warten, eng aneinandergehockt, warten.

[...]

[...]

196. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln-Dünnwald, den 13.12.41

[...]

Draussen ist es sehr, sehr finster, schauerlich und drückend, und manchmal heult der Wind um unsere alte Bude; sechs Stunden von meinen acht habe ich schon um, und vier davon habe ich draussen in völliger Finsternis im Wald gestanden; gestern Abend regnete es ununterbrochen in Strömen, und ich habe die ganzen beiden Stunden unbewegt im Schilderhaus gestanden, den Stahlhelm in der Hand und den Kopf vorgebeugt in die schöne kühle Luft. Die beiden Stunden sind sehr schnell vergangen, wie ein Traum. [...]

Oft befällt mich eine wilde Sehnsucht nach Arbeit und sinnvollem Wirken, und ich meine dann, es müsste irgend etwas bald, bald geschehen, damit ich nicht völlig wahnsinnig werde. Ich bin kein Naturschwärmer – das weisst Du – ach, alles andere als das –, aber sooft ich in Berührung komme damit, immer wieder bin ich überrascht, immer wieder, ach, es ist ganz phantastisch schön hier, auch jetzt; die Sträucher sind ganz trocken rot, und die Blätter, die noch an den Bäumen hängen, sind fahl rosig, wunderbar sandfarben und hell und die Stämme der Bäume so schimmernd hell und grün, dass sie meinen müden Augen oft wie Luft scheinen, und ich spaziere langsam meinen schmalen Postenpfad zwischen den grossen Munitionsbehältern und denke an das Unwirklichste, an den Frieden; und ich sehe die unzähligen Kritzeleien, die sich im Laufe der Jahre dort angesammelt haben, kindliche und sehr naive von den Ostmärkern, sehr heimwehvoll und rührend, blöde von den Westfalen, zotig, gemein und sehr phrasenhaft, von Pflicht und Stärke, ja, geschrieben in der Einsamkeit der zwei Stunden, und die Zeichnungen, unglaublich, nein, ich glaube, in anderen Ländern gibt es das nicht; wenigstens habe ich es noch nirgendwo so gesehen, auf Aborten und freien Wänden, diese Schmierereien, wie es bei uns üblich ist.



13. 12. 41

Nun ist es hell geworden – Gott sei Dank, hell; heute Morgen, als ich aufzog, um  $\frac{1}{4}$  nach sieben, war es noch dunkel, aber der Mond schien schon hell mit einem ganz phantastisch silbernen und unwirklichen Licht; der Himmel war ganz reingefegt von allen finsternen Wolken, und die Sterne waren alle am Himmel zu sehen, und ganz langsam wurde es dann Tag. Als ich so kurz nach Mitternacht gestanden hatte, war es so undurchdringlich finster, und wenn ich dann mit meiner Taschenlampe in die Bäume hinaufleuchtete, dann blühten die wenigen Blätter wie goldene Äpfel, wie im Märchen, und ich brauchte nur den winzigen Knopf meiner Lampe wieder zurückzuschieben, dann fiel die Dunkelheit wieder über alles; und nun, am Morgen, nun wurde es Tag, ganz hell wurde es, ach, es ist doch stumpfsinnig, dass wir alle diese Wunder auf Grund irgendeiner fadenscheinigen physikalischen Erklärung so einfach hinnehmen; die festen Blätter der Eichen werden ganz rosig in der Helle des Tages...

Ich bin sehr müde... Du wirst es schon an meinem Brief merken, und ich wollte Dir einen so schönen langen Brief schreiben! Ach, draussen, hier vor meinem Fenster, brüllen ein paar Unteroffiziere mit Leuten herum, die schlecht geschlafen haben, und mich überfällt das ganze Elend meiner Rekrutenzeit; ach, ich war auch immer ein schlechter Schütze, immer, immer, und die Schiesstage, die für alle anderen Festtage waren, waren für mich und einige andere nur Trauertage; immer mussten wir « Gewehrpumpen » und immer die Munitionskisten den sandigen Weg vom Schiessstand in die Kaserne zurückschleifen. Und wie ich hungerte: Auf dem Schiessstand in der Kantine ass ich für 1.50 Mk Bienenstich, und eine Stunde drauf hatte ich das Gefühl, seit Tagen nichts mehr gegessen zu haben.

*197. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 16. Dezember 1941

[...]

Heute bin ich ganz sonderbar leer, irgendwie freudlos und leidlos, fast so, als ob eine grosse Entscheidung gefallen wäre, dabei ist es doch nur ein Aufschieben, doch ich vertraue auf Gottes Willen, und ich bin sehr, sehr dankbar, dass es erst einmal soweit ist...

Draussen regnet es, ein kalter und heftiger, unfreundlicher Regen, wirklich, und hier ist es öde, so öde; der Bahndamm und dann ein paar tote Fabrikgebäude, viel wildes Gras und Erde; ach, und dieses so sonderbar tote Dorf, wo ich eben wegen ein paar Couverts bald eine Stunde herumgelaufen bin, nein, es ist ganz trostlos hier; unsere Bude, die ist voll Qualm und schmutzig ist sie und voll Gebrüll, und alles, der ganze Tisch ist voller Marmelade, ach, so klebrig; nein, es ist ein trostloses Leben; düster und finster sind immer diese langen Stunden auf Wache, doch auch wie schnell vergehen sie wieder; es ist doch sonderbar, dass uns Männern die Gleichheit und Unterordnung viel mehr eignet als Euch, ach, es ist gut so, wie schrecklich wäre es, wenn Ihr auch...

Nun ist es halb vier geworden, ich habe schon sechs Stunden von acht um, die letzten beiden eben von 1-3, eine halbe Stunde brauchte ich, um völlig warm zu werden; es ist draussen ganz abscheulich kalt und feucht; ach, wie wunderbar, wie herrlich so ein warmer, brennender Ofen ist! Ich habe mich ganz nah drangesetzt, eine Pfeife geraucht und eine heisse Tasse Kaffee getrunken; Du glaubst nicht, wie märchenhaft schön es ist, draussen in der Kälte vor der Wachstube zu stehen und zu hören, wie drinnen die Gewehre geladen werden, und wie dann die Tür sich öffnet und du darfst hineinschlüpfen ins Warme, Warme; ach, ich zittere jedesmal vor Wollust und auch manchmal vor Angst, wenn die Zeit immer näherrückt und noch nichts zu hören ist! Hast Du schon einmal das Geschimpfe eines Po-

stens gehört, der eine Viertelstunde zu lang gewartet hat; ach, es ist ganz grausam, wenn man die zwei Stunden um hat, und es kommt niemand, dann werden die Minuten ganz grausam lang, und man verzweifelt an der Menschheit, aber sobald man dann am warmen Ofen sitzt, ist alles vergessen, ach, es ist so schön warm und friedlich, und vier Stunden hat man dann Zeit, und man bereut gleich die bösen Worte, die man dem armen Schwein da draussen an den Kopf geworfen hat; bald, bald, nur noch eine Viertelstunde, dann kann ich sogar schlafen; ja, es ist eine ganz selten dreckige Schlafgelegenheit hier, die Strohsäcke sind schon seit Beginn des Krieges da, noch ungesäubert und ganz hart und flach und ohne Bezug, und sogar von Wanzen wird gemunkelt, aber mir ist es ganz gleich, ich werde mein Taschentuch unter den Kopf legen und meinen Mantel über mich und werde schlafen, schlafen...

Meist denke ich ja, dass ich später – nach dem Kriege – wirklich einmal wieder leben und arbeiten werde und dass dann alles dieses hier wie ein sehr hoher und schwerer Preis dafür sein wird, der uns alles kostbarer erscheinen lässt; aber in sehr trüben Stunden denke ich dann auch, dass vielleicht mein – unser – ganzes Leben nur, nur aus dieser Hoffnung bestehen wird. [...]

[...]

198. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 20. Dezember 1941

[...]

Es ist halb vier in der Nacht; wunderbar warm ist es hier in der Stube, der Ofen brennt, und ich bin ganz, ganz allein, das ist das Schönste; gestern die Feier hat wieder so richtig meinen Individualismus erwecken lassen; einhundertdreissig Mann so eng zusammengequetscht, schwitzend, alle im gleichen Kleid, mit dem dienstlichen Befehl, sich

zu freuen, Bier trinkend und schwätzend und singend, singend, dieselben Lieder, die Tag für Tag gesungen werden, gleichsam, als ständen sie unter einem Gesetz, das ihren Lippen immer wieder dieselben Worte formte, dabei die meisten doch im Grunde genommen unschuldig, ach, welch eine Qual, die militärischen Erheiterungsaktionen!, und dann die Reden, drei oder vier ganz gewöhnliche Bürger in Offiziersröcken, die vorn an einem Tisch sitzen wie die Herren der Welt und sich gegenseitig ganz enorme Reden anschwingen, sich mit Phrasen bewerfen und von Wohlwollen ganz und gar bekleckert sind; es ist doch eine wirklich erheiternde Komödie.

Ach, ich denke immer noch an die Feier gestern, da sitzen sie alle zusammen und trinken Bier und singen mehr oder weniger eindeutige Schlager, und das ist nun das Geburtsfest Christi; ja, das ist sicher so, dass wenige, sehr, sehr wenige von den Millionen Deutschen, die glanzvolle Weihnachten feiern, an Christus denken, an die Geburt des Kreuzes; das Ganze ist doch bei den meisten im Grunde genommen noch sehr, sehr heidnisch, viel mehr, als wir wissen (nun muss ich wieder aufhören, plötzlich bin ich ganz irrsinnig müde geworden und fühle schon, dass es nichts mehr ist mit dem Schreiben...).

Ich bin noch einmal rausgewesen und habe meine Handschuhe geholt, die ich irgendwo liegengelassen hatte, und habe mein Taschentuch gewaschen, und nun werde ich schlafen gehen; ach, denke Dir eine sehr enge, kleine Bude, in der drei mal zwei schmutzige Betten übereinander stehen, baufällig und quietschend bei jedem kräftigen Atemzug des Schläfers, und einen entsetzlichen Geruch und stinkende, schmutzige Strohsäcke ohne Bezug; eine trübe, mit blauer Farbe beschmierte Lampe brennt darin, wer könnte da nicht glauben, dass es eine Ehre ist, Soldat zu sein; wirklich und wahrhaftig, dieses erträgt man nicht jahrelang, nur weil man Angst hat vor Haft!

Nun ist es Morgen geworden, wieder einmal... Diese Nacht, ehe ich zu Bett ging, hatte ich noch einen kleinen Auftritt mit unseren Mäusen, vielmehr keinen Auftritt, ich habe mich nicht trennen können von dem faszinierenden Getue dieser Biester; es ist ganz erstaun-

lich, erst hörte ich ihr Knabbern und Rascheln in unserem Eimer ganz nahe am Ofen, und beim Schein der Tischlampe konnte ich sie nicht genau beobachten; darum habe ich die grosse Lampe angeknipst, und dann trieben sie es ganz ungeniert im hellsten Licht. Eine hatte anscheinend etwas Essbares gewittert und kroch dann buchstäblich unter der Tür durch und holte sich ein paar Genossen, eine ganze Mäusefamilie, klein, grau und sehr mager kamen sie dahergekrochen, ach, es tat mir wirklich zu leid, aufzustehen und sie zu verscheuchen; sie wühlten wie irrsinnig in dem schmutzigen Eimer herum, aber alles muss ein Ende haben, auch eine Mäusemahlzeit, und ich musste ins Bett; ich warf eine Zigarettenschachtel gegen den Eimer, und dann ... husch, flitzten sie unter der Tür weg; ja buchstäblich durch den schmalen Schlitz, kaum so dick wie die Morgenzeitung eines Bankdirektors; ich sah noch als letzten Gruss ihre winzigen Beine und Schwänze verschwinden. [...]

199. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 24. Dezember 1941

Es ist wieder sehr spät, mitten in der Nacht, zwischen drei und vier Uhr; heute ist Weihnachten, ach, ich weiss nicht, jetzt bin ich nicht mehr so froh, so unbefangen froh, vielleicht ist es nur die Müdigkeit, die ewige Schwäche – ach, zwei Stunden bin ich hier auf dem Flur vor dem Zimmer der kranken Gefangenen auf und ab gegangen; ich höre ihre Atemzüge, ruhige und hastige, und dann öffnete ich einmal die Tür, und im leichten Schimmer des Flurlichtes sah ich ihre gelösten Gesichter; arm und bleich und glanzlos, ein paar alte darunter mit grauem Haar und harten Zügen, denen man den Weltkrieg noch ansieht; nun liegen sie hier; vielleicht haben sie fünf oder sechs Jahre

das elende Soldatenleben ertragen müssen, und nun werden sie wegen einer Kleinigkeit wieder für Jahre eingesperrt. Ich frage mich, wie man alles, die Ungerechtigkeit, die Qual und die vollkommene Verwirrung aller menschlichen Dinge, ertragen kann, ohne an Gott zu glauben; es wird mir wirklich angst in diesem matt erleuchteten Flur, und ich versuche mir auszumalen, was ich tun würde, wenn ich nicht an Gott glaubte – und glaube ich denn an Gott? Ach, einmal alles abtun, Erziehung, Konvention, Gefühle, Angst und Mitleid und sich die Frage stellen! Nur nicht einschlafen lassen, nichts einschlafen lassen, was in uns lebt, auch nicht das Böse, nein, nein, überwinden und töten, aber nicht einschlafen lassen. Ich kämpfe schon, solange ich Soldat bin, damit, meine Sehnsucht und meinen Geist nicht einschlafen zu lassen, aber wie wenig ich erreicht habe; ich könnte weinen, ja ich würde weinen, wenn ich nicht zu faul wäre und zu schläfrig, denn ich bin so vollständig ruiniert, dass Du und ich es gar nicht ermaßen können, meine Gedanken sind so flach wie die Oberfläche eines Margarinekartons, und meine Phantasie ist so lahm wie ein altes Pferd, ja, nur Schwäche bin ich, nur Schwäche; ein Schwätzer bin ich geworden und ein Geniesser; manchmal erfüllt mich wie ein dunkler Traum die Angst, dass ich Dich verlieren könnte, auch heute Nachmittag, als ich da auf meinem lächerlichen Posten stand; es ist – glaube ich – nur die Angst vor meiner eigenen Stumpfheit; ja, vielleicht wäre es meine Rettung, wenn Gott mich wieder tief unglücklich werden liesse; ich lebe erst dann wieder, wenn ich leide, ich glaube, ich sagte es Dir schon, dass ich immer dann unsagbar tief – auf eine seltsame Weise – glücklich bin, wenn ich – ach, es klingt wie die Paradoxie eines Irrsinnigen – unglücklich bin; und dieses Leben, das bringt höchstens den Stumpfsinn... Du wirst meine Verzweiflung verstehen; ganz langsam gehe ich zugrunde, wenn es so weitergeht, ich werde unendlich alt, bin jetzt schon bald ein Greis, und alle meine Kraft fließt dahin; ach, Gott möge mir helfen; niemand, niemand kann ahnen, wieviel ich opfern muss in diesem grauen Rock, und niemand kann mir sagen, ob ich wieder leben werde.

Ich habe ein Buch von Schneider neben mir liegen, «Kaiser Lothars Krone», aber ich komme nicht weiter darin, ach, nicht weil es mir nicht gefiele; jedes Wort ist sehr schön, und ich empfinde das auch noch, aber es geht nicht weiter, ich lese zwei, drei Zeilen, und dann muss ich schon wieder zurückblättern, weil ich den Zusammenhang vergessen habe, so ist es, es ist wie ein grausames Spiel, nichts kann ich mehr lesen in einem Guss, nur diese billigen bunten Romane, die auf allen Wachstuben herumliegen, die kann ich lesen; eines Tages wirst Du einsehen, dass ich im Grunde nur noch ein ganz flacher Idiot bin; manchmal denke ich auch, dass ich ganz schwachsinzig werde und dann irgendwo sitze und von Dir gepflegt werde; mit Hölzchen werde ich spielen und mit bunten Farben auf sehr, sehr schönes weisses Papier malen, und die Leute werden mich besuchen und sagen: «Du, wie schön, was du da gemacht hast.» Und ich werde sehr stolz und glücklich sein und werde Mitglied sein im Verband der Kriegsofopfer, oder vielleicht werden sie mich in den nicht aufnehmen, weil ich in der Heimat gewesen bin und also gar nicht unter dem Krieg habe zu leiden brauchen; dann werde ich natürlich unglücklich sein...

[...]

200. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 26.12.41

Seit drei Uhr sitze ich hier und wache, und die Zeit ist mit dem wunderbaren neuen Dickens, den Du mir geschenkt hast, sehr, sehr schnell vergangen; die Rundgänge zwischendurch haben mir die Zeit sogar noch zu kurz erscheinen lassen; draussen auf der Strasse hört man schon wieder das Leben, die Bahn fährt, und ich höre Stimmen von Leuten, die ganz nah an meiner kleinen Stube hier vorbeigehen.

Ich bin müde von dem ungewohnt langen und vielen Lesen, und mein Kopf ist ganz wirr von dem Qualm, der die ganze Bude erfüllt; noch eine Stunde.

Die Fahrt hierher gestern Nachmittag war so sonderbar; es war kalt geworden und düster, ich sah in alle die vielen Strassen, die vom Ring abzweigen, so richtig mitten hinein; die dunklen Fassaden der Häuser und die schweren Gestalten der Menschen, und die Bäume ganz giftig gelb, schwarz überschattet, und die Leute, die man näher sehen konnte, hatten so leere, leichenhafte Gesichter; es war erschreckend; oft meine ich, es ist vielleicht gar nicht der Krieg allein, der diese wahnwitzige Hoffnungslosigkeit ausgestreut hat und dem Leben allen Glanz genommen hat, es ist die Zeit... diese wahnsinnig verworrene, verworfene und unglückliche Zeit; ach, wie werden wir da durchfinden, so einsam und niedergedrückt von unserer Schwermut und gelähmt von einem dunklen Wissen, das wir selbst nicht kennen, und belastet mit dem Blut und der Sünde von Ahnen, die irgendwo längst vermodert sind; Gott möge uns beistehen! Ich habe hier ein kleines Bild an der Wand, eine Photographie, braun umrahmt, es zeigt eine Reihe von SA-Leuten und Parteigenossen in ihren Uniformen, vor ein paar grünen Sträuchern aufgenommen, kleine Gestalten und dumpfe, ausdruckslose Gesichter, die ganz unsagbar hoffnungslosen und unästhetischen Vereinsidioten kommen einem so trostlos unerfreulich entgegen; man kann sie nicht hassen und lieben und bemitleiden, und doch ist Deutschland sicher gross und wertvoll und liebenswert und besteht doch zu 95% aus solchen «Abphotographierten». Bin ich hochmütig oder irrsinnig ... ach, wäre es nicht besser, wenn man mich von dieser Welt wegnähme. Ich bin so traurig, meine Schwermut hat mich gepackt und erfüllt mich wie schwarzes Blei, und nie suche ich irgendeinen Grund oder Anlass, dabei steigt sie ganz ohne Anlass auf, sie setzt sich fest wie ein fremdes und erschreckend rätselhaftes Tier, ganz gleich, ob Weihnachten ist oder ob ich einen undankbaren langen Tag vor mir habe; was mag es sein, dieses Untier, ganz sicher ist, dass es aus der Hölle kommt, Gott



möge uns behüten! Es ist alles so sonderbar schwarz in mir, drückend und hoffnungslos und verzweifelt. [...]

[...]

201. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

(Zugbegleitung) 30. Dezember 1941

[...]

Wir haben einen warmen Wagen, zwei Mann, jeder eine ganze weiche Polsterbank für sich, auf der man herrlich schlafen kann, gleich in Nippes, als wir den Zug übernahmen, habe ich mich hingelegt und bin eingeschlafen; [...] und geschlafen, geschlafen habe ich bis heute Morgen halb elf, als wir in Maastricht waren; nun ist es ein Uhr, und wir halten in Lüttich, schon in Belgien. [...]

Nun sind wir an Namur vorbei und fahren durch das schöne Tal der Maas; die dunklen Wälder auf den Höhen sind verhangen von Nebel, obwohl es doch nachmittags vier Uhr ist, bald, in zwei Stunden schon, ist es wieder dunkel; [...], wie oft auf dieser Fahrt überkommt mich das Gefühl völliger Verlorenheit und Verlassenheit, und ich möchte tief hinabsinken in einen Abgrund von Trauer und Verzweiflung, aber ich denke daran, was ich Dir versprochen habe. [...]

Sooft wir halten, umringen Kinder unseren Waggon und betteln um Brot, auch Frauen, armselig gekleidet, mager, mit bitteren Gesichtern, stehn am Wege und deuten auf ihre Taschen; wenn unser ganzer Zug aus Brotwagen bestände, könnten wir nicht allen Hungrigen etwas geben; selbst wenn wir mitten auf der Strecke an einer ganz abgelegenen Stelle halten, auf einmal sind sie da und heben bettelnd die Hände; eben, als wir mitten in der Stadt Namur hielten, zwischen Mauern und Hinterhöfen, sprang ein Junge über die Mauer, an unserem Wagen hoch und reichte uns einen Zettel, darauf stand: Brot, in

einer zierlichen französischen Frauenschrift; das flehende, bleiche Gesicht des taubstummen Kindes hing an mir wie an einer allerletzten Hoffnung, und ich frage mich, welcher Mensch zwischen Himmel und Erde wohl dem Kind diese letzte Hoffnung zerstört hätte! [...]

Die Nebel werden immer dichter, und die Krähen kreisen mit ihren drohenden Schreien über den Wiesen und Wäldern an der Maas; unser Zug hält noch immer, solange kann ich auch noch schreiben, denn während der Fahrt werden wir so sehr hin- und hergerappelt, dass man nicht einmal lesen könnte; bald, bald ist es wieder dunkel, dann fahren wir in unserem warmen Wagen schlafend ins Dunkel nach Frankreich hinein; so war es auch vor 1½ Jahren im Juni; als wir wach wurden, fuhren wir durch die weiten, wunderbaren Kornfelder Nordfrankreichs; so lange ist es nun her, dass wir nicht mehr in Frankreich waren; ich freue mich doch, aber zugleich bin ich auch bedrückt von der Atmosphäre perversester Verworfenheit, die über dem Land liegt und in den Gesichtern zu lesen ist, die mich damals schon immer bedrückt hat. [...]

Zum letzten Mal hält der Zug, ehe es dunkel wird, eine kleine wallonische Stadt, ein öder Bahnhof, Hügel mit wunderbaren dunklen Wäldern, und hier in einem herrlichen verwilderten Park eine Villa, ganz einsam, die Läden hängen herunter. [...]

31. Dezember 1941

Es ist halb elf Uhr morgens, und wir haben eben gefrühstückt; seit zehn Stunden sind wir jetzt in Frankreich; diese Nacht, so gegen halb 12, wurden wir wach, und dann ging ich nebenan in das Abteil des Zugführers, um ihn zu fragen, wo wir seien; doch als ich schon sein Profil in der Dunkelheit sah, scharf, mit einem französischen Sergeantenschnurrbart, wusste ich genug; ich fragte ihn doch noch einmal, und dann sagte er mit einem ganz seltsam feierlichen Pathos: «Oui, Monsieur, France déjà.» Nun liegen wir in einem Güterbahnhof fest, mitten in dem grossen Wald, in dem auch Compiègne liegt; ich habe mich zum erstenmal gewaschen und rasiert mit wunderbarem, eiskaltem Brunnenwasser und fühle mich froh und glücklich. [...]

Alles ist in Nebel gehüllt, viele kleine Häuser sehen wir, klein und winzig wie Puppenhäuser; wir sind im Lande der Kinderlosigkeit und des Individualismus; wir nähern uns Versailles, kaum hundert Meter weit können wir sehen, und das allerschlimmste ist, heute ist Silvester, und wir haben keinen Tropfen zu trinken, nichts zu kaufen, keinen Wein, keinen Alkohol, und bald, bald ist es schon wieder dunkel. [...]

Versailles – zwei unendlich lange, herrliche Alleen, die schräg von der Bahn ablaufen, ein Park, wunderschön, Wald, und ein grosser, quadratischer Teich, und dahinter, kaum 50 Meter weiter, liegt das Schloss, und wir können es nur ahnen, denn alles, alles verdeckt der Nebel. Versailles...

Wir feiern Silvester in einer französischen Kneipe. Ich biete alle meine französischen Kenntnisse auf, um der Wirtin – einem sehr liebenswürdigen Negerbastard – eine Flasche Cognac abzuschwatzen, denn wir haben noch eine lange Fahrt im ungeheizten Zug vor uns; immer wieder sage ich «Sylvestre aujourd'hui», aber sie lächelt nur verständnislos, bis ich endlich, endlich kapiert habe, und dann sage ich lachend: «Saint-Sylvestre», und sie rückt – ebenfalls lachend – mit einer Pulle heraus, die ganz sündhaft teuer ist; ich stecke sie in meine Rocktasche, und dann trinken wir weiter; ach, wir sind Barbaren, Kinder sind wir, wir naschen an diesen französischen Likören und Weinen viel zuviel, wie Kinder an Weihnachten, und werden nur krank davon, Barbaren sind wir, Kinder...

In Etappen haben wir Silvester gefeiert, ach, mir war so unsagbar elend von dem vielen Durcheinander, und dann sind wir noch zwanzig Stunden im kalten Zug gefahren, und jetzt sind wir endlich, endlich am Ziel, in Le Mans angelangt. [...]

Nun sitzen wir im Roten Kreuz und warten auf die Vorortbahn, die uns in die Stadt und ins Hotel bringt; ach, wären wir erst hier aus dem Landser-Geschwätz raus.

1. Januar 1942

[...] kannst Du Dir das vorstellen, einen Sonntagnachmittag in einer französischen Stadt, gegen Mittag, nachdem wir zum ersten Mal seit

drei Tagen etwas Warmes gegessen hatten, wandern wir langsam und ziellos durch die Stadt; alle Strassen sind leer, und die alten Gassen sind so tot, die Häuser sind alt und klein, mit grossen, tiefgehenden Fenstern und schweren, blauen Läden – wir kommen zur Kathedrale, die ganz hoch liegt und so fremd anmutet mit ihren maurischen Zügen, aber sie ist prächtig und vielgliedrig, und man kann kaum glauben, dass dieses Volk sie gebaut hat, diese widerlichen Männer, die sich weibisch herumlümmeln; feierlich und streng ist sie, die Kathedrale von Le Mans, von diesem seltsamen, stillen Pathos erfüllt, das so sprechend schmerzlich ist und das man in manchem französischen Auge findet...

Andere, kleine Kirchen sind überladen mit jenem grässlichen Kitsch, den man nur in den Ländern findet, die den Weltkrieg «gewonnen» haben; der vielleicht die degenerierte Endstation jenes feierlichen Pathos ist, und die Strassen sind so leer, nur die Hähne krähen, alles sonst ist still, ich denke an Madame Bovary, das ist die Atmosphäre, in der sie geboren ist; ich glaube, sie ist ein typischeres französisches Schicksal, als wir denken; und plötzlich, inmitten dieses seltsamen stillen Bürgerviertels, tritt uns ein prächtiges Paar entgegen: ein grosser hagerer Mann mit einem scharfen, schönen Gesicht, bekleidet mit einem grossen dicken, grauen Schafsfell, das bis zu den Füßen reicht, und seine Frau, klein und zart, mit schönen, edlen Zügen, auch mit einem solchen Pelz umhängt, und sie tragen auf ihren Schultern Fischnetze und Angelruten, und die ganze kühle, herbe Atmosphäre ihres Handwerks ist so wohltuend in dieser schwermütigen Schwüle des französischen Nachmittags; irgendwo auf einem kleinen Platz zwischen stillen Strassen steht das Denkmal eines französischen Generals, elegant, mit schneidigen Stiefeln und einem stolzen Käppi steht er da, mit gezogenem Degen und stösst in den grauen, nebligen Himmel hinein; es ist, als ob ich Clairons hörte und einen wirbelnden französischen Marsch; am Fusse des Denkmals steht ein alter Veteran, der uns sonderbarerweise grüsst; wir grüssen wieder, und er hält uns an; ein altes Gesicht, scharf, mit dem Zigaret-

tenstummel zwischen den Zähnen, weiße Haare hängen unter der Mütze hervor, und seine Augen sind so unendlich traurig, dass ich weinen möchte; und er sagt mit einer zitternden Stimme: «Vous avez la victoire dans vos genoux et vos yeux, la France est morte.. .» Es ist ganz still, der Markt und die Stadt wie ausgestorben; vielleicht lebt dieser alte Mann nur davon, dass er täglich hier am Standbild seines Generals steht. [...] Überall fragen wir vergeblich nach Zigaretten, nichts zu machen, das ist traurig, und alle Geschäfte sind zu; so brauche ich Gott sei Dank nicht ständig mein Notizbuch zu zücken und zu fragen. [...]

Allmählich kommt mehr Leben in die Strassen, und es ist sonderbar, ich kann diese Gesichter nicht ansehen, diese Männergesichter; gewiss, manche sind edel, unglaublich vornehm und gut, aber die meisten sind umdunstet von uralten, gemeinen Sünden, und nirgendwo auch nur eine Spur von Keuschheit, die die Mutter aller Kraft ist...

Nun haben wir einen tadellosen Kaffee getrunken und einen wunderbaren, heimatlichen Streuselkuchen gegessen, und nun sitze ich auf meinem Hotelzimmer, das sehr komfortabel, aber eiskalt ist; die Kälte kriecht einem langsam in alle Glieder, und ich werde steif und unruhig.

[...] eben bin ich im Soldatenheim gewesen, da wimmelt es von grausamen Stiernacken, und es hätte gar nicht viel gefehlt, und ich hätte trotz allem laut gerufen: Vive la France!

Ich liege in meinem wunderbaren Hotelbett und betrachte nachdenklich meine fast schwarzen Füße, Gott mag wissen, warum sie so schmutzig sind, ich habe doch keine Kohlen getragen! Auf der Kommode steht eine gute Flasche «Bordeaux blanc» und eine kostbare Schachtel Overstolz. Die Schranktür steht weit offen, und ich sehe mich selbst im Bett liegen im Spiegel und grüsse mich mit erhobener Hand «Heil Hitler!». Es dämmt schon der Abend, doch das Bett ist so wunderbar, dass ich erst noch etwas schlafen werde, ehe ich aufstehe, um Pommes frites zu essen; die Kartoffelsehnsucht verlässt uns Deutsche auch hier nicht...

Gott lasse Frankreich leben wegen seiner guten Weine... Die Hotelmädchen sind viel, viel liebenswürdiger, als mir recht ist, und ich habe schon eine Vorsichtsmassregel für die Nacht getroffen: mein Gewehr geladen und gesichert unter meinem Bett liegen. Was ich unterwegs nie brauchte, um unseren Transport zu sichern, hier muss ich es, um meine Nachtruhe zu bewahren...

Gott lasse Deutschland leben und wirklich erwachen...

Durch eine reizend bestickte Gardine fällt der Dämmer in meine Kammer, und ich sehe draussen im milden Licht zwei Läden, die geschlossen sind; immer dichter wird dieses blaugraue, zarte Gewebe, und ich versinke darin; und es wird so dunkel, dass ich nicht mehr schreiben kann ... morgen sind wir in Paris. [...]

Wir haben mit aller französischen Feierlichkeit soupiert, ausgezeichnet, mit viel Anstand, es dauerte genau 1½ Stunden; dasselbe würde bei uns acht Minuten dauern; und der ganze Scherz kostete nur 1 Mark; viel Kultur hat man hier und wenig Sitte, das ist die Quintessenz meiner Beobachtungen, und ich glaube, die allerletzte französische Tugend ist die Treue. Es lebe Deutschland, wirklich – es lebe unsere barbarische Treue!

In der Ecke sitzt ein schwachköpfiger, dummer blonder deutscher Unteroffizier mit einer mageren, reizlosen alten französischen Kokotte; doch so reizlos sie ist, sie spielt mit diesem Idioten, wie und was sie will, und er zahlt alles, sein Gesicht – so scheint mir – wird immer dümmel und länger, und manchmal nimmt er die Brille ab und putzt sie, als ob er den Nebel vor seinen Augen zerstreuen wolle; und er kratzt sich am Kopf! Oh, armes Deutschland, deine Korporäle werden dich zugrunde richten...

Bald, bald wollen wir zu Bett gehen, denn morgen früh müssen wir schon um sechs Uhr raus, weil wir Paris sehen wollen, Paris, Paris...

2. Januar 1942

Paris, Paris, Paris...

[...] Viel Strapazen haben wir auf uns genommen, um nur einen Nachmittag in Paris zu sein, um 6 Uhr sind wir aufgestanden und 6

Stunden mit dem Bummelzug bis hierher gefahren, und nun, um 1 Uhr, haben wir uns glücklich aus dem Bahnhof herausgeschmuggelt und betreten die Stadt...

Tiefer Nebel hängt über allem, man sieht kaum 100 Meter weit; mit Mühe und Not bringen wir unser Gepäck in einem Hotel unter, aber Quartier bekommen wir hier in der Nähe des Bahnhofs nicht; und mein Kamerad ist zu feige, um irgendwo in einem anderen Hotel zu übernachten; so müssen wir also heute Abend noch weg...

am Abend

Schön ist alles, fremd und gross und traurig und feierlich, ich kann nicht viel schreiben, ich bin so müde, so unsagbar müde und wirklich im tiefsten deutschen Sinne so «elend», [...] ich kann einfach nicht mehr, es war so unsagbar anstrengend, und wir haben kaum geschlafen und nicht gegessen, wir sind eben Barbaren ohne «raison», und meine Füsse sind eine einzige lebende Qual; eben, als letztes, waren wir in Notre-Dame, ach, sie ist der schönste aller gotischen französischen Dome, die ich bisher gesehen, und in der Nähe war ein grosses, dunkelgraues, schönes Gebäude, so dunkelgrau wie alle Kirchen hier in Paris, und darauf stand in grossen goldenen Lettern «Hôtel de Dieu», ach, unendlich gern hätte ich mich mit meinen zerquälten Füssen und meinem erschöpften Herzen in dieses Gasthaus Gottes begeben – ach, wie unendlich schön ist Paris, aber es ist fast grausam, es so zu überfliegen in ein paar Stunden; diese Boulevards sind wie die Gedichte Verlaines; und die Seine ist so wunderschön, ein zarter grüner Fluss zwischen diesen grauen Gebäuden und umflossen von weisslichem Nebel und feine schwarze Bäume an ihrem Ufer; und die Menschen: wieviel teuflische und wieviel göttliche Gesichter in einer Stunde; zuchtvolle Bettlergesichter, und die widerlichen Fratzen des reichen Gesindels; ich glaube wirklich, Paris ist der Höhepunkt alles Menschlichen und der tiefe Abgrund alles Menschlichen; und das alles erlebt in vier Stunden! Und ich bin kein K.d.F.-Fahrer, nein, nein, ich habe das Herz eines Künstlers, wenn es auch tief verschüttet ist... tief, tief...

Mein Kamerad ist leider zu ängstlich und vorsichtig, und vor allem ein Streber (er möchte so schrecklich gern Gefreiter werden!), und das verdirbt mir fast den ganzen Spass, denn er ist mein Transportführer und hat sämtliche Papiere in der Hand, ich muss einfach ihm folgen, denn ich bin ja Soldat. [...]

Nun sitzen wir auf dem Bahnhof und können nicht mehr hinaus und hätten noch drei oder vier Stunden ruhig und friedlich irgendwo in einem Pariser Café sitzen können; ach, es war wunderschön, trotz allem, nur so grausam kurz, aber so viel habe ich gespürt von Paris, dass mein nächstes Reiseziel mit Dir nach dem Kriege nur Paris sein wird; [...] ich bin vollständig verwirrt von der wahnsinnigen Fülle dieser vier Stunden draussen, und die ganze, ganze Zeit, während ich in diesem Trubel umherging, erfüllte mich nur ein Gedanke: Dieser Pöbel, mit dem du dauernd in Berührung bist, dessen Atem du atmest, dessen Augen dich betrachten, das ist der Pöbel, der die tollste Revolution aller Zeiten entfacht hat! [...]

3. Januar 1942

Nun sind wir in Brüssel, eine wilde Fahrerei in vier Tagen: Köln – Maastricht – Namur – Versailles – Chartres – Le Mans – Paris – Brüssel – Maastricht – Köln. Nun sind wir Gott sei Dank wenigstens auf der letzten Etappe. [...] Wenig Schlaf, viel Strapazen und manchmal zuviel Alkohol, und so unendlich viel gesehen. [...]

den 3.1.42 ...

auf der Fahrt zwischen Aachen und Düren; noch eine Stunde, dann bin ich in Köln...

Ich bin so grausam schmutzig und müde, fast stinkend, ohne alle Pflege in diesen 5 Reisetagen; und doch so glücklich.

Jetzt halten wir in Düren, jetzt kann ich etwas schreiben; wenn er nur nicht zu lange hier hält, wir haben sowieso schon Verspätung.

Ich komme mir oft so beschämend bevorzugt vor, dass ich in Köln Soldat bin. Nun komme ich von einer strapaziösen Reise zurück und



---

brauche nicht in die Kaserne zurück, kann mich morgen zu Hause pflegen und bin fast immer wie ein Urlauber; und dann klage ich immer noch so gemein und viel, und Du glaubst nicht, wie mich jede Klage, sobald sie ausgesprochen ist, quält...

[...]

202. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 9.1.42

[...]

Ich habe noch in Léon Bloys Tagebüchern gelesen, und ich spüre es wie immer, dass das wirklich mein Leben und mein Ziel ist, nur zu sagen, meinerwegen nur auf deutsch zu sagen, was er französisch gesagt hat. So ist es, das ist meine ganze Sehnsucht, und ich bitte Gott immer darum, mir Gelegenheit zu geben. [...]

Ist es nicht ganz sonderbar, dass Léon Bloy im November 1917 gestorben ist und ich im Dezember 1917 geboren wurde? Eben, als mir das beim Lesen des Buches klar wurde, erschrak ich richtig...

[...]

203. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 21. Januar 1942

[...]

Nun, wo mein Urlaub zu Ende ist, habe ich auch meine alte kleine grüne Taschenbibel wieder, die in meiner verschlissenen und schmutzigen Diensthose geblieben war; gestern konnte ich nicht darin lesen,

denn da waren wir die ganze Zeit mit 8 Mann eingesperrt in einer wirklich kleinen Bude, und ich konnte nur Dickens lesen und Dir in aller Hast einen Brief schreiben. Nun ist es Nacht, morgens 5 Uhr, und ich bin ganz, ganz allein.

Alles ist sehr hoffnungslos in den ersten Minuten, wenn man morgens so früh geweckt wird und muss den alten, uralten Stumpfsinn wieder aufnehmen. Aber ich habe mich gleich «gefasst» – ja, man muss «sich fassen» – und habe gebetet und in meiner Bibel gelesen und bin wieder wahrhaft getröstet. Traurig ist dieser Krieg ganz gewiss, und es ist traurig, so ohne die Arbeit, die man sich wünscht, dahinzudämmern, jahrelang, und es ist ganz gewiss falsch, sich darüber hinwegtäuschen zu wollen. Aber, das ist das Wichtigste, und es besiegt die grösste Trauer, ohne sie, soweit sie von Gott ist, zu zerstören: die Hoffnung. Niemals dürfen wir die Hoffnung und das Vertrauen auf Gottes Hilfe verlieren; Gott lebt wirklich, und Christus ist auferstanden; immer wieder präge ich mir diese Wirklichkeit ein und bete, dass Gott mich stark sein lässt im Glauben und in der Hoffnung.

Wenn alles wahr wird, was ich befürchte, dann werden wir eine sehr, sehr schwere Zeit haben...

[...]

204. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 23. Januar 1942

... nun hat der vollendete Stumpfsinn mich wieder völlig ergriffen; es ist ein heller Wahnsinn; die dumpfe Bekleidungskammer, Massen von Schuhen und Stiefeln, die grausam stinken, lächerlich hochmütige, eingebilddete Schreiber, denen man völlig ausgeliefert ist; wie gut kenne ich das alles, wie sehr hasse ich es aus ganzem Herzen. Es ist schwer, da nicht grausam und unrettbar schwermütig zu werden;

und die Stuben! Ach, wieviel Ausbildungsherren mit all ihrer grauenhaften Rekrutenqual sind schon durch diese Stuben in den alten Kasernen gewandert, denk nur einmal! Und ich hänge nun wieder mitten darin, vollkommen und unrettbar verloren...

Sehr lange werden wir ganz gewiss hier nicht bleiben. Wenn ich nur einen einzigen Menschen hätte, den ich wenigstens kenne, einen einzigen, mit dem ich reden könnte, aber nun bin ich ganz, ganz allein! Gott möge mir helfen!

Dieser ganze wahnsinnige Kasernenrummel ertötet in mir jeden Gedanken an die Möglichkeit eines Lebens...

Ist es nicht ganz unsagbar hoffnungslos, zu sehen, wie hier die Menschen gequält und auf eine unaussprechliche Weise erniedrigt werden, ehe sie dann endlich, endlich für das Vaterland sterben dürfen! Du müsstest nur einmal dabei sein, nur ein einziges Mal sehen, wie so ein Spiess hineingebrüllt kommt in eine Stube, wo 15 erwachsene Männer sitzen während ihrer Freizeit, Männer, die verwundet oder krank geworden sind im Dienste fürs Vaterland und die alle schon zwei Jahre Soldat sind; es ist wie der Sprung eines wilden Tieres auf eine vollkommen wehrlose arme Beute. Und sie dann abends herumlaufen sehen in ihrer Ausgehuniform, froh und heiter und sehr leutselig, und jedermann sagt dann: «Ach, ein netter Mensch, wirklich. Bei dem müssen es die Soldaten gut haben.» Ach, nur einmal müsstet ihr Frauen einen vollen und realen Einblick in dieses «Leben», in diesen unsagbar traurigen Tod haben, dann würdet Ihr sicherlich vor Empörung wahnsinnig werden und vor Rachsucht toll; ach, nur einmal müsstet Ihr wissen, wie die Väter Eurer Kinder behandelt werden. Solange ich lebe, solange ich lebe, werde ich nur voll von unsagbar tiefem Hass und Schmerz und Wut an dieses Leben denken können. Oft meine ich ja, es würde nie aufhören, dieses langsame Dahinsterben an Geist und Seele, ach, es ist zu traurig...

Bald ist es zwei Uhr, dann beginnt der Dienst wieder, was es gibt, weiss ich noch nicht.

205. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 23.1.42

[...]

Viel hätte ich Dir zu sagen, viel, viel, aber meine Zeit ist kurz bemessen; ein ganz anderer Betrieb ist hier als dort, wo ich bisher war; ich bin wieder tief versunken in dem ganzen Jammer meiner uralten und schrecklichen Rekrutenängste; unerbittlich ist alles, und alles Menschliche und Persönliche ist tot für alle hier, und es muss so sein, man fühlt es – und meine soldatische Unfähigkeit ist so unendlich gross; nichts kann ich fast, gar nichts, und ich fühle, wieviel ich noch lernen muss...

[...]

206. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 24. Januar 1942

[...]

Es war mir erst ganz grauenvoll schwer zumute, als ich so wieder hinein in dieses Gebäude des nackten Entsetzens musste; ja, sehr schwer, aber ich habe mir wirklich «ein Herz gefasst» und bin hineingegangen und durch den dunklen, fast finsternen Flur dann hinein in die Stube. Zum Glück waren nur zwei Mann drauf; ich habe mit ihnen gesprochen, denen etwas erzählt von meinem Beruf und den Umständen meiner Familie, und das war sehr tröstlich, dass ich nicht mehr so ein 100%iger Fremdkörper bin. Früher habe ich immer nur stumm daneben gesessen oder gestanden und nie eine Anknüpfung gefunden. Das war das Entsetzlichste, der Gedanke, dass ich so ganz allein unter vielen, so wirklich ein völlig Fremder, mit diesen allen hätte ausrücken müssen; aber ich will wirklich daran arbeiten, auch

---

bekannt zu werden mit meinen Kameraden; ich glaube, das ist wirklich etwas Wesentliches, und ich muss mich ganz und gar umstellen.  
[...]

207. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 27. Januar 42

[...]

Es ist Mittagspause, und ich habe eben noch eine halbe Stunde Zeit, Dir einen Brief zu schreiben; das Warten, ehe man sein Essen bekommt, ist immer sehr lang, und dann das Spülen und die anderen Dinge; so bleibt von der Mittagspause nur noch eine halbe Stunde übrig. Eben wird hier jemand sehr veräppelt, der morgen in Heiratsurlaub fährt, ein Fall, der für mich akut ist; es ist doch sehr übel und schrecklich, aber ich will mich nicht fürchten – ob es jemals wieder eine Zeit geben wird, wo wir frei sind und nicht dauernd dieser schrecklichen Atmosphäre ausgesetzt sind; fast scheint es mir unmöglich.

Es ist ein schrecklicher Lärm, scheussliches Geschwätz und unendlicher Radau, ich kann mich absolut nicht konzentrieren; ach, einmal, einmal muss alles zu Ende sein.

Ich will beten, beten, dass Gott mir Kraft gibt. Gestern Abend war es auch so hoffnungslos; aber ich bin doch trotz meiner Müdigkeit, trotz der wahnsinnigen Kälte noch ganz gut hierhergekommen.

208. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 27. Januar 1942

[...]

erst war ich sehr traurig heute, wirklich sehr niedergeschlagen, weil ich wusste, dass ich Dich nicht sehen würde, und weil die dunkle, unwirkliche Zukunft so drohend über uns hängt; und das Trostlose, immer so mitten in einer Masse hängend; das ist so hoffnungslos...

Ich schreibe hier auf unserem Stubentisch; es gibt nichts Dreckigeres, nichts Ekelhafteres und Schmutzigeres als den Tisch in einer Soldatenstube so mitten in der Woche; aber ich habe mir mein sauberes Handtuch untergelegt, und nun schreibe ich auf einer sauberen, flachen Decke. Ach, alles ist zu ertragen, ich will den Schmutz auf mich nehmen und alle anderen möglichen Einschränkungen gern auf mich nehmen, wenn ich nur meine Freiheit habe und ein wenig denken und arbeiten darf; keine Ruhe will ich haben und leiden, leiden, was Gott mir schicken mag, wenn ich nur frei sein darf... und arbeiten darf – ganz und gar will ich Gott gehören.

Aber es ist wohl Gottes Wille, dass ich auf diese Art und Weise leide, dass eben mein Leid darin besteht, dass ich nicht zu mir kommen darf, vielleicht lange nicht; ich will immer wieder versuchen, geduldig zu sein, und beten, beten, beten und hoffen.

Heute will ich auch noch an Heinz Mödder schreiben; ich glaube, wir – oder besser: ich – denke viel zu wenig an die anderen, immer bin ich nur besorgt um mein Glück und mein Wohl und denke fast nie daran, dass andere sicher noch viel mehr des Trostes bedürfen...

---

209. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 29. Jan. 42

Nun bin ich wieder in Unruhe und Spannung über diese neue Versetzung, und mein Herz trauert, weil so mancher schöne Tag hier in Köln in der letzten Woche so ungenützt sein musste. [...]

Nun ist das Wetter so schön, die Luft so wunderbar mild, und es wäre unsagbar schön, frei zu sein, wieder einmal frei zu sein!!! Nun ist es der vierte Frühling, den ich in Uniform erleben muss, der vierte Winter, der vierte Sommer, der vierte Herbst, ach, wie viele Male muss ich noch einen hinzuzählen! [...]

Manchmal ergreift mich auch der Gedanke an den Tod, an die Möglichkeit und Wirklichkeit des Todes...

Nun sinkt mir der Mut wieder, da ich wieder in einen so vollkommen fremden Haufen muss; etwas habe ich ja schon gewonnen, ach, sehr viel, dass ich zu einer motorisierten Einheit komme, wenigstens einmal nicht mehr dieses verfluchte ewige Marschieren. Oft meine ich, ich würde ganz plötzlich wegkommen und Dich nie mehr auf dieser Erde wiedersehen; dann ergreift mich eine wilde Angst und Trauer, und dann meine ich, dass diese Angst allein schon die Gewissheit meines Todes bringt. Oft auch bin ich ganz sieghaft und glaube, dass ich wiederkomme aus dem Krieg, und manchmal beglückt mich sogar das Gefühl, dass meine Befreiung kurz bevorsteht; ich bin ganz zerrissen und zerfetzt von immer wiederkehrenden, widerstreitenden Gefühlen...

Nun ist die kleine dumpfe Stube wieder mit 16 Mann gefüllt, die eben von einem Kommando wiederkommen. Eben war ich zum Glück für eine kurze halbe Stunde allein, diese Stube ist nur halb so gross wie unser Schlafzimmer zu Hause, und hier essen, trinken, rauchen, schlafen, schreiben sechzehn erwachsene Menschen...

*no. Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 3. Februar 1942

[...]

Ich bin sehr unglücklich hier auf dieser neuen Wache, wo wir zu 7 Mann ganz eng um einen kleinen Tisch gehockt sitzen. Ich habe das kleine Buch in einem Zug ausgelesen und anschliessend noch einen unglaublich schlechten 30-Pfennig-Roman, und nun wollte ich den dritten beginnen, auch so einen billigen, da ergreift mich eine wilde, wilde unerklärliche Angst. Wie oft habe ich beim Lesen dieser Romane schon diese Angst gespürt, die Angst, dass ich einmal ganz und gar und unrettbar versinken könnte in diesem Meer von Sentimentalität, Härte und Hoffnungslosigkeit, die sich nur noch nach Kino sehnt. Es ist so wahnsinnig zermürend, dieses Leben; so versuche ich zu beten, aber auch das gelingt mir nicht...

Oft denke ich: Nun ist das Mass voll, und mehr kann Gott nicht von Dir verlangen; und dann ergreift mich eine fast widerliche Zufriedenheit und Wohlgemutheit, und ich erwarte jeden Augenblick, dass man mich zur Schreibstube ruft und sagt: Sie sind entlassen! Oft auch ergreift mich eine wahnsinnige Angst und Ahnung, dass das Schlimmste noch kommt. Was ist nun wahr? Was wird Gott von mir wollen?...

Vielleicht wäre es wirklich das Beste und Einzige, wenn ich an die Front käme; ach, das Einzige, was mich retten kann, ist das Ausziehen der Uniform, dann erst würde ich wieder gesund, und ach, ich könnte arbeiten.

Einmal nur alles Fremde und Widerliche und so vieles, was sich eingeschlichen hat in mein Wesen, wieder abschütteln können, das wäre meine grösste Freude; wieder ein Mensch sein, ohne alle Hemmungen, die so widerlich und ermüdend sind, und ohne all die törichte Angst vor Kasernen und Uniformen, die einem das Herz und die Seele zerfrisst. [...]

[...]



211. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 5.2.42

[...]

Ich bin wieder auf derselben Wache, in der alten Stube, und morgen werde ich mit derselben Strassenbahn dieselbe Strecke zurückfahren und abends pünktlich mit der Bahn zurück, die um Viertel nach zehn fährt; die Gefahr, dass man einrostet und erstarbt bei dieser toten Regelmässigkeit, die immer, immer über einem schwebt, ist unendlich gross; man muss wachsam sein und immer lebendig und voll leidenschaftlicher Spannung.

Heute Morgen habe ich mir ein Buch gekauft von einem Mann, den ich nicht kannte; ich weiss nicht, warum ich es gekauft habe; ach, es war hier in ganz Mülheim nur ein kleines, winziges Buchgeschäft auf, und darin wiederum war dieses Buch das einzig Vertrauenerweckende; aber ich glaube, es musste so sein, dass ich es kaufte.

Es heisst «Der Vergessene» und spricht von einem Mann, der Anfang des Krieges, dieses Krieges, bei Eintreffen des Gestellungsbefehls unerreichbar ist und später dann «vergessen» wird, so wie der arme kleine Schröer, der gefallen ist auf der russischen Erde. Der Mann ist Lehrer, einen «Sonderling» haben ihn früher seine Schulkameraden genannt; wir würden ihn einen Individualisten nennen, und später hat er Bücher geschrieben, und nun, wo er zurückkommt von seiner Reise und von seiner Frau erfährt, dass er vorläufig noch Zeit hat, war er mitten darin, ein neues Buch zu schreiben.

Er wartet und wartet auf seine Einberufung, und sein Leben wird eine unendliche Qual, weil es ihm so schwer wird, «bereit» zu sein, alles zu opfern. Sein Arbeitszimmer wird geschildert, so schön, dass mir das Herz stehenblieb vor Sehnsucht, als ich es las – und ein wunderschöner Herbst – der Herbst des Jahres 1939, in dem ich bei Stollwerck war und dann Soldat und in dem wir (Alfred, Caspar und ich) eine so schöne, schöne Fahrt machen wollten! – geht über das Land

voll Glanz und Pracht und wilder Freude, und der Mann wird fast wahnsinnig vor Zweifel und Qual. Eine scheussliche Missstimmung entwickelt sich zwischen ihm und seiner sehr geliebten Frau aus seiner Spannung. Ach, es ist wirklich eine sehr menschliche und wahre Geschichte, und oft, oft fühlte ich mich fast wie ins Gesicht geschlagen, so sehr trifft alles auf mich zu, was der Mann sich da vorwarf: nur dass er sich nicht trennen konnte von dem, was er besass, und ich mich nicht trennen kann von dem, was ich besitzen möchte. Ich merke über dem Lesen eines solchen Buches, dass ich sehr, sehr alt und müde geworden bin und nicht mehr so viel Kraft und Schwung aufbringen könnte wie dieser Mann, der sich dann meldet und im Westen einen Fuss verliert und dann sehr glücklich ist zu Hause bei seiner Frau, die nun ein Kind erwartet. Du musst das Buch lesen, ich kann es schlecht erzählen, ich bin so unfähig und müde und zerrissen.

Oft meine ich, ich habe viel mehr verloren als einen Fuss in diesen 3 Jahren, und doch ist es frevelhaft, so zu denken im Angesicht so vieler Verwundeter, aber Du weisst ja, wie gerne ich einen Fuss hergeben würde, auch im selben Sinn wie jener würde ich gern, gern meinen Fuss geben, ich will nicht freveln und nicht mein Glück versuchen, aber doch sage ich es, ganz frei und nüchtern.

Wie habe ich diesen Mann beneidet, der später dann mit seinem hölzernen Fuss in seinem Arbeitszimmer sass. Aber ob ich eines solchen Opfers und eines solchen Glücks überhaupt würdig sein würde? Was mag Gott mit mir wollen?

[...]

Februar 1942

---

212. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 6.2.42

[...]

Nun ist es schon fast 12 Uhr mittags; ich habe meine Wache um, und bald, wenn alles glückt, bin ich schon um 3 Uhr in Deiner Nähe. Wir wollen die wenigen Tage noch nützen, wer weiss, wie lange es dauert; eigentlich habe ich ja nichts zu riskieren, wenn ich diese Touren drehe, denn wegkommen von hier werden wir sowieso doch bald. [...] Heute Nacht auf Posten war ich oft sehr glücklich, trotz der eisigen Füsse, ja, wenn ich dann hätte schreiben können; ich bin wirklich im Grossen und Ganzen gesehen ein «verhinderter Schreiber», und zwar ein ewig verhinderter; vielleicht werden die Hindernisse einmal aus dem Weg geräumt.

Es wird gleich zwölf Uhr sein, noch eine Stunde, dann ist die Wache um, dann noch schnell essen und weg, weg, weg – ach, wie glücklich werde ich sein, wenn ich den Posten passiert habe und von Weitem die Strassenbahn sehe...

So wird es einmal, einmal zu Ende sein, diese grossen Wirren, und dann wird unser grosser Kampf um das Christentum, um das Kreuz beginnen. Ach, ich freue mich, wenn ich aus dem Schatten werde heraustreten können.

[...]

213. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 11.2.42

Draussen ist es so schön, durch die grossen Fenster unseres Saales sehe ich den Rhein, auf dem die Eisschollen immer schwerer und dunkler werden; die Sonne flimmert auf dem Schnee des Ufers, und

die Luft ist so weich und dunstig-blau, ach, es wäre so schön zu leben, wir aber sind verurteilt zum Tode und zum Stumpfsinn! – freuen und leben können wir immer nur «auf Urlaub», und dann steht immer das Ende wieder hinter einem, so drohend und schrecklich, dass die Freude schon Stunden vorher schon wieder erschöpft ist, und es sind ja meistens doch nur Stunden.

Eben geht der U.v.D. rund und schreibt mich auf für das Alarmkommando heute Abend; ich bin wirklich ein Opfer; ich sitze hier so brav und schreibe, und nun steht mein Name schon auf dem Zettel. Nun muss ich sehen, wie ich einen Ersatzmann finde; ich biete den letzten Rest meiner kostbaren Zigarren dafür, zwei Stück, wenn ich heute Abend doch noch raus kann; es ist wirklich Wahnsinn, so mit viel mehr als hundert Mann in einer Bude zu hocken, man kann nicht lesen, nicht schreiben, nicht denken und nicht fühlen, nur immer wieder auf die Uhr sehen, ob noch nicht Feierabend ist.

[...]

214. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 13.2.42

Ich schreibe Dir hier im Kohlenkeller, wohin ich heute kommandiert bin; Schreibpapier habe ich nicht bei mir, und wenn ich noch rübergehe zum Arndt-Haus, dann ist meine Mittagspause ganz hinüber; so habe ich mir in der Kantine ein winziges Blöckchen erstanden (das einzige, das da ist) und schreibe Dir so einen Brief... Was soll nur mit mir geschehen? Heute morgen habe ich schwer arbeiten müssen, anstatt zum Arzt zu gehen; grosse Kübel mit Kohlen und Asche habe ich aus der Tiefe des Kellers die schmutzigen feuchten Treppen hinaufgeschleppt; es war eine drückende, schwere und dreckige Arbeit;

ich aber habe dauernd an die Boulevards von Paris denken müssen und an die Verse von Verlaine, und mir ist vor Qual und Angst und Not bald das Herz gebrochen, ach, wenn ich sehe, wie die Kameraden so zufrieden sind bei solch einer Arbeit, dann fällt es mir ganz schwer aufs Herz, wie sehr ich doch entfernt bin von aller körperlichen Arbeit und Anstrengung, und wie ich doch niemals etwas tun darf; ach, es ist so traurig, dieses Leben immer ausserhalb dessen, was mein Beruf und meine ganze Sehnsucht ist. Ich bin so müde, so unendlich müde, und ich fürchte mich fast, zum Arzt zu gehen und immer, immer wieder dasselbe zu sagen und immer, immer wieder mir sagen zu lassen, dass ich doch nichts habe und nur ein Drückeberger bin...

Nun sitze ich die schöne Zeit hier ab im dunklen Keller zwischen dreckigen Kesseln und Halden von Briketts und Kohlen und immer im dunklen Staub, und wonach, wonach sehnt sich doch mein ganzes Wesen: nach Freiheit und Frieden und einer menschlichen Umgebung und einmal Freude haben können und dürfen und das Leben finden und behalten und Gott nahe sein dürfen in allem und jeder Kleinigkeit des Alltags...

Oben im Flur höre ich das Gebrüll der Unteroffiziere und Feldwebel bei den Rekruten, es ist doch wahnsinnig, dass die Menschen so wahnsinnige Qualen erleiden müssen, ehe sie für das Vaterland sterben dürfen. Es wird unendlich viel gelitten in einer Kaserne, so unendlich viel, dass eigentlich jeder den Hut abnehmen müsste, wenn er an einer Kaserne vorbeigeht; ach, eine Verbeugung müssten sie alle machen vor diesen dunklen, dumpfen Bauten, die so grauenhaft tot und glanzlos und vollkommen schmucklos sind, ohne Musik und Farbe und ohne alles, was den Menschen erfreuen kann, und nichts, nichts ist darin, und niemand, der ihm sagt, dass er erlöst worden ist und dass Gott lebt und Christus auferstanden ist. Wenn Du nur einmal sehen könntest, die angstvollen Augen der Rekruten, ihr Zittern und ihre grausame Qual, Du würdest Dir überlegen, ob es nicht ein Verbrechen ist, überhaupt ohne ein Gebet an einer Kaserne vorbeizugehen...

215. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 14. Februar 1942

[...]

Nun bin ich heute Morgen beim Arzt gewesen; erst war es ganz hoffnungslos, und er wollte mich kurzerhand abweisen, aber dann habe ich gesprochen, habe wirklich um die Wahrheit gekämpft, darum, dass ich nun schon 1½ Jahre krank bin und mir nie, nie geholfen worden ist, und dass ich nie wirklich untersucht worden bin; es war ein harter Kampf, aber am Ende hat er mich doch wirklich zur Beobachtung ins Lazarett gewiesen, am Montag Morgen soll ich nun hin; wenn nur nichts mehr dazwischenkommt, ich zittere doch noch, aber im Grunde bin ich doch sehr glücklich, dass nun alles doch entschieden werden soll, so oder so, und ich werde dann endlich «Papiere» haben, wenn sie auch vielleicht nicht günstig sind, dann weiss ich doch, woran ich bin...

[...]

216. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 18. Februar 1942

[...]

Es ist so sonderbar, ich kann nicht viel schreiben, obwohl ich Zeit habe, sehr viel Zeit und Ruhe, Ruhe, Ruhe; irgendwie bin ich doch noch ganz erstarrt und erschreckt von den Kämpfen gestern und vorgestern und von den Andeutungen, die manch einer gemacht hat; vielleicht ist das auch alles nur Einbildung meiner erschöpften Nerven, aber gegen solche Verdächtigungen bin ich einfach machtlos, ich kann nicht frech werden und mich auch nicht wehren, ich bin einfach tot und starr und leide masslos darunter, wenn ich dem oder

jenem begegne, der mich derart angegriffen hat. Das ist das einzige, sonst geht es mir ganz gut, ich bin nur masslos schlapp und müde, wirklich völlig erschöpft. Aber hier kann ich viel schlafen, wunderbar sanft und gut, und kann mich wirklich erholen, und ich hoffe doch sehr, dass ich nicht wieder der Gefahr ausgesetzt sein werde, durch die dauernde Truppenkost noch einmal einer solchen Attacke ausgesetzt zu werden. Wenn ich wieder vernünftig leben kann, dann werde ich auch wieder gesund und stark sein und arbeiten, arbeiten können; jedenfalls möchte ich nicht dieser dauernden Schwächung durch mein Leiden ausgesetzt sein, das irgendwie immer in mir wühlt und bohrt, ohne doch recht offenbar zu werden. Jetzt habe ich die Gelegenheit, einmal wirklich einem sachlichen und ruhigen Arzt alles zu sagen, und ich werde sie ausnützen, um ein für allemal neuen, sinnlosen Kämpfen mit Truppenärzten aus dem Wege gehen zu können und auch allen Verdächtigungen zu entrinnen, wenn ich dann endgültig schwarz auf weiss auf dem Papier habe, dass ich und in welchem Masse ich krank bin.

Verzeih mir das ganze Geschwätz, aber ich musste es einmal her-sagen; fast möchte ich sagen, dass ich hier unglücklich bin, weil ich fast gar nicht leide, ausser an manchen Erscheinungen meiner Krank-heit; es ist so sonderbar, ich fühle mich unfruchtbar und zwecklos und gelähmt in meinen Gedanken und Gefühlen, ach, vielleicht wird sich das alles wieder geben...

Es ist hier wirklich sehr schön und friedlich, und der Arzt scheint auch sehr anständig und ruhig zu sein; zu mir gesagt hat er eigentlich noch nichts. Es ist so märchenhaft, nach den 10 Tagen im Ernst-Mo-ritz-Haus, wo wir so eng nebeneinander auf dem Boden gekauert ha-ben, nun in einem weichen weissen Bett zu liegen und zu lesen und Ruhe zu haben vor dem Pfeifen der Unteroffiziere und dem ganzen erschreckenden Wahnsinn der Kaserne, vor der Luft der Vergewaltig-ung und Tötung des Lebens, des eigenen Lebens.

Draussen scheint die Sonne so verheissungsvoll, und wenn ich jetzt draussen wäre, würde sie mich mit jener hoffnungsfreudigen

Sehnsucht erfüllen, die mich bei jeder geringsten Regung des Frühlings sonst beschlichen hat; jetzt, wo ich im Bett liege, empfinde ich sie fast als feindlich und fehl am Platze; es wäre viel wonnevoller, wenn es nun draussen schneite und fröre, aber ich will bestimmt nicht missgünstig sein und Euch draussen wieder den kalten Winter, von dem wir genug genossen haben, noch einmal wünschen; nein, nein, freue Dich nur; ach, leben, leben, leben, fast meine ich, ich wäre ganz ausgeschaltet aus dem fruchtbaren Kreis der lebendigen Wirklichkeit...

[...]

217. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 23. Februar 1942

[...]

... heute Morgen, als ich erwachte in der stickigen Luft unserer engen, schmutzigen und dumpfen Stube und mir bewusst wurde, dass es Montag war, Montag Morgen, sechs Uhr, in einer alten preussischen Kaserne, da war ich erst völlig verzweifelt; ja, es war sehr grausam und grauenhaft, sich vorzustellen, dass nun wieder ein ganzer Tag voll tatenlosen Wartens vor uns stand. Dann war ich beim Arzt, und es war schon tröstlich, dass er mich nicht völlig abgeurteilt hat; ich werde hier im Revier ambulant weiter beobachtet, bekomme Schonkost und werde in regelmässigen Abständen gewogen. Das sind alles nur Trostmittel, heute Morgen hatte ich nämlich, hatte ich wieder ganz plötzlich und ohne jede ersichtliche Ursache eine wüste Attacke meines alten Übels auszustehen; es scheint wirklich, als ob ich zeit meines Lebens darunter werde zu leiden haben. [...]

Ich will sehen, dass ich nicht erdrückt werde von dem wahnsinnigen Irrsinn der Kaserne, hoffen, hoffen will ich und beten; so steht es geschrieben im Evangelium des hl. Lukas: «Ich bin gekommen, dass ich ein Feuer entzünde auf Erden; was wollte ich lieber, dann es



brennte schon!> Wir sind alle doch nur da, um in diesem Feuer zu brennen.

[...]

218. *Heinrich Böll an Annemarie Cech*

Köln, den 28. Februar 1942

[...]

Nun bist Du eben von mir gegangen, und ich sitze wieder allein – vielmehr leider nicht ganz allein – hier in der Wachstube. Mir gegenüber durchs Fenster sehe ich einen schmalen, dunklen Eingang, zu dem fünf alte, abgewetzte Steinstufen emporführen, den Eingang zur 4. Kompanie! Ach, diese Stufen! und das rote alte Gemäuer des Gebäudes; wieviel Kummer und Elend ist da aus- und eingegangen; und davor einen grossen, schmutzigen Haufen Schnee und Dreck, halbgeschmolzen, umgeben von einer dreckigen Lache... Dieser Eingang und diese Stufen, schon seit 50 und mehr Jahren sind da die armen, armen Infanteristen aus- und eingegangen, mit all dem Jammer und der Erniedrigung in ihren Herzen und der Lust, sich aufzuhängen, mit den kalten und fast erstorbenen Träumen ihrer Seele, die langsam, langsam immer dumpfer und glanzloser wurden, bis sie alle reif genug waren, um ohne Skrupel und ohne Belastung zu morden; das ist das Wahnsinnige. Die Kasernen – man braucht nicht lange zu überlegen, um zu dem sicheren Entscheid zu kommen, dass die Kasernen die trostlosesten Orte auf dieser Erde sind. Die Feldwebelsgesichter und die Unteroffiziersnacken, die so widerlich und doch wieder in einem ganz tiefen Sinn unschuldig sind – wo ist da überhaupt ein Schuldiger zu finden.

Unser Leutnant, der Wachoffizier, ist ein ganz Junger, höchstens 21, mit seinem EKI, ist wirklich ein netter, prächtiger Kerl mit seinem Abiturientengesicht, etwas verlegen, sehr kindlich und sauber. Eben bot er uns auf einen Anhieb seine sämtlichen Zigaretten an, wirklich,

er schickte einen rauf, der seine Schublade leeren musste; das ist wirklich erfreulich, so viel Kindlichkeit und Sauberkeit, und ein solch leuchtendes, phantastisches Knabengesicht.

[...] fünf Stunden sind von dieser Wache erst um; aber das ist immer die längste Zeit, der Nachmittag; die Nacht geht schnell um und auch der Morgen; sehr lange wird dann noch einmal die Zeit von 10 bis 1 Uhr mittags; das ist langweilig und träge, so an einem Samstagmorgen hier zu sitzen und zu warten, zu warten. Ach, auch das wird herumgehen; ich brauche diese Nacht nur von 20 nach 12 bis 20 vor 3 zu stehen. Für diese 2 Stunden und 20 Minuten muss ich vierundzwanzig Stunden hier auf einem Fleck sitzen und darf nur nach vorheriger offizieller Abmeldung und Erlaubnis überhaupt die Wachstube verlassen. Ja, so ist das Leben hier bei dem wahnsinnigen Kommissverein! [...]

[...]

219. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 11. März 1942

[...]

Drei Stunden habe ich heute Morgen im Revier gewartet, ehe ich zum Arzt kam, im Flur, in der Masse der kranken und verwundeten Soldaten, die immer alle behandelt werden, als ob sie schuld wären am Krieg und nun auch die Suppe auslöffeln sollten ... es hat wenigstens den Erfolg gehabt, dass meine Diät um weitere 14 Tage verlängert wird; nein, nein, ich beklage mich mit keinem Ton; ich habe es im Gegenteil viel zu gut, wirklich, trotz allem, wenn ich bedenke, wie viele Gefahren der Abstellung oder Versetzung nach Westen ich glücklich überstanden habe ohne eigentlich viel Zutun von meiner Seite, dann glaube ich immer sicherer, dass Gott mich im Auge hat und mich behütet; und ich glaube auch, dass er seinen Plan hat; ach,

ich kann es mit Worten schlecht sagen; ich meine, dass ich wohl durchgedreht werde durch allerlei Leiden und Marter, dass ich aber im Grunde doch vielleicht vor dem Schlimmsten bewahrt bleibe, weil ich nach dem Krieg noch etwas tun muss; aber dann, dann gibt es sicher keinen Pardon mehr. Vielleicht wird mein Hierbleiben nur darum immer wieder um so kurze Fristen verlängert, damit ich noch rechtzeitig hier bin, wenn meine Anforderung aus Berlin kommt...

Es ist jetzt zu viel Betrieb und Krach hier auf der Stube, ich kann nicht mehr weiterschreiben...

[...]

220. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 17.3.42

[...]

Nun habe ich mich heute Morgen krank gemeldet, um einen Zahnschein zu bekommen; es hat aber leider nicht geklappt; der Arzt meinte, ich brauchte nicht zum Zahnarzt; er hat zwar recht, aber ich bin doch über diese Pleite sehr betrübt; ich hatte mich schon so auf einen Nachmittag ausserhalb der Kaserne gefreut. Das ist jetzt wieder eine Pleite; nun muss ich doch bis sieben Uhr hier in diesem entsetzlichen Bau bleiben. Ach, morgens, wenn man wach wird, dann ist es am schlimmsten, dann muss ich immer meine ganze Kraft aufwenden, um nicht wahnsinnig zu werden; am liebsten möchte ich dann tief, tief in der Erde versinken und unsichtbar bleiben; es ist so unglaublich sinnlos und zwecklos, erniedrigend, schmutzig und lächerlich zugleich.

Nun bin ich damit beauftragt, den Hakenkasten sauberzumachen; drei Stunden soll ich darauf verwenden, ein paar Fetzen Papier aufzuheben; ach, was soll ich anderes tun, als mich auf meine Stube zu machen und Dir einen Brief zu schreiben. Bei jedem Schritt draussen zucke ich zusammen, und immer muss ich gewiss sein, wahnsinnig

angebrüllt zu werden. Das ist eines der schlimmsten Dinge, diese wahnsinnige Brüllerei. Ein Mensch, der einen anderen so blöde anbrüllen kann ohne jeden ernsthaften Grund – und wenn auch mit –, der kann nicht normal und menschenwürdig sein, das muss eine Art von Tier sein; wäre es erst halb acht und ich sässe in der Strassenbahn.

So vergeht meine kostbare Zeit hier in sinnlosem Warten und Warten, und meine Nerven gehen wirklich bald zugrunde dabei...

### *221. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 17.3.42

Es ist immerhin schon wieder Mittag geworden fast 1 Uhr – also mitten in der Mittagspause – müssen wir raustreten zum Singen, weil das heute Morgen so schlecht geklappt hat. Aber ich will mich nicht ärgern lassen ... zu schlafen lohnt sich heute nicht, wo wir gleich doch wieder rausmüssen, aber ich will noch etwas lesen in dem Buch von Kirschweng, wirklich ein schönes und lesenswertes Buch. Du musst es unbedingt lesen, es wird Dich ganz gewiss erfreuen. Es ist doch erstaunlich und fast bedrückend, wieviel verschiedenerlei Möglichkeiten wir Deutschen haben; wir haben den Unteroffizier, den typischen blöden preussischen Kasernenunteroffizier, wirklich eine einmalige, unbeschreibliche und einzig deutsche Möglichkeit.

18.3.42

So weit habe ich gestern geschrieben; ganz plötzlich musste ich aufhören und konnte nicht einmal den einen Gedanken zu Ende führen; aber so glänzend wird er wohl nicht gewesen sein, dass damit etwas Unwiederbringliches verlorengeht – ach, die Preussen! Davon war

ich gestern gerade am Reden; sie werden der grosse, tiefe und nur schwer verarbeitete Schmerz meines Lebens sein und immer bleiben. Das aller-allergrausamste ist wohl, dass sie im Grunde manchmal sogar recht haben; aber in allem Menschlichen haben sie unrecht, in allem – ach, ich muss es zurücknehmen, was ich eben sagte –, sie haben überhaupt unrecht; das Motto zu einem Kapitel des «Blutes des Armen» heisst: «Unteroffizier, du hast recht; Volkslied». Dieser kurze Spruch hat mich schon immer tief erschüttert, damals schon, als ich noch nie eine Uniform getragen hatte. Nun trage ich schon mehr als drei Jahre Uniform, denk nur, drei Jahre, das sind 1'095 Tage, und jeder Tag ist eine graue, trostlose Ewigkeit, und die Nächte sind finster und voll Gestank, und die Kameraden ächzen in ihren Betten und stöhnen, und manch einer träumt laut. Alles ist doch irgendwie gepackt von dem wahnsinnigen Grauen der Kaserne; und die Tage! Das Erwachen ist einfach unfassbar: plötzlich aus einem Traum – und jeder, jeder Traum ist besser, schöner als die Wirklichkeit – aufzuwachen in der erstickenden Atmosphäre von fast zwanzig Männern, die in schmutzigen Betten acht Stunden geatmet und gewühlt haben bei verdunkelten Fenstern, an denen sogar noch die Ritzen verstopft sind; aufwachen von einem grellen Pfiff, der von einem wilden Gebrüll begleitet ist, von einem Gebrüll, das die ganze Schuld am Kriege abzuwälzen scheint auf die armen Schweine, die da in ihren Betten liegen; und der ganze Tag erfüllt von Gebrüll und Gepfeife, und zwischendurch das ewige Einerlei der Reden der Kameraden. Ach, drei Jahre, drei Jahre und einen Monat – 1'125 Tage fast immer in der Kaserne! Es ist wirklich schrecklich, immer so krank – so oder so krank – herumzuhängen, aber ich will doch dankbar sein und froh und hoffen, hoffen, ich will glauben, dass uns geholfen wird...

19.3.42

Es ist halb drei in der Nacht; den Brief an Dich habe ich immer noch nicht zu Ende schreiben können; heute hatte ich den Posten als Schreiber und Stellvertreter hier, und da wird man immer wieder un-

terbrochen; jetzt habe ich von 10 bis 2 schlafen dürfen und muss nun bis 6 hier sitzen, die Tür öffnen, die Urlaubsscheine austragen und wachen, aber zwischendurch kann ich wohl den Brief an Dich endlich zu Ende schreiben und auch lesen, und die Zeit wird mir nicht lang werden. Den Kirschweg habe ich gestern Nachmittag schon gelesen, ich war wirklich betrübt, als er zur Neige ging, und ich habe immer wieder zwischendurch eine Pause gemacht, damit es noch etwas länger dauerte. Aber einmal war es dann doch zu Ende, und ich meine, irgendwie ist es so traurig, als wenn ein Leben zu Ende geht. Ich habe mir wirklich viel zu Herzen genommen aus diesem Buch von dem, was über Deutschland dort geschrieben steht; wir sind wirklich ein oft allzu zynisches Gesindel hier am Rhein, sehr sicher in unserer Verachtung und sehr eingebildet, und es ist wohl verständlich, dass die wirklich echte und gemütvoll deutsche Treue der Auslandsdeutschen sich oft an unserer Kälte stösst. Ach, hätten wir ein so inniges und gradliniges Herz und wären nicht so voll widersprüchlicher Problematik, ganz sicher würde uns alles leichter sein. Ach, ich bin zu müde, um meine Gedanken wiederzufinden und auszuführen; so mitten in der Nacht geweckt werden, das ist doch eine scheussliche Qual, und ich bin so mürbe und erschöpft von meinen drei Jahren glanzlosen Krieges. Du weisst ganz sicher, dass es für mich nicht leicht ist, einen Krieg der Relativität hier in der Heimat zu führen; Du weisst, dass ich viel lieber in die absolute Atmosphäre der Front gestellt sein möchte, aber ich kann nicht, das ist mir immer mehr klargeworden, dass ich wirklich auf eine tückische und schlimme Art krank bin, viel mehr, als ich selbst geglaubt hätte, und dass ich selbst auch gequält werde von Zweifeln, ob ich nun der Heimat wegen hierbleibe, um in Deiner Nähe zu sein, oder ob meine Krankheit wirklich so schlimm ist und ich es nicht doch noch einmal versuchen sollte – das wirst Du alles verstehen; aber ich muss auch darin mir klarwerden und ganz klar sein, denn es quält mich oft bis zur Verzweiflung, und es ist ganz gewiss nicht einfach, später und auch jetzt, immer sagen zu müssen, dass man den Krieg in Köln ver-

bracht hat. Doch das ist im Grund ja doch nur Eitelkeit, und ich muss sehen, dass ich es ernsthaft überwinde.

[...]

222. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 23. März 1942

Heute war ein sehr grauer Tag für mich, sehr trostlos, wenigstens heute Morgen, als ich aufstehen musste und hinausfahren in diesen Abgrund; nun ist es wieder gut, nun ist schon Mittag, und bald, bald wird Abend sein, das geht jetzt schnell, aber heute Morgen sollten wir erst mit rausmarschieren ins Gelände, und ich hatte meinen Granatwerfer schon auf dem Rücken und hatte mich schon damit abgefunden, den ganzen Morgen in Dünnwald mit diesem schweren Biest herumzulaufen, aber dann wurde es doch im letzten Augenblick wieder geändert, und wir mussten Arbeitsdienst machen, d.h. nichts tun. Den ganzen Morgen haben wir uns in einem leeren Kasernenblock herumgetrieben, in alten Illustrierten geblättert, und sobald draussen Tritte zu hören waren, haben wir den Besen in die Hand genommen und so getan, als ob wir kehrten. So müssen wir unsere kostbare Zeit vertrödeln; aber ich will schweigen und ruhig sein...

Oft ergreift mich eine wilde Verbitterung, dass wir unsere Jugend so ohne eine reine Freude, immer überschattet vom Krieg und ohne Beruf und wirklichen Frieden dahinleben müssen; aber Gott wird uns ganz gewiss nicht vergessen, und vielleicht wird uns alles wiedergegeben, was wir verloren haben; und wir haben unendlich viel verloren, wirklich, alle Unmittelbarkeit und allen Schwung und alle Phantasie hat diese graue Uniform geschluckt... Ja, das ist nun der Wahnsinn, den ganzen Morgen habe ich nichts getan, und doch habe ich

praktisch nicht einmal Zeit, Dir einen Brief zu schreiben, so ist der Wahnsinn nun einmal. Draussen ertönt nun schon wieder das wahn-sinnig wüste Pfeifen eines Unteroffiziers – was will ich dagegen ma-chen?

[...]

223. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 26. März 1942

[...]

Heute habe ich noch einmal schönen Dienst gehabt; wir haben im Garten hier das alte Laub vom vorigen Jahr, das nun wieder heraus-getaut war, zusammengekehrt und verbrannt; wunderbar dieses bren-nende und schwelende Feuer, dessen Geruch so berauschend schön ist, so herb und so wild. Der Hof war voll von neuen Rekruten, die gestern eingekleidet worden sind; sie wurden in die ersten soldati-schen Künste eingeweiht; viele, viele waren es, und sie wurden gejagt und mussten singen und marschieren; ach, es ist eine unendliche Fülle von Angst und Qual, solch ein Haufen von Rekruten.

Dieses so «schöne» Leben beängstigt und beunruhigt mich ein we-nig; es geht mir eigentlich fast zu gut, und das bedrückt mich auch, und ich fürchte auch, dass ganz plötzlich irgendeine Abstellung kommt, und ich hänge dann dabei. Ich werde bereit sein, ganz gewiss, viel mehr bereit, als ich früher gewesen bin, wenigstens in den letzten Jahren...

Ich verliere immer wieder das Leben aus den Augen, auch hier an den Tagen, wenn das «Leben» scheinbar so «gut» ist; ich verliere aus den Augen das Wesen und die Wirklichkeit aller der Werte und Dinge, an die wir glauben und die unser eigentliches Leben ausma-chen. Es ist ein trostloses Einerlei, unser Leben im Grossen und Gan-zen; immer wieder, ja mindestens stündlich, wiederholen sich alle Phrasen und Gebärden und abgedroschenen Scherze, und ich stecke



mitten darin; ich mache oft sogar mit und bringe es so selten fertig, meine Gedanken festzuhalten und auf das grosse und einzige Ziel unseres Lebens zu richten. Ja, es ist so: je mehr ich tagsüber geschwätzt und gelacht habe, um so trauriger bin ich abends, weil ich dann tief, tief gesunken bin und verloren habe, weil ich dann allen Glanz weggeschwätzt habe aus meinem Herzen und meine Zunge schal geworden ist. Ach, ich raffte mich immer wieder auf, aber man müsste doch einmal durchhalten können, das wäre viel glückbringender und wertvoller; oft atme ich wirklich tief auf vor Glück, wenn ich in der Mittagspause ein paar Zeilen lese in einem Buch oder einem Almanach; dann spüre ich, dass ich noch nicht tot bin und vielleicht einmal wieder ganz aufleben werde.

[...]

224. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 2. April 1942

Es ist genau halb fünf Uhr morgens, draussen ist es fast taghell, eine milde, stürmische Frühlingsnacht; die Wolken jagen über den Himmel, und der Wind heult schauerlich; mich fröstelt oft ein wenig hier in der grossen leeren Stube, deren grossen Ofen wir mit Briketts vollgestopft haben. Alle halbe Stunde gehe ich hinaus auf den Hof und sehe zu, ob niemand die Baracken weggetragen oder in Brand gesteckt hat; dann sehe ich die unheimlich helle und glühende Scheibe des Mondes und die grossen weissen Wolken, die vor ihm hertreiben, und der Wind packt mich und sucht mich wie einen Kreisel zu drehen; ich ziehe ruhig an meiner Pfeife und betrachte nachdenklich meinen klobigen Schatten und sage mir, dass von allen sinnlosen Wachen, die ich geschoben habe, diese doch die sinnloseste ist.

In der Stube hier stehen achtzehn Betten, aber einer von unseren drei Schläfern hat den Strohsack verschmählt und sich der Länge nach auf den Tisch gelegt, mein weisses Schreibpapier liegt gerade fünf Zentimeter von seinen Schuhen entfernt, aber er liegt ruhig und unbeweglich, und es ist nicht zu befürchten, dass er sich plötzlich wenden und mein Papier beschmutzen könnte. Vielleicht hat er Angst vor Läusen, dass er die Strohsäcke meidet; gestern haben wir Jagd gemacht und bei einem Kameraden 6 Stück gefunden; ich habe auch gleich mein Hemd ausgezogen, doch noch war ich unbeschwert von diesen Tierchen; sie sind weiss, von einem abscheulichen weissen Weiss mit einem dunklen, rötlichen Punkt auf dem Rücken.

Wenn der Wind einmal für einige Minuten ganz schweigt, höre ich das Rascheln der Mäuse, die hier in den leeren Räumen ein wahres Paradies haben. Manchmal huscht auch eine mit einem weissen Papierfetzen im Maul durch die Stube; dabei denke ich immer an die Geschichte, wo Mäuse sich aus zernagten 100-Mark-Scheinen ein Nest gebaut hatten. Noch eine halbe Stunde ... dann kann ich wieder schlafen, schlafen...

Meine Hände sind schmutzig, ach, immer dieser alte, klebrige Dreck, von dem man nie weiss, woher er kommt; und mein Gesicht ist verschlafen und schmutzig, und müde bin ich, müde und weiss nicht, wann der Krieg aufhört mit all seinen Schrecken und Düsternissen und seinem unendlichen Stumpfsinn. Ich spüre, wie meine Phantasie erlahmt und meine Kraft immer mehr nachlässt und all meine Spannung aufgeht in den täglichen und alltäglichen Qualen und Kümernissen der Infanterie; meine Jugend ist verkauft und beendet, noch ehe sie recht begonnen hat, und alles, alles ist so grau und trostlos.

Unendlich faul bin ich, träge und wenig unternehmungslustig, vieles könnte ich tun, was ich dann doch aus Trägheit versäume und aus dem Gefühl des völligen Durchgedrehtseins...

225. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 8. April 1942

[...]

Heute ist mal wieder ein trostloser Tag für mich. Oft kommt es mir doch ganz abscheulich hoch, dieses ewige Herumhängen hier. Wenn ich eine feste Beschäftigung hätte und abends – wüsste ich – würde ich bei Dir sein, dann verflöge mir der Tag nur so, und ich würde wirklich – auch tagsüber – glücklich sein. So zittere ich den ganzen Tag, ob ich abends raus kann oder nicht, und wenn ich dann den Posten passiert habe, dann wird mein Herz leicht und froh, denn ich weiss dann, dass ich 12 Stunden Ruhe habe vor der Kaserne. Meist bin ich ja auch tagsüber ruhig und nicht mehr Sklave dieser törichten Angst wie sonst; aber heute wurden wieder so allerlei Gerüchte ausgesprengt von Verlegung zum Truppenübungsplatz Eisenborn, da wurde es mir doch wieder angst; ich bin im Grunde doch nur der Knecht der Idee, dass jeder Tag, jede Stunde kostbar ist und ausgenutzt werden muss...

Jetzt habe ich schon Angst vor morgen, weil morgen der Tag ist, wo ich G.v.D. habe und nicht raus kann; ist es nicht im Grunde genommen lächerlich?

Wenn ich doch nur etwas arbeiten könnte; [...] in Feuer und Leidenschaft, aber abends beklemmen mich schon wieder die Gedanken an morgen, ich werde, werde nie frei. Ich sehe aus dem Fenster unserer trostlosen Stube und sehe vor meinen Augen das noch trostlosere Bahngelände...

Einige Stunden später: ich bin im Besitz eines Zahnscheines, und dieser weisse Schein garantiert mir einige Spaziergänge mit Dir am Nachmittag ausser der Reihe...

Nun sitze ich hier auf dem Speicher, beauftragt, einige Tonnen mit Wasser zu füllen; nun sind aber die Tonnen schon voll, und wir müssen versuchen, dass wir den Nachmittag so herumbringen; das ist unser Leben. – Man darf nicht darüber nachdenken, sonst könnte man

wirklich wahnsinnig werden, was man in all diesen Stunden, Monaten und Jahren schon hätte tun können; nur daran zu denken ist schon zum Verrücktwerden.

Ob man das Denken nicht doch am besten den Pferden überlassen soll? Wer soll aber dann das Fühlen übernehmen, welche Tiere haben das grösste Herz?

Nun sitzen wir hier zu 5 Mann und erwarten den Feierabend und rauchen; fünf erwachsene Männer, deren Frauen und Kinder zu Hause warten und die alle Wichtiges zu tun hätten.

[...]

226. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 9.4.42

[...]

Heute Mittag habe ich mich doch sehr heftig erschreckt, als ich vom Essen weggeholt wurde, um abgestellt zu werden zu einem Marschbataillon nach – Köln-Müngersdorf. Denke nur, nach Köln-Müngersdorf. Müngersdorf – Riehl – Mülheim – Kalk – Müngersdorf. Es war gerade so, als ob ich meine Rundreise um Köln beendet hätte und nun getrost abfahren könnte. Ich habe mich trotz aller guten Vorsätze sehr, sehr erschreckt... ich sagte natürlich, dass ich noch krank sei, noch behandelt würde mit Weissbrot usw., dann musste ich zum Arzt, und der hat mich nach längerem Wortgeplänkel ab 25. April kv. geschrieben. Ich habe den Fehler gemacht, denselben wie letztes Jahr in Müngersdorf, dass ich mich zu wenig – in den letzten Wochen gar nicht – beim Arzt habe sehen lassen. Ausserdem sagte ich auch dem Unteroffizier auf der Schreibstube, dass ich in Zahnbehandlung wäre. Nun bin ich mal wieder dran vorbeigekommen, aber ich bin kv., das steht nun fest.

Ich bin fast wieder ein Zivilist geworden in meinen Gewohnheiten und in meinem ganzen Empfinden; wenn ich einmal einen Tag nicht

aus der Kaserne herauskomme, meine ich gleich, die Welt ginge unter und alles hätte sich gegen mich verschworen, und alles, diese ganze Brüllerei und das öde bornierte Getue, empfinde ich so wie ein frisch eingezogener Rekrut; es geht mir wie damals, als ich zum Arbeitsdienst musste vor 3½ Jahren: ich war starr vor Schreck, als ich meine Einberufung erhielt, so ist es auch jetzt, ich erwarte täglich meine Einberufung, das heisst, mein Wegkommen von Köln...

Es ist wirklich neun Uhr geworden, ohne dass ich Dich anrufen konnte. Wir hatten einen wahnsinnigen Betrieb hier, 400 Rekruten musste ich zum Impfen führen, ganz plötzlich und ohne jede Vorbereitung alle die schweren polnischen Namen verlesen – als wir gerade fertig waren damit, musste das Alarmkommando heraustreten, und nun, um 9 Uhr, bin ich erst dazu gekommen, etwas zu essen. Ob ich jetzt noch Gelegenheit bekomme, Dich anzurufen?...

So bin ich, schwach und unzuverlässig und durchgedreht bis zum Schwachsinn; was soll nur werden? Oft meine ich, dass ich es keine vier Tage mehr aushalte – und wie, wie lange kann der Krieg noch dauern? Wir kennen doch buchstäblich nichts anderes als Unsicherheit, Unruhe und Hast, immer nur auf irgendeine Weise in Unruhe. Ob wir jemals wissen werden, was Frieden ist?

Es ist bald drei Uhr morgens, bald werde ich noch zwei Stunden schlafen können, verzeih, dass ich immer so in Absätzen schreibe, aber zwischendurch muss ich oft weg, und dann dauert es lange, ehe ich weiterschreiben kann, und dann habe ich alles wieder vergessen. Müde, müde, müde bin ich zum Umfallen. Ich werde in Ruhe noch eine Zigarette rauchen und dann den Korporal wecken...

227. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 10.4.42

[...]

Bisher hat ein grosser Teil meines Soldatenlebens darin bestanden zu kehren; heute muss ich nun zum ersten Mal andere kehren lassen; es ist ebensowenig erfreulich wie das erstere. Ach, es ist gewiss nicht sehr schwer, diese demütigen Polen zum Arbeiten anzuhalten; manche haben ja etwas im Blick, das mich sehr verstört und fast ängstlich macht: eine ganz sonderbare Art von Freiheit, wie Leute, die nichts mehr zu verlieren haben. Aber die meisten sind doch sehr scheu und sanft und auf eine Art demütig und voll Angst, die mich sehr bedrückt, so als ob ich all ihre Trauer verschuldet hätte. Es ist mir wirklich peinlich und sehr schwer, dass ich sie dirigieren muss und mich so einreihen muss in die ihnen verhasste Kette von Preussen. Doch ich glaube nicht, dass ich allzu schlimm in ihrem Gedächtnis werde behalten sein, und das, das möchte ich niemals, dass ich in irgend jemandes Gedächtnis verhaftet bin als einer von denen, die ihnen durch unbedachtes Brüllen tödliche Angst verursacht haben. Deshalb wäre es auch das schlimmste für mich gewesen, wenn sie mich hier zum Ausbilder gestempelt hätten.

Stürmisch und grau ist es draussen, sehr grau und unfreundlich, ein schönes Wetter, um in der Stube zu sitzen und zu lesen und zu schreiben. Ob es jemals wieder so sein wird, dass ich mich meiner Bücher und meiner Gedanken freuen kann; mehr als drei Jahre Unfruchtbarkeit habe ich jetzt hinter mir; aber ist es nicht so, dass ein Acker, der lange brachgelegen hat, sehr fruchtbar wird, wenn er auch sehr trostlos und unfruchtbar aussieht? Allerdings sammelt sich dann so allerlei Unkraut an, und das ist eine schlimme Plage. Doch es ist nicht hoffnungslos, mein Unkraut und mein Brachfeld. [...]

Bald kommen die Rekruten vom Dienst zurück, und dann habe ich wieder viel Arbeit; es ist doch eine sonderbare Sache, so vor mehr als

400 zu stehen und sie im Zaum zu halten. Es ist die Beschäftigung eines sehr scharfen Schäferhundes, die mir sehr wenig liegt...

[...]

228. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 13. April 1942

[...]

Heute Morgen haben wir einmal ruhigen Dienst gehabt. Als ich heute Morgen hier ankam, war ich wirklich sehr überrascht, als ich auf den Dienstplan sah; ich war froh und glücklich, als ich feststellte, dass wir heute keinen Marsch nach Dünnwald zu machen brauchten und keine Übung, sondern nur ins Kino gingen; es war zwar auch weit bis Mülheim und zurück, aber nur mit Mütze und ohne Stahlhelm, das war doch ein wahres Vergnügen gegen sonst. Nun fängt wieder der Nachmittag an, der wird immer am längsten, die Stunden schleichen nur so, bis ich endlich das Tor und den Posten passieren kann mit meiner Aktentasche. Es ist kein erhebendes Soldatenleben, abends so mit der Tasche nach Hause zu fahren und morgens mit einem Paket Butterbroten zur Kaserne zu fahren, es drückt mich auch manchmal sehr, aber das ist alles wirklich und wahrhaftig nur leere Eitelkeit; es ist auch etwas bedrückend, so alle Urlauber immer wieder wegfahren zu sehen und selbst zurückzubleiben in Ruhe und Sicherheit und im Dampf der abfahrenden Lokomotive. Doch auch das muss ich als eine Fügung und den Willen Gottes sehen, alles das, was so glanzlos ist. Vielleicht ist das alles so, weil wir aufgespart werden für den Kampf der Geister, der einmal wieder entbrennen wird. Wir denken überhaupt viel zu viel darüber nach, wir sollten die Zeit laufenlassen, uns der Tage freuen, die uns geschenkt werden, wissen, was los ist, und halten an unserem Glauben, der unerschütterlich sein muss.

229. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 27. April 1942

[...]

Mit der Abstellung, das scheint sich wirklich noch zu verzögern; ich weiss gar nicht, ob ich traurig oder erfreut sein soll... Nun geht der Dienst wieder weiter, immer, immer dasselbe...

28.4.42

Wieder einmal habe ich Alarmkommando, und nun warte ich hier, bis es halb 9 ist, dann muss ich eine Gelegenheit suchen, vors Tor zu kommen und Dich wenigstens zu sehen heute; mit unserer Abstellung, das scheint auch wieder nichts zu geben heute; es ist doch sonderbar, wie wir hin- und hergezerrt werden; es ist wirklich geheimnisvoll und nicht abzusehen, was das Schicksal mit uns will.

Diese schreckliche Nacht hat mich irgendwie sehr ruhig gemacht, meine ich; ich habe bei Spellerbergs den Brand des ganzen schönen Viertels mit der netten Kirche gesehen, habe Wasser geschleppt und Möbel transportiert, die ganze Nacht vielleicht zwei Stunden geschlafen, und ich war doch nicht sehr müde heute; ich weiss gar nicht, wie ich es Dir sagen soll, aber irgend etwas habe ich gelernt heute Nacht; als ich heute Morgen hier ankam und die dumpfe Stube und die müden und vollkommen uninteressierten Gesichter sah, denen es vollkommen gleichgültig war, wie viele Leute obdachlos oder gestorben waren, ach, da habe ich wirklich gewünscht, die Macht zu haben, sie alle auspeitschen zu lassen; stundenlang hatte ich diesen wilden Wunsch; doch mein Hass ist geblieben – ach, ich weiss nicht.

Wenn uns einmal ein solches Unglück widerfahren sollte: das erste, was wir retten müssen, sind unsere Bücher; das habe ich gleich gespürt, diesen Wunsch, die Bücher zu retten und zu erhalten, sie sind unendlich kostbar und unersetzlich.



Nun zittere ich schon wieder, zittere für morgen und übermorgen, weil ich nicht weiss, ob ich doch noch abgestellt werde. Falls unsere Abstellung ganz abgeblasen wird, könnte es doch sein, dass ich noch 14 Tage Urlaub bekomme; wenn wir allerdings weiter zur Abstellung gemeldet bleiben, dann gibt das nichts; ach, ich will ruhig sein und warten... Ich will Dir lieber einmal erzählen, was mir diese Nacht so Sonderbares und mir selbst noch Neues widerfahren ist, wenn ich mir erst selbst einmal klar darüber bin.

Ich bin zu durchgedreht, ich will zu Bett gehen und schlafen, schlafen; schreiben kann ich doch nichts Vernünftiges ... Ich werde vollkommen wahnsinnig, der Tisch klebt von Marmelade, und das Gebrüll der heimkehrenden Stadurlauber macht mich ganz toll, der Krach um den Marmeladeneimer geht jetzt los und die Wurststücke; ach, es ist immer dasselbe jämmerliche Elend, dieselbe erdrückende Atmosphäre...

[...]

230. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Köln, den 6. Mai 1942

[...]

Der grösste Rummel ist nun vorbei; alles ist eingekleidet und alles Überflüssige abgegeben, alles ist gepackt, und nun fängt das Warten an, das Hocken und Sitzen auf den Betten. Man redet, redet und rät; man spricht von Heimatschüssen und Kommissbrot und Genesungsurlaub; ich frage mich, ob ich Dich hätte rufen sollen und mit Dir hier vor dem Kasernentor auf Abruf stehen. Ich glaube, es ist besser so... Vielleicht sehen wir auch zu schwarz in Bezug auf Länge und Trostlosigkeit des Krieges. Ich blicke zum Fenster hinaus, zum Bahndamm hin, zu dem grossen, öden Güterbahnhof, und auf die leeren, hoffnungslos traurigen Strassen hinaus erklingt das dunkle, sentimentale

Singen der Soldaten, die nun auf ihren Stuben sitzen und warten, warten. Ich wage gar nicht zu hoffen, dass wir nun endlich bald abhauen. Oder es soll wenigstens noch einmal bis morgen früh dauern. Ach, es ist einmal doch vorbei, dieses irrsinnige Hin und Her, und immer dieses Gefangensein in der Uniform und in einem völlig uns angemässen Leben. Ach, niemals werde ich ein Soldat sein, wie die Vorschrift es verlangt, und niemals werde ich anders, als immer alles, die Kasernen und die Litzen und alles, was damit zusammenhängt, zu hassen.

Eben, nach einem langen, langen Appell, wo wir tatsächlich nur gestanden haben ohne jeden Grund und Zweck. Danach habe ich noch einmal versucht, Dich anzurufen, aber es ist kein Telefon in der Kaserne, und raus konnte ich nicht mehr; doch es war auch schon halb zwei, und Du warst schon unterwegs zur Schule. Ich hoffe doch, dass wir uns trotzdem heute noch sehen, es ist vielleicht möglich, dass wir doch noch rauskommen; auf jeden Fall werden wir so gegen 6 Uhr hier sein, wenn Du aus der Schule kommst, und es wäre doch sehr schön, wenn Du mit jemandem von zu Hause noch einmal herkämmst. Ich sinne jetzt nur noch auf eine Gelegenheit, Dich bis dahin zu benachrichtigen.

Diese Warterei hier macht mich jedenfalls vollkommen mürrisch und mutlos, so in Köln herumzusitzen, die kostbaren Stunden in Köln, das man vielleicht lange nicht wiedersehen wird. Ach, es ist wirklich qualvoll und aufreibend, gleich, gleich werde ich irgend etwas unternehmen; ich werde versuchen, zu Hause anzurufen, dann kann von dort jemand kommen, der hier bei mir bleibt und dann, falls ich bis 6 noch nicht raus bin, Dich benachrichtigt, dass Du nach der Schule gleich hierher kommst. ...

[...]

---

231. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

am 7. Mai 42

[...]

Bevor ich Deutschland verlasse, noch ein Gruss; es ist ein Güterwagen, viel Schaukeln und wenig Licht; es ist so schwer, so abzuhauen aus Köln. Es ist alles so wahnsinnig hoffnungslos, diese Grölerei, immer, immer derselbe Quatsch, jahrelang; und diese Rekruten, die 6 Wochen Soldat sind und schon so blöde wie alle andern.

Ich aber, ich will Gott bitten, dass er mich am Leben erhält und auch Kraft genug gibt zu leben; ich will nicht sterben, nicht physisch und nicht psychisch. Das Leben könnte so unsagbar schön sein in Frieden und Freiheit, in dieser milden süßen Frühlingsluft auf dem Lande; ach, unter Bäumen gehen und beieinander sein; wir kennen den Frieden noch nicht und die Freiheit nicht, aber einmal, einmal werden wir zusammen sein... Wir nähern uns Aachen, und ich will sehen, den Brief noch loszuwerden, bevor wir über die Grenze fahren...

[...]

232. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

8. Mai 1942

Liebe Eltern und Geschwister!

Wir sind eben durch Flandern gefahren, und nun haben wir, nachdem wir das schöne Kortrijk durchfahren haben, erste Station auf einem öden französischen Güterbahnhof; das Bestimmungsziel ist das, was wir am letzten Abend zu Hause besprochen haben, aber ich schweige ja noch; morgen früh sollen wir angeblich da sein. Vorläufig mache

ich mich einmal auf alles gefasst; dann ist die Enttäuschung nachher nicht allzugross; das Schlimmste, was uns passieren kann, ist ja weitere Ausbildung, aber auch die kann ja nicht bis abends zwölf Uhr dauern, und es ist dann einmal, einmal immer Feierabend, und dann kann ich schreiben und lesen...

Macht Ihr Euch nur keinerlei Sorgen; es wird mir ganz gewiss nichts passieren, und vor allem werde ich Euch dauernd auf dem Laufenden halten; und wenn einmal Briefe verschwinden sollten – was ich nicht glaube –, dann wird Annemarie ja Bescheid wissen, denn die Post an beide Adressen wird ja wohl nicht verlorengehen.

Die Nacht war ziemlich unangenehm hier mit 40 Rekruten in einem Güterwagen, die noch gar keine Erfahrung haben, wie man sich am besten verhält; ich habe fast nicht geschlafen; dauernd getreten und gestossen und morgens gefroren, aber es sind ja im Ganzen nur zwei Nächte, und so Gott will, schlafen wir Samstagnacht richtig im Bett oder mindestens doch auf Stroh...

Wir fahren fast dieselbe Strecke, die ich damals vor zwei Jahren gefahren bin, nur werden wir gleich nördlich abbiegen. ..

Aber sorgt Euch nur nicht; ich schreibe, sooft ich kann – es ist meine einzige Freude –, und wenn trotzdem einmal länger keine Post kommt, dann liegt es an irgendwelchen harmlosen Umständen; und wenn ich hinten Zeit und Ruhe genug habe, werde ich auch so schreiben, dass Mutter und Vater es lesen können. Bald ist unser Aufenthalt hier zu Ende; dann hört das Schreiben wieder auf; unterwegs wird es nämlich unmöglich; ich werde jetzt versuchen, ein Mittagsschläfchen zu halten, denn diese Nacht wird es wieder nicht viel geben...

Wenn man wenigstens irgendwo eine Pulle Cognac auftreiben könnte, dann hätte man Aussicht, wenigstens einmal warm zu werden; gleich werde ich noch einmal losziehen, wenn wir hier halten...

Also, auf Wiedersehen, und macht Euch keine Sorgen, und schreibt auch mir manchmal. Alle grüsse ich herzlich, besonders

---

Mutter und Vater, auch Tilde, Maria, Therese, Franz und Gertrud.  
Auf Wiedersehen  
Euer Hein  
Wir fahren wieder!

233. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

den 9. Mai 1942

Liebe Eltern und Geschwister!

Nun haben wir unsere Zelte wieder abgebrochen und warten auf den Abmarsch der Kompanie in ein anderes Dorf; jedenfalls sind wir im Verwaltungsbereich der Stadt, die ich Euch neulich abends zeigte und nannte; die letzte Nacht haben wir in einer offenen Feldscheune übernachtet, und heute sind wir wieder mit vollem Gepäck weitermarschiert; hoffentlich ist es bis zum nächsten Quartier nicht zu weit; es ist verdammt übel, mit vollem Gepäck so dauernd ohne richtig warmes Essen hin- und herzulaufen. Gestern Abend sind wir um sieben Uhr ausgeladen worden, also nur 24 Stunden Fahrt, und ich denke, dass wir heute Abend um die Zeit in einem endgültigen Quartier sind; dann kann ich auch einmal richtig schreiben, so im Sitzen ist alles nichts; ich bin vorläufig einmal als Gruppenführer eingeteilt, denn die Kompanie hat nur einen einzigen Unteroffizier; ich hoffe, dass ich den Posten nicht lange behalte, ich taue so absolut nicht dazu! Wir sind einer Division zugeteilt, die Anfang Mai mit noch 300 Mann aus Russland zurückgekommen ist; unsere Kompanie hatte noch 20 Mann; was es jetzt gibt, ist klar, Ausbildung; denn der ganze Ersatz, mit dem wir gekommen sind, besteht ja aus Sechs-Wochen-Soldaten. Alles muss sich erst noch finden, jedenfalls besteht kein Grund zur Beunruhigung; ich will auch hoffen, dass mein Soldatenglück, das bisher so ausserordentlich war, mich nun nicht verlässt; ich werde Euch auch immer auf dem Laufenden halten, und ich werde auch bald

schreiben, wenn ich ein Quartier und Ruhe habe. Morgen ist ja Sonntag, dann werden wir wohl Ruhe haben...

Wie es mit dem Rauchen ist, kann ich noch nicht sagen; angeblich gibt es hier nichts als die Zuteilung von der Kompanie, aber man muss das erst mal sehen, bis hierher bin ich gut ausgekommen mit dem, was ich von Euch bekommen hatte; alles Weitere wird sich noch klären; also, nur, nur keine Sorgen; macht Euch nur keine Sorgen, das würde mich am meisten beunruhigen, und geht immer in den Keller!

Also, nächstens hört Ihr noch von mir, wenn ich erst ein vernünftiges Quartier habe; ich grüsse Euch alle herzlich, auch Gertrud und die junge Familie Böll, denen ich später werde schreiben können, vor allem aber grüsse ich Mutter und Vater

Euer Sohn und Bruder Hein

234. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

den 9. Mai 1942

Meine Lieben!

Nun sind wir zwar endlich in ein festes Quartier gekommen, aber Ruhe habe ich noch nicht; zwei Tage sind wir nun mit vollem Gepäck hin- und hergelaufen; und nun, wo wir endlich am Ziel sind, ist mir gleich die erste Wache zugefallen; mit sechs Mann von meiner «Gruppe» musste ich gleich um 10 Uhr aufziehen, nachdem uns erst um 8 Uhr Quartier angewiesen war; ich habe eine Gruppe von 13 Mann zu «betreuen»; es ist wahnsinnig viel Arbeit; ausserdem bin ich für das Quartier verantwortlich; wir sind nett untergebracht, müssen allerdings auf der Erde schlafen. Zuerst mussten wir unser Quartier in Ordnung bringen, alles preussisch einrichten, Schlafgelegenheit schaffen usw. und nun, 10 Uhr, schon mit unseren müden Knochen auf Wache ziehen. Die Wachstube musste noch eingerichtet werden, keine Wachvorschrift da, und das alles mit diesen jungen

Rekruten, die absolut keine Ahnung haben und meistens noch Kinder sind. Nein, ich bin keine Unteroffiziersnatur und will auch hoffen, dass der Spiess bald einsieht, wie wenig ich zum Gruppenführer tauge, und dass er mich anderswie verwendet. Jedenfalls so kommt man den ganzen Tag nicht zur Ruhe; ich habe mir nicht einmal die Füsse waschen können, seit wir von Köln weg sind, und das sind schon bald drei Tage! Ach wäre ich doch nie Gefreiter geworden! Mit den Rauchwaren steht es bis jetzt noch mies; wir bekommen unsere vier Verpflegungszigaretten und zu kaufen noch nichts; aber ich glaube, dass sich das noch machen wird. Wir haben einen sehr jungen, netten Leutnant als Kompaniechef und einen noch nicht ganz durchsichtigen, aber anscheinend angängigen Spiess.

den 10. Mai 1942

Meine Lieben, heute ist Sonntag; bis morgens sechs hatte ich Wache und dann Dienst bis zwölf Uhr; danach «Unterführerbesprechung», anschliessend Befehlsausgabe; jetzt haben wir glücklich um halb fünf Feierabend, am heiligen Sonntag! Aber wir haben jetzt ein Quartier; zu acht Mann liegen wir bei einem französischen Schuster im Wohnzimmer; es ist ein bisschen eng, aber sehr gemütlich und hell. Der andere Teil meiner Gruppe liegt in einem anderen Quartier; wir haben Stroh auf die Erde gepackt und darüber die Zeltbahnen; ich, als Held, als grosser, grosser Held habe eine Matratze. Sonst ist wenig hier in dem Dorf; ein sehr kleines Kaff bei..., na, Ihr werdet es schon erraten; es ist für einen Infanteristen eine ganz verflucht schwierige Landschaft hier; nur Hügel, auf und ab, wenn man den einen herunterläuft, sieht man am Fusse die anderen schon wieder aufsteigen, nur immer weiter; aber es geht sonst ganz gut. Diese dörfliche Stille ist ganz wohltuend, und die Leute sind ausgesprochen nett; sehr freundlich, aber kriegsmüde; sie meinen alle, der Krieg wäre in drei Monaten zu Ende, und zwar zu Deutschlands Ungunsten; ich könnte sehr gut gebrauchen so ein kleines französisches Wörterbuch (die billigsten Bü-

cher) deutsch-französisch; sonst im Allgemeinen kann ich mich wohl verständigen, aber es hapert doch an einzelnen Wörtern. ..

Ich bin unsagbar müde; es ist heute sehr warm geworden, und drei Nächte habe ich schon nicht richtig geschlafen; und morgen – jeden Tag – ist Dienst von 5.30 bis 19 Uhr. Da könnt Ihr Euch das wohl vorstellen. Dabei liegt die ganze Kompanie in dem ziemlich weit verzweigten Ort verstreut; ich denke immer an Euch, vielleicht zuviel, und wenn ich einmal wenig schreibe oder manchen Tag nicht, dann liegt es nur am Dienst. Die guten französischen Schnäpse habe ich noch gar nicht probiert; das will ich gleich vor dem Zapfenstreich mit meinem Freund Zielke versuchen. Morgen wird ein finsterner Tag sein, wo ich als Gruppenführer fungieren muss bei zwölf Stunden Dienst; man hat nicht viele Minuten für das eigene Leben...

Am schönsten ist es noch, so ab und zu mit den prächtigen alten Franzosen über den Krieg zu erzählen; wer ihn gewinnt und verliert und wann er zu Ende ist und dass das Soldatenleben eine grosse Scheisse ist...

Wenn Ihr es möglich machen könnt, schickt mir ab und zu ein paar Zigaretten; Rauchwaren gibt es hier in dem kleinen Kaff überhaupt keine, nicht einmal unter der Hand; ich schlage mich vorläufig noch mit meinen vier Verpflegungszigaretten und den Föxen davon durch...

Grüsst Alois von mir und seinen Anhang und auch Gertrud, und sagt ihnen, dass ich wirklich wenig Zeit hätte zum Schreiben, aber doch bei der nächsten Gelegenheit auch an sie schreiben würde...

Sorgt Euch nur nicht um mich; alles, alles wird gutgehen, und sogar der Krieg muss eines Tages zu Ende sein...

Ich grüsse Euch alle herzlich und innig, besonders Mutter und Vater,

Euer Hein



235. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, 11. Mai 1942

[...]

Nun habe ich heute Morgen zum ersten Mal eine Gruppe kommandiert und unterrichtet; ich weiss nicht, irgendwie fühle ich mich unglücklich nach dieser Schreierei, und heiser; ach, es ist fast so, als ob ich mich selbst verlassen hätte, ein ganz anderer geworden wäre; es ist nicht beglückend, diese Gruppenführerei, und ich bin auch noch sehr unsicher, aber vielleicht gibt sich das alles noch so, dass es mich glücklicher macht.

Ich bin ganz heiser, und müde, ach, so müde; Gott möge mir helfen, oft, in unseren Pausen, trete ich irgendwohin und fasse mein Herz zusammen und bete... Es ist im Allgemeinen wohl auszuhalten hier, die Vorgesetzten vor allem sind erträglich, erträglicher als die dickfelligen und sturen Rekruten; aber ich darf mich wohl nicht darüber beklagen, denn was für ein widerspenstiger und ungelehriger Rekrut war ich...

Der Leutnant ist ein sehr netter, sauberer Kerl, sehr jung, mit E.K. I. verwundet, wirklich ein Mensch, den man sehr schätzen kann; er stösst zwar an einen spitzen Stein, aber ich habe meine Antipathie gegen diese Gegend um seinetwillen aufgelöst, ein idealer Norde, aber wirklich sympathisch; ich könnte – Dir gegenüber schäme ich mich nicht, so etwas zu sagen – ihn zum Beispiel nicht belügen; vielleicht – manchmal glaube ich es fast – werde ich tatsächlich einmal mit dieser Kompanie in den Kampf ziehen, und dann ist es gewiss sehr tröstlich, einen solchen Kompanieführer zu haben.

Gestern habe ich auch noch einmal den französischen Alkohol aller Art probiert; er hat zwar sehr nachgelassen, aber es ist doch schön, wenn man nur zu bestellen braucht, und gleich bekommt man alles, was einem schmeckt – alle Liköre – Wein allerdings leider nur sehr wenig; in den Cafés – oder Estaminets, wie sie sich hier nennen – geht es meistens sehr familiär zu; der Gastraum ist zugleich die Kü-

che der Familie; die Kinder kommen von der Strasse herein, bekommen ihr Butterbrot in die Hand gedrückt und stehlen heimlich an der Butterdose herum, balgen sich, machen ihre Schularbeiten und bringen ihre Spielkameraden mit; es ist sehr menschlich alles, bezaubernd menschlich, und es ist so schmerzlich, dass wir immer, immer den Krieg im Herzen haben müssen, immer Uniform tragen, immer, immer. [...]

Sie ist märchenhaft weit und fern, die Zeit, wo wir auch einmal leben durften...

[...]

236. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

im Westen, den 12. Mai 1942

[...]

Ich liege hier auf meiner Matratze auf dem Steinboden und kritzele ein wenig; ich weiss, das sind alles keine Briefe, ich bin zu müde und muss an viel anderes denken; meine Gruppe liegt geteilt in zwei Quartieren zu je 6 Mann, und in beiden Quartieren muss ich dauernd nachsehen, ob alles in Ordnung ist, ob alle die Haare geschnitten haben, alle die Stiefel sauber haben usw., usw., tausenderlei Dinge, und abends nach Feierabend muss ich mich noch theoretisch abquälen mit der Heeresdienstvorschrift, um den Dienstplan für den nächsten Tag zu beherrschen ... es ist ein endloser Wahnsinn, dieser Krieg...

Ich freue mich auf den Tag, wo ich einmal überhaupt keinen Dienst habe und wo ich dann meinen Kopf einmal freimachen kann von allen dienstlichen Dingen, die mir dauernd im Kopf herum-schwirren müssen, ach, ich sage Dir, es ist ein sonderbares Leben so als «Unteroffiziersdiensttuender»; ich fühle mich nicht sehr wohl dabei, lieber möchte ich schon Leutnant sein...

Nun ist Feierabend, das ist ein sehr, sehr relativer Begriff; ich muss noch eine schriftliche Arbeit machen für den Unteroffizier, muss noch – wie jeden Abend – in den Vorschriften blättern, meine Sachen noch waschen, denn wenn ich auch der «Herr Gefreite» bin, so will ich doch weiter meine Sachen selbst machen ... Ich bin – es ist so sonderbar –, seit ich Gruppenführer bin, ein ganz anderer geworden, fast als ob ich «aus meiner Haut gefahren» wäre, es ist mir so vollkommen wesensfremd, dieses Unteroffizierspielen; Du wirst es Dir denken können...

Gestern Nacht ist unserem Nachbarn, einem Bauern, ein Füllen geboren worden; ich habe es heute Morgen gesehen, als es kaum einige Stunden alt war, ein wunderschönes, reizendes, schlankes Tier; ich war sehr erfreut und irgendwie getröstet...

[...]

### 237. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, den 13. Mai 1942

Meine Lieben,  
heute Abend bin ich einmal eine Viertelstunde mit dem Fahrrad meiner Quartiersleute über Land gefahren; es war nur eine Viertelstunde, so zwischen grünen Hecken bergab und bergauf, auf einen ganz einsamen Weiler. Dort habe ich mir Eier besorgt, denn ein bisschen muss man der Verpflegung nachhelfen, es gibt nämlich zu wenig Brot; ein Drittel, aber dieses Drittel ist so lecker und weiss, dass man es trocken in einer Mahlzeit wegputzen kann. Wir braten nun auch schon öfter Kartoffeln, da die Franzosen keine Ahnung haben von Kartoffelzubereitung, müssen wir das alles selbst machen, und die kurze Feierabendzeit von acht bis zehn ist dann schnell um...

Diese Viertelstunde Fahrt über Land war meine einzige wirkliche Freude, seitdem ich weg bin von Köln, denn Post gibt es ja noch nicht.

Ach, wenn es erst Post gibt, dann ist das Leben erst wieder lebenswert; vorab lebe ich so nur noch von Erinnerungen. ..

Ach, Alleinsein, das war das Schönste an dieser Radtour. Immer zu neun Mann in dieser engen Bude, es ist zwar ein relativ gutes Quartier, aber es ist doch für soviel Menschen mit Sack und Pack wenig.

Ich hatte mir so gute Vorsätze genommen wegen der Schrift, aber nun muss ich doch immer in Eile schreiben, doch Annemarie wird Euch wohl dolmetschen können oder Tilde.

Denkt immer daran, dass ich «Gruppenführer» bin, dass ich also wahnsinnig viel Arbeit habe, und betet für mich, dass ich keine Unteroffiziersseele bekomme...

Das wäre so mein Leben; Ihr wisst, dass ich an Euch denke und ein Böll bleibe.

Grüsst alle, denen ich nicht schreiben kann. Ich hoffe, dass ich am Sonntag mal allen schreiben kann...

Ich grüsse Euch alle herzlich, besonders Mutter und Vater, Euer  
Hein

238. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 14. Mai 1942

[...]

Heute ist Feiertag, Christi Himmelfahrt, aber wir merken hier nichts davon, der Dienst geht weiter wie sonst auch; das Schlimmste für heute, die Geländeausbildung, haben wir schon hinter uns, in einer halben Stunde geht der Nachmittagsdienst schon wieder los, Exerzieren usw.; doch ich will Dir davon nichts erzählen, es ist vollkommen uninteressant. Mir geht es ausgezeichnet, abgesehen davon, dass ich seit einigen Tagen einen bösen Hexenschuss habe, der mich sehr hindert, aber er lässt von Tag zu Tag weiter nach, und ich hoffe, dass es sich morgen oder übermorgen wieder gelegt hat. [...]

Nun ist Abend geworden, ich habe mich in einer französischen Kneipe gewärmt, während unser Dolmetscher mit dem Inhaber, dem Bürgermeister, um einen Exerzierplatz verhandelte; dabei unterhielten sich die Bauern in der Kneipe, während der Dolmetscher nebenan war, über unsere Wache sich unterhielt; ab und zu schnappte ich ein Wort auf. Ach, ich bin sehr traurig, weil ich doch ziemlich einsam hier bin unter den Ausbildern, Zielke ist mir trotz allem noch der Liebste, im Augenblick feiert er krank und liegt schon 3 Tage «auf der Feige». Der Tag morgen wird auch schnell herumgehen, dann haben wir Schiessen, und Samstag, Sonntag wird es hoffentlich auch etwas mehr Ruhe geben, dann will ich Dir einmal richtig zu schreiben versuchen; eben bin ich durch verschiedene Häuser gegangen und habe, neben einigen Höflichkeiten, Schnäpse mit dem Dolmetscher und den Leuten getrunken; es ist ganz interessant und amüsant, aber von französischem Frauencharme findet man nichts in den Bauernhäusern – nur abgearbeitete Frauen mit rauheren Stimmen als die Männer, richtige blonde, derbe «Greten»; wenn man einmal eine «Städtische» auf dem Fahrrad vorbeifahren sieht, dann spürt man eine Wolke von Parfüm und Glanz und ist im Augenblick etwas bekommen; es ist doch ein sehr abgeschlossenes und fremdes Leben in so einem winzig kleinen Dorf ohne jede Beziehung und Verbindung zum «äusseren» Leben, nur immer Uniformen und der sture Dienst; man wird doch ein wenig sonderbar.

[...]

239. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, den 16. Mai 42

Meine Lieben, bald, bald wird ja wohl einmal Post kommen; ich hoffe immer auf morgen, Sonntag; jetzt bin ich schon bald zehn Tage ohne jede Nachricht aus Köln, das ist doch etwas beunruhigend.

Damit ich es nicht vergesse: schreibt mir die genaue Adresse von Franz Stallkamp. Heute regnet es hier schon seit fünf Uhr morgens ununterbrochen, und nun ist es bald zwei...

Es regnet immer noch; jetzt um sieben Uhr abends in Strömen; wir sind wie eingekerkert in diesem kleinen, winzigen Nest bei Lumbres; heute Abend kam die erste Post für die Leute, die drei Tage vor uns angekommen sind, also muss ich wohl noch drei Tage warten, ehe ich an der Reihe bin; das ist das Trübseligste, keine Post! Wenn die erst läuft, dann geht es wieder etwas besser, etwas sinnvoller; aber es ist doch Scheisse, dieses unteroffiziershafte Leben! Wenn man auch manche Erleichterung hat, manche Bequemlichkeit, es ist doch jämmerlich, irgendwie jämmerlich, so einzutreten in die Fussstapfen der alten preussischen Brüller; und es ist das einfachste, was es gibt, Unteroffizier zu sein. Ich habe die grosse Kunst in ein paar Tagen gelernt, und nun bin ich es schon wieder leid, ich möchte wieder Schütze Arsch sein. Ich werde natürlich warten mit meinem Nachlassen, bis ich wenigstens Obergefreiter bin und meines Gehalts sicher bin; dann werde ich doch nicht mehr lange Gruppenführer sein; denn man wird doch einsehen, dass ich nicht dazu taue. Gleich, um acht Uhr, hat der Stamm der Kompanie eine Sauferei, das sind auch so Dinge, an denen man dann teilnehmen muss; denkt Euch nur mich in einer Sauferei des Stammes! Ich würde lieber Gott weiss was tun! Morgen, am Sonntag, haben wir auch bis drei Uhr Dienst und anschliessend noch Unterführerbesprechung; Ihr könnt Euch denken, wie fröhlich mich das alles stimmt!

Ausserdem muss ich noch meine ganze Wäsche waschen, muss täglich abends sowieso noch rumlaufen und Eier und Kartoffeln für meine Jungens besorgen, die sonst vor Hunger zusammenklappen, denn bei Dienst von fünf bis abends acht kommt man natürlich mit der Verpflegung nicht aus; ich muss Holz besorgen, um unsere Wäsche zu kochen, und Seifenpulver, muss Listen aufstellen von meinen Leuten, ach, muss sie aus beiden Quartieren jedesmal pünktlich zum Dienst zusammentrommeln; muss nachsehen, ob sie alle sauber ge-

packt haben, ach, tausenderlei Dinge habe ich zu tun; man kommt wirklich nicht zu sich selbst...

Und dabei nimmt man uns auch noch den Sonntag weg; unsere Quartiersleute schlagen jedesmal die Hände über dem Kopf zusammen, wenn wir zum Dienst raustreten: «Oh Monsieur, toujours promenade, toujours exercer.» Mit dem Alten, dem Schuster, sitze ich manchmal abends bei einer Tasse Kaffee, die er mir mit den Worten «s'il vous plaît, mon caporal» anbietet, zusammen, und er erzählt mir dann, soviel ich verstehen kann, von seiner siebenjährigen Soldatenzeit; leider sprechen die Leute hier ein unglaublich schwer zu verstehendes Platt; sehr viel dumpfe Laute, sehr wenig charmant; überhaupt sieht man nur kleine Mädchen bis zu fünf Jahren, die man als charmant bezeichnen kann, die anderen sind alle sehr derb und dreckig und abgearbeitet, aber sehr freundlich und entgegenkommend sind sie alle hier, wenn sie uns auch schwer bescheissen mit ihren Preisen, und die Schnäpse sind auch sehr verdünnt und teuer... Unser Abendessen ist fertig, meine Lieben, wir haben uns Stampfkartoffeln machen lassen, wie gestern, mit Milch und Eiern; anschliessend muss ich dann zum Saufen ... Auf Wiedersehen. ...

Sonntag, den 17. Mai 1942

Heute ist herrliches Wetter hier, meine Lieben, ganz selten schön, klar und warm, und in der Luft ist ein toller Betrieb, ganze Schwärme kommen von beiden Seiten, und manchmal hören wir ganz deutlich das Geknatter der Maschinengewehre. Eben, als wir Appell hatten, plötzlich hörte man ein so fremdes, aufregendes Motorengeräusch, und quer vor uns durch den klaren Himmel sauste einer ab; es ist eigentlich das erste Mal, dass es richtig klar hier ist, darum auch dieser wilde Luftbetrieb; es ist so warm und schön, dass man die Uniform so richtig als wahnsinnige Last empfindet; man kann gar nicht mehr glauben, dass man auch mal wieder etwas anderes sein könnte als Soldat. Nachher gehe ich einmal spazieren in ein anderes Dorf, wo keine Soldaten sind; ich habe extra Urlaub eingereicht dafür und wer-

de mir wahrscheinlich ein Fahrrad pumpen und ganz allein losgondeln. Im Stillen hoffe ich ja auch noch auf Post heute Abend, wenn auch die Wahrscheinlichkeit sehr gering ist, da der Verpflegungswagen gestern Abend schon hier war; aber warum sollen wir nicht hoffen, es ist doch wahrhaftig das einzige, was wir haben...

Gestern Abend war eine wüste Sauferei des Stammpersonals, an der ich pflichtgemäss teilnehmen musste; erst hatte ich mich bis zehn Uhr gedrückt, aber dann kam extra jemand mich holen; wir haben bis zwei Uhr diese Nacht wild durchgesoffen, es war bestimmt kein Vergnügen, aber man lernt «die Geister» unterscheiden, das ist viel wert. Besoffen war ich eigentlich trotz allem Durcheinander nicht, aber übel war mir eine Zeitlang. Seit vier oder fünf Tagen habe ich übrigens wieder einen tollen Durchfall, sehr häufig und immer sehr plötzlich, so dass ich mich heute gezwungen sah, einmal zu fasten und Opium zu schlucken; das hat mir auch gutgetan, aber ich habe doch immer an die Zeit vor zwei Jahren denken müssen: dieser kleine französische Kotten und der von Fliegen umschwärmte Lokus...

Unsere Wirtsleute sind nicht sehr reich; der Mann ist Schuster und hockt den ganzen Tag in seiner Werkstatt und beschäftigt sich viel mit seiner kleinen dreijährigen Enkelin, einer werdenden Germania, hellblond und rotwangig, sehr stabil; die Mutter der Kleinen, Tochter des Hauses (ihr Mann ist Gefangener), kommt abends müde und gereizt von der Arbeit, und dann setzt es regelmässig Hiebe für die verwöhnte Kleine, bis dann der prächtige Grossvater begütigend eingreift und sie auf seinen Schoss nimmt und mit ihr isst; aber Kinderqualen sind doch wirklich international, das kann man feststellen; es ist wirklich verblüffend: Da das Kind noch sehr undeutlich spricht, hat man gar nicht den Eindruck, dass es französisch spricht; die Leute sind sehr nett; morgens, bevor wir zum Dienst gehen, müssen wir jeder unbedingt eine Schale Kaffee annehmen, sonst ist die Alte tödlich beleidigt; sonst schimpft sie schon mal, wenn wir mit allzu dreckigen Stiefeln durch die Küche laufen, besonders aber, wenn wir zu früh Licht anmachen und es lange brennen lassen; sie brät uns Kar-



toffeln, kocht Eier und putzt morgens unsere Bude; und heute haben wir sogar von der Tochter unsere ganze Wäsche gewaschen bekommen. Das bedeutet für uns, dass wir den Sonntagnachmittag wirklich freihaben, gleich nach dem Singen, das bis drei Uhr dauert. Vor allem bin ich damit auch meine Strumpfsorgen los; also, liebe Mutter, Du siehst, dass sogar für meine Schweissfüsse gesorgt ist, und zu essen haben wir wirklich ausreichend. Abends lasse ich uns immer Kartoffeln machen, und morgens esse ich regelmässig ein Ei; denkt nur mal, jeden Morgen ein Ei! Kneipen gibt es in diesem kleinen Kaff wirklich genug, sicher bald zehn, und darin zu saufen auch genug, wenn auch alles etwas teuer ist; das einzige, was etwas bitter ist, ist der Rauchmangel; bisher habe ich mich noch einigermaßen durchgeschleppt, denn ich konnte immer mit einem Nichtraucher in meiner Gruppe Zigaretten gegen Margarine oder Wurst tauschen und kaufe mir dann ein Ei; und einmal habe ich mit Zielke zusammen ein Paket Tabak gekauft, unter der Hand für drei Mark. So habe ich mich mit Föxen usw. immer noch ganz nett durchschlagen können, aber es wäre doch schön, wenn Ihr ab und zu etwas schicken könntet; vielleicht könnte man hier auch gegen Rauchwaren Butter losschlagen, aber so viel zu rauchen wird es ja auch nicht geben. Eier könnte ich Euch auch schicken, aber ich habe keine Möglichkeit, mir das richtige Packmaterial zu besorgen; vielleicht einmal, wenn wir länger hier sind...

Schreibt mir nur immer, wie es mit den Fliegern ist; es ist zwar ein wenig beängstigend, wenn wir sie manchmal in Schwärmen hier über uns wegbrummen hören und wissen nicht, was sie in Deutschland alles wieder kaputtmachen werden...

Die Wirtschaften sind hier sehr dreckig und familiär; man sitzt regelrecht in der Küche der Familie, der Ofen in der Mitte, und dann läuft der ganze Familienbetrieb weiter; die Kinder werden abgefüttert und verhauen, Kuchen wird gebacken, es wird gegessen und irrsinnig geknüsselt; Besuch wird empfangen und geschwätzt, geschwätzt, dass man ganz konfus wird; die Kinder klauen an der Butterdose herum und nügeln im Rücken der Mutter an den wildesten Schnäp-

sen; junge Männer aber zwischen 19 und 45 sieht man fast keine; ein paar laufen wohl rum, aber zwei davon – ich habe sie gefragt – sind schwer verwundet, und der andere ist als Vater von vier Kindern gar nicht im Krieg gewesen; das ist hier eine wirklich grosse Seltenheit: vier Kinder. Ach, ich glaube, in diesem ganzen kleinen Dorf sind allein über 60 Männer gefangen. [...]

Ich will Euch nichts von unserem Dienst schreiben; es genügt zu sagen, dass er bis acht Uhr abends dauert; dann macht man seine Sachen wieder in Ordnung, isst und blättert vielleicht noch eine Stunde in der HDV; und vielleicht bleibt einem dann eine halbe Stunde, um zur Besinnung zu kommen und einen kurzen Brief zu schreiben.

Wir sind jetzt genau eine Woche bei der Kompanie, aber mir kommt die Zeit unendlich lang vor; ich habe trotz des guten Essens viel abgenommen, fühle mich aber – bis auf die Scheisserei, die hoffentlich wieder geht – ganz wohl dabei, viel leichter und beweglicher.

Meine «Gruppe» muss ich dauernd im Kopf haben; Ihr ahnt nicht, was das für ein Betrieb und eine Arbeit ist; wenn morgens beim Anreten einer von meinen zwölf auch nur die geringste Kleinigkeit nicht in Ordnung hat, heisst es direkt: Wer ist der Gruppenführer? Nun habe ich ja zum Glück keinerlei militärischen Ehrgeiz, deshalb kann mich das nicht sehr rühren, aber es ist niemals angenehm...

Ich will nur hoffen, dass keiner von den Tommys auf die Idee kommt, Euch zu besuchen, und dass Ihr einen schönen, friedlichen Sonntag verlebt, ich, ich freue mich nur auf den Frieden...

Eben höre ich, dass am Bataillon viel Post für uns liegt; das bedeutet also, dass für uns nun auch schon etwas dabei ist; also kann ich wieder hoffen, denn wenn die Post erst läuft, ist alles, alles viel menschlicher...

Ich grüsse Euch alle herzlich, besonders aber Mutter und Vater,  
Euer Hein

240. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

im Westen, den 17. Mai 1942

[...]

Ich hatte mich so gefreut gestern Abend, einige Stunden in einer ruhigen Estaminet zu sitzen und Dir zu schreiben, aber es kam alles ganz anders. Erst hatte ich einen Brief nach Hause angefangen, dann war ich essen gegangen, und eben wollte ich wieder aufbrechen, um Dir zu schreiben, da kam man mich holen zu einer Sauferei des Stammpersonals; das sind alles so Verpflichtungen, die man einfach nicht ablehnen kann. Das hat dann bis diese Nacht zwei Uhr durch gegangen, wirklich eine barbarisch wilde Sauferei, und der Witz ist der, dass ich heute müde bin, an dem Sonntag, auf den ich mich so lange gefreut habe. Erst war wieder am Sonntag bis drei Uhr Dienst, und dann auf die Feige, um den Rausch auszuschlafen...

Mein eigentliches berufliches Leben, Du und die zu Hause, die mir auch alle lieb sind, alles das versinkt oft ganz, ganz, dann bin ich mir dessen nicht bewusst und denke auch nicht daran, das ist eine sonderbare Zeit, dann bin ich der Gefreite Böll, der eine Gruppe führt, mit Widerwillen und einem gewissen Sadismus und voll tiefen Hasses im Herzen gegen den Krieg, nicht glücklich, aber auch nicht so tief unglücklich, voll eines gewissen Zynismus; aber er führt eine Gruppe.

Der andere wird manchmal wach, er erschrickt dann über diesen einen, nur zuerst, dann gewöhnt er sich daran, und die beiden verstehen sich sonst gut; sie spielen nur miteinander; aber der eine, der nicht Gruppenführer ist, ach, überhaupt nicht Soldat, ist mir lieber, ist mein einziger Freund; er möchte niemals mehr ein Gewehr sehen, und er träumt, träumt wild und voll Sehnsucht dunkle Träume voll einer leidenschaftlichen Ablehnung allen Zwanges und allen militärischen Schreiens und allen Brüllens; ein wilder und fanatischer Individualist, das ist der eine, mein Freund, der so selten einmal wach werden

darf und der eine grosse, hohe Aufgabe hat, nämlich nichts zu vergessen von all dem, was Menschenunwürdiges passiert und was gegen Gott getan und gesagt wird. Heute Nacht habe ich «dienstlich» bis zwei Uhr gesoffen; Du weisst, dass ich absolut kein Antialkoholiker bin und dass ich gerne trinke, aber diese wüste Durcheinandersauferei aus purem Barbarismus, durchdrungen von Zoten und Phrasen, das war eine unvergessliche Schweinerei; ich war keine Sekunde regelrecht betrunken, etwa so, dass ich nicht mehr gewusst hätte, was ich tat, aber ich war wirklich voll, und übel war mir und elend; und als ich heute Nacht über die stille Dorfstrasse nach Hause schwankte, im Arm meinen alten Freund Zielke, der total erledigt war, über mir den herrlichen klaren Himmel, der schon diesen wunderbaren Tag heute verhies, da habe ich an all das gedacht, was ich jemals an Anti-Dingen gegen das Militär und den Krieg gesagt habe, und habe mir geschworen, es nie zu vergessen und immer, immer in meinem Herzen zu behalten. Ja, nichts vergessen, das ist die Aufgabe meines Freundes, des einen, und den anderen lasse ich so neben mir herlaufen; ich weiss noch nicht so recht, ob ich ihn hassen, lieben oder nur bedauern soll; vielleicht will ich ihn auch noch bekehren.

Heute Morgen war es so strahlend schön, als ich mich mit meinem schweren Schädel aus meiner Ecke erhob, meine Leute waren schon mitten im Waffenreinigen, und es hätte nur noch gefehlt, dass der Leutnant hereingekommen wäre. Beim Waffenappell nach Mittag musste ich die Seitengewehre nachsehen in einem Glied, und ich habe Sonntag sein lassen und niemand aufgeschrieben zum Ärger unseres Spiesses.

Nun ist schon fast 5 Uhr geworden. Eben höre ich, dass beim Battl. zwei schwere Säcke Post für unsere Kompanie liegen, da wird wohl für mich auch etwas dabei sein; hoffentlich, hoffentlich wird sie heute noch verteilt. Ich glaube, deshalb bin ich manchmal so vollkommen interesselos und gleichgültig, weil die Post noch nicht läuft; wenn die erst einmal ihren Weg gefunden hat, dann gibt es wieder andere tägliche Freuden als nur Erinnerungen...

Das Rauchen ist das einzige, was ich noch habe, lesen kann ich nicht, schreiben erst recht nicht, und Saufen ist meinem augenblicklichen Zustand nicht gemäss, denn seit einigen Tagen habe ich wieder mit meiner alten Frankreich-Krankheit zu tun, nicht gerade Ruhr, aber immerhin wüst genug, doch durch Opium und Fasten habe ich es schon etwas eingedämmt.

Gleich werde ich einen Spaziergang machen ins nächste Dorf; ich habe extra Urlaub eingereicht, vielmehr Ausgang, damit ich einmal rauskomme; ich werde Edi einmal meinen Unterkunftsart schreiben; wir leben nämlich in einem grösseren Dorf in der Nähe eines Marienverpflegungsamtes, es ist doch möglich, dass er damit zu tun hat und mal in die Gegend kommt, dann kann er mich ja mal besuchen. Im Übrigen glaube ich aber nicht, dass wir sehr lange hier liegenbleiben, bald, bald werden wir wieder marschieren müssen...

[...]

241. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

im Westen, den 18. Mai 1942

[...]

Es ist jetzt glücklich halb zehn, wo ich dazu komme, Deine Briefe zu lesen, lange habe ich sie in meiner Tasche tragen müssen, ehe ich dazu kam, sie zu lesen, und beantworten muss ich sie nun in aller Eile; so wahnsinnig viel Dienst haben wir hier; doch das ist ja zum Teil auch meine Rettung.

Nun sitze ich ganz allein in einer französischen Kneipe beim Rotwein, allein mit der alten Wirtin, die am Ofen sitzt und Strümpfe stopft; mein Kopf ist noch nicht so ganz frei, denn ich muss noch vieles tun für morgen; ich muss noch Pappkameraden herstellen und Zielscheiben und muss noch viel, viel in der Ausbildungsvorschrift der Infanterie nachsehen...

Heute Morgen bin ich beim Geländedienst sehr aufgefallen, als der Regimentskommandeur, ein Oberstleutnant, meine Gruppe betrachtete, aber auch das habe ich überwunden, ach, das ist soviel, als wenn bei Dir ein Ministerialdirektor kommt...

Gestern Nachmittag war ich noch im Nachbardorf und habe mich da einmal nach Butter für Euch umgesehen, aber da war nichts zu machen; zum Schluss bin ich dann in eine Kneipe gegangen und habe mir von der Wirtin ein Omelette machen lassen, ein wunderbares Omelette aus drei Eiern, und dann habe ich mit ihr geplaudert, und sie hat mir erzählt von ihrem Mann, der in Deutschland, in Bocholt im Gefangenenlager ist, und sie hat mir das Bild von ihm gezeigt, und ich fühlte mich daraufhin verpflichtet, ihr Dein Bild zu zeigen; es war sehr nett, eine junge Frau, ein Mensch, der kein Soldat war. Ach, sie meinte, mich trösten zu sollen, und sagte, in drei Monaten wäre der Krieg aus, und dann wäre ich wieder bei meiner «bien aimée Annemarie» – Deinen Namen hatte ich ihr auch sagen müssen –, aber leider, leider kann ich diesen Trost nicht glauben; sie meinte natürlich, dass der Krieg dann zu Ende sei, weil wir ihn dann verloren hätten; das meinen überhaupt die meisten hier; ach, sie haben wirklich keine Ahnung, diese Franzosen... Ich muss schliessen und muss ins Bett, und morgen früh werde ich dann eben noch lernen. Ich hätte sehr gern ein Zimmer für mich gehabt, dann wäre alles viel, viel leichter und schöner, und eigentlich stände mir das auch zu, aber ich habe eben diesmal Pech gehabt; wenn wir wieder weiterziehen, dann hoffe ich ganz bestimmt auf ein Bett und ein Einzelzimmer, denn unser Dolmetscher und Quartiermacher hat mir das schon versprochen. [...]

Ich hätte es bald vergessen; schick mir bitte Geld, es fließt so sehr, sehr leicht dahin hier.

[...]

242. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Westen, 20. Mai 42

Meine Lieben,

heute hat es leider keine Post gegeben, das ist ein trauriger Tag, vielleicht gibt es heute Abend noch einmal welche, sehr spät, aber ob sie dann noch verteilt wird, ist fraglich. Es regnet mal wieder sehr stark und lange, aber in Erwartung der Pfingstruhe will ich das alles ertragen und in Erwartung der Post...

Noch drei Tage, dann ist Gott sei Dank Sabbat; dann will ich sehen, dass ich einmal an einem der Tage nach St. Omer fahren kann. Ein Fahrrad kann ich wohl von meinen Quartiersleuten bekommen; sonst geht alles wie immer weiter. Mehrmals am Tage hören wir das Bumsen der Flak, und gestern Mittag konnten wir sogar die Flakwölkchen deutlich unterscheiden; sogar das Geknatter des Maschinengewehrs bei Jägerkämpfen hören wir oft über den Wolken. Ich ängstige mich immer ein wenig, weil ich gleich an Eure Gefährdung denke, aber im Grunde glaube ich doch nicht, dass Euch etwas geschehen wird...

Ich habe auch noch nach Feierabend – also nach 9 Uhr – jetzt noch insofern viel zu tun, als ich allerlei Waffen noch kennenlernen muss und bedienen können muss, von denen ich noch keine Ahnung habe. So gibt es immer etwas Neues; ausserdem müssen wir noch schriftliche Arbeiten für unseren Chef machen.

Ach, zum ruhigen Schreiben kommt man wirklich nicht. Ich wünsche Euch zu Pfingsten alles Gute, keine Flieger, schönes Wetter und auch etwas Vernünftiges zu essen.

Dass es keinen Fliegeralarm mehr gibt, spüre ich gut; es ist wie eine Wohltat... Ich grüsse Euch alle herzlich und innig, besonders die Mutter und Vater, und danke Euch für alles

Euer Hein

243. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, den 20.5.42

Meine Lieben, ich komme eben von einem abendlichen Trunk – eine Art Verzweiflung, weil es keine Post gab – und finde bei meinen Wirtsleuten Folgendes auf dem Küchentisch: vier Päckchen, drei Briefe, eine Karte, einen Liter Milch, heiss; ist das nicht fabelhaft.

Zuerst mache ich mir eine gute Zigarre an, und dann esse ich die schönen, süssen Plätzchen alle bei der Milch und lese dabei meine Post; Ihr seht wohl, wie gut ich es habe. Nicht gerade wie Gott, aber fast wie ein Unteroffizier in Frankreich. Von Alfred das Päckchen mit Brief war auch dabei, und fast kommt es mir vor, als ob ich es besser hätte als er, doch viel, viel Arbeit haben wir auch. Es ist gar nicht so leicht, eine Gruppe zu führen, in jeder Weise; Quartier besorgen, Stroh als Unterlage und dann vor allem im Dienst; alles, was noch an Fett an mir ist, geht dabei restlos flöten, doch ich fühle mich wohl dabei. Mit dem Koppel bin ich nun im siebten Loch – im letzten, trotz ausreichender Verpflegung, und die ist wirklich – wenigstens für mich – so ausreichend, dass ich meistens noch einen Teil gegen Rauchwaren eintausche, sogar von unserem sehr leckeren Brot.

Also wirklich, ich werde jeden Tag rundum satt, und Eier gibt es auch zu kaufen; nicht etwa, dass ich Hühner stehle...

Mutters Brief freut mich ganz besonders, weil ich sehe, dass sie Mut hat und vollkommen, ganz und gar und ohne die geringste Veränderung die «alte» ist; und Vater mit seinen Postkartenromanen ist in der gleichen Weise völlig unverändert. Von den Engländern sehen und hören wir mehrmals am Tage, aber wir spüren nichts, wirklich vollkommene Ruhe haben wir.

Dienst habe ich praktisch so lange, bis ich zu Bett gehe. Irgend etwas zu tun habe ich immer, aber vielleicht ist das meine Rettung vor allzu vielen Gedanken...



Wenn ich nur wüsste, wie ich die Eier sachgemäss verpacken könnte, dann könnte ich Euch auch einmal eine Freude machen...

21.5., mittags

Mutters Brief hat mir sehr viel Freude gemacht; sie soll nur auch wirklich sich absolut keine Sorgen machen; es wird ganz bestimmt alles gutgehen. Das Schlimmste, was mir hier passieren kann, ist Küstenwache, aber das ist ja weiter nicht gefährlich. Also, wirklich nur Mut! Eure Päckchen habe ich alle bekommen; noch einmal vielen, vielen Dank. Ich werde Euch auch Eier schicken, sie aber vorsichtshalber kochen lassen; dann könnt Ihr sie aber immerhin noch als Brotbelag benutzen. Mit einigen Eiern könnte man es ja einmal versuchen, sie roh zu schicken. Das Risiko ist ja nicht so gross. Bisher haben wir nur einmal Apfelsinen bekommen, zwei Stück, sonst könnte ich Euch welche schicken. Das ist ungünstig, dass wir in einem so kleinen Kaff liegen, in grösseren Orten gibt es sicher mehr. Unser Essen ist wirklich voll und ganz ausreichend, darüber braucht Ihr Euch am wenigsten Sorgen zu machen, ich komme wirklich gut aus und werde immer satt, und ein paar Eier helfen immer gut aus. Ab und zu gibt es auch Milch, aber wo ich sehr, sehr scharf drauf wäre: Butter für Euch; da bin ich bisher noch nicht drangekommen; dafür ist unser Haufen zu gross und das Dorf zu klein.

Ich will nicht so unverschämt sein und heute Abend schon wieder auf Post hoffen, aber wer weiss... An mein Gruppenführertum habe ich mich auch allmählich gewöhnt, aber das dumme ist, dass ich nun nicht mehr für irgendeinen besseren Dienstposten in Frage komme, weil die Gruppenführer zu knapp sind; es sei denn, dass die Kompanie ein Dutzend Unteroffiziere bekäme.

Aber ich werde es, so oder so, ganz sicher aushalten können; ach, es ist doch etwas ganz anderes, bestimmt unsagbar viel wert, dass wir überhaupt in Frankreich liegen dürfen...

Also, sorgt Euch nur nicht. Ich grüsse Euch alle herzlich vielmals und danke Euch,

Euer Hein

244. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 20. Mai 42

[...]

es hat doch noch Post gegeben heute, welch eine wahnsinnige Freude, dabei allein 2 Päckchen und 2 Briefe von Dir... Ich sitze in der Küche meiner Quartiersleute, einer sehr armen, aber netten Schusterfamilie, und nehme mir heimlich vor, für das viel zu viel verbrannte Licht irgend etwas Gutes zu tun; nebenan schläft «meine» Gruppe, und gleich werde ich mich leise in Socken dazuschleichen...

Die Leute sind sehr nett zu uns; es ist noch ein junger Sohn da, der soeben noch an der Gefangenschaft vorbeigerutscht ist; ein sehr, sehr blonder Bengel, der mir ab und zu sein Rad pumpst. Die beiden älteren Söhne sind in Gefangenschaft und auch der Schwiegersohn. Die Tochter mit ihrem kleinen blonden Töchterchen ist auch hier. Jeden Tag fragt mich die alte schmale Frau, wann der Krieg zu Ende ist, und ich kann nicht anders, als im Scherz zu sagen «4 Jahre»; dann schlägt sie die Hände über dem Kopf zusammen, nennt mich einen Barbar und reicht mir lächelnd meinen Kaffee; das wiederholt sich fast jeden Morgen; es ist sozusagen unsere Begrüßungszeremonie...

Deine wunderbaren Zuckerplätzchen esse ich jetzt noch zu einer Tasse heißer Milch, die hier auf dem Ofen für mich bereitsteht; es schmeckt ganz herrlich...

[...]

245. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 22. Mai 1942

[...]

Eben bekam ich Deine Briefe von Sonntag und Montag und von zu Hause einen Brief und ein Päckchen ... weniger als viermal Post habe ich bisher noch nie davongetragen; sieh nur, wie gut es mir geht; der Dienst ist zwar aufreibend, schon deshalb, weil ich naturgemäss in meiner Position als Gruppenführer von 13 Mann sehr unsicher bin, und mit Recht, und auch, weil der Dienst sehr lang ist, in Wirklichkeit nie aufhört; sogar sonntags muss ich aufpassen, dass jeder seine Wäsche wäscht, dass jeder sich badet und nach Läusen absucht usw., also, nie, nie ist Feierabend; doch ich habe, sooft Post verteilt wird, einen Löwenanteil und habe ja auch zu rauchen und kann schönen Wein trinken und auch anderes Schönes von der *douce France* geniessen; ach, es ist ein schönes und fruchtbares Land hier, und morgens, wenn wir in unserem herrlichen Wald unsere Übungen haben oder in seiner Umgebung, dann sieht man überall auf den milden Hängen und Hügeln die Ackerpferde, wunderbare, kräftige Gespanne, wirklich, bis an den weiten Horizont erkennt man die Schimmel und Apfelschimmel – ach, und der Wald, ich schrieb Dir schon, ein wunderbarer Teppich von wilden Blumen, darüber das grüne Dach und verstreut das tolle Licht der Sonne.

Und dann reitet der Leutnant quer über das Feld auf uns zu, elegant und jung, nordisch und blond und mit seinen Orden; es ist etwas ganz Sonderbares, wenn er so aus dem Licht der Sonne über das Feld reitet, mitten durch die junge Saat, die unter den Hufen des Pferdes zertrampelt wird – wie ein junger Herrscher; oh ... ich bin kein Soldat und werde keiner, und ich bin ein schlechter, schlechter Gruppenführer, aber es ist etwas ganz Sonderbares, dieser reitende Herrenknaube, der der Herr der Kompanie ist; ach, ich habe ein Landstreicherherz,

ich möchte am liebsten weinen, wenn ich diesen herrlichen Wald sehe, in dem ich wie ein Unteroffizier brüllen muss; ich möchte weinen, wenn ich die herrlichen Hügel sehe, über die ich meine Gruppe jagen muss, ich möchte am liebsten ganz, ganz allein auf einem von ihnen in der Sonne liegen und träumen; niemals werde ich gern Soldat sein, und im Stillen ärgere ich mich oft fast krank über die Radfahrer in meiner Gruppe, die so eifrig «Herr Gefreiter» sagen und mir unbedingt die Stiefel putzen wollen; ach, ich lasse sie natürlich putzen, aber... nein, nein; doch im Grunde ist es ein würdiges Leben hier, menschenwürdig, das macht auch viel daran, dass ich nicht unglücklich bin, nein, nein, unglücklich bin ich nicht, aber ich bin es leid, satt, bis zum Hals heraus.

Heute haben wir Schiessen gehabt, von 12 Uhr durchgehend bis 8, dann noch Parole und Unterführerbesprechung, nun ist es halb 10, und so viel, was ich eigentlich tun müsste, habe ich nicht getan, aber morgen ist Samstag, ach, wie freue ich mich...

Nun sitze ich in einer französischen Kneipe, beim Herrn Bürgermeister, ich bin der einzige fast; die Familie sitzt schwätzend um den runden Tisch und isst, die Alten und die Jungen mit Kindern und 2 Dienstmädchen; sie leben sehr gut, und ich möchte wohl gern an der Keule teilnehmen; sie haben heute ein kleines Festmahl, weil ein junger Stier das Licht der Welt erblickt hat; ich habe ihn schon besichtigt, ein toller, munterer, kräftiger Geselle; gestern Abend war er noch nicht da, da stand die Mutter da mit ihrem schweren Leib und dem Euter bis auf die Erde und blickte uns in ihrem stumpfen, traurigen Schmerz an, und die Bauern tatschten an ihr herum und ratschlagten ...

... ich bin unsagbar müde; ich beneide das kleine blonde Enkelkind meiner Quartiersleute, das eben, als ich ging, von seiner jungen Mutter sehr sanft und innig in den Schlaf gesungen wurde: «Et quand la Guerre finie, les Allemands partis ...»

[...]

246. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

im Westen, am Pfingstsonntag 1942

[...]

Heute ist Pfingsten, es ist wirklich Pfingsten geworden, und bald ist es schon fünf Uhr am Nachmittag, ehe ich dazu komme, Dir zu schreiben, und nicht einmal jetzt komme ich dazu, Dir in völliger Ruhe zu schreiben. Vielleicht habe ich morgen mehr Ruhe, ich habe noch unendlich viel zu tun; die Wäsche besorgen, d. h. eine Waschfrau suchen, Marketenderwaren empfangen, mich mit neuen Waffen intensiv beschäftigen, über die ich morgen unterrichten muss, usw., usw...

Dein Brief vom 19., den ich gestern noch bekam, war ein wenig traurig... Sieh doch, mir geht es doch gut, und ich bin nicht einmal in unmittelbarer Gefahr, in keiner grösseren als Du, und ich bin nicht traurig, nur selten, unglücklich bin ich nicht; gewiss ist es so, dass mir alles und jedes am Hals heraushängt, alles, was mit meiner Uniform zusammenhängt; aber ich habe mich jetzt daran gewöhnt, fasse es wirklich mit beiden Händen an, und es geht ganz gut. Leben ist ja etwas anderes, das weiss ich. Aber das Leben ist ja in uns, nicht etwas, das aussen ist und was wir tun müssen und was um uns herum ist; nein, nein, unser Leben haben wir, und immer, wenn ich so in der Mitte der Gruppenführer stehe, das übliche, absolut blöde und schamlose dumme Gerede anhöre, dann bin ich mir ganz bewusst, dass das mich nichts angeht, dass das dem, was ich mir unter Leben denke, nichts anhaben kann, und dass alles Bunte, alle Phantasie und aller Geist, der wirklich ist und lebt, und Gott und das Herz, dass doch alles nicht angreifbar ist durch diesen Schaum, der so nichtig ist. Mag sein, dass das etwas hochmütig aussieht und wirkt, aber das ist mir vollkommen gleichgültig; ich kann nicht meine Lebenskraft vernichten lassen durch dieses Gesindel, ich kann nicht alle Freude meines Herzens, alle meine Liebe zu Dir und alles, alles, was für einen Christen das Leben überhaupt ausmacht, ersticken lassen von den

sogenannten «Umständen». Ich habe auch mit niemandem Streit, nein, aber ich schweige... vielleicht ist es gut, dass ich soviel Arbeit habe, wirklich damit überhäuft bin ...

Es stürmt heute sehr. Gestern Abend und heute Nacht heulte der Wind wild um unser kleines Häuschen, da sehen wir keine Flieger und auch keine Luftkämpfe, wie so manches Mal. Gegen Mittag, heute, gerade beim Antreten, da war es noch klar, da hörten wir wieder das Brummen der Flak und das Maschinengewehrgeknatter, und dann kamen sie in Schwärmen direkt über uns her; der Himmel war völlig bedeckt mit Kondensstreifen. Es ist wunderbar hier, und wenn ich daran denke, dass ich vielleicht einmal mit Dir alle diese Orte besuchen werde, die ich als Soldat hier in Frankreich berührt habe, dann läuft mir fast das Herz über vor Sehnsucht und sogar von einer Art Vorfreude. Milde Hügel ziehen sich durch das Land, soweit man sehen kann, und überall sind Sträucher und Gebüsch, jedes kleine Fleckchen Eigentum ist von einem dichten Gesträuch umgeben; das ist das richtige Land, um «faire l'école buissonnière», das heisst, die Schule zu schwänzen, die «Buschschule zu machen». Ach, die Schule schwänzen, nur noch einmal die Schule schwänzen können. Ich bin gewiss nicht unvernünftiger geworden im Laufe der Jahre, ganz bestimmt nicht, aber ich bereue es tatsächlich, dass ich nicht noch mehr die Schule geschwänzt habe, jeder Tag wäre doch gewonnen gewesen. Gestern Abend kamen wir erst um halb zehn zurück, und das am heiligen Samstag; das kam nur dadurch, dass wir im Kino waren; es sollte uns also eine Freude gemacht werden. Nach dem Essen waren wir gleich ohne Pause abgehauen, 1½ Stunden Weg zum Baden; dann eine Viertelstunde unter der kalten Brause, anschliessend eine echt preussische «Gesundheitsbesichtigung». Darauf haben wir bis 7 Uhr in dem geräumten Mädchenpensionat, wo wir auch badeten, auf den Film gewartet, dann bis halb neun im Kino und im Eilmarsch wieder zurück; jedes Vergnügen ist bei der Infanterie mit einem Marsch verbunden, deshalb gibt es praktisch für uns gar kein Vergnügen. Ich habe mir die Zeit vor dem Film damit vertrieben, dass ich mir in ei-

nem leeren Schulzimmer herumliegende Bücher und Hefte angesehen habe; es war ganz interessant, diese zierlichen Jungmädchenschriften zu studieren und die wohlklingenden Namen. Dann gab es plötzlich einen Zwischenfall, weil nämlich einer unserer Landser aus einem offenstehenden Fenster einer Frau sechs Rollen Garn gestohlen hatte. Die Frau kam völlig aufgelöst zu unserem Feldwebel, der verwies sie aber an uns, und da unser Dolmetscher gerade nicht da war, musste ich, so gut es ging, mit der Frau verhandeln; ich konnte dann auch nach einigen Minuten kapieren, was geschehen war, und dann wurde der Täter auch ermittelt, der schamhaft die Rollen Garn aus seiner Hose hervorzog. Mit blutendem Herzen mussten wir dann zusehen, wie in der Küche des Klosters – in dem das Pensionat war – ein toller Kuchen gebacken wurde: viel, viel Butter, viel Zucker, viel Milch und Mehl; es war ganz fabelhaft, und gerade auf Kuchen sind wir alle wahnsinnig versessen... Wie glücklich war ich über Deine Pfefferkuchenplätzchen gestern Abend. Wieviel Päckchen hast Du mir überhaupt schon geschickt, es ist ja gar nicht zu zählen. Heute oder morgen werde ich Dir einen ganzen Schwung zurückschicken, das einzige, was ich vorläufig dazu tun kann, sind ein paar Apfelsinen ... es gibt jetzt so gar nichts hier zu kaufen; einmal Butter, das würde mich sehr, sehr freuen, wenn ich Euch Butter schicken könnte.

... ich sitze hier ganz allein in der Kneipe und trinke einen schönen Rotwein ... ich werde gleich noch gründlich nach meiner Gruppe sehen müssen, damit sie sich für die Alarmbereitschaft vorschriftsmässig fertigmacht; ich muss noch meine Waffen kennenlernen; ich bin bestimmt der einzige, der jetzt müssig in der Kneipe sitzt...

[...]

247. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, Pfingstsonntag 1942

[...]

... das hat mir den letzten Rest von Laune verdorben, dass man uns auch am Pfingstsonntag keine Ruhe gelassen hat; das ist wirklich die Höhe; buchstäblich habe ich heute so viel Zeit gehabt, eben zwei Briefe zu schreiben, an dich und nach Hause, alle anderen müssen nun warten, ob ich morgen Zeit dazu habe; ach, diese elende Plackerei mit der Gruppe, den ganzen lieben Pfingstnachmittag habe ich verbrauchen müssen, um sie soweit zu bringen, dass sie ihr Sturmgepäck packen konnten und überhaupt eine Ahnung von Alarmzustand haben... Das ist nun Pfingsten in Frankreich 1942!

Wenn ich nicht wüsste, dass es noch ein anderes Leben gäbe! ... ich will Dich nur noch einmal grüssen heute Abend, an diesem trostlosen Pfingstsonntag. Ich habe nicht einmal Zeit gefunden, etwas allein zu sein. Das macht mich auch so trübsinnig, dass ich den ganzen Nachmittag in diesem blödsinnigen Geschwätz verbringen musste. So entsetzlich trostlos ist dieses Geschwätz der «Landser». Wenn man nur einen vernünftigen Freund hätte, mit dem man einmal vernünftig schwätzen könnte; mit einem Mann, einem vernünftigen Menschen, oder wenn man genügend Zeit hätte, allein zu sein und zu beten; jedenfalls, so ist es trostlos...

Oft meine ich, dass alles Leben und aller Glanz in mir erloschen und verloren ist; aber es ist nicht so, das weiss ich und fühle es, obwohl es so ganz, ganz unwahrscheinlich und undenkbar ist...

Aber ich will warten, warten, warten...

[...]



---

*248. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, Pfingstsonntag 1942

Meine Lieben,

es ist leider nicht so, wie Ihr annahmt, dass wir die beiden Pfingsttage Ruhe haben; jetzt, es ist glücklich vier Uhr geworden, komme ich zur Ruhe; und das ist immer noch relativ; bis drei Uhr haben wir regelrechten Dienst gehabt, und nun muss ich noch viel, viel tun; es gibt immer genug Arbeit; morgen muss ich an einer Waffe Unterricht geben, die ich selbst heute Morgen zum zweiten Mal gesehen habe; das heisst soviel, als dass ich praktisch heute Nachmittag mich mindestens zwei oder drei Stunden dransetzen muss; ausserdem ist auch für mich jetzt jeden dritten Tag Alarmbereitschaft; dann muss meine Gruppe immer «zu Hause» sein, fix und fertig, und ehe ich die Brüder soweit habe, das kostet allerhand Arbeit; also, das ist unser Pfingsten...

Trotzdem will ich mir die Freude nicht verderben lassen; gestern kam Päckchen Numero acht von Euch an, dann eins von Gertrud, von Tante Anna und noch zwei von Annemarie, ganz abgesehen von der Briefpost; also, ich danke Euch wirklich herzlich für Euer eifriges Postsenden; es ist ja doch unsere einzige Freude, wo wir weder Sonntag noch Feiertag kennen und nicht einmal Zeit finden zu einem Spaziergang in dieser schönen Landschaft hier. Jetzt haben wir Alarmbereitschaft bis morgen Abend neun. Also beide Tage sind praktisch kaputt. Jetzt habe ich mich in eine kleine Kneipe geflüchtet und will hoffen, dass ich wenigstens in Ruhe meine Post erledigen kann; dabei rauche ich in Ruhe eine von Euren guten Zigarren und trinke mich voll Rotwein; das ist gut, wirklich gut...

Ich habe mich von Fachleuten beraten lassen, dass das Schicken von gekochten Eiern bei der jetzigen Temperatur doch etwas riskant ist; ich will es mal in den nächsten Tagen, wenn ich ein paar aufgetrieben habe, versuchen; und Ihr schreibt mir dann, wie es geglückt

ist. Butter kann ich vielleicht im Laufe der Woche bekommen; vielleicht; ach, es würde mich wirklich sehr freuen, wenn ich auch Euch einmal etwas schicken könnte. Gestern Abend – Samstagabend – haben sie uns gründlich verdorben, indem sie uns eine Freude machen wollten; wir sind nach dem Dienst gleich ohne Pause abmarschiert zum Baden in einen eineinhalb Stunden weit entfernten Ort – es lebe die Infanterie! Drei Stunden Marsch, um eine Viertelstunde zu sechs Mann unter einer kalten Brause zu stehen! – Und anschliessend gab es dann Kino; ein Lustfilm, der ganz nett war, aber die ganze Aktion – Film und Bad – war dann schliesslich um halb neun abends zu Ende, und wir waren im Eilmarsch gerade um halb zehn hier, konnten schnell etwas essen, um uns dann ins Bett zu legen; es ist so bei der Infanterie; jede Gelegenheit wird ausgenutzt, um die «Marschfähigkeit der Truppe» zu erhöhen. Gesundheitlich geht es mir aber tatsächlich ausgezeichnet; Hunger leide ich überhaupt nicht, wenn man sich anstrengt, kann man doch jeden Tag seine zwei Eier bekommen und einen Liter Milch; und das hilft schon; sonst ist die Verpflegung auch nicht schlecht, nur ist das Brot etwas knapp; doch sollen wir jetzt 250 Gramm pro Tag mehr bekommen; ich bin mal gespannt. Wir können uns auch oft Bratkartoffeln machen und Stampfkartoffeln mit Milch und Eiern; und neulich haben wir uns sogar selbst Reibekuchen gemacht; sie waren etwas weich, aber sehr lecker; man lernt wirklich alles beim Kommiss; ich habe selbst den Teig gerieben, Salz abgeschmeckt, ein paar Eier dazu und ein wenig Mehl, aber die Kartoffeln taugen nicht viel, deshalb waren sie auch zu weich, und wir hätten mehr Fett haben müssen...

Zu rauchen habe ich jetzt, dank Eurem Päckchen, die Feiertage über reichlich; das ist viel, viel wert, wenn man nicht dauernd hinter jedem Fox mit scharfen Augen herzusein braucht; natürlich sammle ich auch in diesen reichen Tagen meine Föxe in einem besonderen Karton, denn in den Tagen der Not werden wir froh sein, wenn wir sie haben...

Die letzten Tage war es sehr stürmisch, und wir haben von Fliegern wenig gesehen; gestern Mittag flogen sie in grossen Schwärmen

über uns weg, dunkle, und der ganze klare Himmel war durchzogen von Kondensstreifen; zum Glück kommt es nie soweit, dass unsere Nachtruhe durch die Flieger gestört wird, wir können immer ruhig durchpennen; allein das ist schon eine unbezahlbare Wohltat...

Mit dem Geld ist es so: noch habe ich genug, bestimmt für die nächsten 14 Tage, von dem, was ich mitgenommen habe, aber man braucht viel. Nun kann ich mir jeden Monat soviel schicken lassen, wie mein Wehrsold ausmacht, das sind dreimal 14,40. Wir bekommen eine Teuerungszulage von 20 Prozent, das wären also ungefähr 45 Mark im Monat. Ihr könnt Euch ja dann mit Annemarie verständigen, damit nicht zuviel unterwegs ist, dabei ist es wichtig, dass das Geld in dem Monat ankommt, für den es bestimmt ist. Also, seht mal zu, vielleicht kann ich mal Dinge kaufen für Euch, die grössere Summen beanspruchen, Handtücher und Stoffe – wir bekommen nämlich Kleiderkarten – schreibt mir, was so am dringendsten ist, also, schreibt mir darüber. Ich habe mir ein schönes Handtuch kaufen können, vielmehr mitbringen lassen, für 2 Mark; das wäre sicher etwas für Euch, und auch vielleicht Stoffe, Taschentücher usw...

Die Gegend hier ist wirklich schön, von milden Hügeln und Wäldern durchzogen, wenig vom Weltkrieg mitgenommen, fast gar nicht von diesem Krieg, abgesehen von englischen Bomben.

Es wäre schön, hier als Zivilist herumzustreichen, aber an Zivil denke ich jetzt am allerwenigsten; weniger als in Köln. Ich denke auch nicht an den Frieden, überhaupt an die Möglichkeit. Die Franzosen hier sind die einzigen, die glauben, dass dieses Jahr der Krieg zu Ende ist; verloren für uns in drei Monaten. Doch ich teile diese Ansicht nicht...

Es ist doch erstaunlich, welche Energie wir Deutschen aufbringen können, wenn man bedenkt, wie unsere Division und unser Regiment in Russland mitgenommen war; und jetzt fangen diese Leute – 16 Monate ohne Urlaub – hier ganz von vorne an, jede Kompanie hat durchschnittlich vier oder fünf Kompaniechefs verloren, mindestens schwerverwundet; fast alle haben einschliesslich Ersatz jetzt 100 Prozent Verluste gehabt und sind zehn Monate in Russland ge-

wesen. Es ist doch erstaunlich, aber von unserem Leutnant bin ich doch enttäuscht; er hat heute Morgen sehr sonderbar von den christlichen Feiertagen gesprochen, überhaupt den Sonntag im Krieg als etwas Überflüssiges hingestellt und wollte ursprünglich bis acht Uhr abends Dienst machen, wie an anderen Tagen auch... Sonst ist er aber wohl anzuerkennen als Offizier, wenn er auch etwas viel von uns verlangt; er tut selbst auch genausoviel und kann auch etwas, obwohl er nicht älter ist als 22 Jahre.

So geht unser Leben tagaus, tagein immer gleichmässig weiter; wenn man Glück hat, findet man abends eben Zeit zu einem kleinen Brief und zu einem kleinen Trunk, verbunden mit einem Schwatz mit den Franzosen, die leider einen sehr undeutlichen, groben Dialekt sprechen; ich lerne sehr wenig dabei, weil ich sie so schlecht verstehe. Schickt mir doch, wenn Ihr es aufreiben könnt, so ein Liliputwörterbuch.

Gleich will ich noch mit meinen Wirtsleuten verhandeln, dass sie uns morgen zwei Hühner in den Topf tun, damit wir wenigstens für den zweiten Pfingsttag etwas Abwechslung auf dem Küchenszettel haben. Mit Seife und Kaffee ist leider absolut nichts zu machen; ich habe selbst nur meine billige deutsche Kriegsseife und muss damit sogar noch recht sparsam umgehen. Es ist überhaupt beschissen, dass in dem ganzen Kaff nur ein einziger kleiner Laden ist, wo man nur Streichhölzer kaufen kann...

Seid mir nicht böse über meine Schrift, ach, ich würde so gern mich hinsetzen und in aller Ruhe schreiben, aber auch heute muss ich meine ganze Korrespondenz in zwei Stunden erledigen. Vielleicht habe ich morgen etwas mehr Zeit. Ich grüsse alle, alle sehr herzlich und danke Euch für die viele Post, besonders Mutter und Vater viele, viele Grüsse

Euer Hein

249. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 28. Mai 1942

[...]

Heute Abend werde ich einmal gar nichts mehr tun, keine Vorschrift studieren und nicht an morgen denken und an übermorgen, gar nicht an den Dienst; ich habe mir die Füsse gewaschen – ein Genuss, den ich mir tatsächlich nur dreimal in der Woche erlauben kann, tatsächlich! –, habe mich rasiert, meine Wäsche angezogen und mich hinter unserem Haus auf der Wiese gründlich gewaschen; ach, es ist ein wunderbares Gefühl, einmal, wenn auch nur für eine Nacht, von Dreck und Schweiss befreit zu sein; gleich werde ich nach langer, langer Zeit noch einmal etwas wirklich Lesenswertes lesen und einen Spaziergang machen, ein Stück die Landstrasse hinunter, so dass ich unser kleines Kaff ganz sehen kann, wie es da liegt, fast völlig von hohen Hecken verdeckt, so dass man meinen könnte, es wären nur drei oder vier Häuser; ach, ich weiss noch, als wir hier ankamen vor drei Wochen, 20 km hatten wir mit vollem Gepäck hinter uns, da sahen wir dieses kleine Dorf, und alle, alle dachten wir, dass wir nun alle in einer grossen Scheune schlafen würden, und dann waren doch 3 oder 4 grosse Strassenzüge hinter diesen Hecken versteckt; ach, ich liebe diese Hecken irgendwie sehr, sie geben allem etwas Inniges und Eigenes, ach, diese Franzosen sind wirklich Individualisten ... und ich werde die weite Strasse sehen und die vielen kleinen Bäume daran, zart und jung und grün, und die Hügel, die Hügel, die milden bunten Hügel, so lebensvoll und schön; ach, und alles, alles Elend, alle Qual dieses Lebens werde ich vergessen.

... und wenn ich Glück habe, werde ich dann einen wunderbaren, weissen Bordeaux bekommen für meine letzten 2 Mark und werde dabei lesen, lesen, noch einmal lesen...

Nun ist tatsächlich schon Donnerstag ... Donnerstagsabend, es ist ganz phantastisch und erstaunlich, bald, bald ist schon wieder Sonn-

tag, und ich will einmal leichtsinnig sein und auf diesen Sonntag hoffen; allerdings, wie ich vorhatte – einmal nach St. Omer fahren –, kann ich nicht, denn wir haben wieder Alarmkommando, aber ich werde doch hoffentlich mal frei haben und mehr beten können und lesen, lesen und schreiben...

Die kleinste meiner Wirtsleute ist eben gebracht worden, sie ist eine sehr hübsche kleine Blondine, vollkommen deutschen Typs; wie sie kräht und sprudelt und dabei plappert, ganz wie jedes andere Kind; es ist ganz toll, dass ich manchmal vom Schreiben oder Packen aufblicke und meine, zu Hause zu sitzen und die Theresia zu sehen, so unheimlich ähnlich sind sich die Laute der Kinder, wirklich international...

[...]

250. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Frankreich, den 31. Mai 1942

Meine Lieben,  
heute erst, am Sonntagabend um sieben Uhr, komme ich dazu, mich richtig für Eure vielen Päckchen mit Pflingstkuchen und Tabak zu bedanken; gestern haben wir erst bis Mittag einen Marsch gemacht von 30 Kilometern, dann gingen wir sofort wieder los, 15 Kilometer zum Baden hin und zurück, eine ganze volle Tagesleistung. Nach dem Baden musste ich sofort einen Saal besorgen, Tische, Stühle, Gläser und Teller für 60 Mann, für unseren Zugabend; ich hatte den dienstlichen Befehl dazu; ach, wir hatten alle keine Lust dazu, alle nicht und auch alle kein Geld; Ihr könnt Euch denken, dass wir müde waren; aber es war nichts zu machen; und dann haben wir von acht bis drei Uhr nachts gefeiert; es ist das Blödeste, was es gibt, so eine Sauferei beim Kommiss, mit den Reden, die dann geschwungen werden und den Phrasen; ich war vollständig «fini»; es gab Sekt und Wein und Bier und Cognac aus Tassen, aber auch ein paar Butterbrote und Eier. Um

vier Uhr war ich glücklich im Bett, nachdem ich von drei bis vier so alles «erledigt» hatte, und um acht stand ich schon wieder mit dem Gewehr auf der Wiese zur «Unterführerausbildung»; glücklicherweise regnete es nachher, und dann sind wir zum Unterricht übergegangen; aber ich war so müde und elend, bis Mittag hatten wir Dienst; und nach dem Essen habe ich mich auf die Feige gelegt, bis jetzt; nun habe ich mich mit kaltem Wasser bearbeitet und rasiert und die Zähne geputzt und die Füße gebadet, und es geht mir wieder einigermaßen; aber es ist doch ärgerlich, dass man seine schöne Freizeit opfern muss für solche «dienstlichen Saufereien»...

Leider hat es gestern Abend keine Post gegeben, es ist keine geholt worden; dafür hoffe ich aber wieder auf heute; ach, das ist die einzige Freude; nun bin ich bald schon einen Monat hier – die Zeit vergeht doch schnell, und morgen ist schon Juni...

Ach, Ihr müsst meine Schrift und auch die Kürze dieses Sonntagsbriefs entschuldigen; ich bin so müde, die ganze Familie hier lacht, sobald sie mich sieht, ich mich zeige, und die Alte hat mir eben schon eine Tasse Kaffee gebracht; sie behauptet, dass ich heute Nacht draussen auf der Wiese geschlafen hätte, aber ich kann, ohne zu lügen, sagen, dass ich in meiner Ecke hier gelegen habe; eben habe ich mir bei dem Alten meinen Hosenträger flicken lassen; er lachte diskret und rief mir zu: « Oh, Monsieur, mal à la tête, oh, oh.» Ach, er ist sieben Jahre Soldat gewesen, der Alte, er versteht uns gut; und die Kleine – übrigens auch eine Therese – läuft dauernd um uns herum und ruft: «Monsieur carussell.» Ich habe ihr auch schon Deutsch beigebracht; sie sagt: «Pst, wer ruft da?» und ruft (das ist jetzt Kölsch): «Mann em Uhr» und «Kumm ens eraf». Sie ist überhaupt sehr vertraulich geworden, anfangs war sie immer so ängstlich; jetzt macht sie alle zehn Minuten unsere Tür auf und ruft irgendeinen von den drei Sprüchen und lacht dazu...

Ach, es gibt nichts Elenderes als das Soldatenleben; jedenfalls kommt es mir jetzt kilometerweise zum Hals heraus. Heute Abend hoffe ich nur noch auf die Post und freue mich aufs Bett; und morgen, morgen fängt der jämmerliche Dienst wieder an...

Ich grüsse Euch alle herzlich, ich danke Euch nochmals für die viele Post und für die, die heute Abend noch kommen wird. Morgen schreibe ich wieder mehr. Viele herzliche Grüsse

Euer Hein

251. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, den 2. Juni 42

Meine Lieben,

heute Morgen habe ich seit Freitag die erste Post wieder bekommen; es hatte sich schwer angesammelt; der Brief von Mutter, die Karten von Vater und viele Päckchen mit Plätzchen und eines mit Zigarren und eins von Alfred; im Ganzen hatte ich acht Päckchen und fünf Briefe; ich danke Euch, danke Euch herzlich. Heute Mittag haben wir gleich ohne Pause durchgemacht, sonst hätte ich Euch in Ruhe schreiben können; nun ist es halb elf geworden, ehe ich zum Schreiben komme, und ehe ich um elf im Bett liege, muss ich noch mancherlei erledigen; ach, man wird vollkommen verrückt gemacht, wir machen den ganzen Aussendienst mit den Rekruten mit, und dann, wenn die Waffen reinigen und Putz- und Flickstunde haben, also ruhigen Dienst, dann machen wir weiter mit Gewehr und Stahlhelm Unterführerausbildung bis zur Befehlsausgabe um sieben Uhr; wenn ich also mittags um zwei mit meiner Gruppe zum Dienst gehe, dann komme ich abends um acht oder halb neun nach Hause; müde und hungrig; dann esse ich und wasche mich bis neun oder halb zehn; muss noch meine Sachen saubermachen, die Vorschriften studieren, und vor allem, ach, das ist das schlimmste, «mich um meine Gruppe kümmern». Der eine Teil liegt hier bei mir, den kann ich gut überwachen, dass sie alles saubermachen usw., aber der andere Teil liegt in einem anderen Quartier, da muss ich dann hin- und herlaufen; ach, es ist heller Wahnsinn! So kommt man, wenn es gutgeht, um halb elf so weit, dass man schnell einen Brief schreiben kann und in Ruhe



rauchen; ach, lesen habe ich überhaupt noch nicht können; wenn man uns doch wenigstens, wenigstens den Sonntag liesse. Aber ich will nicht klagen, meine Lieben, wir spüren vom eigentlichen Krieg doch noch nichts; die Flieger fliegen zwar oft in ganzen Schwärmen über uns, aber sie tun uns doch nichts; auch das Essen ist gut, weil wir noch manches dazukaufen können; heute Abend zum Beispiel haben wir zu sechs Mann einen fetten Hahn verputzt mit einer ausgezeichneten Sosse und Kartoffeln; es war zwar unvernünftig, aber der Dienst ist so lange, dass man immer Appetit hat. Ich schreibe Euch, wenn ich Zeit habe, mehr; jetzt ist es Zeit, dass ich Schluss mache, es ist gleich elf Uhr. Ich danke Euch sehr herzlich und grüsse Euch alle vielmals

Euer Hein

Den einzelnen Spendern werde ich einmal, wenn ich Wache habe, schreiben können. Bis dahin vielen Dank.

252. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 4. Juni 1942

[...]

Gestern Abend erhielt ich Dein Telegramm, und bis heute Abend, also 24 Stunden, hat man mich zappeln lassen; jetzt erhalte ich Bescheid, dass ich erst Urlaub bekomme, wenn ich vom Polizeipräsidenten eine Bescheinigung habe, dass meine Wohnung wirklich fliegergeschädigt ist; ich habe gleich ans Polizeipräsidium geschrieben und warte, warte, warte nun, vielleicht mehr als eine Woche, ehe das hier ist; setzt Ihr doch etwas Druck dahinter. Ich habe mich doch furchtbar erschrocken, und Du kannst Dir denken, dass ich in furchtbarer Unruhe bin; wirklich, ich habe zu nichts Lust, nicht einmal, Dir zu schreiben. Sag doch denen zu Hause Bescheid, dass ich vorläufig noch nicht komme...

Hoffentlich sind sie am Polizeipräsidium nicht gerade so dickfellig; vielleicht setzt Ihr Euch mehr dahinter und macht die Brüder mobil; ich habe nun wirklich keine Ruhe mehr und keine Lust zu irgend etwas, bis ich weiss, was bei uns los ist, wie vor allen Dingen meine Bücher aussehen. [...]

Ich komme ganz sicher und werde Dir helfen können, wenn es nun auch etwas länger dauert.

[...]

253. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 5. Juni 1942

[...]

Heute habe ich einmal Wache, von gestern Abend 9 bis heute Abend 9; fast empfinde ich es wie eine Erholung, nun, nachdem die Nacht herum ist, einmal gar keinen Dienst mitmachen zu müssen, nichts davon zu sehen und zu hören; ach, es ist wunderschön draussen, sehr warm schon, obwohl es noch keine 9 Uhr ist, also nach französischer Zeit noch keine 7; gestern Abend war ich erst sehr verärgert und gereizt, als ich erfuhr, dass ich nun doch nicht eher fahren könne, bis die Bescheinigung vom Polizeipräsidium hier ist; ich hatte schon alles fix und fertig gepackt, und man hatte mir auch zu verstehen gegeben, dass ich wohl spätestens heute Morgen fahren könne, und ich war auch sehr unruhig, weil ich ja nun immer noch nicht weiss, wie es bei uns aussieht, und weil ich auch keine Post zu erwarten habe, weil Ihr ja alle jetzt glaubt, ich wäre unterwegs; aber das allerwesentlichste ist ja, dass niemand etwas passiert ist; trotz allem, Du kannst Dir wohl denken, wie aufreibend es ist, nun auf solch eine behördliche Bescheinigung zu warten; ich habe nun wirklich keine Ruhe mehr, aber heute Morgen bin ich nicht mehr so gereizt und verärgert wie gestern Abend; nach den Reden eines Urlaubers, der gestern Abend aus Köln kam, muss es ja wirklich grauenhaft aussehen.

Ich will nun friedlich sein und warten, bis die Bescheinigung hier ist, es ist ja doch nichts zu wollen.

Eben bin ich in mein Quartier rübergegangen, habe mich gewaschen und etwas gegessen; ach, es war wie eine Feier; ich war ganz allein da mit der alten Frau und dem Enkelkind, der kleinen blonden Therese, die nun gar keine Angst mehr vor mir hat; sie gibt mir die Hand und sagt: «Caporal – Patrouille – nix coucher... oh»; dann wird sie unter irrsinnigem Geschrei von der Alten gewaschen; ich hole mir meinen Kaffee aus der Kanne, die in der Küche auf dem Ofen steht, und bin sehr glücklich, weil ich heute Zucker dazu habe, denn vor einigen Tagen haben wir jeder 100 Gramm Zucker bekommen; ach, es ist so friedlich, ich sehe gar keine Uniformen und denke auch an keine, und ich brauche heute nicht zu exerzieren und auch nicht ins Gelände, sondern habe nur auf meiner Wachstube zu sitzen und kann schreiben und noch einmal lesen; ach, wie unendlich lange habe ich nicht mehr gelesen; ich habe noch ein sehr angenehmes Buch von Paul Ernst hier, «Grün aus Trümmern», ein Kriegsbuch.

Unser Leutnant ist seit einigen Tagen von einer geradezu abscheulichen Laune, Gott weiss, was in ihn gefahren ist, er ist ganz unerträglich geworden; wir können nur hoffen, dass es sich wieder gibt, denn der Dienst ist natürlich der Laune entsprechend.

Es ist wirklich ein ganz phantastisch sonderbarer Krieg, wir Soldaten sitzen hier fast wie im Frieden, sind braun und gesund, und Ihr hungert zu Hause und erlebt den Krieg in der schrecklichsten Weise, im Keller... Ich verfolge den Brief, den ich heute Morgen an das Polizeipräsidium absandte, mit Argusaugen, und die Zeit bis dahin wird mir sicher sehr, sehr lang werden. [...]

Es ist übrigens das Geld endlich angekommen, heute Nachmittag soll es ausgezahlt werden; ich danke Dir...

254. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, 5. Juni 1942

Meine Lieben!

Am Mittwochabend erhielt ich Annemaries Telegramm; ich war zum Postholen gegangen, und eben, als ich in die Stube trat, las der Unteroffizier das Telegramm vor: «Unsere Wohnung total vernichtet; keine Verletzten, erbitte sofort Urlaub. Annemarie.» Als er bei «total» war, wusste ich, dass es für mich war; ich war vor Schrecken wirklich wie erschlagen; ich war schon angezogen zur Nachtübung und hatte eben Briefe in den Kasten geworfen. Natürlich dachte ich, dass ich sofort fahren könnte, aber mit diesen Dingen hat man unheimlich viel Zeit; erst habe ich einmal bis gestern Abend gezappelt, und dann erst hat man mir gesagt, dass ich erst eine Bescheinigung vom Polizeipräsidenten haben müsste; darum habe ich jetzt nachgeschickt. Setzt Euch dahinter, dass die Sache möglichst «total» schnell geht; hier hat man Ruhe. Mir ist das ganz unerklärlich, wie man so phantastisch kaltschnäuzig sein kann...

Stefan Trostler irritiert mich mit 1'000 durchsichtigen Andeutungen seines anscheinend unheilbar chaotischen Herzens, wisst Ihr es?...

Ich habe jetzt wirklich keine Ruhe mehr und auch keine rechte Lust zu irgend etwas, nicht einmal mehr zum Briefeschreiben; hoffentlich, hoffentlich sind die Herren am Polizeipräsidium etwas lebhafter als unsere; setzt Euch dahinter.

Schreibt ohne nicht angebrachte Schonung Tatsachen.

Es ist geradezu erdrückend schwül hier; ich gehe bald kaputt in meiner Wachstube und kann kaum die Augen offenhalten, ich kann einfach nicht mehr. Der Sommer ist hier ganz plötzlich wüst über uns hergefallen; ich sehne mich, sehne mich nach dem Bett – und morgen marschieren wir wieder 30 Kilometer. ..

Also ich bitte Euch, tut alles, damit ich möglichst bald vom Um-

fang unseres Schadens mich überzeugen kann und mein möglichstes dabei helfen kann.

Ich grüsse Euch alle herzlich, besonders Mutter und Vater, und danke Euch für alles. Auf Wiedersehen

Euer Hein Bekümmert Euch bitte vor allem um meine Bücher.

255. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 7. Juni 1942

Gestern Abend kam noch ein Brief von Dir an, am zweiten gestempelt, und ich dachte zuerst, ich hätte nun Näheres von unserem Unglück gehört, aber er war schon am 30. geschrieben, also wenige Stunden bevor es geschah; es ist doch sehr grausam, dass ich nun warten, warten muss ... wer weiss, wie lange das noch dauert, bis die Bescheinigung hier ist; ich will einmal hoffen, dass sie Mittwoch vielleicht hier ist – dass ich dann Freitagmorgen vielleicht fahren kann und Sonntag bei Dir bin; wer hätte gedacht, dass bald ein so trauriger Anlass bestehen würde, der vielleicht zu einem Wiedersehen führt.

Sehr traurig ist nur, dass ich nun nichts Näheres weiss und immer noch beunruhigt bin, weil ich ja auch nicht weiss, ob nicht inzwischen wieder neue Angriffe auf Köln waren, die auch Euer Leben oder Eure Gesundheit angegriffen haben; ach, ich weiss ja, dass Ihr alle wartet auf mich und nun vielleicht jeden Abend am Bahnhof seid und den Brüsseler Zug ablauft, aber ich sitze immer noch hier und kloppe meinen Dienst.

Gestern den Marsch habe ich gut überstanden, aber er hat mich wieder einige Pfunde gekostet; ach, wie irrsinnig ich immer schwitze, weisst Du ja, aber diesmal war ich vollkommen durchnässt; ach, und meine Füsse, meine Füsse! Aber nur ein ganz winziges Bläschen war daran; und als ich sie mittags schnell gebadet hatte, machte mir der

Weg zu dem Ort, wo wir immer baden gehen, nichts mehr aus; wo wir immer baden, das ist ein früheres Mädchenpensionat, und die ganze Atmosphäre dort zieht mich immer unheimlich an; es ist eine hohe Mauer darum, und in den schönen Räumen, die vielfach leer sind und verwüstet, fliegen allerlei Listen und Kladden herum mit den vollklingenden Namen der jungen Mädchen, und die Hefte und Bücher, in die sie ihre Namen eingeschrieben; ach, es ist so friedlich alles und so etwas unbedingt Entgegengesetztes dem verschwitzten, dreckigen Landsertum; immer so eng nur mit Männern zusammen sein, immer nur der Gestank von Leder und Schweiß und immer nur die Rederei, die sich seit Xenophons Anabasis noch um keinen Deut verändert hat; das ist unser Leben; ach, es ist wirklich jämmerlich, aber auch in einem gewissen Sinne erhebend ist es, zu leiden.

Eben bin ich unterwegs gewesen mit dem Fahrrad, nur eine Viertelstunde in den nächsten Weiler zum Eierhamstern; zwei Stück habe ich mit Mühe und Not da erwischt, wo ich sonst sicher 10 oder 12 bekommen habe für meine ganze Gruppe zum Abendessen; aber heute muss ich mir ein paar Rühreier davon machen, denn mein Hunger ist geradezu phantastisch; in der ersten Zeit konnte ich noch von meinem Drittel Brot etwas abgeben, heute komme ich mit 750 Gramm, einem halben Brot, nicht aus; immer, immer Hunger. [...]

Eben war ich ein wenig raus mit dem Rad, es ist ganz herrlich jetzt hier; heute Abend, so um 9 Uhr, ist es schön mild, und die Sonne ist noch da. Das ganze Dorf ist umgeben von wunderbar grünen Wiesen mit hohen Hecken um die Wiesen und übersät von gelben Blumen; es ist herrlich, aber so richtige Freude habe ich an nichts, es ist zu beunruhigend, bis ich weiss, wie es bei uns in Wirklichkeit aussieht. [...]

Noch einen grossen Wunsch habe ich; wenn es geht, mach mir doch eine Schreibmappe, möglichst solide mit Reissverschluss, etwa 30 mal 20 cm; mein Briefpapier wird immer verschmutzt und verquetscht, schon durch die dauernde Ein- und Auspackerei bei den Alarmübungen; weisst Du, so etwas, was ich im Tornister oder im

Waschbeutel unbesorgt verpacken kann; vielleicht könnte ich sie mitnehmen, wenn ich in Urlaub komme, und sag denen zu Hause doch, sie sollen Kreditscheine sammeln, denn ich habe viel Geld von Kameraden und auch für mich umzutauschen...

[...]

256. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 9.6.42

Ich bin vollkommen durchgedreht von dem wahnsinnig anstrengenden Dienst und vollkommen ungeniessbar und nervös, weil ich noch gar nichts gehört habe ausser den beiden kurzen Telegrammen – seit Sonntag vor 8 Tagen; von einem Tag auf den anderen hoffe ich nun auf die Post, ach, vielleicht hoffe ich allzusehr darauf; Ihr werdet gar nicht schreiben, weil Ihr eben – und mit Recht – meint, ich müsse jede Stunde ankommen.

Hier geht es jetzt dauernd hoch her in der Luft; gestern Mittag konnten wir zwei Abschüsse beobachten; ein Deutscher, wir konnten gut sehen, wie der weisse Fallschirm sich von dem Flugzeug absetzte und langsam niederging; Schiessen, auch Maschinengewehre, hören wir oft von Weitem; dann wird mir plötzlich bewusst, dass wir mitten in der Wirklichkeit eines sehr harten und vielleicht sehr langen Krieges stehen; es ist so sonderbar, je länger ich hier bin, um so mehr gewinne ich den Eindruck, dass der Engländer doch sehr stark und zäh ist und dass es sehr, sehr schwer sein wird, ihn zu besiegen, und dass der Krieg nicht eher aufhören wird, bis einer von beiden wirklich kaputt ist; wie lange mag das noch dauern?

Wie mag es nur sein, wenn man wirklich lebt, so lebt, wie wir leben sollten; ohne Uniform und einen Beruf haben, den man lieben kann, und arbeiten, arbeiten ... und Wein trinken mit frohem Herzen

und Bücher lesen und Musik, ach, Musik hören mit einem von Angst und grauem Tod freien Herzen, wie mag das wohl sein, das alle das Leben nennen; ob wir es jemals kennenlernen werden...

Ich weiss es nicht, ist das nun ein Leben; ich quäle mich hier herum und sehe nach, ob meine Leute ihr Koppel geputzt haben, ach, und tausenderlei andere Kleinigkeiten; ach, es ist gewiss keine niedrige und erniedrigende Aufgabe, eine Gruppe zu führen, es ist bestimmt sogar eine schöne Sache; aber meine Nerven sind total ruiniert, wirklich, oft meine ich es, wenigstens jetzt, wo die Post so schwach ist; oft auch fühle ich mich sehr stark und wohl; ich bin nicht unglücklich hier, aber ich sehne mich ganz unaussprechlich nach Buntheit und Wärme und Frieden, und ich möchte, möchte, dass der Krieg ausgeht.

Es genügt oft, dass ich einen kleinen Hauch von Musik vernehme aus einem Haus, wo Radio ist, oder dass jemand auf dem alten Klavier in dem Sälchen, wo wir Unterricht haben, ein paar Takte anschlägt, die wirklich eine Melodie haben, die schön ist, und dann bin ich so glücklich, weil ich das Leben wieder spüre in mir, und doch bin ich dann unglücklich, weil ich so weit, weit entfernt bin von diesem Leben. [...]

[...]

257. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 10. Juni 42

[...]

Heute hat es wieder einen Gewaltmarsch gegeben; wir haben mit 10 Minuten Pause ohne eine andere Unterbrechung 6 Stunden marschiert; ach, ich war mit meinen Nerven vollkommen herunter; das ist immer das Schlimmste, ich halte das mit den Nerven am schlechtesten aus, ich könnte weinen und schreien, wenn ich die Strasse so unendlich weit vor mir sehe und weiss, es sind noch 15 oder 20 km;



ach, wenn mich jemand fragen würde, wie es in der Hölle aussieht, dann würde ich zuerst gegenfragen, ob er Soldat gewesen wäre, dann, wenn er das bejahte, würde ich weiterfragen, ob er Infanterist gewesen wäre, und dann, wenn er auch das bejahen könnte, dann würde ich ihn fragen, ob er schon einmal bei einem Marsch in der Junihitze den 35. bis 40. Kilometer unter der Gasmaske marschiert sei, und dann würde ich ihm sagen, dass das die Hölle ist. [...]

Ach, es ist ein so wahnsinniges Leben und so aufreibend, dieses Warten auf die Bescheinigung und auf meinen Urlaub, damit ich endlich, endlich weiss, wie es bei uns aussieht, ach überhaupt, ich möchte wissen, was los ist.

Es ist so wunderschön, hier dieses Land, so herrlich das Wetter und die Luft, aber ich habe an nichts mehr Freude, wirklich nicht, solange ich nicht weiss, was los ist in Köln. Heute Abend kommt sicher wieder Post, ach, wenn doch endlich, endlich ein Brief käme, der nach dem Angriff geschrieben ist; ich möchte doch, dass die Bescheinigung kommt, ehe wir abrücken, und das steht – glaube ich – kurz bevor, viel länger als 3-4 Tage dauert es, glaube ich, nicht mehr...

[...]

258. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 11.6.42

[...]

Ach, alle Eure Telegramme nützen hier überhaupt nichts; die sind so unsagbar stur; meine Ruhe ist jetzt zu Ende, ich habe an nichts mehr Freude und Lust, bis ich meinen Urlaub habe und sehe, wie es bei uns aussieht; nach dem, was Du schreibst, muss ja alles völlig vernichtet sein – auch die Ortsgruppe kann keine ausschlaggebende Bescheinigung schreiben, nur die Polizei; und eher bekomme ich auch keinen

Urlaub, bis ich die Bescheinigung der Polizei hier habe, und dann geht das erst zum Regiment, und das dauert wieder lange, bis von daher der Antrag mit Genehmigung zurück ist; also, das kann noch sehr, sehr lange dauern; und ich warte, warte täglich mit gepacktem Tornister, ach, meine Geduld, meine Nerven sind völlig hin; wäre ich nur da und könnte Dir helfen und an manches erinnern.

Mein Dienst geht bei alledem weiter, schlimmer wie vorher, wahn-sinnig ist das, wie wir überanstrengt werden; ich bin völlig erschöpft, aber doch gesund; dazwischen haben wir dann noch aufreibende Alarmübungen, und heute Nacht ist wohl wieder eine zu erwarten.

Mit gleicher Post geht an die andern ein Brief mit Päckchen ab, grüsse sie und lies ihnen vor; ich kann jetzt nicht mehr so viel schreiben; ach, bemüht Euch um die Bescheinigung; hoffentlich ist jetzt, wo ich schreibe, schon alles unterwegs.

Jetzt ist tatsächlich schon der 11., und am 31. ist das Unglück ge-schehen; ist das nicht irrsinnig, wie büffelig und stur die Preussen sind ...

[...]

### 259. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 12.6.42

[...]

Nun habe ich heute endlich den Brief von Dir, der mir bestätigt, dass die Bescheinigung unterwegs ist.

Jetzt sind es schon bald 14 Tage, dass ich das erste Telegramm von Dir habe, und noch bin ich nicht in Urlaub; es scheint mir bald so, dass die ganze Sache von oben herunter etwas abgestoppt worden ist, damit nachher nicht ganz Köln von Soldaten wimmelt, die von den Trümmern ihrer Häuser weg wieder an die Front müssen ... aber ich komme, komme ganz bestimmt.

---

Heute hatten wir wieder einen wilden Tag; dreimal vollkommen nass geworden und noch nicht so ganz trocken, ach, es ist ein wüstes Leben.

Ach, ich kann nicht mehr richtig schreiben, stottere oft, wenn ich kommandieren soll, bin nervös und unruhig und hoffe von einem Tag auf den andern; [...] sitze nicht traurig auf Deinen Trümmern; Gott sei Dank, dass Dir nichts geschehen ist, das ist das Wichtigste...

[...]

260. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

12.6.42

Bescheinigung der Polizei eben angekommen; Urlaub, wann und ob noch fraglich, aber wahrscheinlich; ich komme, komme, komme bald...

[...]

261. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 13.6.42

[...]

Ich bin völlig erschöpft, völlig hinter Atem, aber es hat sich gelohnt: 1 Pfund Butter, so habe ich wenigstens etwas, Euch mitzubringen; ach, ich habe eine halbe Stunde bei der Frau auf der Weide gestanden, während sie melkte, und habe sie beschwätzt, ach, ich habe ihr Tabak geboten und 100 Francs fürs Kilo; sie liess nicht mit sich reden, aber zuletzt gab sie mir dann doch 1 Pfund für 80 Francs, und morgen will

ich ihr dann etwas Tabak bringen für ihren Monsieur, der in Gefangenschaft ist in Pommern; sie selbst hatte ein breitenasiges, rotes, leeres Gesicht und aschblondes, stumpfes Haar; sie hatte absolut nichts Französisches an sich, nicht einmal die Sprache war zu verstehen; ach, heute bei diesem Versuch, etwas zu kaufen, habe ich auch einmal eine wirklich dunkle, schöne dunkle Französin gesehen, eine sanfte kleine, einfache Bauernfrau, sie hatte ein weisses Tuch um den Kopf; das war wirklich eine Französin; die anderen hier sind doch mehr oder weniger Flamen, jedenfalls meist blond und derb; ich habe wirklich die Augen offengehalten und auch manchen und manche gesehen, die wohl französisch war, aber eine so reine Erscheinung noch nicht...

[...] bald hoffe ich bei Dir zu sein; mein Gesuch ist mit Befürwortung der Kompanie zum Bataillon gegangen; ach, ich warte, warte, warte...

Ich bin so eingesponnen in meine Urlaubsgedanken, dass ich vergessen habe, Dir zu erzählen, dass wir heute Nacht Alarm hatten um 0.59; ja, punktum, und seitdem sind wir auch auf den Beinen; bis 5 dauerte der Alarm, und dann war sowieso Wecken, und der Dienst ging planmässig weiter; wir sind erst zum Baden gewesen heute Morgen und dann mit Feldkisten hinausgefahren zum Schiessen; haben viel, viel gebumst mit dem MG; ich hatte Aufsicht dabei, und meine Ohren sind jetzt noch taub von dem wahnsinnigen Geknatter; mittags gab es dann schnell einen Schlag Essen, und dann ging es weiter.

Nun ist Samstag, Sabbat, bald Feierabend; die jungen Soldaten stehen draussen vor der Tür an der Hecke und putzen ihre Stiefel; einer pfeift dabei: Grosser Gott, wir loben Dich; ein siebzehnjähriger Kriegsfreiwilliger, der Jüngste in meiner Gruppe, ein sehr schwieriger Fall, der mich viel Arbeit kostet; ein anderer liegt schon da und pennt, ein regelrechtes, noch fast formloses Knabengesicht mit einem ganz kurzen blonden Schopf; ein achtzehnjähriger, sehr netter, williger Junge, fast der einzige, an dem ich mich nicht ärgere – unsere Wirtin, die gute Alte, die durch unsere dauernden Alarmübungen und Nachtübungen auch nie zum Schlaf kommt, bringt eben ein paar

Pfannkuchen herein, und ich bringe es nicht fertig, den Burschen da zu wecken; wir sind alle vollkommen übermüdet; ach, diese jungen Schlipse, ich komme mir regelrecht alt dagegen vor mit meinen 24 Jahren.

[...]

262. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 14.6.42

[...]

Heute ist Sonntag, das Dorf ist so still und erschreckend leer; heute Nachmittag hatte ich einmal frei, es war ein so glückliches Gefühl; ich hatte mich nach dem Essen mit einer herrlichen Zigarre auf meine Ruhestatt gelegt, ganz simpel und friedlich; man wird irgendwie so primitiv und oft sentimental, dass ich mich fürchte vor mir selbst; dann bin ich eingepennt und habe geschlafen in einem Streifen bis 7 Uhr; nun ist der Tag bald zu Ende; gleich will ich noch losziehen zum Hamstern; weisst Du, was ich Euch gern mitbringen würde: ein Schwein, ein schönes, dreissigpfündiges Schwein; das wäre eine Sache; aber es ist unendlich schwer, und man muss die Bauern so intensiv bearbeiten, und das kann ich nicht... ich bin einfach zu schwach dazu.

Ich will hoffen, dass mein Urlaubsgesuch inzwischen wenigstens bis zum Regiment gekommen ist und dass es zurück nicht länger als 2 Tage braucht, so dass ich wenigstens am Mittwoch hoffentlich fahren kann...

Nun warte ich schon fast 14 Tage auf diesen Urlaub, der doch so selbstverständlich notwendig ist, eine endlose Quälerei, nervenaufreibend und quälend, quälend, keinen Brief habe ich noch schreiben können seitdem, nichts, immer habe ich daran denken müssen, dass Du nun alle Deine Dir lieben Dinge verloren hast. [...]

Jetzt ist es schon mehr als 5 Wochen, dass ich von Köln weg bin, ich bin hineingerissen worden in einen wilden Strudel und bin noch nicht wieder zur Besinnung gekommen; ach, einmal, einmal, einmal, einmal, muss, muss, muss der Krieg doch zu Ende sein, dann wird ein irrsinniges Gebrüll angestimmt...

Ich bin es so leid, so unendlich leid, dass ich es Dir kaum sagen kann; weisst Du, wenn jemand einmal drei Jahre lang jeden Tag nur Brei gegessen hat, denselben faden, süssen Brei, nach dem ewig gleichen Rezept auf dem gleichen Feuer gekocht, und überhaupt drei Jahre lang denselben Brei, der kann diesen Brei nicht so leid sein wie ich den Krieg; wenn wir antreten müssen, und das müssen wir ja zu jedem Dienst – dann wird erst stillgestanden, dann wird sich ausgerichtet, dann meldet der U.v.D. dem ältesten Unteroffizier und der Unteroffizier dem Feldwebel und der Feldwebel dem Spiess und der Spiess dem Leutnant, und das wiederholt sich jeden Tag mehrere Male, ach, sagen wir, mindestens 8mal, und dann kommt der Dienst erst, der sich auch immer wiederholt, jeden Tag 12 Stunden...

Ihr Frauen, ihr habt eine unendlich grosse Aufgabe in diesem Krieg, ihr müsst das Leben bewahren und erhalten, das wirkliche, menschliche und lebens würdige Leben; das, was wir hier führen, das ist kein Leben; es ist vielleicht in etwa menschenwürdig für einen General, aber das ist ja meistens schon ein Künstler, das Leben ist überhaupt nur menschenwürdig für den Künstler.

Ach, ich bin zu dumm geworden, Dir alles zu sagen, so wie ich es meine und fühle und denke, zu dumm; mein Gehirn ist zu sehr abgestumpft von der Eintönigkeit unseres Lebens und von der Schlaflosigkeit und allem Möglichen; aber Du weisst wohl, was ich will und was ich meine. [...]

Es ist wohl so, dass wir manches opfern müssen in diesem Krieg, aber ich bitte Gott immer wieder darum, dass er mich wenigstens die Gesundheit meines Geistes und meines Herzens behalten lassen möge, damit ich wenigstens nicht auf den Trümmern mit einem unfähigen Herzen und einem unfähigen Geist sitze, wenn einmal das Ende der Zerstörung kommt. Denn wir müssen doch alles, alles, alles retten, was irgendeinen Wert und einen Gehalt hat, alles das müssen

wir nach dem Krieg doch behalten haben und weitergeben können; alle Wahrheit und alle Wirklichkeit des einzig wahren Lebens, des Kreuzes, und auch alle Schönheit und Glorie, allen wahren Schmerz und alle Würde, denn niemand, niemand fast ist doch zu finden, der das alles noch weiss und kennt, und wir, wir wissen und kennen es, und es ist auch eine einzige grosse und schöne Lebensaufgabe, das festzulegen und neu zu formulieren und weiterzugeben an ein anderes Geschlecht, das vielleicht mehr noch verstehen kann als dieses nichtsahnende, hohle Gesindel, das heute herumläuft.

Darum auch bitte ich Gott immer und immer wieder, dass er mir dazu die Kraft geben und erhalten möge zu dieser Arbeit, die wirklich würdig und schön ist. Ach, ich kann so wenig beten, nur manchmal abends, wenn es dunkel ist und ich auf meiner Matratze in der Ecke ganz allein bin. [...]

Ich sehne mich ganz ehrlich und nüchtern nach einem wirklichen Gottesdienst; und auch darauf freue ich mich sehr in meinem Urlaub, das wird mich wieder stärken...

[...]

263. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 16.6.42

[...]

So ganz langsam bereite ich mich schon darauf vor, dass der Urlaub sogar noch abgeschlagen wird; das wäre ein böser, böser Schlag; ach, ich weiss ja noch gar nichts Näheres über unser Unglück, und es ist jetzt schon 14 Tage her, dass ich Dein Telegramm erhielt. [...]

Eben kommt der Melder vom Bataillon mit der Nachricht, dass mein Urlaub genehmigt ist; 5 Tage nur mit Fahrt, ach, es ist nicht viel, aber ich werde Dich sehen...

264. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 17. Juni 1942

[...]

Es ist morgens 10 Uhr, die Hälfte meiner Wache habe ich schon um, nun werde ich mich heute Nachmittag für einige Stunden ablösen lassen und zum Amt gehen, und dann werde ich meinen Kram packen, ach, ich habe ein halbes Schweinchen, 1½ Pfund Butter und ein paar Eier für Euch; wenn Ihr nur noch alle lebt und gesund seid; keine 36 Stunden mehr, dann bin ich wohl bei Dir für ein paar Tage. [...]

Es wird mir sehr, sehr lang werden bis morgen Abend; wenn es doch erst Abend wäre und ich hätte meinen Urlaubsschein in der Tasche; dann werde ich mich gleich auf den Weg nach St. Omer machen und vielleicht noch ein Auto schnappen. [...]

Wir liegen jetzt schon 5 Wochen hier in unserem Kaff; allmählich kennt man alle Leute, grüsst sich und fühlt sich sehr vertraut mit dem Anblick der Häuser und der Silhouette des Dorfes aus der Ferne; wenn wir einen Marsch machen, dann sehen wir unser Dorf schon sehr weit aus der Ferne, weil es sehr hoch liegt; es ist ganz sonderbar, dass man aus den vielen Baumreihen, die man dann sieht, die eine Silhouette ganz genau herauskennt und weiss, dass man da «zu Hause» ist. Es ist auch wieder sehr ermüdend, das Ziel schon so weit vor sich zu sehen; ach, dann ist der Weg noch so weit, und die Silhouette wird so sehr, sehr langsam erst grösser und plastischer...



265. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Lille, den 22.6.42

[...]

Nun sind wir in Lille und haben uns auf der Frontleitstelle nach der Lage unserer Truppe erkundigt, einfach ohne jeden Anlass; und hier hat man uns gesagt, dass wir heute hier schlafen und morgen erst einmal nach Calais fahren sollen und uns dort weiter erkundigen; es scheint also, dass unser Verein tatsächlich weg ist, aber mir kommt die Sache äusserst, äusserst verdächtig vor; doch was wollen wir machen; wir haben die Weisung, hier zu bleiben, und müssen uns also auch danach richten. [...]

Nun haben wir hier irgendwo an einem stillen Platz mitten in der Stadt eine kleine Familienpension aufgetrieben, wo wir gegen Marken etwas essen können; es ist sehr still und innig hier; ein Pfäfflein sitzt da, vielmehr ein werdendes Pfäfflein, ein paar Studenten, ein paar ältere Damen und Herren, ein paar mittelalterliche Kaufmännchen, ach, es ist doch sonderbar, alle trinken sie Bier zum Essen, wir beiden Deutschen sind die einzigen, die Rotwein haben; ach, früh, früh will ich mich heute hier auf die Feige legen, so früh es geht, und waschen, waschen, waschen will ich mich, wahnsinnig verschwitzt und dreckig bin ich; aber unser ganzes Gepäck ist am Bahnhof, so habe ich mir eben schnell ein Handtuch und ein Stück schlechte Seife gekauft und will nun noch nach einem Waschraum fahnden. [...]

Ach, es war bitter, sehr, sehr bitter, eben mit dem Speisewagen durch das schöne, lebensvolle Flandern zu fahren, ganz, ganz allein, in diesem elenden, warmen, hässlich grauen Rock, einem öden, menschenunwürdigen Leben [...] meine Abgeschlossenheit dem wirklichen Leben gegenüber auf so völlig unbestimmte Zeit schnürt mir fast die Kehle zu, jetzt, wo ich drei wunderbar lange Tage genossen habe und einmal wieder weiss, wie schön es ist, zu leben, wirklich zu

leben. [...] Ich habe noch einmal teilgenommen am schönen, lebendigen Kreis aller wirklich lebenswerten Dinge, und nun ist der Schmerz sehr gross, an einem so schönen Tag durch so viele schöne Städte zu fahren in diesem grauen Rock, der unser aller Leben eingefangen und ausgesogen hat.

Uns bleibt nur eine gewisse Stille, das Bewusstsein unseres Opfers und die Hoffnung, die Hoffnung auf ein Ende, und die Gewissheit Eures Lebens, aber diese Gewissheit ist nach heutigen Erfahrungen wirklich eine sehr fragwürdige Gewissheit, und ich werde, nachdem ich Köln in diesem Zustand gesehen habe, jetzt in einem ewigen Zustand der Ungewissheit sein, da ja die Post immer 3 Tage mindestens alt ist...

266. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Calais, den 23.6.42

Meine Lieben,

uns beiden ist etwas sehr Sonderbares passiert: Die Frontleitstelle in Lille hat uns offenbar eine falsche Auskunft gegeben; sie hat uns nämlich in einen Ort hier in der Nähe von Calais verwiesen, und in Wirklichkeit liegt unsere Kompanie noch am alten Platz und exerziert tapfer; so erfuhren wir von jemand, den wir hier trafen. Das ist nun sehr peinlich, denn ich komme dadurch einige Tage zu spät zur Kompanie. Was aus diesem Theater wird, weiss ich noch nicht; jedenfalls werde ich Euch auf dem Laufenden halten. Hoffentlich fällt dieses Pech nicht gegen meinen Urlaub zu schwer ins Gewicht...

Aber Calais ist eine schöne Stadt, und man soll nicht weiter denken als zwölf Stunden; vorläufig einmal Ruhe. Wir sind jetzt schon ein-einhalb Tage unterwegs, völlig verdreckt und unrasiert; gleich werden wir uns erst einmal baden und rasieren lassen, dann wird alles schon einmal wieder ein anderes Gesicht haben.

Noch etwas sehr Wichtiges: Schickt mir sofort die Quittung von dem Wertpaket. Bitte sofort.

Mit meinem Nachurlaub, das wird wenig geben, nachdem ich nun so fern von der Kompanie mit vagen Entschuldigungen in Nordfrankreich herumfahre. Aber ich habe ja den Marschbefehl von der Frontleitstelle. Ich wäre allerdings ganz gern wieder bei meiner Kompanie wegen der Post...

Das Wetter ist herrlich, und es macht sogar ein wenig Spass, zu reisen in diesen schönen Städten, wenigstens in den Augenblicken, wo man die Folgen vergisst.

Also, sorgt Euch nur nicht; ich schreibe gleich wieder, wenn ich am Ziel bin...

Auf Wiedersehen und alles Gute, viele Grüsse an Mutter und Vater,

Euer Hein

267. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Guînes, den 24.6.1942

[...]

Wir sind auf der Suche nach unserer Truppe nun in einem sehr schönen kleinen Städtchen angekommen, nach 2 Tagen endlich, aber das traurigste ist, dass unsere Kompanie noch in dem alten Ort liegt und gar nicht vor Sonntag abrückt; nun habe ich mit dem Regiment telefoniert, und die sagen mir, dass wir uns hier morgen melden sollen, wenn das Vorkommando von unserem Bataillon kommt; wo wir nun hinkommen, weiss überhaupt keiner; ach, ich bin unendlich gespannt, was unsere Kompanie sagen wird, wenn wir so nach 8 Tagen wieder zu ihr stossen; dass wir sie gesucht haben und sie doch an ihrem alten Platz geblieben ist; mir ist deswegen ein wenig bang, aber am schlimmsten ist es doch wegen der Post. [...] Das untätige Herumliegen macht mich vollkommen wahnsinnig, nun erst weiss ich, dass

mich in diesen 6 Wochen hier nur die andauernde angestrengte Arbeit gerettet hat vor einer vollkommenen Verzweiflung. Ich sitze hier auf einem schäbigen, aber einzelnen Hotelzimmer mit der Aussicht auf einen fabelhaften Schlaf heute Abend, ich kann Dir in Ruhe schreiben, und doch werde ich fast wahnsinnig vor Trauer und Verzweiflung. [...]

Auf der Hinfahrt habe ich im Zug mein schönes Notizbuch und meinen Füllfederhalter liegenlassen, damit fing unser Pech an, dann kamen wir in Lille auf die verfluchte Idee, zur Frontleitstelle zu gehen und uns da zu erkundigen; ach, wären wir doch durchgefahren; dann wären wir am gleichen Abend bei der Kompanie gewesen, und alles hätte wieder seinen gleichmässigen Gang genommen...

So sind wir nun zwei Tage lang von Bahnhof zu Bahnhof gefahren, manche Strecken sogar mehrmals, sind viel und oft mit der Masse unserer Pakete zu Fuss gegangen und sind doch noch nicht wieder in unserer «Heimat»; ach, Heimat, weil es dort erst Post gibt. [...]

Frankreich ist schön, voll Menschlichkeit und Süsse, voll schöner Städte und Dörfer und angenehmer Menschen, die wirklich menschlich sind; aber darum ist es um so schwerer, hier Soldat zu sein, vollkommen ausgeschlossen zu sein von diesem Leben. [...]

Ich habe das schöne Buch von Barth hier, darin will ich heute Abend lesen im Bett, und hier in der Frontbuchhandlung habe ich mir noch allerlei kleine Geschichten gekauft – mit allem Drum und Dran habe ich in diesen 2 Tagen fast eine Monatslöhnung ausgegeben!!! [...]

Ich lese das schöne Buch der Frau von Chantal.

---

268. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, den 26.6.42

Meine Lieben,

ich bin nun endlich wieder bei der Kompanie gelandet; es hat sich alles aufgeklärt und in Wohlwollen aufgelöst. Der Leutnant war froh, als er uns wiedersah, und hat mir direkt anheimgestellt, ein neues Urlaubsgesuch einzureichen, sobald wir unser endgültiges Quartier erreicht haben. Wir liegen augenblicklich hier in einem ganz kleinen Kaff, das nicht einmal auf der Karte mit dem grossen Massstab zu finden ist. Die ganze Kompanie ist in einem grossen Gehöft untergebracht; alles ist sehr primitiv, aber wahrscheinlich nur für einen Tag. Mutters langen, schönen Brief vom 18. habe ich bekommen; die Päckchen werde ich wohl heute Abend bekommen. Ich freue mich masslos auf den Streuselkuchen; mein Hunger ist im Augenblick gross.

Die vier Tage Rundreise haben mich fast völlig aufgerieben; aber ich habe dabei einen grossen Marsch gespart. Heute Morgen – ich war schon gestern Abend hier – kam die Kompanie nach zehnstündigem Marsch von 45 Kilometern völlig erschöpft hier an; da gab es für uns natürlich viel zu tun, denn wir waren die einzigen Frischen. Nun ist es bald sieben Uhr, und ich freue mich schon auf mein Strohlager...

Gruppenführer bin ich nicht mehr; es sind viele neue Unteroffiziere gekommen und andere Gefreite, die einen Kursus mitgemacht haben; jetzt bin ich stellvertretender Gruppenführer, das hat vieles für sich... Ich lege ja keinen Wert auf militärische Ehren...

Hoffentlich hat das Erscheinen der Polizei Euch nicht allzusehr erschreckt; nun ist ja hoffentlich auch das alles wieder klar...

Es ist zwar regelrecht warmer Juni jetzt, und die Luft flimmert mittags vor Hitze, aber nachts ist es kühl; wir sind so nah am Meer, dass wir von einem Hügel aus in der Ferne das grosse, blaue Wunder

sehen können. Mein erster Gedanke, als ich die grosse, blaue Welle am Horizont sah, war: England...

Ich sitze hier auf einer völlig verwilderten Weide, wo das Gras einem fast bis an die Schulter reicht, und schreibe auf meinen Knien; es ist zwar sehr romantisch, aber eben sehr unbequem...

Fast dauernd ist die Luft erfüllt vom Bumsen der schweren Flak, oft ganz nah, oft sehr fern; es ist doch tatsächlich Krieg...

Ich werde Euch wieder schreiben, wenn wir unser endgültiges Quartier bezogen haben. Hier ist alles so eng und primitiv; und mein Urlaubsgesuch wird morgen noch abgegeben, also hoffen...

Ich hoffe, dass die Eltern bald, bald aus Köln verschwinden und an der frischen Luft sind.

Ich grüsse Euch alle herzlich, besonders Mutter und Vater,

Euer Hein

269. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, den 27. Juni 42

Meine Lieben,

heute sind wir in unserer endgültigen Unterkunft angekommen; Baracken mit allen Vor- und Nachteilen. Waschgelegenheit ist sehr beschissen, und das ist bei der Hitze sehr, sehr übel. Mein Urlaubsgesuch läuft schon; ich bin einmal gespannt. Aber selbst, wenn es schiefeht, dann kann ich wohl in fünf bis sechs Wochen mit meinem Jahresurlaub rechnen. Also nur keine Sorgen...

Hoffentlich ist die Sache mit der Feldgendarmarie gut ausgegangen. ..

Heute haben wir Fahrräder bekommen; ach, das ist für einen Infanteristen fast soviel, als wenn man einer alten Jungfer einen Mann besorgt. Aber es war auch wieder eine Enttäuschung; denn der deutsche Radfahrsoldat hat einen tollen Grundsatz: Es wird bei keinem Berg abgestiegen; da werden einem die Knie weich, und das Herz

wird schwach; aber trotzdem; dieses elende, elende Marschieren ist nun zu Ende. Leider gibt es noch einen Grundsatz: Nach Dienst darf das Fahrrad nicht benutzt werden, bei schwerer Strafe...

Also auch das wieder eine Enttäuschung. Wir liegen in einem sehr kleinen Kaff mit wenig Häusern, nur zwei oder drei grossen Gehöften und zwei reizenden Schlösschen mit herrlichen Parks; Quartiere für bessere Leute... Heute bekam ich noch einen sehr alten Brief von Mutter und die Päckchen mit Kuchen und Zigaretten; die Zigaretten sind insofern gut, als sie die beiden Kistchen Zigarillos für Vater und Fips vor der Gefahr, angegriffen zu werden, bewahren. Ich habe nämlich noch kein Papier, um sie einzupacken, aber morgen gehen sie ab; es ist das einzige, was ich bisher für Euch auftreiben konnte; aber bald gibt es vielleicht mehr zu kaufen... Wenn ich dann das Geld noch habe ... doch darum keine Sorgen, soviel kann ich nämlich doch nicht ausgeben. Der Kuchen war zwar trocken, aber er hat mir ganz herrlich geschmeckt bei einem schönen Rotwein; ich hatte Hunger, Hunger...

Heute Morgen hatten wir nämlich keine Zeit, Kaffee zu trinken; wir sind um drei Uhr aufgestanden, sind erst marschiert und dann aufgegessen und losgefahren...

Ich lege Euch einen Film bei, der etwas lädiert ist; ein Abzug liegt auch dabei; seht doch bitte einmal zu, ob Ihr nicht einige Abzüge davon machen lassen könnt. Lasst ruhig sechs oder sieben Stück machen, und schickt sie mir dann bitte...

Nun gute Nacht und vielen, vielen Dank für Eure Päckchen. Morgen wird wohl keine Post ankommen, die nach meinem Urlaub geschrieben ist; und morgen werde ich Euch in Ruhe schreiben können, denn morgen habe ich U.v.D; da muss ich doch den ganzen Tag in der Bude sitzen...

Also auf Wiedersehen, meine Lieben, und vielen, vielen Dank für alles; morgen schreibe ich langsamer. Morgen bin ich auch nicht so masslos müde... Ich danke Mutter und Vater für alles und grüsse Euch alle herzlich

Euer Hein

270. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 28. Juni 1942

[...]

Es ist Sonntagmorgen, 10 Uhr, ich habe meinen Tisch vor die Baracke gestellt und schreibe hier in der Sonne, die nun schon warm ist, aber hier in der Nähe des Meeres ist der Wind immer kühl untermischt, und die eigentlich heftige, drückende Hitze ist nur in den Mittagsstunden; es ist Juni, die Vögel singen, die Bienen summen, und zwischen den Hecken hindurch sieht man die weiten bunten Felder und die Weiden, auf denen die Kühe ruhig grasen, ganz ruhig wie uralte Obergefreite, und die jungen Pferde tollen; es ist wunderschön hier; links von mir in einem schönen Park versteckt liegt ein kleines Schlösschen; eigentlich hätte man schon Leutnant werden sollen, damit man in den Monaten, die man in Frankreich verbringt, in einem Schloss wohnen darf. [...]

Die Kompanie ist hinten am Anetreteplatz – eine Viertelstunde von hier – beim Waffenappell; ich bin hier zurückgeblieben, um auf unsere Baracke aufzupassen; nun habe ich eine ganze Stunde, die mir allein gehört; heute Mittag habe ich U.v.D.; das ist Pech gerade am Sonntag; heute wird es zwar nicht viel Arbeit geben, aber es ist immerhin eine lästige Sache, und vor allem kann ich nicht Spaziergehen, das ist das Schlimmste; es wäre sehr schön gewesen, einmal einige Stunden lang durch die schönen Felder zu gehen, ganz frei von allen Gedanken an die Uniform und alles, was damit zusammenhängt – dafür werde ich dann heute eben lesen, ausgiebig lesen; erst «Das verlorene Haus», das werde ich schnell durchhaben, dieses schöne Buch, dann habe ich noch einige kleine Bücher, die ich mir in der Frontbuchhandlung gekauft habe; ach, es gibt keine schönen Bücher mehr, das ist das Allertraurigste an unserer Zeit, wenn man so sieht, was da an Neuerscheinungen herumliegt, lauter politisch und religiös



völlig tendenziöses Zeug, ohne jede menschliche Buntheit, ohne Originalität, lauter gut ausgerichtetes, strammstehendes, schlechtes Papier, schlecht beschrieben; es gibt doch nichts Schöneres als ein zünftiges, staubiges Antiquariat, da findet man immer die schönsten Bücher.

Die Glocke läutet hier im Dorf, und ich denke daran, wie lange es wohl dauern wird, ehe ich wieder einmal zur Kirche gehen kann; es sieht überhaupt so aus, als ob das nur im Urlaub möglich wäre, auch in Zukunft; in diesen Dingen ist man völlig den nächsten Vorgesetzten ausgeliefert; theoretisch muss doch wohl die Möglichkeit bestehen, dass man wenigstens in gewissen Abständen eine Messe hören kann, wir haben doch immerhin einen Divisionspfarrer; ich möchte nichts gegen ihn sagen, ich weiss ja nicht, wo er ist und was er tut, aber bald könnte er doch einmal etwas von sich hören lassen; ich spüre jedenfalls unheimlich klar, wie notwendig es ist, die Sakramente zu empfangen, sie sind wirklich unser Leben, man wird auf eine ganz phantastische Weise flach, blöde und durchschnittlich-unbekümmert; unglaublich wachsam muss man da sein; wenn ich mein Inneres betrachte und untersuche, so finde ich es fast wie eine dicke, dumpfe, lehmige Fläche, stumpf und stur, ohne Leben, wie vollgesogen mit einer starren und sehnsuchtslosen Zufriedenheit; ach, ich muss tief wühlen, wühlen, wühlen und graben und ackern, damit das Leben wieder aufbrechen kann, meine Schmerzen und auch meine Freude, die alte Flamme, die mich genährt hat. [...] 3½ Jahre habe ich jetzt Uniform an, 3½ Jahre bin ich dazu verurteilt, mein eigenes Leben zurückzuhalten und einzudämmen, zu warten, zu warten. [...]

Ach, das ist doch kein Leben, immer als irgendeiner zwischen den grauen Rücken ohne jede freundliche Buntheit, immer – Tag für Tag – jahrelang – das gleiche Geschwätz von Weibern und Kommissbrot; ich hasse es, hasse es wie die Pest, und oft, oft ist dieser Hass, ein abenteuerlich tiefer und wilder Hass, das einzige, was mich am Leben erhält, dieser stille, verborgene Hass.

*271. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Lille, den 5.7.42

Ich sitze in einem kleinen Cafe auf dem Bahnhofplatz in Lille und warte auf meinen Zug nach Calais; ich habe fast in einem durchgepennt bis hierher, von vielleicht zwei Stunden abgesehen, immer, immer wieder fielen mir die Augen zu, und ich war so schön allein in meinem Abteil mit den Polstern und konnte mich sogar legen. [...]

Ich war masslos, masslos traurig und verzweifelt, sooft ich wach wurde; es ist doch ein unendlich trauriges Geschehen, der Krieg, es ist so unfassbar, dass man einfach jahrelang getrennt sein soll, dass das Natürliche einfach nicht berücksichtigt wird, dass Tausende vergewaltigt, verdorben und ermordet werden. [...]

Je näher ich nun meinem Ziel komme, um so gefasster bin ich; ich darf nur nicht daran denken, dass heute Sonntagnachmittag ist, dass herrliches Wetter ist...

[...]

*272. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

den 8.7.42

[...]

Heute kann ich Dir wieder nur einen kurzen Gruss schicken; ich habe wieder vertretungsweise eine Gruppe, und schon ist es so, dass ich keine Minute Zeit mehr habe; es ist schon halb elf, ich habe noch nicht geschlafen und muss um 12 schon wieder auf Wache. [...]

Der Dienst fängt wieder an, irrsinnig zu werden...

Das Meer ist schön, schön, herrlich, und ich lebe noch...

273. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Bunker, den 9. Juli 1942

[...]

Heute will ich Dir mal erzählen, wie es mir ergangen ist am Sonntagabend; es war elf Uhr, stockdunkel und regnete, regnete in Strömen. In der Stadt war ich fast fremd, musste erst die richtige Ausgangsstrasse suchen – ach, such du mal, wenn du in Köln fremd bist, die Strasse nach Vochem oder Roisdorf: mitten in der Nacht; ein Gewitter tobte am Himmel, ganz wahnsinnig, und ich latschte, latschte durch Pfützen; manchmal konnte ich die weite Landstrasse überschauen, wenn gerade ein Blitz aufleuchtete; ach, es roch unglaublich schön, ein toller, berauschender Duft war in der Luft, und ich schwitzte trotz des Regens; und kein Auto war zu sehen oder zu hören, und ich hatte noch einen Weg von 12 km vor mir; immer schwerer wurden meine Kleider, meine Hose war voll von Dreck und Wasser, und nichts zu essen hatte ich mehr; manchmal schrie mich von irgendwoher ein Posten an: «Parole», und ich rief dann ganz trocken: «Urlauber.» Ach, ich war erschöpft und müde, aber das Gewitter war schön; die Blitze flammten auf wie grosse gelbe Wolken, und der Donner grollte gefährlich; alle halbe Stunde stellte ich mich nach Möglichkeit unter und rauchte eine Zigarette und holte zu einem neuen Marsch aus; so ging das weiter, weiter bis um 3 Uhr, und dann war ich da, nass, müde und mit Aussicht auf einen strammen Montagsdienst. Da war es dann eine grosse Überraschung zu erfahren, dass die Kompanie ausgezogen war; ach, ich war froh, erst einmal mit 2 Decken in ein schönes Bett; morgens ein wenig geholfen aufladen und dann mittags bei schönem Sonnenschein auf den Wagen und durch das schöne Frankreich gefahren, 8 Stunden lang durch die schönen Dörfer, die blühenden Felder, und dann kamen die Berge und Täler... es war eine schöne Fahrt, wenn auch etwas anstrengend gegen Ende, 8 Stunden, das ist immerhin eine lange Fahrt, und ich

hatte einen Hunger, einen Hunger... Gegen Abend erstiegen wir mit unseren Pferden einen hohen, hohen Berg, vierspännig mussten wir die armen Gäule an die schweren Wagen tun, und dann, als wir oben waren, sah ich in der Ferne einen schönen, weissen Leuchtturm und das Meer, das Meer... und gleich über das Meer hinweg in der Ferne: England.

Eben eine traurige Nachricht für mich: ich muss meinen schönen Einzelbunker aufgeben und liege nun mit 8 Mann in einem engen, dumpfen Loch, sehr dunkel und nicht gerade erfreulich, aber ich werde es aushalten. [...]

Ich habe Dir übrigens eine Tafel geschickt, schreib mir doch, ob Du sie bekommst; sie ist nicht gerade gut, aber es ist Schokolade, und sie ist unter schwierigen Umständen erstanden; hoffentlich klaut sie keiner. [...]

Wir warten immer auf den Tommy, aber er kommt nicht, und man sieht nur wenig; aber eines Tages wird doch ernst sein...

[...]

274. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Bunker, 10. Juli 1942

[...]

Es regnet, regnet draussen in Strömen, und der Nebel wird immer dichter; alles hat sich vorläufig in die Wohnbunker verkrochen, aber heute Nachmittag wird fleissig Dienst gemacht; ach, ich warte, warte nur auf die Post; die alten Päckchen von Dir sind nicht angekommen; sie sind verlesen worden, während ich in Urlaub war, und dann nicht mehr aufgetaucht; also, da scheint jemand nicht ganz ehrlich gewesen zu sein; vielleicht liegt es auch auf der Schreibstube noch irgendwo herum, und die Brüder sind zu faul, nachzusehen...

---

Nun ist es Abend geworden, 5- oder 6-mal habe ich angesetzt zu diesem Brief, immer, immer wieder bin ich unterbrochen worden; es ist ein wahnsinniger Betrieb hier. Nun ist es schon 7, und wir warten immer noch auf die Befehlsausgabe, die zögert sich dann bis etwa 9 hin, und dann wird es nie noch etwas mit dem Ausgehen; niemals, niemals kann man mal abends eben zur Kompanie gehen und in der Kantine einen vernünftigen Schnaps trinken; ich sehne mich wirklich danach; heute ist es den ganzen Tag schon so feucht und kalt, wirklich ungemütlich. ..

Deine Päckchen sind nun auch angekommen, vielmehr haben sie sie endlich aus dem Sack herausgeklaut. [...]

Ich bin heute gar nichts, gar nichts wert; ich habe Kopfschmerzen, bin müde, und das Wetter schlägt mir ein wenig auf die Nerven ... vielleicht kann ich Dir morgen wieder einen besseren Brief schreiben; morgen ist Samstag, das erfuhr ich eben und war ganz erstaunt, denn jedes Gefühl für Zeit und Tag verliert man tatsächlich, denn es läuft alles immer so stur und gleichmässig weiter ohne jede angenehme Unterbrechung. [...]

Ach, ich denke niemals mehr an die Zeit, wo ich einmal keine Uniform mehr tragen werde, es ist so unwahrscheinlich fern und fast unmöglich zu glauben, und so – ohne die Gedanken daran – ist es viel leichter zu ertragen.

275. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 12. Juli 1942

[...]

Heute ist nun Sonntag, aber niemand und nichts versucht auch nur, uns daran zu erinnern; der Dienst geht weiter bis abends 7 Uhr, meine letzten Briefe an Dich musste ich leider alle beide ganz plötzlich abbrechen, das Dumme ist, dass man abends erst so spät zum Schreiben kommt und dass dann wenige Minuten später schon der Melder zur Kompanie abgeht, der die Post mitnimmt; die Schreibstube liegt fast eine halbe Stunde weg, und wenn man dann nicht pünktlich seine Briefe abliefert, gehen sie erst einen vollen Tag später weg. [...]

Unsere Stellungen am Meer haben wir leider wieder räumen müssen, da sind jetzt andere drin; sie waren zwar dunkel und feucht und etwas unbequem und ungemütlich, aber dort war das Meer und das Leben eigentlich viel, viel ruhiger und gut auszuhalten; nun liegen wir etwas weiter zurück wieder in Baracken – und – obwohl wir im Einsatz sind – geht der Dienst kasernenmässig weiter mit allen möglichen Schikanen, die einem Schlaf und Ruhe genügend abkürzen; ach, ich wäre sehr gern vorn am Meer geblieben, es war doch schön da; und man hat absolut keine Bewegungsfreiheit hier, das ist das Wahnsinnigste, man muss immer in der Bude hocken, kann wohl manchmal in das übelriechende Gebüsch treten, aber da treibt einen der Ekel bald wieder weg; ich bin jetzt mit noch einem Gefreiten zusammen bei meiner alten Gruppe als Assistent, das ist so eine halb und halb krumme Stellung, teils Vorgesetzter, teils Ausbilder, aber ich will hoffen, dass hier eines Tages eine endgültige Klärung geschaffen wird.

Jetzt bin ich schon bald 8 Tage hier und habe tatsächlich noch keine Zeit gehabt, einmal zur Kantine zu gehen, zur Marine, wo es Schokolade geben soll; einmal hat mir zwar jemand eine Tafel mitgebracht; ich hoffe, dass diese kostbare Schokolade gut an Dich

kommt, ohne dass sich vorher jemand anders daran versucht; bei dem Hunger der meisten Leute wäre das ja nicht so ausgeschlossen. Fliegen und allerlei Ungeziefer machen uns nebenher auch noch das Leben schwer; das ganze Gebüsch, in dem unsere Baracken versteckt liegen, ist voll von Unrat, und das lockt so vielerlei übles Ungeziefer raus.

Unsere Hauptbeschäftigung hier ist das Warten, das Warten, eine wahnsinnige Bindung für einen Menschen, der leben und arbeiten möchte...

Zu allem Unglück ist der Gefreite, mit dem ich unsere Gruppe führe, eine Art Bruno; er redet nämlich immer, immer, vor, nach und während des Dienstes nur vom Kommiss und von allen möglichen militärischen Dingen, so dass man rein verrückt werden kann.

Du siehst, ich habe ein wenig Pech in den letzten Tagen, aber es wird auch einmal wieder besser sein, und auch einmal Schluss sein...

[...]

276. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 14. Juli 1942

Es ist nicht erfreulich hier, ganz und gar nicht, und der Dienst und die Umstände, unter denen wir leben, sind sehr primitiv, eng, dunkel und fast stinkig. Du kannst Dir vielleicht vorstellen: Ehemals eine sehr grosse und grosszügig angelegte französische Gutsanlage im Umfang eines Ritterguts, in einem kleinen Wäldchen versteckt, mit diesen tollen intimen französischen Mauern und Hecken rings um den kleinen Wald; die Weiden sind alle unbenutzt seit 2 Jahren, und dort wächst Unkraut und Gras, Disteln wirklich von Mannshöhe, wie Wälder; in dem Wäldchen sind kleine Baracken versteckt, die schon sehr alt

sind, oft benutzt, und der Wald ist vollkommen besudelt, verdreckt und stinkig mit allem, was so im Laufe der Jahre hinausgeworfen worden ist; dort hausen wir; die eigentliche Hofanlage, Ställe und Wohnhäuser sind vollkommen zerstört, die Ruine wird als Schutthaufen benutzt, dort liegen Zigarettenschachteln, Konservenbüchsen, ach, alles, was ein Soldat wegschmeissen kann.

In den Stellungen vorn hat es mir besser gefallen, dienstlich und auch unterkunftsmässig, aber ich ertrage alle Umstände, in die ich hineingestellt werde. [...]

Von Frankreich und seinem Wesen spürt man hier nichts; hier ist wirklich reiner Krieg, alles ist absolut und hart, ohne jedes Zugeständnis; ich habe mich erst gefragt, warum wir wohl nach einer gewissen Zeit von hier in Ruhe kommen, aber es wird doch wohl nötig nach dieser andauernden, intensiven Anspannung.

277. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 16. VII. 42

[...]

Ich bin gestern Morgen ganz plötzlich abkommandiert worden nach Calais zu einer Spezialausbildung; gestern bei unserer Ankunft gegen Mittag haben wir uns erst einmal ordentlich satt gegessen, zum ersten Mal, seit ich von zu Hause weg bin. Speisenfolge: Blumenkohlsuppe mit Einlage, Blumenkohlsuppe mit Einlage, Blumenkohlsuppe mit Einlage, Nudeln mit Rührei, Pudding, Pudding, Pudding, Nudeln mit Rührei, Pudding, Pudding. Danach war ich wirklich satt, dann sind wir auf Suche gegangen nach unserem Quartier und fanden uns wieder in einer alten französischen Schule, wo wir für die Dauer unseres Kurses – drei Tage – auf Stroh auf der Erde liegen ohne Decken; nach einem kurzen Schlaf mit völlig geprelltem Magen erst in die Stadt...



ein kleines Geschenk kaufen zum Namenstag, dann zum Friseur: Kopfwäschen, Rasieren, Gesichtsmassage; unglaublich wohltuend ... beides, das Kaufen und auch die Sitzung beim Friseur.

Ach, ich hatte mich so unendlich darauf gefreut, abends im Soldatenheim in einer ruhigen Ecke Dir schreiben zu können, aber die Geschichte hatte einen grossen Haken; es gab nämlich dort kein Papier; so habe ich mich dann ins Variété begeben, Soldatentheater, typisch für den Beginn des 4. Kriegsjahres; viel Tam-Tam und nackte Beine, etwas trostlos, das einzig Erfreuliche: die ausgezeichneten Clowns und manche erstaunliche Artistennummer.

Nach meinen 10 Tagen Stellungskrieg vorn an der Küste kommt mir der Kursus hier, der viel Theorie hat, die mich masslos anstrengt, trotz allem wie eine Erholung vor; man sieht Menschen, bunte Kleider und erfreuliche Gesichter, ach, es ist wirklich mal wieder etwas Leben nach der Eintönigkeit da vorn; so unwahrscheinlich es aussehen und sich anhören mag, es ist eine andauernde, eintönige Anstrengung, die durch nichts als die Post unterbrochen wird; die Post, das ist unsere einzige wirkliche und lebendige Freude, von der Post bin ich nun leider bis Sonntag abgeschnitten. [...]

Ich habe gestern ein Pfund Schokolade an Dich abgeschickt, schreib mir doch bitte, ob Du es bekommen hast. [...] Wenn ich sehe, wie diese an sich einfache Ausbildung mich masslos ermüdet, dann hege ich starke Befürchtungen für mein Studium; aber ich will mich darum noch nicht ängstigen.

Mein einzig wirkliches Leben ist nur mein Glaube an die Wahrheit und das Wesen des Kreuzes. [...]

Unser Leben ist wirklich und wahrhaft erfüllt von diesem Krieg, diesem endlosen Krieg, der uns vollständig für sich einnimmt; an den Weltkrieg mit seinen 4 Jahren habe ich früher immer wie an ein schreckliches, weihelvolles, grausiges Märchen gedacht; gestern wurde mir ganz erschreckend plötzlich klar, dass wir selbst in einem solchen Abenteuer stecken, das unsere Gesichter alt macht, unsere

Herzen müde macht, unsere Haare schwinden lässt und uns zu ewig schmutzigen, immer ein wenig achtungsvoll und ein wenig schief angesehenen Gestalten macht, die kein normales Leben mehr kennen.

Ach, man nimmt so in der Mitte seines 4. Jahres alles so gleichgültig hin und so selbstverständlich; wo man uns jetzt zum Schlafen hingeschoben hat, da würde man vielleicht kaum einen Emigrantenzug hinlegen für eine Nacht; wir aber, wir hausen 3 Tage da, ein wenig Stroh auf dreckigem Boden in einer furchtbaren Bude; man zieht seinen Rock aus, legt ihn als Kopfkissen unter und wird morgens wach, lediglich, weil man pinkeln muss, nicht etwa, weil man schlecht geschlafen oder gar ohne Decke gefroren hat.

An alles, was ausserhalb dieses «Lebens» liegt, an zu Hause, an Musik und Bücher, also alles, was eigentlich unser Leben ausmacht, denke ich als an eine wahre und lebendige, aber vollkommen andere Welt, die ich manchmal betreten darf und die mich oft mit ihren glückseligen Zeichen – Briefen und Träumen – berührt. [...]

Das Gefühl, immer auf irgendeine Weise betrogen zu werden – es ist kein blosses Gefühl, sondern eine Tatsache –, in jeder Weise, sei es in Bezug auf unser Leben überhaupt oder in Bezug auf die Schokolade und den Keks, den es manchmal zu kaufen gibt in der Kantine und der in den Händen derer verschwindet, die nichts mitmachen und nahe an der Quelle wohnen; alle diese grossen und kleinen Dinge und die Tatsache, dass wir dauernd mit allem Sack und Pack so eng aufeinanderwohnen und hocken, macht uns alt und bitter und unser Leben freudlos. [...]

278. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 17.7.42

Es ist doch trostlos, so ohne Post dahinzuvegetieren; morgen, morgen um diese Zeit werden wir wieder bei der Kompanie sein, ach, dann wird es wohl wieder Post geben; dann fängt zwar auch das sture, eintönige Leben in unserem «Widerstandsnest» wieder an, aber doch lieber dort sein und Post haben als hier ohne Post.

Ich bin des blödsinnigen Lebens so überdrüssig, meine Nerven sind derart ruiniert von Überdruß und Mutlosigkeit, dass ich meine, bald müsste irgend etwas geschehen, das mich befreit. [...]

Manchmal ist es so, dass ich fast das Bewusstsein verliere vor Überdruß; dass ich alles sehe und höre, mir aber nicht klar bin, was gespielt wird; es ist oft so schlimm, dass ich gar nicht mehr weiss, was die grauen Uniformen bedeuten und die Strassen und die Gesichter, und dass ich mich mit Gewalt wieder zurückrufen muss in die Wirklichkeit, wobei aber jedesmal eine masslose Angst mich überfällt, ich könnte bei dieser Umschaltung wahnsinnig werden.

Bei alledem habe ich einen geradezu märchenhaften, schreienden Hunger, der immer, immer brüllt; ach, nur Gott kann mir helfen aus diesem Elend meines Kopfes, der Qual der ewig schmerzenden Füße, aus diesem Hexenkessel des Krieges, der mich zerreisst.

Morgen werde ich wieder in meiner stickigen Baracke schlafen, aber wir werden Post, Post, Post haben, und das ist ja meine einzige Freude und mein Leben. Gott erhalte mir meinen Verstand und mache mich nicht völlig unfähig, damit ich für ihn noch leben und arbeiten kann. [...]

Ich habe eben eine Partie Tischtennis gespielt, ach, das ist eine winzige Freude, aber eine Freude.

Ich sehne mich ganz schrecklich nach einem schönen Konzert,

nach Musik, nicht schmerzenden Füßen, sauberen Kleidern. ..

[...]

279. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 18.7.42

Eben kam ich klatschnass von meiner Reise nach Calais zurück, die letzten 15 km mussten wir zu Fuss durch strömenden Regen und wilden Sturm; 20 Minuten nach meiner Ankunft hier musste ich schon wieder als Wachhabender aufziehen, in meinem nassen Zeug, müde und lustlos; aber hier ist jeder Mann, der fehlt, eine Überlastung für die anderen, und dass man ihn sofort wieder einspannt, ist ganz klar; ausserdem habe ich in Calais ja auch immer gut schlafen können, fast ohne jede Unterbrechung; es war dort nur eben kalt, weil wir keine Decken hatten, und die Unterkunft war masslos schmutzig und primitiv; hier sitze ich nun in einer sehr baufälligen alten Bretterbude mitten in einem kleinen Wäldchen, und draussen stürmt und regnet es ganz phantastisch; durch die Wände und die Decke regnet es, und es macht wirklich Freude, so im nassen Zeug dazusitzen.

Ich bin so unendlich müde von dem Marsch im Regen hierher, und meine Füsse schmerzen, und schmutzig, schmutzig bin ich; sonst war es mir immer eine grosse Freude, mich erst gründlich zu waschen, zu rasieren und dann in Ruhe, Frieden und Sauberkeit Dir einen Brief zu schreiben. Heute bin ich nass, kalt, müde und traurig. Traurig bin ich über das masslose, sinnlose Elend des Krieges, das uns alle zermürbt und zerstört; ich bin so vollkommen nervenmässig ruiniert, dass ich wirklich oft Dinge vergesse, die man mir eine Minute vorher noch gesagt hat; ich hasse einfach das Soldatenhandwerk bis zum völligen Überdruß. [...]

Eben sind wir von Calais mit dem Zug gefahren bis in ein kleines Städtchen, das hart hinter der Grenze des Einsatzgebietes liegt, von da mussten wir dann zu Fuss gehen; hinter diesem Städtchen, da hört das Leben auf; da fangen die Spanischen Reiter an, die Drahtverhaue, die Bunker und Stellungen der Artillerie, tief gestaffelt, dazwischen liegen noch ein paar wunderbare, märchenhaft schöne Gehöfte und herrliche Felder und Wiesen; aber man muss weit gehen, wenn man bis zur Infanterie muss; zwei Stunden lang sind wir – mit umgehängten Zeltbahnen – über die öden Wege gelatscht, im strömenden Regen immer weiter; sehr schmerzlich dazwischen die blühenden Felder und die Höfe, wo Männer und Frauen lachen, und Ruinen, Ruinen von schönen alten Bauernhöfen, von Villen und Lustschlössern, hoch überwucherte, verfallene Gemäuer; etwa 5 km vor unseren Stellungen standen wir dann auf dem Kamm eines hohen Berges, und da sahen wir in der Ferne zwischen den dunstigen Regenwolken das Meer; das Meer wie ein weites, eintöniges Gebirge; hoch und majestätisch einfach, und immer näher krochen wir auf dieses Ungeheuer zu, immer näher, immer näher dahin, wo vorn zwischen den Dünen, sozusagen unter den Rohren der Artillerie, die Infanteristen wie die Ameisen herumkriechen; ach, ich war so froh, als ich aus dem strömenden Regen in die so jämmerliche Baracke kam, ach, es war ein Ofen darin, und wenn sie auch erbärmlich ist, ich hatte doch ein Bett dort und eine dicke Decke, und dann kam der Schlag, dass ich auf Wache ziehen müsse...

Nun sitze ich in dieser löcherigen alten Bude, die keinen Ofen hat, und warte auf den Tag und hoffe, hoffe, dass es endlich einmal ein Julitag ist.

In den letzten 8 Tagen hat es hier tatsächlich fast ununterbrochen geregnet.

19. 7. 42 morgens

Ich habe ein paar Stunden geschlafen und wahnsinnig geträumt von wüsten Zerstörungen in Köln, ich weiss nicht, so lebhaft in einzelnen bunten Bildern habe ich noch nie geträumt, ich wurde dann wach,

weil ich wahnsinnig laut «Mutter» rief; von meinem eigenen Geschrei wurde ich wach...

Hier hat wieder ein trostloser Sonntag begonnen; welch eine köstliche Stunde ist sonst der Sonntagmorgen 7 Uhr! Eben habe ich die Leute alle geweckt und sie erschreckt hochfahren sehen und erwachen in ihren trostlosen dreckigen Buden; ihre feuchten Kleider machen sie nur frösteln, und ihre einzige Hoffnung ist vielleicht der Melder von der Kompanie, der um 8 oder 9 Uhr die Post bringt. [...]

Hier gibt es absolut nichts, was mich freuen könnte; nicht einmal das Gefühl wohlthuenden Versinkens, abends, wenn ich mich in meine dicke Decke rolle, denn sehr oft müssen wir, auch wenn wir keine Wache haben, raus zum Probealarm; das ist das Nervenaufreibendste, was es gibt, so eine Rennerei nach Minuten nachts, wenn alles verdunkelt ist und kein Licht gemacht werden darf.

Ich will hoffen, dass meine Flammenwerferausbildung mir hier zum Heile gereicht, so als Spezialist in einer Kompanie hat man es meistens ganz gut.

[...]

280. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 19. Juli 1942

[...]

... es macht mir unheimliche Freude, so mit der schwarzen Tinte über das glatte Papier zu streichen, und heute, heute habe ich einmal Zeit.

[...]

Heute ist solch ein Wetter wie damals am 2. November vor bald 2 Jahren; kalt ist es, regelrecht kalt und regnerisch und stürmisch. [...]

Ich bin mit 3 Mann Wache ganz allein im Lager zurückgeblieben; die anderen sind alle ins Kino geführt worden; auch das geht nur unter Schimpfen, Fluchen und Pfeifen, und die Leute gehen alle ge-

drückt und traurig, niedergeschlagen fast, als ob sie ermordet werden müssten; aber gleich im Kino, wenn der Film erst einmal läuft, dann werden sie für 2 Stunden alles vergessen, den Drahtverhau, ihre Uniform und die Ausbildung morgen, alles das werden sie vergessen für 2 Stunden, und das ist viel...

In Calais bin ich leider nicht ins Kino gekommen, dazu hatten wir zu spät Feierabend abends, heute ginge ich eigentlich ganz gern rein, aber Dir einen Brief schreiben können in Ruhe, das ist doch unheimlich viel mehr wert. Ach, wie schön war das, in Calais noch einmal bunte Kleider zu sehen, und manchmal, wenn das Schicksal günstig war, im Radio ein paar Takte schöne Musik zu hören, und doch ... als ich gestern im Regen immer, immer näher schlich den Buden, dem Drahtverhau und der absoluten Langeweile hier, da war ich froh, froh, weil ich ja der Post entgegenging. [...]

Ich habe heute sehr viel geschrieben... und hier in der unheizbaren Baracke sind mir fast die Finger abgefroren mitten im Juli! In la douce France!!

Leider müssen wir beide uns die Urlaubsfrage etwas aus dem Kopf schlagen; es ist zwar nicht hoffnungslos, aber ziemlich stark gebremst, und es sind jetzt viele Verwundete und Kranke zur Kompanie gekommen, die mit in Russland waren und natürlich zuerst an der Reihe sind; es kann doch noch einige Monate dauern, vielleicht auch habe ich wirklich Glück, wie meistens.

Ich habe mich in einer fremden Baracke ein wenig gewärmt und bin dabei unsagbar schläfrig geworden, ausserdem habe ich mich in einer schwachen Minute meines schönen Romans von Emil Barth entäussert für jemand, der drei Tage in Arrest geht; aber ich werde eben schreiben und schlafen, schreiben und schlafen, das Lesen ist doch eine etwas schmerzliche Tätigkeit, so voll von Träumen und Schönheit und Leben ist das Buch, dass es mir wirklich Schmerz verursacht. [...]

Wenn ich wiederkomme aus dem Krieg, musst Du erst viel, viel Geduld mit mir haben, ich werde schwierig sein, faul, unruhig, nicht ganz den Sinn der Arbeit erkennen; weisst Du, es ist so unsagbar

schwer, zu glauben an irgendeinen Sinn aller irdischen, aufbauenden Kräfte, wenn man sehen muss, wie blitzschnell und endgültig alles zerstört ist; wieviel innige und wirklich wertvolle Mühe wird zerstört, wenn so ein Haus durch eine Bombe vernichtet wird; wieviel Briefe verloren, wieviel Bücher. [...]

Du musst Dir auch keine Sorgen machen über meine Ausbildung am Flammenwerfer; er ist eben eine Waffe wie alle anderen, und es hat seine Vorzüge so als Spezialist in einer Schützenkompanie.

[...]

*281. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 19. Juli 1942

Sehr spät noch heute, um 8 Uhr, ist endlich, endlich die Sonne erschienen, es ist warm geworden, am Abend noch, warm und schön, und ich bedauere nur, dass ich nun nicht vorn auf dem Felsen stehen kann, auf der grauen Nasenspitze, und kann hinausschauen aufs Meer und nach drüben «zum Feind»; ach, wie schön wäre es, wenn wir vorn in Stellung geblieben wären; hier haben wir alle Unannehmlichkeiten der Front ohne ihre Annehmlichkeiten.

Ach, es ist wahr, dass dieses hier besser ist als das ganze Kölner Landesschützentum; wirklich, ich habe aber auch niemals mehr mit einer Idee daran gedacht; als ich letztthin in Urlaub fuhr, traf ich in Maastricht ein paar von der alten Bataille; es war mir wirklich wie eine Begegnung mit einer ganz, ganz anderen Welt; und einer von ihnen sagte mir auch: «Wie siehst Du aus, man kennt Dich überhaupt nicht wieder.» Und er sah mich wirklich ganz befremdet an; ja, ich bin froh, froh, froh, obwohl ich doch an sich gar keine heroische Natur habe. [...]



Gleich werde ich abgelöst sein, in einer Stunde, dann kann ich wenigstens meine Stiefel ausziehen; ach, und dann werde ich reine Wäsche anziehen und mich fest, fest einrollen in meine dicke, wunderbare Decke, die ich in Calais so vermisst habe...

[...]

282. *Heinrich Böll an die Mutter*

Frankreich, den 19.7.42

Liebe Mutter,

ich bekam eben Deinen Brief von Eurem Umzug in ein anderes Quartier; hoffentlich erholt Ihr Euch alle wirklich, das ist das Wichtigste; mache Dir nur keinen Kummer, weil Du nun nichts schicken kannst; ich weiss ganz sicher, dass Du mir alles schicken würdest, was Du hast, ich weiss das und das ist doch genug; nötig habe ich wirklich nichts; mit dem Essen kann man jetzt auskommen; und manchmal können wir uns auch etwas kaufen, was dann sehr teuer ist; aber nach Geld fragen wir nicht. Es tut mir nur sehr, sehr leid, dass ich keinen Kaffee für Dich kaufen kann; das ist wirklich meine grosse Sorge, dass Deine Zufuhr einmal unterbrochen werden könnte; in den nächsten Tagen kann ich Euch und den Kindern vielleicht einmal etwas Schokolade schicken.

Mir geht es sonst wirklich gut; wir bekommen zwar unsere Kleider niemals vom Leib und werden so durchschnittlich einmal am Tage vollkommen nass, aber krank wird niemand davon; das ist wirklich geheimnisvoll bei den Preussen; als Civilist hätte ich unter diesen Umständen längst eine schwere Erkältung oder Lungenentzündung, aber hier kann man alles ertragen...

Ich habe nur keine Lust mehr, Soldat zu sein; das ist das Ganze; noch fünf Monate, dann trage ich im Ganzen vier Jahre Uniform; das ist zu viel für mein Gemüt. Aber ich habe mir eine erstaunliche Stur-

heit zugelegt, die mich alles ertragen lässt; wenn ich nur Post bekomme, und die bekomme ich jeden, jeden Tag. Manchmal wird sie zwar nicht pünktlich abgeholt, aber dann habe ich eben mehrere Briefe auf einmal. Tilde und Alois und Alfred haben mir auch zwei nette Päckchen geschickt;...

Jetzt war ich drei Tage in Calais in einem Kurs als Flammenwerfer; das war eine nette Abwechslung gegen den ewig gleichen Stacheldraht hier, aber weil es dort keine Post gab, wollte ich doch lieber wieder in den Stacheldraht zurück; Du musst Dir nur keine Angst machen wegen des Flammenwerfers, das ist eine ganz harmlose Sache, die mir vielleicht sogar zu einem ruhigen Pöstchen verhilft.

Das Meer ist wirklich etwas Wunderbares und Tröstliches, etwas Absolutes; ich bin verdammt kein Naturanbeter, nein, aber irgendwie tröstet es mich manchmal, wenn ich dieses ewige enge Zusammenhängen auf der engen Bude und das ewig seit Jahren gleiche Geschwätz so unendlich satt bin, dann tröstet es mich ein wenig, wenn ich auf das weite, weite Meer hinaussehe, das seit Jahrtausenden sich völlig gleichgeblieben ist. Gott lebt, und er weiss, was mit uns geschieht, und warum; und wir sind erlöst durch das Kreuz und haben eine grosse, grosse Hoffnung...

Liebe Mutter, wir alle, unsere ganze Familie, haben unendlich viel zusammen leiden und ertragen müssen; alles dieses ist mir unvergesslich, und niemals, niemals vergesse ich auch, dass Du das meiste dabei ertragen hast; wir gehören wirklich zusammen; ich bin unendlich glücklich, dass Du Annemaries wegen keine Sorgen mehr hast; es hat mich masslos gequält, denn sie ist wirklich die einzige, die ich lieben kann und lieben werde...

Hoffentlich erreicht Euch die Post, die ich alle nach Margarethenkreuz geschickt habe.

Hier ist es seit einer Woche regnerisch und kalt, fast wie im November; wirklich kalt trotz Juli; vielleicht können wir auch einmal einige Wochen Sommer hier am Strand erleben...

Ich bin es masslos leid, so jahrelang als einfacher Soldat herumzulaufen, ohne die geringste Bequemlichkeit und Vergünstigung; vor allem aber ist es so beschissen, immer, immer mitten in der Masse

drinzustecken; ich habe es mir oft und lange, lange überlegt, ob ich nicht Offizier werden soll; es wäre so einfach; in wenigen Monaten schon könnte ich als Leutnant herumlaufen, da ich ja die nötige Dienstzeit auf dem Buckel habe;... Aber ich will es nicht; nein, ich werde niemals mehr Gedanken mir darüber machen, ich will es nicht; ich könnte es einfach nicht über mich bringen, auf dem Ross zu sitzen, stolz und sauber, und zu meinen Füßen die dreckige erschöpfte Masse nach einem langen Marsch; irgendwie gehöre ich viel mehr und viel inniger in die Masse, die leiden muss, mehr, mehr tausend Mal mehr als alle die, die zu Ross sitzen; sie sind nicht etwa schlecht; menschlich sind sie mir sogar zum grössten Teil lieber, aber sie wissen es nicht besser, und von mir aus dürfen sie stolz sein und sauber; ich meine fast, es wäre ein Verrat an allem, was wir haben mitmachen und erleiden müssen, wenn ich jetzt Offizier werden wollte, weil mir der Dreck da unten nicht mehr gut genug ist...

Es ist ja unheimlich verlockend, die Aussicht, die Möglichkeit, dem ganzen blöden Gesindel überlegen zu sein; einen Putzer zu haben, der alles erledigt, alle die Dinge, die für mich eine Qual sind; wie waschen und Stiefelputzen; und ein Bett haben und Ruhe; und vorne zu sein, vorne weg, das ist das Verlockendste; nicht mehr hinten weit drin in der Masse wie ein Stück Scheisse; ach, es hat vieles für sich, fast alles; aber es wäre ein Verrat, und deshalb will ich es nicht; Du wirst mich schon verstehen.

Es ist eben doch leider so, dass die Offiziere eine Kaste sind, das ist das Ganze; und sie bleiben es auch; wenn es wirklich nur Führer wären und Soldaten, dann wäre es etwas anderes...

Auf Wiedersehen, liebe Mutter, ich hoffe sehr, dass wir nach dem Krieg alle wieder in Frieden, in «unserem Frieden» zusammen sind; und vorläufig wünsche ich Dir gute, gute Erholung, die Du so dringend brauchst...

Grüsse auch Maria und mein Patenkind, und sage ihm, dass ich neue Schokolade schicken werde...

Dein Sohn Heinrich

283. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 21.VII 1942

[...]

Ach, denk Dir nur eine herrliche, sommerliche Wiese, ganz nahe am Meer, Du siehst durch die flimmernde Luft hindurch die weite Bläue des Meeres, unendlich weit, und ganz in der Ferne den grauen Dunst, wo Meer und Himmel ineinander überfließen – und Du liegst da und darfst nicht träumen, darfst Dich nicht der absoluten Freiheit des Träumens überlassen, dieser phantastischen Wollust, die ein wesentlicher Teil des Lebens ist; ach, Du liegst, stinkend von Schweiss, dreckig, nass, und die Füße schmerzen Dich, und Du musst achten auf die Befehle des Zugführers, der Dich aufspringen oder hinlegen heisst, je wie es die Lage erfordert; ach, immer tagaus und tagein derselbe Dienst; in dieser herrlichen Gegend. Aber es ist trotzdem schön, es ist nur schade, dass mir alles physisch doch schwerfällt, sonst wäre es ja noch nicht so schlimm; aber ich schwitze und puste, und meine Füße schmerzen – ach, es ist eine wahre Last, aber die Sonne scheint, der Himmel ist blau und das Meer unendlich und schön.

Ich erwarte mit Schmerzen schon wieder Post, so verwöhnt bin ich; dabei habe ich Sonntag 5 Briefe bekommen und gestern Abend sogar schon wieder einen... Eben erschallt der Ruf: Postempfangen durch unser Wäldchen, und Du kannst Dir wohl denken, wie sehr ich eile. [...]

Es kann ja höchstens noch 4 Monate dauern, dann muss ich meinen Studienurlaub bekommen, und wahrscheinlich werde ich auch vorher noch einmal 14 Tage Urlaub haben, wenn wir dann noch in Frankreich sind; und das hoffe ich doch...

Du wirst im Wehrmachtsbericht von einem Scharmützel hier im Kanal gehört haben; davon haben wir diese Nacht auch ordentlich etwas gemerkt; unser ganzer Abschnitt war in Aufruhr, es war eine tolle Schiesserei; wir haben alle schon gedacht, dass unsere Stunde gekommen sei; ach, es ging wie der Blitz; in 6 Minuten war unser

ganzer Haufen völlig einsatzbereit; das ist schon eine wahre Glanzleistung; ach, wir hatten uns zum Teil sogar gefreut – ich auch ... und nachher war es doch wieder nichts; wir haben 1½ Stunden gewartet und sind dann wieder ins Bett gegangen.

Es ist also doch Krieg hier, dachten wir alle, denn das vergisst man doch so leicht bei dem täglich gleichen Dienst. [...]

22.7.1942

[...] das ganze Lager ist nun leer, niemand ist mehr darin bis auf die Wache, und von der höre und sehe ich nichts, weil sie weit hinten irgendwo im Walde ihre Bude hat; von der Landstrasse, die aufs Kap führt, höre ich manchmal das Geräusch fahrender Autos, und in der Luft kommen seit heute Morgen schon die Tommys, ganz ganz niedrig, so dass das Bellen der kleinen Flak ihnen gar nichts anhaben kann.

Sie kommen oft wie Schwalben ganz nah über dem Wasser her, so dass man sie einfach nicht sehen kann.

Ich bin müde und kaputt, wovon weiss ich eigentlich selbst nicht; ich fühle mich oft regelrecht schwach wie ein alter Mann. Vielleicht liegt das Ganze an der völligen Unregelmässigkeit des Wetters hier; heute ist es zum Beispiel wieder kühl und nass, gestern war es ausgesprochen schwül; im Ganzen aber wird diese Schwäche von den drei Jahren Krieg rühren. [...]

Das Gebrumm der schweren Kanonen von hinten und drüben ist heute so toll und so nah, dass die Bude ganz bedenklich ins Schwanken gerät – alles, was beweglich ist, fällt zu Boden, und die Gitter fallen von der Decke; ich musste doch einmal heraussteigen aus unserem Erdloch und sehen, ob etwas Besonderes los ist; da sehe ich draussen einen herrlichen Abend; die leichte Dunkelheit verklärt vom klaren Blau des Himmels, der nun frei ist von Wolken; die zarte Sichel des Mondes, köstlich schön und klein, das Meer, das Meer. [...]

Hinten aber ist scheinbar die Hölle los, es hört sich toll an, ist aber, im Grunde genommen, harmlos.

284. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 23.VII. 42

[...]

Ach, ich bin irrsinnig müde ... irrsinnig kaputt und kann Dir nicht viel sagen heute Abend; gestern waren wir bis 2 Uhr nachts scharfschiessen unten am Strand, und um 5 ging es wieder raus und in einer Tour durch bis heute Abend 9 Uhr ohne jede Mittagspause – das Essen haben wir nur so heruntergehetzt, dass es uns eine halbe Stunde später beim Dienst bald wieder oben rauskam ... wir werden wirklich wahnsinnig gemacht, vollkommen durchgedreht. [...]

Diese Nacht am Strand draussen auf der Höhe, das war eine tolle Geschichte; ein heftiger Wind blies dauernd über unsere Löcher weg, und es regnete, regnete in Strömen – ach, und vor uns war das Meer, das weite, weite, unendliche Meer im Sturm bewegt, die weissen Schaumkronen sah man so herrlich in der Finsternis, und über die Höhen im Wind ging ein verspäteter Duft von Heu; und drüben, drüben – es war einfach überraschend – gingen die Leuchttürme mit ihren Kegeln hin und her, so nah, so unheimlich nah, als ob man auf einem Spaziergang nachts irgendwo eine Laterne brennen sieht; ach, aber ich war so müde, so wahnsinnig müde, dass ich trotz Regen und Wind und trotz Schiessen in meinem Loch da oben eingeschlafen bin, [...] ich kann einfach nicht mehr vor Müdigkeit, man macht uns wahnsinnig, wahnsinnig ... hier kennen wir doch nur Dreck und Staub und irrsinniges Gebrüll; im Augenblick haben wir einen Zugführer, der nichts anderes kann als brüllen, als irrsinnig brüllen; davon werden wir auch noch alle verrückt, wenn er noch lange hierbleibt.

285. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 24. VII.1942

[...]

2. Korinther 11,12.

Darum bin ich guten Mutes in Schwachheit, in Misshandlungen, in Nöten, in Verfolgungen, in Ängsten, um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark...

Hier gibt es nur Gebrüll, Geschrei wie von Wahnsinnigen, Dreck und Dienst von 6 bis 10.

Nun habe ich fast vier Wochen meine Kleider am Leibe, wie ein Vagabund; ach, wäre ich wirklich ein Vagabund und könnte über Land ziehen, statt mich hier herumzuärgern. [...]

Lies den Spruch oben, den tröstlichen, unsagbar treffenden Spruch aus unserer Heiligen Schrift; diesen Spruch las ich, als ich in einer notvollen Stunde einfach meine Taschenbibel aufschlug; ist das nicht ein ganz unglaublicher Spruch aus dem Brunnen unseres Trostes, unserer Bibel...

Wenn ich nicht an Christus glaubte, an die Wahrheit, die Wirklichkeit und das Wesen des Kreuzes, dann lebte ich einfach nicht, dann litte ich nicht, dann wäre ich einfach NICHTS; das weiss ich, und die Gewissheit hält mich allein aufrecht. Ach, uns kann doch im Grunde nichts geschehen ... denn wir haben doch die Hoffnung, dass Gott uns aufnimmt in sein Reich; denn selbst, wenn wir sterben müssen, werden wir uns doch wiedersehen und leben, leben. [...]

Nun werde ich mich mit meiner ganzen Müdigkeit in meine dicke Decke rollen und tief, tief versinken in den Armen des Schlafes, und alles vergessen, den Schmutz und das Elend...

[...]

286. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 25. VII. 1942

[...]

Nun bin ich heute Nachmittag für einige Stunden hier in einem Bunker, um einige Leute abzulösen, die einmal ins Kino sollen; ach, das ist wirklich einmal eine Freude an einem Samstagnachmittag; sehr schmerzlich wird es sein, wenn es gleich wieder zurück in unsere erbärmliche Reservestellung geht; hier sind wir jetzt in einem schönen Bunker an der Steilküste; vor uns das dunstige, tolle Meer, dieses herrliche Element, und hinter uns die niedrigen, sanften Hügel, auf denen sich die Gräser wiegen; ach, wie schön war es doch, als wir noch hier in der «vordersten Linie» lagen. Gott gebe, dass wir einmal wieder hierhin zurückkommen; das wäre eine Freude...

Eben habe ich seit langer Zeit noch einmal gelesen, in einem kleinen Reclamheft; einige nicht sehr wertvolle kleine Geschichtchen, etwas schwül, aber einmal etwas anderes als das ewige blöde Dienstun...

Wir kennen ja nur Gebrüll, Gebrüll und keine Ruhe, keine Minute bis abends so gegen halb zehn, wirklich, keinen Abend vor 10 habe ich Ruhe; und doch schreibe ich noch jeden Tag mindestens zwei Briefe, das erregt das Staunen und ebenso die Wut sämtlicher Vorgesetzter immer wieder aufs Neue, meine tägliche Schreiberei, die ich durchführe und durchführen werde, wenn ich am Sterben bin und sämtliche Zugführer der Wehrmacht sich den Hals abreissen...

Jeden Abend erscheine ich mit meinen Briefen in der Bude des Zugführers, selbst wenn der ganze Tag wieder voll Dienst und Exerzieren und Appellen und Nachtappellen war; immer schreibe ich Dir mindestens einen Brief und möglichst auch noch einen nach Hause; das erregt die Leute masslos, auch den Leutnant. Man soll nicht soviel schreiben, denn das verrät zuviel persönliche Interessen.



Ich bin jetzt nicht mehr Gruppenführer, sondern einfacher Gewehrschütze in meiner alten Gruppe; vielleicht, dass ich deshalb wieder so glücklich bin; es sind mittlerweile zu viele Leute zurückgekommen, die doch besser eine Gruppe führen können als ich, und so bin ich wieder abgesetzt und trete nur stundenweise als Gruppenführer auf; ich bin wirklich froh darum, ich habe nun einmal absolut keine militärischen Fähigkeiten.

Das Meer ist heute unruhig, und der Wind kommt in Stärke 6 ständig über die Höhen der Steilküste hier; von England ist leider nichts zu sehen; ich würde gern noch einmal auf die Felsen von Dover sehen, die auch Deine Augen ja gesehen haben...

Ich sehne mich nach dem Leben mit einem geradezu schmerzlichen wilden Hunger; ich bin fast dem Weinen nahe vor schmerzlicher Sehnsucht, wenn ich nur an ein schönes Konzert denke oder an die rauschenden Blätter eines Baumes im Sommer, an einen stillen Abend am Rhein oder an die ernste Feierlichkeit einer Messe. [...]

Vielleicht hast Du schon einmal von sturen Soldaten gehört, die alles über sich ergehen lassen; denk immer, dass ich auch so einer bin; dass das ganze Gebrüll und der ganze Unsinn, der mit uns getrieben wird, an mir abrutscht wie nichts; ich denke mir immer mein Teil...

Immer, wenn jemand angeschnauzt wird, dann habe ich die simple Vision, dass er irgendwo im Gras liegt und verblutet an einer Wunde oder dass er tot mit nach vorn gebeugtem Kopf über seinem Gewehr irgendwo liegt, und dass die Briefe an ihn zurückgehen mit dem Vermerk: Für Deutschland gefallen ... für Grossdeutschland.

Immer, immer denke ich daran, wenn jemand – und sei es tausendmal mit Recht – angeschnauzt wird; daran liegt es wohl auch, dass ich kein Gruppenführer mehr sein kann...

287. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Frankreich, den 26.7.1942

Meine Lieben,

heute habe ich Euer prachtvolles Paket vom Uffz. Keissen bekommen; ich habe mich sehr gefreut, obwohl mir doch das halbe Pfund Butter bei Eurer Verpflegungsration etwas Kummer macht. Hoffentlich kommt nun meine Schokolade auch pünktlich an und wird nicht unterwegs verschluckt. Ich habe auch heute ein Paket an Euch geschickt mit einigen überflüssigen Sachen und einem Stück guter Rasierseife für Alfred und Alois; wenn ich noch Geld bekomme, schicke ich Euch einige Stücke Toilettenseife, die zwar nicht mehr sehr berühmt ist, aber doch brauchbar. Mit den Kreditscheinen, das war wirklich Pech; ich hätte Euch noch manches schicken können an Schokolade und Seife; jetzt gibt es gerade etwas zu kaufen. Aber wir werden uns keinen Kummer deswegen machen; so ist es auch noch gut. Ich habe mir von meinem Freund Zielke zehn Mark gepumpt; damit kann ich mir gut helfen, bis ich neues bekomme. Leider habe ich noch mehr Schulden, aber das drängt nicht so. Da Zielke leider, leider – mein einziger Kumpan – heute versetzt wird, bitte ich Euch, die zehn Mark an seine Frau zu schicken und mir bitte die Quittung zu geben. Adresse:

Frau Paul Zielke, Dortmund, Scharnhorststr. 17

Mir geht es sonst gut, heute habe ich Gott sei Dank Wache; das bedeutet sozusagen fast einen ganzen Tag Ruhe, obwohl ich nebenbei U.v.D. spielen muss.

Heute Nachmittag waren wir – es war ja Sonntag – noch einmal im Meer baden. Es war zwar bitter, bitter kalt, aber doch schön; das Meer ist wirklich etwas Herrliches; es wird mir sehr leid tun, wenn wir einmal wieder wegmüssen; das ist wohl möglich, dass wir bald wieder die Landstrasse unter unsere müden Beine nehmen und unser Zigeunerleben wieder aufnehmen. Wir sind ja nun schon drei Wo-

chen an einem Platz; immer, zu jeder Minute müssen wir alles gepackt haben, so dass wir in zehn Minuten abmarschbereit sind; das heisst allerlei bei einem so komplizierten Verein. Nun schon drei Wochen besteht dieser Zustand, dass ich die Kleider nicht vom Leibe kriege; ich muss sagen, dass mir das nicht viel ausmacht, aber man hat doch keine Möglichkeit, sich ein wenig häuslich einzurichten; ganz ehrlich muss ich jedoch sagen, dass mir dieser Krieg trotz aller Mühsal und Entbehrung viel, viel besser gefällt als das Leben in der Kaserne...

Ich wünsche nur, dass der Krieg ausgeht, es dauert so lange, und man wird unmerklich alt dabei; ich meine körperlich; ich habe bald eine vollkommene Plaate und mache den Eindruck eines ermüdeten dreissigjährigen Reservisten, und immer ist man müde und schlafbedürftig und hungrig. Das sind wirklich drei Jahre Krieg, die man erleidet.

Ich hatte Euch beim letzten Urlaub einen Film zum Entwickeln dagelassen; habt Ihr noch keine Abzüge davon bekommen? Einen Abzug hatte ich schon mitgebracht; denkt doch mal dran, bitte. Wenn Ihr ein paar Kreditscheine in einen Brief schmuggeln könntet, das wäre auch schön, dann könnte ich meine Schulden bezahlen.

Mit Urlaub sieht es noch unbestimmt aus. Es könnte sein, dass ich in sechs bis acht Wochen an die Reihe käme; wenn ich Glück hätte. Das wäre wirklich ein riesiges Fest, für 14 Tage einmal wirklich ausspannen, schlafen und Spazierengehen.

Nun vorläufig gute Nacht, ich will mich ein wenig auf die Feige hauen, und morgen früh werde ich dann weiterschreiben; ich habe ja dann unendlich viel Zeit und Ruhe. Man erwartet zwar unseren Generalobersten, aber der kann mich wenig beunruhigen.

Also gute Nacht und vielen, vielen Dank für das prachtvolle, vielseitige Paket

Euer Sohn und Bruder Hein

Studienrat Bauer hat mir auch heute einen netten Brief geschrieben; ich hatte ihm zum Namenstag gratuliert.

288. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

27.7.1942

Meine Lieben, es regnet, regnet in Strömen, schon bald zwölf Stunden; unsere alte, löcherige Bude trieft von innen und aussen; die Eimer, die wir innen unter die Löcher gestellt haben, sind schon bald voll. Unter den Umständen ist das U.v.D.-Spielen nicht sehr vergnüglich; immer von einer Bude zur anderen laufen, durch den tiefen Schlamm, und den nächsten Dienst ansagen, das ist wirklich beschissen, und wenn man mit dem einen Dienst fertig ist mit An- und Absagen, dann fängt der nächste schon an. Aber in einer Stunde habe ich Ruhe, dann rückt nämlich unser Verein raus zum Schiessen und kommt erst um vier Uhr wieder; der Leutnant meint nämlich, das wäre doch kein Regen, der stark genug wäre, um den Dienst ausfallen zu lassen...

Euer köstliches Paket kommt mir fabelhaft zugute; ich habe im Gebüsch einen alten, wunderbaren kupfernen Kessel gefunden, ein Stück aus einem der zerstörten Bauernhäuser. Den habe ich mir durch mehrmaliges Kochen schön gesäubert und darin einen wunderbaren Kaffee aufgeschüttet; sechs Tassen von Eurem Pulver; für jeden Mann der Wache zwei; es war wirklich ein märchenhafter Genuss, dieser Mokka in unsere feuchten kalten Leiber. Dazu Butterbrote, dick belegt mit Butter, mit einem ganz leichten Schokoladenstreusel darüber, von einem Rest. Kennt Ihr den wunderbaren Geschmack, wenn Schokolade von irgend etwas Heissem im Munde schmilzt? Ach, ich kann Euch nicht genug danken; für nach dem Mittagessen habe ich noch etwas Tolles, eine Flasche Rotwein und Kuchen. Von Annemarie habe ich gestern fünf Päckchen mit je einem Stück fabelhaftem Verlobungskuchen bekommen; ach, das wird noch ein ganz besonderer Genuss sein; und anschliessend eine dicke, dicke Zigarre, dann soll es meinetwegen weiter regnen und tropfen. ..

Die Zigarren sind überhaupt toll, sie werden bald, bald verschwunden sein, so gut sind sie, aber beraubt Euch doch nicht all Eurer notwendigen Fressalien und Rauchwaren; wirklich, im ersten Moment war ich doch platt, von Euch Butter zu bekommen; wir haben bestimmt immer noch mehr zu essen als Ihr. In den letzten Tagen, nachdem der Regimentskommandeur einmal beim Essen gefragt hat und eine fabelhaft ehrliche Antwort von einem Landser bekam, ist das Essen wirklich gut und ausreichend. Also, ich bitte Euch, seid vernünftig. Ich will mich nicht gerade ärgern über das Paket, nein, nein, nein, ich freue mich sehr über alles, wirklich sehr, auch über den Kuchen und den Marzipan, aber seid vernünftig...

Versucht doch mal, die Schokolade ganz leicht aufs Butterbrot zu streuen, das schmeckt sehr gut, auch bei Margarine und trockenem Brot, besonders wenn man etwas Heisses trinken kann, so ist sie noch am besten zu geniessen, sonst ist ja nicht viel dran...

Heute ist ein wahrer Festtag, gestern Abend bekam ich auch noch viel Post; heute Morgen dieser wunderbare Kaffee und heute Mittag Rührei mit Kuchen, das werden meine Wachleute und ich nie, nie vergessen. Leider haben wir auf der Wachstube keinen Ofen, so musste ich die ganze Aktion in meiner Wohnbaracke vollziehen; ach, es war allein schon ein Genuss, am Ofen zu stehen, mit einer fabelhaften Zigarre im Mund und in diesem schönen Kupferkessel das Wasser Schwallen zu sehen...

Hinter von Soldaten dreier Nationen drei Jahre lang intensiv bepisstem Gebüsch, tief in Schlamm und Dreck und bei dem Regen, aber in unserer Baracke ist es einigermaßen auszuhalten. Heute Mittag, wenn der ganze Klub weg ist zum Schiessen, werde ich vielleicht sogar Zeit finden, noch einmal etwas zu lesen. Ich habe immer noch den schönen Roman von Emil Barth fast ungelesen hier...

Ach, ich danke Euch tausendmal für alles Gute und alle Eure Geschenke und wünsche Euch viel Glück in der Luft... Hier war gestern ein toller Luftkampf.

Euer Sohn und Bruder Hein

289. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 28. VII. 1942

[...]

Heute Abend haben wir einmal früher Feierabend gehabt, schon um 7 Uhr; ich habe einmal ordentlich gewaschen, meine Hemden und Handtücher vor allem, und die Strümpfe, die Strümpfe, das A und O des Infanteristen; und meine Stiefel habe ich mal gründlich ausgemistet; es war eine Heidenarbeit, aber nun bin ich unendlich glücklich, dass ich es einmal für eine Woche oder für einige Tage wenigstens geschafft habe; leider hat man doch viel Ärger und unerfreuliche Dinge, aber im grossen Ganzen ertrage ich alles gut. [...]

Wenn ich noch einmal in Urlaub kommen sollte, das ist gar nicht so vollkommen ausgeschlossen; in einigen Wochen kann das wohl klappen... Wir wollen nicht fest darauf hoffen, denn nichts ist sicher beim Kommiss, gar nichts, aber hoffen dürfen wir, nur nicht damit rechnen! Ich kann noch an alle Schauplätze dieses Krieges verschlagen werden, auch in den Osten; vielleicht in nicht allzulanger Zeit; möglich ist das alles im Kriege, sicher ist man nirgendwo auch nur eine Stunde!

[...] ich möchte soviel von unserem Leben erzählen; Du musst dir denken, dass wir hier an der Front sind, immer, zu jeder Stunde einsatzbereit. Wir haben immer alles verpackt, abends, wenn ich schreiben will, packe ich mein Schreibpapier aus, schreibe und packe es dann wieder ein; Ess waren immer im Brotbeutel am Koppel, ein kleines Reclamheft in der Tasche, das Sturmgepäck immer bereit, den ganzen Krempel: Sturmgepäck, Brotbeutel, Spaten, Gasmasken, Stahlhelm, Gewehr, zwei Handgranaten, volle Patronentaschen, das tragen wir immer mit uns herum. Mittags zum Essenholen rennen wir mit unseren Kochgeschirren eineinhalb Kilometer herunter bis an die Küste ungefähr, dann geht es über einen kleinen Berg, und wenn wir da oben sind, sehen wir das Meer, das Meer; oft auch sehen wir es

morgens schon bei unseren Übungen; mit den vollen Essspötten geht es dann zurück, nach dem Essen werden sie sofort gespült und wieder am Sturmgepäck befestigt; in unserer Baracke hängt dann alles griffbereit; da ich etwas konfus und zerstreut bin, packe ich meine pralle Tasche mehrmals ganz aus und ein, weil ich irgendeine Kleinigkeit in ihren Tiefen suchen muss; ach, wie oft habe ich schon gründlich sortiert, um alles Mögliche nach Hause zu schicken, aber dann kann ich doch nie etwas entbehren; meine Zivilschuhe sind durch alle möglichen Strapazen schon völlig ruiniert, aber als Pantoffel tun sie mir noch gute Dienste; wenn wir unsere kalte Verpflegung holen, dann ziehen wir mit unseren Säcken hinab zur Küche, packen Wurst, Butter und Brot und Zigaretten in unseren Sack und hauen wieder ab, hierhin in unseren gesegneten Wald.

Das, was mich am meisten ärgert, ist das irrsinnige Gebrüll unseres Zugführers, der uns alle völlig verrückt macht; mein Gruppenführer – ich bin ja jetzt in meiner alten Gruppe als Schütze – ist ein prächtiger Obergefreiter mit einem braunen, ledernen Indianergesicht; ein Russlandkämpfer, der ohne Krankheit und Verwundung 11 Monate in Russland immer in der allervordersten Linie war; wirklich ein Prachtkerl; das ist sehr, sehr tröstlich, das macht mein Leben um vieles leichter. Nun bin ich schon über drei Wochen wieder hier, und ich muss wirklich sagen, dass mir die Zeit unglaublich schnell vergangen ist. [...]

An die Kriegsausserungen hier, das Böllern der schweren Artillerie zuweilen, an die heftigen Luftkämpfe manchmal, haben wir schon so gewöhnt, dass wir sie mit zu dem rechnen, was wir friedlich nennen.

Mein Freund Zielke ist zu einem anderen Verein versetzt worden; leider; er war wirklich eine auf seine Art treue Seele, wirklich nett, mit dem ich immerhin schon ein halbes Jahr zusammen war; er hat mir versprochen zu schreiben – nur mal abwarten, ob er das auch tut; ich habe ihn noch um 10 Mark angepumpt, ich bin sehr glücklich, dass das Geld von Dir nun unterwegs ist; ich bin seit 10 Tagen völlig blank und habe schon 25 Mark Schulden; sei nicht böse, [...] ich habe

zwar viel, viel für mich selbst verbraucht, aber ich habe viel weggeschickt; ach, sei nicht böse, wenn ich Dich so erleichtere, auf einfach unverschämte Weise, aber wenn es Dir möglich ist, schicke mir doch bitte, sobald der Monat begonnen hat, meine Augustquote; ich möchte mich so unendlich gern noch einmal besaufen; ach, nicht besaufen, eher: noch einmal Wein trinken ... und noch einmal einen Schnaps; ich habe aber buchstäblich seit 3 Wochen, seitdem ich aus Köln bin, keinen noch so kleinen Rausch mehr gehabt; eine phantastische Tatsache, dass man in Frankreich keinen Alkohol zu sich nimmt.

Sei mir nicht böse und ungeduldig, ich bin nun einmal etwas un-rechenkünstlerisch; aber ich kann auch wochenlang ohne eine Mark auskommen; jetzt habe ich tatsächlich 10 Tage keinen Pfennig ausgegeben, nur 10 Pfennig für Streichhölzer.

[...]

290. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 29. VII. 1942

[...]

Diesen Brief will ich morgen einem Kameraden mitgeben, der in Urlaub fährt; ach, was soll ich dir sagen? Ich bin müde von dem wirklich anstrengenden Dienst hier. [...]

Heute kann ich Dir eine riesengrosse Freude verkünden, ach, wirklich etwas für mich ganz Tolles: ich komme wieder an die Küste, in die Bunker in der vordersten Linie, und zwar als Flammenwerfer; siehst Du, diese Flammenwerfergeschichte ist wirklich mein Glück gewesen; ach, nun werde ich wieder 10 Meter vom Meer entfernt in einem Bunker liegen; zwar Wache schieben müssen des Nachts, aber kein Exerzieren und keinen Geländedienst gibt es dann mehr; vielleicht alle zwei, drei Tage einmal eine Stunde, aber das spielt dann auch keine Rolle mehr, [...] freue Dich mit mir, dass ich dieses elende Reservenest verlassen kann. Morgen früh sollen wir zu zwei Mann



den Flammenwerfer übernehmen und vorne einbauen; und dann werden wir zu dem Zug versetzt, der vorn liegt, haben also gar nichts mehr mit unserem Schreihals hier zu tun; Du glaubst nicht, kannst nicht glauben, wie unendlich glücklich ich bin...

Heute Nachmittag waren wir noch einmal ausnahmsweise schwimmen im Meer, es war diesmal wärmer als am Sonntag und zudem Flut, da konnte man weit, weit hinausgehen ins Meer über den flachen weissen Strand; ach, der weisse Sand unter den Füßen, der herbe Wind, die tollen Wellen, die dir über den Kopf gehen, und vor dir die unendlich weite Bläue des Meeres, das ist wirklich eine grosse Freude, ein wildes Vergnügen; nun werde ich also morgen für ganz ans Meer ziehen.

Meine einzige Sorge ist jetzt nur, dass wir nicht allzu bald wieder abgelöst werden, ich meine unsere ganze Kompanie; das wäre natürlich Pech, wenn es nun nach einigen Tagen wieder aus sein sollte; aber jedenfalls habe ich es nun für die Zeit, die wir hier sind, etwas besser; es wird viel Wache geben, wenig Schlaf des Nachts, aber keinen Dienst mehr, und vor allem werden wir am Meer sein, ganz, ganz vorne. [...]

Wie kannst Du nur denken, dass ich Hunger leide; niemals ... es ist natürlich so, dass wir über alles Süsse, über alles, was von zu Hause kommt, wie die Wilden herfallen, und wenn wir einmal in eine Stadt kommen, dann essen wir uns einmal voll mit Dingen, die nicht in der Gulaschkanone gekocht sind. Wir bekommen jeden Mittag einen ordentlichen Topf voll Suppe, von der man gut satt werden kann, aber es ist eben Kommissuppe, die im Grunde genommen immer denselben Geschmack hat; trotzdem bleibt in der ganzen Kompanie kein Löffel Suppe übrig, das macht die frische Luft, in der wir uns den ganzen Tag bewegen und die hier am Meer besonders zehrt. Ich leide keinen Hunger, und was die Schokolade anbetrifft, so habe ich – sooft es welche gab – davon soviel gegessen, dass ... na, wir wollen schweigen...

So ist es und nicht anders. [...] Morgen Nachmittag kommt auch der Divisionspfarrer zu uns, da will ich versuchen, noch einmal zu beichten und zu kommunizieren, das wird mich sehr trösten und glücklich machen.

Ich werde meine Sachen gleich packen, denn ich muss morgen sehr früh weg; ach, ans Meer, ans Meer, in die allervorderste Linie des Westens; das Wacheschieben des Nachts dort wird auch nicht so wild sein in diesem Monat, im August, ach, und abends einen anständigen Grog gekocht, denn nun habe ich ja wieder Geld, darüber bin ich auch sehr glücklich, das macht einen wieder frei, und man kann nach langer, langer Zeit noch einmal einen trinken; ich sehne mich fast danach, Du musst Dich nicht wundern, aber ich habe ein regelrechtes Bedürfnis nach Alkohol. [...]

Heute Morgen sind wir wieder stundenlang herumgekrochen im hohen Gras, wo es nach Kamille und Pfefferminze roch, ganz toll, und nach anderen wilden Dingen, die mich ganz berauschen, aber wenn dann die Stimme eines Schreihalses über dir hängt und du bepackt bist wie ein Esel, dann ist das alles, die ganze Schönheit, nur schmerzlich und bedrückend. [...]

291. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 30. VII. 1942

[...]

Heute Morgen sind wir nun mit unserem Flammenwerfer in die neue Stellung gerückt; wir liegen ganz, ganz nahe am Meer; bei Flut ist das Wasser von unserem Schnabelbunker kaum 10 Meter entfernt; unser Wohnbunker ist weiter südwärts oben auf der Höhe, leider mit der Front zum Innern des Landes; es ist ganz herrlich hier, leider wird nur, allen Gerüchten zufolge, der Spass nicht lange dauern... Wir liegen direkt neben dem schönen Strandhotel in einer kleinen Bucht, links und rechts sind steile Felsen, und es entsteht dadurch eine ideale Badebucht; man kann sich so richtig vorstellen, was für ein Leben hier geherrscht hat im Frieden in dieser wunderbaren Sommerzeit...

Unsere Tätigkeit hier wird darin bestehen, nachts 3½ Stunden Wache zu schieben; das wird etwas ermüdend sein, aber dafür ist der Dienst dann am Tage nicht gerade so wild, und vor allen Dingen herrscht bis mittags vollkommene Ruhe. Es ist herrlich auf der Wiese hier auf der Höhe, so im Gras zu liegen, ganz, ganz friedlich; lange habe ich heute Mittag unserer Katze zugesehen, die sich wie toll in den Kamillestauden herumbalgt und Fliegen zu fangen versucht; es ist noch ein ganz junges Tier. [...]

Wir haben wirklich schwer zu schuften gehabt, unseren über 2 Zentner schweren Apparat bergauf und bergab zu transportieren und dann die Treppe zu unserem Bunker hinunterzutragen.

Weiter hinten sind verlassene kleine Lusthäuschen, teils zerstört, teils noch gut erhalten mit hübschen kleinen Parks, die alle ihren Namen vorne am Tor zum Garten tragen.

Ich bin wirklich sehr glücklich, dass ich wieder vorn an der Küste bin; die Zeit vergeht hier schnell, und jeden, jeden Abend kommt die Post zu mir. Heute war auch der Pfarrer bei uns; er hat uns einen kleinen Vortrag gehalten, aber das Wichtigste, die Sakramente, gab es nicht; die hat er uns für nächstens versprochen; hoffentlich dauert es nicht zu lange, bis er einmal Wort hält.

Heute war den ganzen Tag ein wilder Betrieb in der Luft; wirklich, fast keine Stunde hat die Flak ganz geschwiegen, ganz nah kamen die Briten über unseren Hügel und übers Wasser, und wir haben sogar mit unserem M.G. darauf geschossen...

Man redet davon, dass Molotow gedroht habe zu kapitulieren, falls die Tommys nicht etwas unternehmen; hoffen wir, dass sie es tun, denn dann werden wir hier vor dem Osten bewahrt.

Ein herrlicher warmer, sonniger Tag geht zu Ende, das blaue Meer, darin tolle grüne Flecken, und die Schaumkronen, die vorn am Strand spielen; es ist wunderschön hier, und drüben, drüben liegt England...

[...]

292. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 31. VII. 1942

[...]

Das macht mein Leben aus, Post bekommen und schreiben; unser Dienst ist jetzt so, dass ich meistens erst abends schreiben kann, denn abends ist unser eigentlicher Mittag; das ist so: wir ziehen um 10 Uhr abends ab auf Posten, jeder 4 Stunden; dann schlafen wir bis mittags zum Essen und fangen gleich mittags nach dem Essen an, ein wenig zu exerzieren und an unseren Stellungen zu bauen; und abends von 10 Uhr ab wieder Posten stehen, unten am Meer in unserem Kampfbunker (wir haben Kampf- und Wohnbunker); an sich ist das ein fast paradiesisches Leben im Gegensatz zu dem bisherigen; wir zwei Flammenwerfer haben uns nun schon zwei Tage damit herumgedrückt, an unserem Apparat zu arbeiten, wovon zum Glück keiner ausser uns etwas versteht; nun sitze ich vor meinem Bunker im Gras und schreibe ... vor meinen Augen das schöne Strandhotel, und davor das Meer, das Meer, das nun wieder langsam näher kommt; zur Flutzeit, gleich wenn ich hier stehe auf meinem Posten, in einer Stunde vielleicht, dann ist es wieder ganz, ganz nahe bei mir. [...]

Wenn ich wüsste, dass wir für das nächste halbe Jahr hier an der Küste blieben, in diesen Stellungen, dann wäre ich froh, aber das Zigeunerische unseres Lebens beunruhigt mich etwas; man weiss nie, wohin man wieder kommt, wenn die Landstrasse wieder unter unseren Füßen ist. [...]

Vorgestern erhielt ich Deine 29.- M. Du glaubst nicht, wie froh ich war; wirklich, [...] es war eine Erlösung; inzwischen sind sie zwar schon fast draufgegangen, aber morgen gibt es neues Geld; ich habe Dein Geld restlos in Keks und Schokolade umgesetzt, nicht einmal besoffen habe ich mich damit; teils hatte ich es auch zur Bezahlung von Schulden nötig; und hier ist alles sündhaft teuer. [...]

Ich komme mir wirklich etwa wie ein Verbrecher vor, so gut habe

ich es; lebe hier in der wunderbaren Seeluft, esse Keks und Schokolade. Gleich in einer halben Stunde werde ich wieder draussen auf Posten stehen...

[...]

293. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 1. August 1942

[...]

Denk Dir nur, ich komme vom Zuggefechtsstand über die Höhe zu unserem Bunker mit einem ganzen Stoss Post für unsere Gruppe; ein herrlicher Weg durch Wiesen, rechts zum Meer steil abfallend; man kann sich so recht vorstellen, wie im Frieden hier die Ziegen geweidet haben, dann setze ich mich zuerst auf die Wiese und lese in Ruhe und Frieden meine Post. [...]

Sorge Dich nicht um meinen Hunger, ich werde wirklich gut satt, um so mehr jetzt, wo ich wieder Geld habe. Wir liegen hier in der Nähe von zwei Küchen, einer von der Marine und einer von der Artillerie, und zudem bekommen wir noch aus unserer eigenen Küche; also, das ist wirklich kein Grund zur Sorge, das Essen. [...]

Sei nicht traurig, auch über den Flammenwerfer nicht, den behalten wir doch nur so lange, wie wir hier an der Küste liegen, und hier segne ich diesen mörderischen Apparat jeden Tag, weil er doch der Anlass gewesen ist dazu, dass wir wieder nach vorn gekommen sind. [...]

Denk Dir die Landschaft genau so wie auf dem Bilde von Bruegel: Der Sturz des Ikarus. Heute Mittag fiel es mir ein, mitten im Exerzieren, dass es dieses Bild war, dass mir schon vorschwebte, solange ich hier bin, genauso wunderschön, wirklich selten schön. [...]

Die Sonne, das Meer, unendlich blau und weit, und du stehst auf einer Wiese, die steil abfällt ins blaue Wasser, und die Luft ist erfüllt

vom wilden Geruch der Gräser und Blumen, und der herbe Seewind, Gott, wie schön ist die Welt und wie unendlich grausam ist der Krieg.  
[...]

[...]

294. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, den 2. August 1942

Meine Lieben,  
heute ist nun Sonntag, aber man spürt sehr wenig davon. Wir haben leider unser Mittagessen verschlafen, da es tief, tief regnete, und es war halb zwei, ehe wir wach wurden. Da haben wir bei der Marine ein wenig gefochten und dann doch noch etwas geerbt, ein ganzes Kochgeschirr voll Kartoffelpüree und Bohnen...

Der Nachmittag ist vergangen mit Appellen und allerlei Antreten; so Dinge, die einem die schöne Freizeit rauben. Aber wir können uns nicht beklagen...

Das Wetter ist wieder besser geworden, und gleich, wenn wir wieder auf Posten stehen, wird es gut auszuhalten sein...

Ich habe noch viel zu tun gehabt, allerlei zu waschen und zu säubern; so ist der Tag jetzt kaputt, und in einer Stunde kann ich wieder auf Posten ziehen...

Gestern Abend hatte ich reichlich Post, heute Abend wird um neun Uhr Post verteilt; darauf setze ich alle meine Hoffnungen.

Mit Urlaub sieht es noch sehr fragwürdig aus. Ich wünsche nur, es wäre schon November und mein Studienurlaub wäre etwas näher gerückt...

Mir geht es sonst wirklich gut, nur haben wir wenig Freizeit, und es ist etwas arg eng hier im Bunker; aber unser Bunker ist schön warm, und man kann es wohl aushalten. Schlafen kann ich wie ein Ratz...

Ein Glück, dass es so schön warm ist, auch heute draussen, sonst würde uns die Zeit sehr lang, vier Stunden.

---

Viele herzliche Grüsse und vielen Dank für alles

Euer Hein

Morgen schicke ich für Mutter und Maria ein schönes Stück Seife; für Fips habe ich Zigaretten unterwegs.

295. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 3.8.42

1 Uhr morgens

[...]

Es ist finster draussen, und das Meer ist weit, weit zurückgezogen, fast unsichtbar, aber man hört es, hört immer das vertraute Rauschen; über die Hälfte meiner Postenzeit ist um, ich habe mich von meinem M.G.-Stand vorn oben in den Bunker geschlichen. [...]

7 Uhr morgens

Nun habe ich drei Stunden geschlafen und stehe jetzt auf Fliegerposten mit meinem M.G. Müde bin ich, unsagbar müde, so sehr, dass mit der Kopf schmerzt, aber noch eine halbe Stunde, dann kann ich mich bis 12 Uhr ins Bett hauen. Mit meinem Fernglas kann ich die ganze Umgebung sehr nah in Augenschein nehmen; ab und zu suche ich intensiv und systematisch den Strand ab, ob nicht doch bald die heissersehnte Kiste angeschwemmt kommt...

Nun kommt eben die Sonne hinter einer dicken schwarzen Wolke hervor, und die ganze Bucht liegt nun unter ihrem Schein; ich stehe genau auf einem kleinen Kap; links von mir die kleine Sirenenbucht, in der unser Bunker liegt, und rechts die grosse Wissant-Bucht, die 10 Kilometer breit ist; diese ganzen 10 Kilometer kann ich wunderbar

mit meinem Fernglas absuchen, jede Kleinigkeit kann ich beobachten. Ein ganz besonderes Vergnügen ist es auch, drüben die Küste ins Glas zu nehmen; England, England; ganz phantastisch nah sieht man die steilen Kreidefelsen von Dover durchs Glas, so nah, ach viel näher, wie man von Köln aus die Hügel des Vorgebirges erblickt; aber das grösste Vergnügen ist es, mit dem Glas so mitten in eine dicke weisse Wolkenbank hineinzusehen; man könnte es fast mit einer Winterlandschaft vergleichen, aber dafür ist alles doch zu weich und rund. [...]

Noch eine Viertelstunde, dann ist es halb acht, dann muss die Ablösung kommen; wenn sie nur pünktlich ist, ich bin irrsinnig müde, müde, müde und sehne mich unglaublich nach Schlaf.

Es ist halb acht, aber die Ablösung kommt noch nicht, ich muss wohl noch etwas warten; man kann es hier mit der Pünktlichkeit nicht allzu genau nehmen.

Heute Nacht, als ich um 2 Uhr von Posten kam, war in unserem Bunker noch ein lebhaftes Gespräch über das Christentum und die Unsterblichkeit der Seele, und ich habe mich verpflichtet gefühlt, da einzugreifen; ach, das hättest Du hören müssen....

Heute Nachmittag werde ich mich am Dienst vorbeidrücken, angeblich an meinem Flammenwerfer arbeiten und dann in meinem Flammenwerferbunker pennen, pennen, Gott, wie müde ich bin...

Es ist doch aufreibend, jede Nacht so 4 Stunden hintereinander Posten zu stehen und dann anschliessend morgens 2 Stunden am M.G. Trotzdem bin ich froh, hier an der Küste zu sein.



296. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 4.8.42

Mir geht es gut, viel zu gut; ach, die Postensteherei des Nachts ist wohl aufreibend, aber die Tage gehen unendlich schnell herum, das ist ein Glück; diese Nacht von 2-6 war es unheimlich finster und stürmisch und regnerisch, regelrecht wild und toll; das Meer fegte wie rasend, und tolle Wellen schlugen an Land, und die Brandung tobte, tobte, tobte.

Auf unserem Ablösungsweg konnten wir nicht die Hand vor den Augen sehen, und das geht immer bergab, ganz steil – da haben wir einmal eine Treppe verfehlt, sind gestürzt in ein tiefes Loch; ich habe mich wahnsinnig erschreckt, denn ich dachte, es ginge nun die ganze Böschung hinab, bis unten an den Bunker, aber zum Glück war es nur ein Schützenloch, 2 Meter tief; ein paar Schrammen, die Rippen ein wenig gequetscht, das war alles; und ein Schrecken, ein tiefer Schrecken. [...]

Gleich ziehe ich wieder auf Posten für 4 Stunden von 10-2; aber glaubst Du, dass ich mich jetzt schon wie irrsinnig freue auf die Stunde diese Nacht, wo ich mich in meine dicke grüne Decke hülle...

Dein Geld – das Postgeld – ist auch heute angekommen; ach, nun bin ich auch darin wieder freier und voll Bewegungsmöglichkeiten, und ich kann meine Ernährung ab und zu ein wenig aufbessern.

Ich möchte Dir tausend Dinge ... erzählen, aber ich bin so ausdruckschwach, so masslos geschwächt durch meine 3½ Jahre Uniform, Du weißt das; manchmal flamme ich noch ein wenig auf, aber das ist so selten und so traurig wenig ... ich glaube fest, dass auch das alles wiederkommt; wenn ich nur Zeit hätte; aber wir sind hier leider dauernd im Einsatz, wirklich in der «vordersten Linie»; es geht Tag um Tag, auch sonntags, weiter, und dass man mal wieder einen Tag

U.v.D. hat oder Wachhabender spielt, das gibt es leider nicht mehr; da konnte ich mich immer einmal so richtig ausschreiben. [...]

Draussen regnet es, und in 10 Minuten schon muss ich draussen stehen für 4 ganze Stunden, aber ich bin auch darüber nicht traurig, die Stunden werden umgehen.

[...]

297. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, den 4.8.42

Meine Lieben,

heute Nacht auf Posten die vier Stunden waren sehr nass und stürmisch unten am Meer und kalt, kalt, trotz August. Das Meer war sehr unruhig, die Brandung wild, und wenn der Tommy gekommen wäre, wir hätten ihn weder gehört noch gesehen, so dunkel war es. Die Schnellboote flitzen im Kanal herum, und einige Male sah man irgendwo eine rote Leuchtkugel, ein Notsignal; ach, wir waren froh, als die vier Stunden um waren.

Heute Abend bekam ich Tildes Tabakpäckchen; nun bin ich gründlich versorgt, wirklich – kann rauchen wie ein Schlot; das ist ein beruhigendes Gefühl, wenn man einen kleinen Vorrat hat, denn man weiss nie, was kommen kann...

Wir warten, warten jede Nacht auf den Tommy, aber er scheint noch keine Lust zu haben. Wenn er mal kommt, ich bin wirklich gespannt darauf. Es ist ein beruhigendes Gefühl, einen solchen Gegner vor sich zu wissen. Hier unten am Strand liegt eine Seenotbereitschaft der Luftwaffe – für abgeschossene deutsche Flieger, die im Kanal landen müssen –, die erzählen uns tolle Dinge von der Noblesse der Engländer. Wenn zum Beispiel ein deutscher Flieger ganz nah an der englischen Küste herumpaddelt, dann brauchen wir nur herüberzufunken und können ihn, ohne beschossen zu werden, da abholen, bis

auf einen Kilometer heranfahren. Das beruhigt sehr, solche Dinge zu hören. Andererseits ist natürlich damit zu rechnen, dass die Tommys mit einer starken Massierung beginnen; dann wird es ein wenig finster für uns, denn es ist nicht sehr toll mit unserer Stärke; aber wir werden es schaffen, schaffen müssen...

Die Urlaubsaussichten sind sehr vage. Wenn wir hier liegenbleiben, dann wird es nicht mehr sehr lange dauern, vielleicht höchstens zwei Monate oder noch nicht einmal. Also, sehr tröstliche und schöne Aussichten. Es wäre wirklich am besten, wenn mein Urlaub in die Ferien fiel...

Heute ist ein sehr trüber, kalter Tag, und auch jetzt regnet es wieder toll, gerade kurz bevor wir unsere vier Stunden auf Posten ziehen müssen. Ach, ich wünschte, die Zeit wäre schon um. Morgen, morgen freue ich mich schon auf meine dicke, grüne Decke, die mich einhüllt; unser Bunker liegt zwar oben auf der Höhe, wo es zieht, sehr zieht, aber er ist tief in die Erde eingegraben, wunderbar warm und geräumig; aber der Dreck, und keine Gelegenheit, wenigstens keine berühmte, um die Wäsche zu waschen. Ach, oft ekelt man sich sehr. Die Bude ist schon ziemlich alt, und die Mäuse treiben ihr Spiel mit allen Schikanen. ..

Sonst ist es wirklich gemütlich hier, und das Meer ist schön und tröstlich...

Die englische Küste ist wunderbar zu sehen, mit dem Fernglas kann man sogar die Häuser von Dover erkennen; es ist ein ganz tolles Vergnügen, mit dem Fernglas eine Stunde oben auf dem Berg als Fliegerposten zu stehen; und ausserdem hat man dann immer noch die Hoffnung, dass einem einer mal vor die Flinte fliegt, so richtig zum Abknallen; dann gibt es Extraurlaub. Oft hopsen sie wirklich günstig über das Meer und die Hügel hier... Nun auf Wiedersehen und alles Gute und vielen Dank für alles

Euer Hein

298. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Frankreich, den 5.8.42, 2 Uhr morgens

Meine lieben Eltern und Alfred, Maria und Kinder, eben komme ich von meinem Vierstundenposten unten am Meer; es war sehr stürmisch und finster, aber die Zeit ist mir nicht lang geworden. «Drüben» konnte man das tolle Spiel der Scheinwerfer beobachten, und dann kann man sich auch unterhalten mit sich selbst und mit dem Kameraden, der im Bunker am M.G. sitzt. Die Scheinwerfer da drüben sind so stark, dass man richtig den Strahl verspürt und den Sand hell aufleuchten sieht. Es ist phantastisch, wie sie immer wieder über das schwarze Meer flitzen...

Bei uns ist alles ganz still; wir haben die Ruhe weg und warten, warten, warten jede Nacht, ob der Tommy nicht endlich mal kommt; aber er scheint wirklich keine Lust zu haben, die zweite Front zu eröffnen. Die besten Wetter- und Flutverhältnisse waren so am 16. und 17. Juli; da waren wir auf alles gefasst; aber er hat sie nicht wahrgenommen.

Mir geht es ausgezeichnet, wirklich, jeden Tag bekomme ich Post, das ist das Wichtigste; wenn auch der Postendienst und der Dienst überhaupt hier ziemlich aufreibend ist, besonders das dauernde, enge Zusammenleben im Bunker mit all seinen Reibungsmöglichkeiten, so bin ich doch glücklich, dass ich wieder hier bin, hier vorn, und die Zeit nicht mit Exerzieren totzuschlagen brauche, wie hinten. Die Zeit vergeht uns sehr schnell, das ist das Wichtigste. So rückt für mich der November oder Oktober, wo ich vielleicht auf eine Beurlaubung werde rechnen können, immer, immer näher. Das sind ja schlimmstenfalls noch drei Monate, und in der Zwischenzeit kann ich noch – vielleicht in einigen Wochen, mit einem vierzehntägigen Erholungsurlaub rechnen...

Ihr seht, es besteht absolut kein Grund zu irgendwelcher Beunruhigung.

Was ich von Wilhelm Meiers höre, ist ja wirklich entsetzlich; aber vielleicht kann er doch noch gerettet werden. Ich hoffe es sehr. Ich hatte ihm vor etwa 14 Tagen noch geschrieben, dass ich mich freue, weil es ihm besser ging. So sagte man mir ja, als ich damals in Urlaub war. Hoffentlich, hoffentlich kann sein Leben erhalten bleiben...

Ihr braucht Euch wirklich keine Sorge zu machen. Selbst für den Fall, dass der Engländer einmal anzugreifen versucht; wenn Ihr wüsstet, wie viele schwere und schwerste Kanonen hier herumstehen, die uns schützen und die den schmalen Streifen Land vor uns belegen, dann wäret Ihr ebenso beruhigt, wie wir es auch sind, und schliesslich können wir auch schiessen. Jedes kleine Streifchen Küste liegt im Feuerbereich mehrerer M.G.s, und die Küste ist hier bei uns steil; das noch dazu.

Meine Lieben, es ist bald drei Uhr geworden unter meinem Schreiben; ich werde mich einrollen in meine dicke, wunderbare grüne Decke und einen netten Streifen schlafen – bis morgen Mittag zum Essen...

Ich hoffe, dass Ihr alle – auch Alfred – Euch gut erholt, und grüsse Euch ganz besonders herzlich

Euer Sohn und Bruder und Schwager und Onkel Hein Ich habe für Fips 50 gute Ferienzigaretten nach Karolingerring 17 geschickt; hoffentlich kommen sie an, und für Mutter und Maria je ein schönes Stück Seife! Zigarren gibt es leider hier gar keine! Aber vielleicht hat Vater sich zu Schokolade bekehrt!

299. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 7.8.42

[...]

Heute bin ich nicht recht aufgelegt zum Schreiben, ich bin zu müde; diese Nacht, gerade in den fünf Minuten, wo ich abgelöst wurde und mich hätte ins Bett hauen können, gab es Alarm; es war ein tolles

Seegefecht im Kanal; ganz plötzlich gingen uns gegenüber an allen Stellen weisse Leuchtkugeln hoch und weisse Scheinwerfer; es war ein phantastisches Schauspiel, und dann wurde geschossen, tolles Feuerwerk von Leuchtspurgeschossen. ..

Müde bin ich, müde und satt bin ich den elenden Kram; das ewig gleiche Geschwätz, das blöde Lachen stundenlang, und das Gepfeife und Gesinge und der gereizte Streit immer dazwischen; es kommt mir alles zum Hals heraus, kilometerweit. ..

Ich freue mich auf die Post heute Abend, dann werde ich mich ganz, ganz allein irgendwo hinsetzen und lesen und nichts mehr tun; vielleicht in der Kantine noch einen trinken gehen...

Es taucht auch wieder das Gerücht auf, dass wir zurückkommen, dass wir abgelöst werden und wieder hinten in so ein Kaff kommen; dann geht die ewig sture Idiotie wieder los.

Doch ich will mich nicht ängstigen; vielleicht bleiben wir auch hier liegen; danninge der ruhige Alltag ja weiter.

Es ist unglaublich schwer, den Glauben an das Leben, an all das, was unser Leben ausmacht, aufrechtzuerhalten; wirklich, das ist schwer, man darf sich nur nicht unterkriegen lassen von so «müden» Tagen wie heute. [...] Alles, alles hat einen Sinn in unserem Glauben, daran will ich immer denken; auch an so schweren Alltagen wie heute, wo mir der ganze blödsinnige Stumpsinn unseres Lebens so erschreckend schwer vorkommt; der Bunker, eng und schmutzig, und die Gesichter der Kameraden, ihr Geschwätz, das ewig gleiche blöde Gerede, und nichts zu haben und niemand, mit dem man wirklich einmal reden könnte; ach, wäre doch die Post da! Was ich wahnsinnig entbehre, ist Musik; [...] ich beschwöre Dich, ich flehe Dich an, sieh doch zu, ob Du nicht ein paar schöne neue Schallplatten auftreiben kannst, versuche einmal Dein Glück, vielleicht gelingt es; wenn nicht... ich freue mich auch schon unendlich auf die wenigen, die wir besitzen.

Du glaubst es nicht, aber manchmal, wenn ich in die Kantine komme oben bei der Marine und im Radio wird ein Wiener Walzer

gespielt, dann fühle ich mich schon unendlich beglückt, wirklich fast wie befreit; so sehr ist meine Sehnsucht nach Musik stark und quält mich, dass diese Walzer, irgend etwas absolut Musikalisches an sich haben; ach, ich sehne mich wirklich nach Musik, Musik...

[...]

300. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 8. August 1942

[...]

Fünf Stunden habe ich eben auf Fliegerposten gestanden, hoch oben auf dem Berg am M.G., wunderbar mildes Wetter, sehr dunstig und herrlich zart; alles bedeckt; 3 Stunden ganz allein mit einem Fernglas; die ganze 10 km weite Wissant-Bucht absuchen können und durch die Dünen und Strände und über das weite blaue Meer; heute sah ich zum ersten Mal kleine Fischerboote auf dem Meer, ganz winzige, arme Boote mit schwarzbraunen Segeln, die langsam über das Meer gleiten wie müde, bescheidene, farblose Schmetterlinge; wirklich ein sehr rührender und zugleich erfreulicher Anblick; wie schön muss das sein, wenn der Kanal einmal friedensmässig mit Schiffen belebt ist; so ist das Meer immer vollkommen leer; ach, so ein paar winzige Fischerboote, geradezu erhebend in ihrer phantastischen Armseligkeit, wirken schon wie eine Belebung. Die drei Stunden oben auf dem Berg sind mir viel zu schnell vergangen, aber gleich muss ich schon wieder für 5 Stunden draussen stehen, bis 3 Uhr in der Nacht von 10; und dann, dann kann ich morgen pennen, pennen bis zum Mittagessen um 12 Uhr; nachmittags ist leider auch am Sonntag Dienst. [...]

Eben bekam ein Kamerad von mir einen Brief, dass sein Schwager gefallen wäre; der war 6 Jahre Soldat, davon 3 Jahre verheiratet und ist tatsächlich im Ganzen nur 5 oder 6 Wochen bei seiner Frau gewe-

sen; das ist ein namenlos trauriges Soldatenschicksal, unglaublich traurig. [...]

Gleich, in einer Viertelstunde, stehe ich wieder unten am Wasser, und heute Nacht, wenn ich wiederkomme, werde ich weiterschreiben. ..

9.8.42

2 Uhr morgens

[...] nun habe ich mit einer Unterbrechung von 2 Stunden 7 Stunden hintereinander Posten gestanden; ach, ich bin wohl müde und sehne mich nach dem Bett, aber es war märchenhaft schön draussen, diese Nacht, mild, wunderbar mild, das Meer ganz nah, mit seinen Schaumkronen fast zu meinen Füßen, und der Himmel voll prächtiger Wolken, durch die die Sterne herrlich leuchteten; ich kann Dir nur sagen, dass es sehr schön war, mehr Worte finde ich nicht. Der Engländer ist wieder nicht gekommen; immer schaue ich voll Spannung über das Meer, hinein in die graue, zerfliessende Ungewissheit von Meer und Himmel, dorthin, wo ich England weiss; warte immer voll Spannung auf den Moment, wo ich das Geräusch von vielen, vielen Schiffen höre und die Silhouetten von vielen, vielen Schiffen erkenne, und das Gebrüll der Geschütze mit einem Mal loslegt. Ach, in einer dieser Nächte, die wie geschaffen sind, ach, nur geschaffen sind für die Liebenden, wird er wohl kommen, vielleicht, wenn wir längst wieder zurück liegen; ach, in einer dieser Nächte wird er kommen, und es wird Blut fließen, und Geschrei wird die vielen kleinen Buchten erfüllen, und das Gedonner der Geschütze wird die Hölle offenbaren; ich fürchte mich nicht davor, wenn der Sturm über uns kommt, solange wir noch hier vorn liegen, dann werde ich standhalten; ach, vorige Nacht, da war es so, dass ich glaubte, sie kämen; als da drüben an der Küste mit einem Mal die Leuchtkugeln hochstiegen und die Schiffe zu erkennen waren, und als dann sofort Alarm gegeben wurde, da war ich fast gewiss, dass es nun beginnen würde; da war mir fast feierlich zumute...

[...]



---

*301. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 9.8.42

[...]

Heute Morgen eine grosse Überraschung, als ich schlaftrunken aus meinem Bunker stieg um 12 Uhr mittags; das Meer herrlich in der Flut; hohe Wellen mit vielen weissen Kronen und eine prächtige Sonne; aber das Allertollste: eine Frau badete in unserer kleinen Si-  
renenbuch; eine Frau mit Haaren länger als Streichholzschachteln, mit einem dunklen Badeanzug, und aus der Ferne konnte man sehen, dass sie lächelte; ach, es war sicher eine der Kebsen von den Fliegern, die unten an der Bucht eine Wache haben; sicher ein schlechtes Mädchen, ganz gewiss, aber Du glaubst nicht, was das bedeutet hier zwischen Stacheldraht und Minenfeldern, wo man nun seit Wochen nur, nur Uniformen sieht, eine Frau im Meer zu sehen; ach, es mag alles falsch an ihr gewesen sein, das Rot ihrer Lippen, das Weiss ihrer Haut, und ihr Herz war sicher so falsch und dunkel wie die Nacht, aber sie lächelte, lächelte wirklich am Strand aus dem Spiel der Wellen und der Sonne, und ihre Haare, länger als Streichholzschachteln, waren sicher auch echt; [...] ach, das war wirklich eine Überraschung am Sonntagmittag; Du glaubst nicht, wie sehr mich das erheitert hat; nun sehen wir seit fünf Wochen buchstäblich nur Männer, nur Uniformen; und alle haben wir jetzt – laut Kompaniebefehl – die Haare so kurz wie Bürsten geschnitten. Gott, denk Dir nur, es brauchte nur eine kleine Dirne aus Calais zu kommen oder aus Boulogne und sich hier im Meer zu tummeln, und man freut sich schon; ich habe ihr nicht lange zugeschaut und bin auch nicht mit dem Fernglas hingegangen und habe sie mir angeschaut – alle Landser schlugen sich wie wild um das Fernglas, nein, ich wollte mir die Illusion nicht zerstören; ach, Du darfst nur nicht denken, dass ich nicht wüsste, was da los ist unten bei den Fliegern; aber das Bild war entzückend, das Bild, Bild, Bild ... Bilder und Musik, Bilder und Musik. [...]

Der Spiess sprach eben beim Appell schon wieder von Urlaubsaussichten. .. Wir bekommen zwar jetzt im grossen Ganzen genug zu essen, bei allen Küchen zusammen, aber die Kartoffeln sind knapp, äusserst knapp. Nun ist aber beim Leuchtturm, gar nicht weit von hier, ein grosses Kartoffelfeld von der Marine; und weil die hungrige Infanterie so arg an diesem Kartoffelfeld räubert, steht da jetzt Tag und Nacht ein Posten mit scharf geladenem Gewehr; aber das nützt ja alles nichts, es gibt nichts Köstlicheres für uns als diese frischen Kartoffeln, schön geschrubbt, mit Margarine und Kaffee schön gebraten; gewiss, Du glaubst nicht, dass Kaffee gut schmeckt, aber ich möchte den Kaffee nicht bei den frischen Kartoffeln missen; nun ist das Kartoffelholen ein wenig abenteuerlich geworden; diese Nacht bin ich wieder losgewesen mit einem meiner Kameraden, einem wilden jungen Gefreiten; ein Sprung über die Asphaltstrasse, die immer glitzert, und dann weitergekrochen im Graben, immer wieder, wenn der Posten sich umdrehte, einen ordentlichen Sprung vorwärts; und endlich, endlich waren wir dran an dem Acker; dann gebuddelt wie die Ameisen mit unseren kurzen Infanteriespaten, gebuddelt flink und munter; ach, und endlich hatten wir unseren Sack voll; aber wir waren wohl etwas laut gewesen, das tollste war, ich musste lachen, dreckig, mitten in einer wunderbaren Sommernacht in einem Kartoffelacker musste ich lachen über die Drolligkeit des Schicksals – und der Posten hatte gute Ohren, er hat das gehört, und als er dann auf uns zukam, sind wir aufgesprungen, und da ich keinen Rock anhatte und keine Mütze, konnte er uns nicht als Soldaten erkennen und brüllte wie wahnsinnig hinter uns her. Aber zum Glück schoss er erst, als es zu spät war, als wir froh und lachend mit unserem Sack durch einen Hohlweg liefen, wo uns keine Kugel mehr erreichen konnte; ach, es gibt so allerhand, womit wir uns hier die Zeit vertreiben. [...]

---

302. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 9.8.42

[...]

... bald, in wenigen Minuten ist schon der 10. angebrochen; lange bin ich heute aufgeblieben, und gleich muss ich auf Posten ziehen und vorher noch eine gefährliche Kartoffeltour unternehmen; vor ½ 6 morgen früh komme ich nicht ins Bett. [...]

Je näher man nach vorn kommt, um so bescheidener und einfacher wird alles; sogar das Waschwasser ist knapp; zwar ist der Kran direkt unten am Fuss unseres Berges, aber man muss dann mit dem Eimer die steile Treppe hinauf und hinab, und unsere Landser waschen sich lieber zu vier Mann in einer Schüssel mit dem gleichen Wasser, und der letzte putzt sich auch noch die Zähne drin, anstatt dass sie den Berg runtersteigen und frisches holen; so faul bin ich Gott sei Dank noch nicht geworden. Oft sind tatsächlich stundenlange Diskussionen, wer in die Kantine gehen soll – 3 Minuten weit –, um Limonade oder sogar Schokolade zu holen; dabei krepieren sie bald vor Durst und sehnen sich wie Kinder nach der Schokolade. Auf Wiedersehen, ich muss auf Posten ziehen und auf Kartoffelsuche...

[...]

303. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Im Westen, den 9.8.42

Meine Lieben,

heute ist ein wunderbarer Sonntag, ein warmer Wind weht, und das Meer ist wunderbar blau, die Sonne scheint. Wir haben zwar Dienst, Appell in allen möglichen Sachen, aber ich lasse mir durch dienstliche Dinge einfach nicht mehr die Freude verderben; das ist der Erfolg

meiner drei Dienstjahre. So stur bin ich immerhin doch geworden. Der Tommy ist auch diese Nacht wieder nicht gekommen; jede Nacht stehen wir jetzt fünf Stunden unten am Wasser, gleich hinter dem Drahtverhau und lauern, lauern gespannt über das Meer, aber es ist nie viel mehr zu sehen als das Spiel der Scheinwerfer drüben; manchmal finden auch kleine Seegefechte statt mit vielen Leuchtraketen und Leuchtschrapnellgeschossen und allerlei Tamtam, aber die Tommys kommen nicht. Doch in einer dieser milden Nächte, wo das Postenstehen einfach eine Freude ist, werden sie wohl mal kommen; dann wird die scheinbare Ruhe und Stille ganz plötzlich erdröhnen vom Donner der Geschütze, und die Maschinengewehre werden bellen wie irrsinnige junge Hunde; und wir werden mit unserem Flammenwerfer das grässliche Feuer lossucken; wir sind alle wirklich gespannt auf die Nacht oder den Morgen, wo der Tommy in unsere Linien einzubrechen versucht. ..

Die meisten von uns träumen nur von Zinkblechpackungen englischer Arbeit, Zinkblechpackungen mit Keks, mit Zigaretten und Fleisch und kleinen Fässchen mit Rum. Ach, unsere eisernen Portionen in dem Bunker sind fast alle englische Beute; da können wir die Güte des Materials bewundern, ohne sie probieren zu dürfen...

Wenn so ein kleines Seescharmützel war, dann ist kein Streifen Küste sicher vor unseren scharfen Ferngläsern, und ich glaube, wenn wirklich einmal eine Kiste angeschwemmt käme – das ist schon vorgekommen in anderen Abschnitten –, dann würde es eine wahnsinnige Rennerei geben und blutige Köpfe...

Bedauerlich sind die armen, sehr jungen französischen Arbeiter, die hier für die OT arbeiten; sie stehen jeden Mittag mit ihren Töpfen an allen Küchen, aber sie bekommen fast nie etwas, denn jede Küche gibt natürlich erst an deutsche Soldaten ab, und da bleibt nichts übrig, fast nie. Die jungen Kerle – es sind fast alle noch Kinder – müssen schwer schuften in dieser Hitze und haben doch nichts zu fressen...

Wir sind jetzt so gut versorgt, dass ich mich manchmal fast schäme über die Päckchen; wir sind «eingespielt».

Meine Lieben, eben bin ich noch einmal in einem Film gewesen; es war trotz aller Schwächen noch einmal etwas anderes, fast Belebendes. Es ist doch immerhin ein wenig öde hier, immer nur in Stellungen und Bunkern. Die Post hat mich auch sehr reich bedacht; drei Päckchen von Mutter aus Lahr, Vaters Karten und Briefe. Mit Rauchwaren geht es; man kann sich mit einiger Mühe auf dem Damm halten. Ich kann wirklich nicht klagen. Mir geht es ausgezeichnet. Heute Abend will ich noch ein Unternehmen starten mit einem anderen Gefreiten; oben beim Leuchtturm – etwa 300 Meter von uns – ist ein grosses Kartoffelfeld. Denkt Euch nur, tadellose neue Kartoffeln, die gehören der Marine; und da die hungrige Infanterie zu sehr daran geräubert hat, sind jetzt Posten aufgestellt mit scharfgeladenen Gewehren, die erbarmungslos schiessen. Aber mein Kamerad kennt einen Weg, wo der Posten immer über uns hinwegknallt; dieses Unternehmen muss ich gleich noch starten; etwas abenteuerlich, aber lohnend; wunderbare neue Kartoffeln, völlig kostenlos...

Ich bin wirklich voll Mut und Zuversicht, selbst für den Fall, dass der Tommy einmal kommen sollte.

Ich grüsse Euch alle herzlich und danke für alles. Alois werde ich noch schreiben; sein Päckchen ist noch nicht angekommen.

Euer Hein

304. *Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

11.8.42, 2 Uhr nachts

Meine Lieben, eben komme ich von meinen fünf Stunden draussen. Es war stürmisch und nass, aber sehr erfrischend; mir geht es ausgezeichnet, und die Aussicht, noch lange hierzubleiben, besteht auch für uns.

Also sorgt Euch nur nicht; eine grosse Pfanne Bratkartoffeln dampft und brutzelt in unserer Bude, und das Wasser zum Grog brodelte im Kessel, und noch einige letzte, aktive Zigaretten werden mein Mahl würzen.

Ich grüsse Euch herzlich, auch Maria und die Kinder; morgen schreibe ich vielleicht Meiers noch einmal.

Viele Päckchen scheinen verlorengegangen zu sein; von Tante Anna zwei mit Zigaretten, von Annemarie sechs mit Gebäck und von Gertrud eins mit Zigaretten; von Alois eins mit Butter. Es ist schade, dass die Dinge verlorengehen, die andere sich absparen müssen...

Von Euch habe ich bisher immer alles bekommen.

Ich grüsse Euch herzlich und wünsche Euch eine gute, fliegerlose Nacht.

Euer Sohn und Bruder Hein

305. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 13.8.42

[...]

Hier in den Dünen, zwischen den Felsen, an der Front, 26 km vor England, geschieht morgen etwas für die Preussen ganz phantastisch Erinnerungswürdiges, etwas Ungeheures. Das Ereignis: Truppenbesichtigung. Deshalb ist auch unsere Zeit so knapp, weil wir von Appell zu Appell gejagt werden; waschen, putzen, wienern und nähen müssen wir wie die Verrückten; denk Dir nur, ich habe stundenlang jedes lockere Fetzen an meinen sämtlichen Bekleidungsstücken genäht, mit Zwirn und Nadel, das Verhassteste, was ich mir denken kann; ich habe sogar eine tolle Bügelfalte in der Hose und Bügelfalten in beiden Rockärmeln, ganz grossartig; ach, es ist ein irrsinniges Theater, und wenn es nicht so einem ernsten Zweck diene, dem

Krieg, dürfte man nur lachen; und wenn es nicht schon seit Tagen unsere kostbare Freizeit beschnitte.

Ach, ich möchte ein weisses, weiches Hemd tragen und eine leichte, dunkelblaue Hose, die Hände in den Taschen vergraben, eine kostbare Zigarette im Mund – und nicht diesen gedrehten Dreck hier – und in irgendeiner Stadt der Welt in einem hübschen Café sitzen. [...]

Eben komme ich vom Appell zurück und muss nun jede Stunde bis 10 Uhr antreten, weil mein Kochgeschirrdeckel am Sturmgepäck statt nach rechts nach links wies; ach, ich hasse das Theater dieses Gesindels immer mehr, immer mehr, [...] ich sehne, sehne mich nach dem Tag, wo ich mein eigenes Leben beginnen kann und mich rächen kann an dieser wahnsinnigen Zeit...

[...]

306. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 14.8.42

Nun bin ich schon 24 Stunden ohne Schlaf auf den Beinen und habe in den beiden letzten Tagen auch sehr wenig geschlafen, und gleich muss ich auch noch auf Wache ziehen; das hängt alles mit unserer «Besichtigung» zusammen, die nun Gott sei Dank vorüber ist; müde bin ich, unsagbar müde. Die Post von heute Abend wird mir wohl wieder etwas bescheren, sie kommt jetzt immer später als sonst, gerade meistens eben dann, wenn wir auf Wache ziehen; dann lese ich immer unten am Strand oder vor dem Bunker im Anblick des Meeres.

Von morgen ab bekommen wir als Stützpunktkommandanten wieder den ewig schreienden Feldwebel, den wir damals in der Reservestellung hatten; aber er kann mir ja hier vorn nicht so sehr viel wollen, und ich lasse mir einfach nicht mehr die Freude verderben durch sol-

che Erscheinungen; [...] ich bin ein schlechter Soldat, falle trotz meiner drei Dienstjahre noch mit so vielem auf, was einem Rekruten selbstverständlich sein muss, das bedrückt mich manchmal ein wenig und hemmt mich, aber ich muss mich wohl damit abfinden, dass ich nie ein guter Soldat werden kann, weil es eben nicht in meinem Wesen liegt. Ich bin ganz sicher, dass ich im Kampf ruhig sein und meinen Mann stellen werde; und ich weiss, dass Gott alle unsere kleinen und grossen Nöte und Sorgen sieht und lenkt; Gott möge mir helfen!

Es ist trostlos, das Soldatenleben, so unendlich trostlos, dass es einfach nur Gottes Güte sein kann, wenn man nach drei Jahren nicht verrückt ist. [...]

Morgen schicke ich etwas Kakao, wunderschönen Kakao, sehr hell, mich hat er regelrecht bezaubert; auch sehr teuer, doch das macht ja nichts; hoffentlich schmeckt er Euch; wenn ich das Geld von dem Kameraden morgen oder übermorgen bekomme, schicke ich noch mehr, denn ich muss zu meiner Schande gestehen, – alles Geld, sowohl das, was Du mir durch die Post geschickt hast, wie das, was Du in die Briefe gelegt hast, ist bis auf 15 Mark, die ich verpumpt habe, schon wieder drauf ... ich mach mir auch Kummer deswegen, und ich will versuchen, mich zu bessern.

Leider habe ich auch jetzt nicht mehr viel zu rauchen, es lässt schwer nach, vielleicht ist das auch ganz gut für mich und hilft auch meinem Gehirn etwas auf die Sprünge...



307. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 16.8.42

[...]

Heute ist ein Sonntag, vollkommen verregnet, wunderbar geeignet zum Schlafen; ich habe erst einmal bis Mittag gepennt, dann gegessen, mich rasiert und gewaschen, und dann war ich so sterbensmüde und schlapp, habe mich wieder hingelegt und wunderbar geschlafen bis 6 Uhr; Gott sei Dank wurde mittags befohlen: dienstfrei. Das war eine grosse Überraschung; nach 3 Monaten gab es einmal einen freien Sonntag; trotzdem gab es viel Arbeit: Munition ölen und gurten, die eisernen Rationsbüchsen ab waschen und ölen; aber es war wohl auszuhalten; wunderbar war der Schlaf beim rauschenden, singenden Regen, ich war so froh, einmal pennen, pennen zu können... Morgen habe ich Bunkerwache tagsüber, wenn die anderen zum Dienst sind, dann bin ich einige Stunden ganz allein und werde hoffentlich zu einem langen Brief kommen; unsere Bude ist jetzt mit 10 Mann belegt, bisher nur mit 5, das macht sich äusserst übel bemerkbar in jeder Weise beim Essen und vor allem beim Schreiben; ich bin wahnsinnig, vielleicht übermässig sensibel in diesem Punkt; ich kann nicht schreiben, wenn andere schwätzen und singen und ich immer gestossen werde und mit den Ellenbogen an andere stosse. [...]

Ach, ich bin mit den Nerven arg herunter nun, seitdem die Bude so überfüllt ist, ich bin im wahren Sinne des Wortes «indisponiert», und es drückt mich auch das Bewusstsein, dass ich so vielen anderen heute noch schreiben muss, buchstäblich 10 Briefe bin ich noch schuldig ... das will ich alles, wenn es geht, morgen erledigen, wenn ich Bunkerwache habe, dann wird mein Herz wohl wieder etwas freier. [...]

Ich schicke Dir mit gleicher Post einen Stoss Briefe von Dir und anderen – gib bitte Tilde oder behalte sie und nimm sie mit in den

Luftschuttkeller, hier möchte ich sie nicht behalten, weil es mir Sorge macht, dass sie einmal in fremde Hände fallen. ..

Unsere Bude wackelt vom Bumsen der Artillerie; es ist Krieg, wirklicher Krieg, und wir liegen in der vordersten Linie der Front im Westen, einige Meter vor uns ist das Niemandsland des Meeres; es ist Krieg, und wir sind an der Front; genau wie im Weltkrieg sind wir; aber das kommt mir nie so zum Bewusstsein, weil es aus Büchern und Filmen und Erzählungen der vorigen Generation alles so romanhaft in Erinnerung ist; es wird mir erst klarwerden, wenn wir wieder heimkehren aus dem Krieg, und unsere Köpfe sind kahl und unsere Herzen müde, und unsere Finger zittern; dann können wir sagen, dass unsere Jugend in der alten grauen Uniform geblieben ist, die dann irgendwo auf einer Bekleidungskammer liegt und einen armen Rekruten vielleicht bei seiner ersten Übung schmückt; niemand wird dann das alles verstehen als die, die uns lieben und die uns immer verstanden hätten. Gott möge es geben, dass ich heil zurückkehre aus dem schmutzigen Grau dieses Lebens, alles andere, unseren Geist und unser Leben, werden wir wiederfinden.

308. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 17.8.42

[...]

Gestern habe ich wieder 7 Stück Seife an Euch geschickt und ein Pfund Kakao; jetzt müsst Ihr im Ganzen 14 Stück Seife bekommen haben und ein Kilo Kakao; hast Du auch das Buch bekommen, das ich Dir einmal schickte: «Das verlorene Haus»? Ich habe es schon vor 4 Wochen, damals mit der Schokolade weggeschickt; das Buch von Emil Barth? Schreib mir doch bitte einmal, ob Du es bekommen hast; vom gleichen Verfasser (Emil Barth) ist auch eine Schrift über

Georg Trakl erschienen; versuch doch bitte einmal, ob Du es irgendwo auftreiben kannst; es würde mich masslos freuen, solch ein Buch einmal zu lesen und noch einmal in diesen Dingen zu leben. [...]

Heute Nachmittag habe ich grosse Wäsche gehalten, meine inzwischen völlig zerfetzten Handtücher gewaschen, Unterhosen und eine ganze Serie von Strümpfen, unsere dreckige Bude einmal saubergemacht und Kaffee gekocht und 7 Briefe geschrieben; das alles in zwei – Stunden –, ich bin fast stolz auf meine Leistung; draussen ist prächtiger Sonnenschein, und das Meer ist ganz nah, und drüben sieht man die blanken Kreidelfelsen, die auch Dein Auge schon erblickt hat; es ist wohl Sentimentalität, wenn ich immer an Dich denke, sooft drüben die Insel auftaucht aus Meer und Dunst und Nebel; aber Du bist doch über diesen Kanal gefahren, hast drüben gelebt in diesem Land, längere Zeit, und daran denke ich immer, immer wenn ich nachts auf Posten stehe und drüben die Scheinwerfer aufblitzen und das Mündungsfeuer der schweren Geschütze aufblitzt wie ein roter Ball, der in die Luft gezaubert ist und gleich zerplatzt; ach, was würdest Du wohl sagen, wenn Du diese Küste wiedersähest, der weiche, weisse, köstliche Sand, in dem die Füsse sich so wohl fühlen, ist durchzogen kreuz und quer von Stacheldraht, und überall die drohenden Mäuler der Schnabelbunker, die nur darauf warten, Feuer zu spucken; ach, so wird es auch drüben sein, und ich kann mir die hageren Tommys und die schlaksigen Amerikaner gut vorstellen, wie sie drüben auch in ihren Bunkern herumlungern und Whisky trinken und vielleicht auf uns warten...

Wie, wie wird es sein, wenn sie einmal kommen; jede Nacht denke ich daran, und meine Phantasie malt sich unsere hübsche kleine Sirenenbucht aus – die vom Hotel de la Sirène beherrscht wird –, die von Schnellbooten belagert ist und gegen die die Panzer anrennen; ach, es ist das grosse Problem für uns, wann und ob und wie sie kommen. Du musst niemals Angst um mich haben [...] ich habe Dir noch niemals eine Lüge gesagt, und ich sage Dir, dass ich voller Vertrauen bin; ich werde Dich wiedersehen ... und arbeiten, arbeiten [...] für die

Wirklichkeit und die Wahrheit des Christentums, des Kreuzes arbeiten; das wird eine grosse Aufgabe sein nach dem Krieg, und ich kann mir keine schönere Aufgabe vorstellen für einen Mann; mit all denen zusammen, mit meinen Brüdern und Tilde und Theo und Caspar, Wilhelm Meiers und allen zusammen werden wir eine Gemeinschaft bilden, eine köstliche Gemeinschaft; ach, haben wir Grund, uns auch nur eine Sekunde zu sorgen und zu ängstigen um unser Schicksal, wo doch Gott, der immer so gütig war, immer über uns ist und uns liebt und beschützt. Du bist die einzige, vor der ich keine Scham habe, es zu sagen, nicht einmal Alois könnte ich sagen, dass ich Christus liebe und das Kreuz, obwohl ich ein grosser Sünder bin, und mein Leben soll keinen anderen Sinn haben, als für Christus, für das Kreuz zu leben und zu arbeiten; und ich werde wieder arbeiten können, das weiss ich, darauf vertraue ich. Wenn ich diesen Winter wirklich für ein halbes Jahr beurlaubt würde, ich würde meine Kollegs abkloppen und nachts und abends, in jeder freien Stunde würde ich an einem dicken, dicken Roman schreiben; ich würde ihn fertigkriegen, ach, ich habe manche meiner Geschichten in einer Nacht geschrieben, [...] das wäre noch einmal eine Fülle des Lebens, neben Dir leben und arbeiten, arbeiten...

Eines Tages in diesem Winter werde ich mich hinsetzen und beginnen, ach, ich freue mich ganz unbändig darauf; und es wird, wird wahr sein; und wir werden in Konzerte gehen, ach, Musik hören, vielleicht sogar noch einmal die Neunte Symphonie; in spätestens drei Monaten wird es wohl beginnen. [...]

Ich denke bestimmt, dass das klappen wird; bis November wird in Russland die Entscheidung gefallen sein, oder es wird so sein, dass wir einfach Schluss machen, dann werden ja Kräfte genug frei für den Westen, bestimmt so viel, dass man alle, die 3 Jahre dienen, für ein halbes Jahr laufen lässt; ach, wir wollen hoffen, hoffen...

Ach, das Meer ist schön und das Wetter so mild, es wird sehr schön sein draussen, gleich auf Posten; ich freue mich schon fast darauf, ich werde allein sein, ganz allein...

309. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 18.8.42

[...]

Ich bin ganz grausam müde; heute war ein heisser Tag, und wir haben den ganzen Nachmittag gearbeitet, Stacheldraht gezogen. Nun muss ich noch 5 Stunden in die klare Nacht hinaus. [...]

Heute Nachmittag war wieder einmal ein toller Luftkampf hier in unserem Abschnitt; zwei Flieger, ein Tommy und ein Deutscher stürzten ab; ganz, ganz hoch am Himmel konnten wir die Fallschirme sehen, und dann stürzten die Maschinen vor unseren Augen ins Meer; später sahen wir, wie man den Tommy an Land brachte; ein blutjunger, pudelnasser Oberfeldwebel; er machte eine tadellose, etwas schlaksige Verbeugung und liess sich gelassen abführen; ach, der Krieg hat doch mit solchen Gegnern eine weniger erschreckende Form. Er sah schrecklich mitgenommen aus, der arme Kerl; denk Dir nur, er war aus sicher 4'000 Meter Höhe abgesprungen und dann langsam, aber sicher ins Meer geplumpst; ich glaube, er hat viel Todesangst ausgestanden, [...] der wahnsinnige, wahnwitzige Krieg...

19.8.42

Eben, bis 6 Uhr, habe ich auf Posten gestanden, und einige Zeit später kam dann die phantastische Nachricht, dass der Tommy irgendwo südlich von uns gelandet ist; wir haben natürlich ständige Alarmbereitschaft, aber noch ist es sehr friedlich hier. [...]

310. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 19.8.42

[...]

Heute kann ich nicht viel schreiben, wir haben fast dauernd Alarm gehabt, und die übrige Zeit mussten wir pennen, weil wir wahrscheinlich die ganze Nacht auf Posten sein müssen; das hängt mit dem englischen Angriff irgendwo südlich von uns zusammen, von dem Ihr sicher inzwischen auch gehört habt; inzwischen ist der Angriff schon erfolgreich abgeschlagen, und alle Gemüter haben sich beruhigt.

Lass Dich auch nicht bedrücken von Nachrichten über englische Angriffe hier, so wie heute einer stattgefunden hat; sie können doch immer nur an einer Stelle kommen, und dass sie ausgerechnet hier kommen, ist doch äusserst unwahrscheinlich; und selbst wenn sie kommen, das sieht sich aus der Ferne immer viel beunruhigender an, als es in Wirklichkeit ist. [...]

Unser Leben ist masslos eintönig, das Schlimmste aber ist die Enge der Bude; man kann sich nicht umdrehen, keine Zeile schreiben, ohne irgend jemand mit dem Ellenbogen zu stossen; Lesen ist fast unmöglich, aber manchmal kann man sich für eine Viertelstunde hinwegschleichen. [...]

Das kleine Buch von Balzac, das Du mir schicktest, hat mir sehr viel Freude gemacht, das ist wirklich das Richtige, klein und sehr praktisch und vernünftige Geschichten.

Heute war England ganz selten klar zu sehen, fast so, als ob es sich hätte zeigen wollen. [...]

[...]

---

*311. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 20.8.42

Heute erhielt ich den Brief mit der traurigen Nachricht von Heinz Modders Schicksal in Afrika; ich bin wirklich vollkommen zerschlagen, habe erst einmal eine halbe Stunde dagesessen und nichts gesagt und getan; es ist wirklich das erste Mal, dass einer von uns vom Krieg betroffen wird; wir wollen hoffen, dass es nur Gefangenschaft bedeutet; wie es ja wohl an sich auch zu erwarten ist; aber selbst das ist schon schlimm genug; wir reden manchmal hier im Scherz von Kanada, aber im Grunde genommen wäre das doch schlimm genug.

Auch bekam ich heute von Vater 20 Zigaretten, gute deutsche, das hat mich tatsächlich auch ein wenig aufgeheitert, denn in den letzten Tagen und Wochen war es sehr beschissen mit der Raucherei.

[...] es ist ein elendes Leben hier, trotz allem; unsere Bude ist jetzt mit der doppelten Anzahl von Leuten belegt wie bisher, das geht alles auf Kosten der Nerven. Man lernt die Leute zu gut kennen, um sie noch ertragen zu können; ach, ich bin bestimmt nicht der Erträglichste...

Heute bin ich nicht sehr «schreiberisch» aufgelegt, wirklich, nicht unglücklich bin ich, aber sterbenssatt dieses Leben. [...]

Es ist immer gleich schön hier am Meer; ich möchte nur wünschen, dass wir bis zu meiner Beurlaubung hier liegenbleiben; hoffentlich habt Ihr alle Euch nicht zu sehr aufgeregt, als Ihr von dem englischen Landungsversuch gehört habt; wir haben hier nichts davon getnerkt...

[...]

312. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 23. August 42

[...]

Die Nacht draussen ist fast taghell; wunderbar schön ist das Meer; man sieht schon ziemlich weit draussen die kleinen, weissen schaumigen Mäulchen der Wellen, die immer grösser werden und näher und sich dann vereinen und in einer grossen weissen Linie auf den Strand laufen; ach, es ist so herrlich hier; aber die weissen, schaumigen Bögen enden alle mitten im wüstesten Stacheldraht. [...]

Ich hasse diese Zeit der Maschinengewehre!! Überhaupt, für mich ist das Maschinengewehr die Verkörperung der Neuen Zeit; unglaublich brutal; viel, viel Intelligenz und Scharfsinn darauf verwandt, und es ist wirksam und sehr, sehr nützlich. ..

Ich glaube, es war schöner damals, das Leben; doch wir leben in dieser Zeit, die uns scheinbar so ungemäss ist; und weil sie uns ungemäss ist, haben wir eine grosse Aufgabe in dieser Zeit, das ist mein fester Glaube. [...]

Ach, Du musst mir vieles von meinem verworrenen Zeug verzeihen heute Nacht, ich bin sehr müde...



313. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 24.8.42

[...]

Eben erhielt ich Deinen Brief von Dienstag, dem Tag des englischen Angriffs; ich bin sehr froh, dass Du Dir nicht allzuviel Sorgen gemacht hast; inzwischen hast Du dann wohl längst erfahren, dass wir nichts damit zu tun hatten. Überhaupt darfst Du Dich nicht beunruhigen lassen durch ähnliche Meldungen, die vielleicht noch kommen könnten; es kann so leicht wirklich nichts geschehen...

Heute bin ich unsagbar müde; den ganzen langen Nachmittag haben wir in der Hitze schwer gearbeitet, nun will ich früh Schlafengehen, denn um 2 Uhr diese Nacht muss ich wieder raus bis morgen früh; das Wetter ist jetzt wieder schön in den letzten Tagen, aber es ist doch aufreibend, dass man keine Nacht geregelten Schlaf hat; trotzdem bin ich froh, dass wir noch hier vorn liegen, da geht die Zeit schneller herum, und das Exerzieren ist nur selten, und dann ziemlich kurz; schreib mir doch bitte, ob Ihr nicht Seife von mir bekommen habt, im Ganzen 14 Stück; die hatte ich schon lange vor dem Briefpapier und der Zahnpaste weggeschickt; mit Geld geht es mir im Augenblick noch recht wohl; aber ich kann leider keinen Kaffee für Mutter auftreiben; falls ich einmal welchen finden sollte, dann bin ich natürlich im Augenblick blank, denn er ist recht teuer hier; soll ich Euch noch Schreibpapier schicken? Gestern habe ich an Tilde, Alfred und Dich je einen Block abgesandt und für Vater einige Zigarren. [...]

Der Urlaub stockt wieder arg nach dem englischen Übergriff, aber ich verliere den Mut nicht und vor allem nie die Hoffnung, dass unser beider Leben auch einmal beginnen wird...

Noch drei Tage, dann beginne ich mein 4. Jahr.

Hoffentlich werdet Ihr nicht allzusehr mit Fliegerangriffen und anderen Qualen belästigt; und wie vor allem steht es eigentlich mit Eu-

rer Ernährung? Das macht mir wirklich Sorge; nicht, dass wir Soldaten mit dicken Köpfen nach Hause kommen und finden Euch dann alle als wandelnde Leichen vor; schreib mir doch einmal darüber. [...]

Ich schicke Dir und den anderen einen Ausschnitt aus einer Frontzeitung vom Strand bei Dieppe; darum, weil es bei uns genauso aussieht; so ähnlich, dass ich im ersten Augenblick dachte, es wäre unser Abschnitt. [...]

[...]

314. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 26.8.42

2 Uhr morgens

[...]

Draussen ist eine märchenhaft helle und milde Nacht, so hell, dass ich tatsächlich Deinen Brief in der Nacht da unten lesen konnte; heute und morgen ist unsere Zeit mal wieder äusserst knapp. Morgen früh muss ich schon wieder sehr früh raus, um 6 Uhr, und dann geht es durch bis 10 Uhr abends, und dann wieder um 2 raus bis 7 am anderen Tag; manchmal überschlägt sich das ein wenig bei uns...

Westen, den 26.8.42

Heute habe ich 8 Stunden draussen auf Fliegerposten gestanden, und gleich, nach 2 Stunden, muss ich wieder für 5 Stunden in die Nacht hinaus; ach, ich habe die letzten 4 Stunden da oben auf dem «Ikarus-Hügel» gestanden, ganz allein an diesem ganz herrlichen Sommerabend; wirklich selten schön; wie Seide war die Luft, warm und voll phantastischer, sommerlicher Gerüche; es ist so schade, dass es nun schon dunkel ist, sonst würde ich draussen schreiben; hier in der Bude ist es so erbärmlich dunkel und dreckig, und Fliegen, Fliegen

tummeln sich in ganzen Heerscharen herum; ach, niemand findet sich bereit, aus sich einmal die Bude auszufegen; ich habe es nun fast jeden Tag getan, aber heute habe ich keine Zeit; es ist überhaupt toll, wie wenig man sich auf die Kameraden allgemein verlassen kann. Aber ich wollte Dir doch nicht davon schreiben. [...]

Über den herrlichen Wiesen auf dem Hügel hängt der Mond in einem wolkigen Himmel, von Dunst umgeben, und die Luft ist wie Seide, wirklich bezaubernd; das Meer ist bedeckt mit tiefen, dichten Schwaden, so dass man kaum einige Kilometer weit sehen kann – ein gefährliches Wetter für uns!

Unglaublich schön waren die letzten Stunden oben auf Posten; ganz allein auf dem Hügel oben, von einer völlig ungewohnten Stille umgeben, mitten in den sommerlich duftenden Wiesen, und vor mir die See, die See; rechts die 10 Kilometer breite Bucht, der breite Strand, bei Ebbe von unzähligen Pfützen und Kanälen durchzogen, die Menschen, die auf dem Strand herumkrabbeln, winzig wie Ameisen, es ist köstlich, sich so jeden Einzelnen mit dem Fernglas heranzuholen, seinen Gang zu studieren und sein Gesicht zu betrachten, wenn er näher kommt und nicht weiss, dass man ihm mitten ins Gesicht sieht; und die Sonne, die Sonne, die über England unterging; die Sonne durchs Fernglas zu betrachten, ein ganz seltenes und tolles Vergnügen; der ganze Raum, den das Glas erfasst, ist erfüllt von Rot, von rotem, mildem Schein; und über dem Meer... die volle, glühende, phantastische Brücke des letzten Scheins. [...]

Ach, und heute Nachmittag in meinen dienstfreien Stunden war ich baden, ganz allein; es war zu Beginn der Ebbe, und der Sog ist dann sehr heftig – (so sehr, dass das Baden eigentlich verboten ist, aber ich musste ja wieder auf Posten), in unserer kleinen, kaum 400 Meter breiten, genau halbmondförmigen Bucht war ich ganz allein; ich liess mich gleich platsch! hineinfallen, so sehr ekelte ich mich selbst vor der Dreck- und Schweissschicht, die mich masslos quälte; ach, und dann einfach hinausgeschwommen; wirklich, ein phantastisches Vergnügen; mich erfasst es immer wie ein Rausch, den ich auch physisch spüre, wenn ich etwas weiter draussen bin und nur Wasser

sehe; ach, eine wilde, panische Freude, ein einfach kosmischer Taumel bei dieser unmittelbaren Berührung mit dem Element. [...]

Es wird wieder eine schöne Nacht geben, draussen auf Posten gleich um 2 Uhr; aber ich bedauere schon den Armen, der mich dann wecken muss; da der Schlaf doch an sich ziemlich knapp und unregelmässig ist und mein Schlafbedürfnis unendlich gross, schlafe ich immer derart fest, dass es geradezu eine Arbeit ist, mich zu wecken. Aber dann rauche ich eine Zigarette und trinke eine Schale Kaffee und bin gleich frisch und freue mich sogar auf die milde, tolle Nacht draussen; nur gegen Ende der 5 Stunden, dann wird es bitter, bitter. [...]

Ich möchte die ganze Fülle und Pracht des Sommers einmal, einmal in Frieden geniessen, die ganze kosmische Fülle der Natur; aber der Krieg raubt uns alle diese Schönheit; unsere ganze Jugend geht dahin, wirklich, sie schwindet unter unseren Händen, und wenn einmal Frieden ist, dann werden wir alt sein, niemand, niemand kann fühlen, wie unendlich viel uns genommen wird durch den Krieg, niemand als wir allein...

Jede Stunde jedes Sommers, jeder Tag, jeder Frühling und alle die goldenen Wochen des Herbstes in all diesen Jahren, sie sehen uns nur immer in Grau... Gott gebe, dass wir auch einmal wissen dürfen, was Frieden ist. [...]

Eben höre ich, dass am 29. Gottesdienst für uns sein soll; welch eine Freude!

Noch einmal war ich draussen, ich konnte mich einfach nicht entschliessen, zu Bett zu gehen, ohne die köstliche Nacht noch einmal zu begrüssen; der Himmel ist mit dicken, gefiederten Wolken überzogen, die schimmern im Licht des Mondes, das Meer ist so glatt und friedlich, so still; ach, wenn ich Engländer wäre, ich käme diese Nacht, so prächtig war das Wetter selten, so dunstig...

---

*315. Heinrich Böll an Eltern und Geschwister*

Westen, den 28.8.1942

Meine Lieben,

gestern erhielt ich Eure Karte und Alfreds schönes Päckchen mit Brief und Zigaretten. Uns geht es immer noch gut, nur viel Arbeit, viel Dienst, wenig Schlaf und viel Ärger, ach, wir werden wirklich oft ein wenig gequält, vor allem herrscht eine wahnsinnige Hitze hier in den letzten Tagen. Der Schweiss läuft mir dauernd in Strömen vom Leibe, sogar manchmal nachts auf Posten; die Nähe des Meeres ist da eine phantastische Wohltat; denkt Euch, wenn wir mittags vollkommen erschöpft von einer schwierigen Übung in den Dünen kommen – nachdem wir nachts fünf Stunden Posten gestanden haben –, dann ins Meer gestürzt, und dann drauflos geschwommen, so weit, bis einem der Atem vergeht vor der unendlichen Weite, die einen dann umgibt; da kann man wirklich oft einen Schreck bekommen, wenn man mehrere hundert Meter weit draussen ist und sich dann umsieht...

Morgen ist einmal Gottesdienst hier, das ist eine grosse Freude und Überraschung. Ach, wir sehnen uns oft nach Frieden und Ruhe; und wenn ich an meinem Mordgerät arbeite – am Flammenwerfer –, dann kommt mir das doch manchmal etwas spanisch vor; aber man kann doch viel ertragen, und ich werde auch alles ertragen...

Die Abende und Nächte sind immer so märchenhaft schön, dass man oft die Flinte und die Uniform ins Meer werfen und türmen möchte; ich könnte verstehen, dass einer wahnsinnig würde und sich ins Meer stürzte; aber das tut ja keiner.

Mit dem Essen geht es jetzt wirklich gut; wir bekommen oft abends noch warme Suppen, schön süss, wirklich phantastisch schön süss, und kaufen können wir auch genug, oft grosse Rollen Keks, die nur leider sehr teuer sind. Ich schicke Euch noch einmal Schokolade; sonst kann ich gar nichts auftreiben; Kaffee – mein grosser Schmerz!

– ist nicht zu bekommen und Zigarren auch nicht; aber das kann ich vielleicht, wenn ich noch einmal in Urlaub komme, wieder mitbringen. Vielleicht dauert es gar nicht mehr so lange; sechs bis acht Wochen noch, dann muss ich eigentlich noch mal kommen können, und dann, dann wird wohl einmal November werden. November...

Ich kann mir das gar nicht vorstellen, ein halbes Jahr wirklich Mensch zu sein, aber vielleicht wird dieses Märchen einmal wahr...

Es ist wirklich prächtig hier; gern möchte ich Euch ein Bild schicken oder es Euch einmal beschreiben. Denkt Euch eine grosse Bucht von zehn Kilometern Breite, vom Kap.gr.n. bis zum Kap.b.n., die man ganz übersehen kann, bei Sonnenaufgang und -Untergang; und den weiten Strand bei Ebbe, über den wir so oft laufen ... aber der Krieg ist nicht schön...

Macht Euch nur keine Sorgen, auch wenn Ihr noch einmal von englischen Übergriffen hören solltet; so leicht kann uns wirklich nichts geschehen...

Ich danke Euch für alles, für jede Kleinigkeit an Post; und grüsse Euch alle herzlich vielmals. AufWiedersehen

Euer Hein

316. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 30.8.1942  
2 Uhr morgens

[...]

Nun bin ich schon mehr als 24 Stunden auf den Beinen; davon habe ich fast 10 Stunden Posten gestanden, und während des Tages viel hin und her gelaufen in der Hitze bin ich. [...]

Heute war ein hoher Festtag für mich, ich bin überaus glücklich, obwohl ich nun schon einige Tage fast ohne Schlaf und unsagbar müde bin; glücklich bin ich, weil ich eine Messe gehört und kommu-

niziert habe; ach, niemals im Leben hätte ich gedacht, dass mir eine Messe so unsagbar kostbar werden könnte; [...] Du kennst vielleicht die Geschichte von Chesterton, in der er den Anlass zu seiner endgültigen Konversion schildert; sie ist betitelt: «Was mich eigentlich hätte abhalten sollen»! Wie es da geschildert wird vom Weltkrieg – müde kommen die Soldaten aus ihren Stellungen zum Gottesdienst – , so war es bei uns auch heute Nachmittag. Bei schlimmer Hitze – während die andern badeten im Meer! – tappten wir eine Stunde durch den heissen Dünensand bis zu einer kleinen Dorfkirche, wo vielleicht im Frieden einmal in der Woche eine Messe gelesen wird; nicht sehr weit vom Meer in einem Weiler liegt die kleine Kapelle auf einem Hügel; wir waren über eine Stunde zu früh da, und während die andern im Schatten einiger Bäume eine Siesta hielten, setzte ich mich auf den kleinen Friedhof und wartete, denn ich wollte den Pfarrer möglichst noch vorher abfangen, um zu beichten; es war eine wunderbare stille Stunde, die ich da gewartet habe; [...] ich kurbelte mir, auf einem Grabstein sitzend, eine Zigarette und betrachtete dann die wenigen grossen Familiengräber der umliegenden wunderbaren grossen Gehöfte, die zum Teil noch bewohnt sind; da sehe ich den Grabstein eines «Maréchal de 15ième Artillerie, 30 ans, tombé 1916», ich stelle mir einen schlanken stillen Mann vor mit einem Napoleonsgesicht, hier am Meer geboren und aufgewachsen in der Stille der Dünen, der auf den grossen Weiden gespielt hat und erfüllt war von der Grösse des Elements, das alle Tage seiner Kindheit und seiner Jugend bestimmt hat... 90jährige Bauern sind da begraben und Kinder, die einen Monat alt waren, und Frauen von 25 und 30 Jahren und alte Fräulein von 80 und 85 Jahren; es sind nur wenige Grabsteine, und die Inschriften sind alle sehr knapp, aber wenn man sie liest, steigt vor einem auf ein ganzer Roman von lebensvollen Gestalten, die gelebt und geweint, geliebt, geküsst und kommuniziert haben; ich war so sehr vertieft, dass ich das Kommen des Pfarrers übersehen habe und dann ein wenig traurig mich in die überfüllte Kapelle schlich, denn ich hätte allzugern doch gebeichtet gehabt; aber, aber,

man soll nie so kleingläubig sein, gleich zu Anfang des Gottesdienstes erhalten wir die Generalabsolution; phantastisch schön, [...] wir stehen auf, sprechen inbrünstig ein Bussgebet nach, und dann spricht der Priester «für alle, die ihre Sünden bereuen und beichten wollen», die lateinischen Worte der Absolution aus; diese unglaublich schlichte und phantastische Grosszügigkeit der Kirche hat mich wirklich tief erschüttert. [...]

Nach Rückkehr aus der Messe musste ich erst noch Unterricht mitmachen, dann konnte ich eben noch Deinen Brief lesen, Deinen Kuchen verzehren und eine Zigarette rauchen und musste dann wieder 5 Stunden auf Posten. [...]

Ich habe viel Unangenehmes in der letzten Zeit gehabt, dienstlich mit Vorgesetzten...

Vielleicht fahre ich Montag oder Dienstag nach Calais, aus dienstlichen Gründen; ach, dann werde ich ins Hotel gehen und in einem wunderbaren weichen weissen Bett schlafen, darauf freue ich mich, [...] noch etwas: schicke mir doch bitte sofort meine September-42.-Mk-Quote; ich habe für Mutter ein Pfund Kaffee erstanden, das ich erst auslösen kann, wenn ich genügend Geld zusammenhabe; und ich möchte nicht, dass es mir vielleicht dadurch entgeht...

[...]

317. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 30.8.1942

[...]

Oft fällt es mir ein, dass ich ja auch einen Beruf finden muss, der seinen «Mann» ernährt; aber ich bin darin auch wirklich unbesorgt, glaube mir, aber die Tatsache, dass andere das nicht glauben können, meine Eltern und andere, das macht mich manchmal etwas nervös, doch ich quäle mich nicht darüber.



Nur zu wenig Zeit habe ich, das ist das Schlimmste; oft, wenn ich Posten stehe, gehen mir die schönsten Briefe durch den Kopf, aber dann bin ich nachher immer so müde, und die Zeit ist so knapp, und ich kann dann doch nicht schreiben. [...]

Ich habe heute ganze Berge von Briefen geschrieben, u.a. auch an Irmgard; nicht viel, meine Stimmung war nicht allzu gut, aber ich hoffe, dass sie sich ein wenig freut.

Ach, Du glaubst nicht, wie sehr ich mit meinen Nerven herunter bin; wirklich völlig flatterig; es ist masslos aufreibend, mit 12 Blödmännern auf einer Bude eng zusammenzuhocken; immer den Unsinn miterleben, ach, nie Ruhe haben und den Gestank von zwölf Männerleibern, und nur Stacheldraht und Uniformen draussen; doch ich ertrage es, ertrage es mit Ruhe und möglichst mit Würde, [...] ich freue mich auf das Leben und auf die Arbeit... darauf freue ich mich mit aller Kraft und Sehnsucht, und das lässt mich auch alles ertragen; man muss die Flamme hüten; der Dichter Sorge schreibt im Weltkrieg: «Immer wieder muss ich in den Tiegel steigen, läutern, läutern...» Es ist das einzige, was uns am Leben erhalten kann, dass wir mit Stolz und Freude an unser Leben denken, an das, was unser Leben ausmacht. [...]

Nun ist es schon spät geworden, wir haben uns allerlei erzählt, hier auf unserer Bude; es war ganz nett zum Teil, wirklich ein bisschen Unterhaltung, und man kommt sich etwas näher; ach, im Grunde genommen sind die Leute alle nett, aber man wird sie leid, weil man so eng aufeinanderhockt in einem so dumpfen Loch. [...]

Die Kameraden beschwerten sich immer, dass ich so lange das Licht brennen lasse, wo sie doch pennen wollen, und sie müssen ja doch – mit mir – um 2 Uhr schon wieder raus bis 7...

318. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Calais, den 31.8.1942

Ich bin heute Abend ganz plötzlich um halb 7 von meiner Einheit abgefahren, und nun sitze ich schon in Calais im Soldatenheim und trinke seit langer, langer Zeit noch einmal einen vernünftigen Schnaps; es war eine tolle Fahrt hierhin; gerade als ich bei uns vorn einstieg, brach ein tolles Gewitter los mit wahnsinnigem Regen; der Omnibus war vollgestopft mit Calaisianischen Huren, Küchenweibern und Arbeitern, eine tolle Gesellschaft; Schweiss, Dreck, billiges Parfüm und Puder und Zigarettenqualm, und ausserdem regnete es durchs Dach, ach, ich war froh, als wir endlich in Calais waren; eine wahre Höllenfahrt! Der Fahrer raste wie ein Irrsinniger mit dem uralten Kasten, der voll bepackt war, über die glitschigen Strassen bergauf und bergab; aber nun bin ich in Calais und sehe 1½ Tage nichts von der «Front»; ich hatte zwar gehofft, ein Hotelzimmer zu bekommen, aber damit ist es nichts geworden, weil ich dienstlich hier bin, doch ich werde zwei Nächte lang durchschlafen können – wenn es keinen Alarm gibt; die ersten Nächte seit 2 Monaten, wo ich wirklich normal durchschlafen kann. [...]

Jetzt werde ich in meine Unterkunft gehen und buchstäblich – ohne Phrase – mich in Morpheus Arme werfen; ich werde wahnsinnig, wenn ich an eine Nacht ohne Unterbrechung des Schlafes denke, das kenne ich seit 2 Monaten nicht mehr.

[...]

319. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Calais, den 1. September 1942

[...]

Der gute Tag in Calais ist zu Ende; ich habe mich früh genug in meine Unterkunft geschlichen, und nun bin ich ganz, ganz allein, ein phantastisches Glück. Ich bin im Kino gewesen, habe einen Film gesehen, den ich einmal mit Dir sah, Blödsinn, wir beide nannten es damals die «Rehabilitierung der Feuerwehr»; weisst Du noch, [...] trotzdem bin ich froh; ich habe noch einmal etwas gesehen, was nicht Exerzieren und nicht Wacheschieben war, und vor allem hat mich dieser Film – wahrscheinlich war es gar nicht der Film! – herausgerissen aus meiner schwermütigen Sehnsucht; ich habe dann noch ein paar Cognac getrunken – ein seltener Genuss – und bin dann im Dämmer durch die Strassen von Calais gegangen. Das war sehr schön ... ich glaube, im Dämmer sind alle Städte schön, ist vielleicht alles schön; vielleicht weil die Wirklichkeit unter einem sanften, bezaubernden Schleier gehalten wird; und in dieser Stadt ist die Wirklichkeit des Krieges wirklich grausig, an den Menschen und in den Strassen. ..

Bezaubernd dieser Boulevard, auf dem meine schäbige Unterkunft liegt, dieser Boulevard, der am hellen Tage recht unscheinbar, jedenfalls nicht bemerkenswert ist; aber im Dämmer sind die Bäume so schön und die Häuser so geheimnisvoll und die Schritte der Menschen so erregend lebensvoll; [...] in meinem düftigen Quartier – 10 magere, düftige Kommissbetten, immer zwei übereinander, noch düftiger als in unserem Bunker; ein primitiver Tisch und eine Bank; aber ich bin allein, wirklich ganz allein, das ist das Unbezahlbare an diesem Quartier...

Draussen auf dem «Boulevard Lafayette» höre ich jeden Schritt und das Geflüster vorüberziehender Gruppen und Paare; ach, diese Franzosen sind auf eine gewisse Art zu beneiden; sie haben doch eine relative Art von Frieden; mehr Frieden werden wir jedenfalls nie haben, wenn wir den Krieg gewinnen; nur dass ihre Gefangenen dann

alle wieder zu Hause sind; aber diese Art von Frieden möchte ich für Deutschland nicht, obwohl ich nichts so sehr hasse wie diesen Krieg, diesen Frieden möchte ich nicht für uns; mir persönlich wäre es gleich, manchmal beneide ich sogar die jungen Paare, die man manchmal sieht, sie haben einen Ernst und einen unbeschreiblichen Schimmer von Trauer und Leid, der sie fast verklärt, [...] aber für Deutschland wünsche ich es nicht; es ist so sonderbar, dass das nur ein intellektueller Wunsch von mir ist; mein Gefühl gibt überhaupt keine Resonanz, wenn ich «Deutschland» sage; ist das nicht sonderbar? Ich habe mir schon oft Gedanken darüber gemacht, dass ich gefühlsmässig so wenig gebunden bin an Deutschland, aber intellektuell unbedingt dafür bin, kannst Du es vielleicht erklären, ich werde mir nicht schlüssig darüber. [...]

Draussen ziehen betrunkene Soldaten singend vorüber; was singen sie wohl? Soldatenlieder, blödsinniges Zeug, was sie jeden Tag und im Jahr tausendmal herunterleiern müssen, singen sie auch abends, wenn sie betrunken sind...

[...]

320. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 2.9.42

Wir haben niemals eine idyllische Süsse in unserem Leben gekannt, aber ich bin nicht unglücklich darüber; ich glaube, dass ein idyllisches Leben kein christliches Leben ist; war nicht die Zeit, wo der Begriff des Idylls, des Schäferidylls, auftauchte, eine der perversesten und verworfensten, die es je gegeben hat; und dahinter steht die düstere, schicksalhafte französische Revolution; ach, Ruhe haben, ich glaube, auch in einem christlichen Leben darf man auf ein oder zwei Jahre Ruhe hoffen; aber jede Ruhe kann für uns nichts anderes

sein als das, was man bei uns Soldaten «Bereitstellung zum Gefecht» nennt, auf jeden Fall ist es mindestens immer ein «Einrichten zur Verteidigung»!, mindestens; ach, es ist ja auch ganz gleich, auch wenn diese Ruhe niemals kommt, wenn wir nur zusammensein dürfen, das wird mir Trost und Freude genug sein, ganz gewiss; ich habe nach diesen Nöten des Krieges vor keinem Leben Angst. [...]

Wir haben eine Aufgabe zu erfüllen, deren Grösse uns – glaube ich – gar nicht bewusst werden kann, sonst würden wir vielleicht unter dieser Last zusammenbrechen; je länger ich mitten unter diesen Zeitgenossen lebe – die von einer schrecklichen schuldhaften Unschuld überschattet sind –, je mehr erkenne ich, dass es fast überhaupt niemand gibt, der um die wahren, wirklichen und wesentlichen Dinge weiss; wir haben das Erbe des Christentums mit ganz wenigen allein, ein phantastisches Geschenk und eine riesige Verpflichtung; alles Menschliche, alles Schöne und alles Natürliche ist darin eingeschlossen, ganze Berge von Begriffen müssen wir erhalten und verteidigen...

Gott wird uns Stärke geben und Kraft; vielleicht ist dieser masslos harte Krieg die einzig mögliche Schule, um uns zu stählen; wir werden leben und zusammensein nach dem Krieg und leiden und arbeiten...

Ja, es ist masslos hart und elend, aber es kann mir nicht schaden; ich wünsche sehnlichst das Ende herbei, aber Gott wird wissen, wann er mich befreit, jeden, jeden Tag bitte ich ihn flehentlich darum, und ich habe wirklich viel Hoffnung, dass es nicht allzulange mehr dauern wird...

321. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 3.9.42  
2 Uhr morgens

[...]

Heute ist ein Tag, an dem ich eigentlich sehr traurig hätte sein können; es gab überhaupt keine Post, für niemanden; irgendeine harmlose Störung; und gestern Abend musste ich eine Stunde strafexerzieren, mit Hin- und Rückmarsch 2 Stunden, so dass meine ganze Freizeit zum Teufel war; als ich zurückkam, konnte ich eben schnell ein Butterbrot essen, dann musste ich auf Posten ziehen, noch völlig nassgeschwitzt und müde...

[...] gar nichts kann mir so leicht mehr etwas anhaben, vor allem kein Feldwebel- und Unteroffiziersgeschrei; nicht einmal das Schwitzen unter der ekelhaften Gasmaske; im Gegenteil, das amüsiert mich; in Gedanken schrieb ich alles auf das Konto Militarismus, ein ernstes Kapitel – einen erwachsenen Menschen, der schon 3 Jahre dem Vaterland geopfert hat, wegen einer lächerlichen Kleinigkeit eine Stunde zu schikanieren; aber ich mache mir persönlich nichts daraus; vergessen werde ich nichts; keine Phrase, keine Geste, keine hysterisch untermalte Feldwebelstimme; aber ich lasse mich nicht unglücklich dadurch machen.

322. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 4.9.42

[...]

«Immer wieder in den Tiegel steigen, läutern, läutern...», ist es nicht ein ganz phantastisch schönes Bild, ein Tiegel, worin die Metalle brodeln und schmelzen, wo man den Schmutz abschöpft, mit glühend-heissem Gesicht arbeitet, und nachher den reinen, wunderbaren Strom des geläuterten Metalls auslässt in die Form... Das Leben ist ein phantastisches Abenteuer, [...] voll Schönheit, Glanz, Schmutz, auch Niedrigkeit und Höhen auch, voll tausend Dingen; man muss mitten hineintauchen mit einem mutigen Herzen, voll Kraft und die Gewissheit einer starken und festen, innigen Liebe neben sich, dann kann man es meistern, und dann ist das Glücklichsein und Leiden zugleich kein paradoxer Zustand; denn Glück schliesst das Leid nicht aus, vielleicht ist man unglücklich, wenn man überhaupt nicht leidet; mir wenigstens geht es immer so...

[...]

323. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 5.9.1942

Es ist Nacht, draussen rauscht die Flut heran, noch rollt sie ganz fern, aber man sieht schon die breiten weissen Mäuler der Wellen; immer näher kommen sie, und bald wird sie einige vor unserem Bunker anspülen; ob eines Tages mit der Flut «der von drüben» kommt, das ist die grosse, grosse Frage für uns, solange wir hier sind, und sie lässt uns jede, jede Nacht den Spiegel des Meeres bewachen mit scharfen Augen...

324. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 5.9.1942

Heute kamen hier viele Tote angeschwemmt von Dieppe; Engländer, ach, sie sehen ganz schrecklich aus; in der ganzen Bucht kamen viele angeschwemmt, einer direkt vor unseren Bunker; anscheinend ein Kanadier, ein dunkler Mann, sonst sah man nichts mehr von seinem Gesicht, und ein kleines goldenes Kreuz hatte er auf der Brust; ein katholischer Kanadier wohl; es ist wirklich schrecklich, dem Krieg so mitten ins Gesicht zu sehen; aber das ist der Krieg, nichts anderes, ohne jede Beschönigung; ach, ich habe an das Gedicht denken müssen von Heinr. Lersch, das Gedicht von dem Toten vor dem Drahtverhau, den er für seinen Bruder hielt; wirklich, später fiel es mir ein, woran dieser eine Tote vor unserem Bunker mich so ganz elementar erinnert hat; wirklich an meinen Bruder, und dann fiel mir auch gleich das Gedicht von Hein Lersch ein...

[...]

323. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 7.9.1942

[...]

Unser Leben geht hier eintönig, immer gleich weiter, ohne jede Veränderung; unsere einzige Freude bleibt die Post; Sonntag und Feiertag gibt es nicht, gestern zum Beispiel der Sonntag war nur voll Ärger und Verdruss und Appellen; fast ist es so, dass wir uns oft vor dem Sonntag fürchten, weil er nur Enttäuschungen bringt; aber das alles ist wirklich notwendig, dass die Waffen und alles immer in Ordnung sind; es kann von einer Winzigkeit viel abhängen...



(Sage Mutter doch bitte, dass ich alle ihre Geldsendungen aus Perlenhardt bekommen habe; sie bat mich, es Dir zu schreiben; also sag es ihr bitte und sag ihr, ich danke nochmals...)

Das Allerschlimmste in der Fremde, «im Elend», ist die masslose Einsamkeit, die man als Christ erleiden muss; es ist doch wirklich niemand, der wahrhaft und konsequent glaubte; ach, auch die, die noch «zur Kirche gehen» und sogar immer und ernst, die haben doch so unsagbar verworrene Ansichten, und an wirklich übernatürliche Dinge und Geschehnisse glaubt doch fast niemand; welche köstliche Heimat ist da bei uns zu Hause, wenn wir alle zusammen sind, alle zusammen; das ist doch wirklich eine köstliche und unbezahlbare Gemeinschaft mit all unseren Freunden, hoffentlich wird sie nicht durch den Krieg zersprengt oder zerstört! Gott möge uns möglichst viele Säulen erhalten!

Die Tage werden immer länger und damit auch unsere Wachen, es gibt immer weniger Schlaf und viel Dienst, aber damit geht auch die Zeit schnell herum; ich denke, wenn der September herum ist, haben wir das Schlimmste hinter uns, die grösste Gefahr für eine Landung, und auch die Urlaubssperre, denke ich, also Mut, Mut müssen wir haben, allzu lange kann es ja nicht mehr dauern. [...]

Du magst Dir wohl in etwa vorstellen können, wie unser Leben sich abspielt; nicht viele Frauen können das, glaube ich, Du wohl, und Tilde und Maria, glaube ich doch; allein der Umstand, jedermann in jeder Minute gehorchen zu müssen, ist eine masslose Qual, vielleicht die schlimmste; aber es muss sein, wirklich, ohne diese eiserne Disziplin sind wir verloren; dann der Schmutz, das «in einer langen Reihe stehen» und warten, warten auf irgendein Gemisch, das sich Suppe nennt, und es ausgeliefert bekommen, so als ob man es nicht wert wäre; das sind alles so Dinge, an denen niemand persönlich schuld ist, die nun einmal der Krieg und das Soldatenleben erfordern; und der Schmutz – das ist fast etwas Rätselhaftes und Geheimnisvolles, wo der Schmutz alles herkommt; ich wasche mir trotz der Unbequemlichkeit des Wasserholens mindestens 20mal am Tag die Hände,

und doch sind sie immer schmutzig; wirklich, es ist ein Geheimnis.  
[...]

[...]

326. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 8.9.42

[...]

Es ist wieder Mittag geworden, Morgen für uns, ein warmer, wunderbarer Herbsttag hat begonnen, so klar, dass man England fast so nahe sieht, als ob nur der Rhein zwischen ihm und uns flösse, nicht der viele Kilometer breite Kanal; ach, ich möchte ein Haus haben mit einer drei Meter hohen dichten Dornenhecke, in der nur ein kleines, schmales Pfortchen wäre für die allerbesten Freunde; ach, ganz, ganz allein sein, Raum haben und leben, leben, arbeiten wie ein Besessener...

Ich glaube, wenn einer meiner Söhne einmal danach verlangen wird, mit Bleisoldaten, Flugzeugen und ähnlichem Kitsch zu spielen, dann werde ich sehr zornig, vielleicht jähzornig werden; ach, ich werde von diesem ganzen Krimskram nichts mehr sehen können in meinem eigenen Heim und nichts mehr dulden; es ist genau so, als wenn jemand, der jahrelang im Gefängnis war, kein Gitter vor den Fenstern seiner Wohnung sehen möchte; Du wirst das verstehen; ach, ich kann nichts mehr hören davon, wenn hier einer des Morgens anfängt, Soldatenlieder zu plärren, bin ich schon einem Zornesausbruch nahe, aber ich fasse mich dann immer schnell wieder und überwinde gut diese Schwäche; ich lächle sogar, aber bei mir, in unserem Heim, da muss so etwas verbannt sein; ich glaube, wenn Caspar uns dann in Uniform einmal besuchen kommt, das wird schon im ersten Augenblick eine Nervenprobe sein; [...] ich bin nicht unglücklich, wirklich nicht, ich bin nur unheimlich fest entschlossen, mich nicht mehr

durch Blödigkeiten quälen zu lassen, wenn einmal Schluss sein sollte...

Meine Sehnsucht nach Leben, Musik und Arbeit ist ganz wahnsinnig gross, aber sie quält mich nicht; ach, sie hält meinen ganzen Stolz aufrecht, und meine ganze Kraft hält sie zusammen inmitten dieses plärrenden Volkes, das wirklich nie und nimmer weiss, was es tut, das schmeichlerisch und verräterisch ist und nicht Trauer und Glauben kennt, das aber doch nicht verurteilenswert ist. [...]

Was mich wirklich traurig macht, dass ich nie so richtig Zeit und Ruhe habe, Dir in Frieden zu schreiben; immer bin ich abgehetzt; immer habe ich irgendwas zu tun, was unbedingt getan sein muss; und wir machen immer noch viel Dienst nachmittags, ziemlich lange, so dass zwischen dem Dienstschluss und dem Aufziehen der Wache eben Zeit zum Essen bleibt; und immer, immer ist man müde zum Umfallen, denn keine Nacht kann man richtig durchschlafen; immer dieses Schlafen auf Raten, dann wieder geweckt werden im tiefsten Schlaf, und vollkommen unregelmässig; ach, und dann muss ich meine zahlreichen Mordwerkzeuge immer in Schuss halten, Stiefel putzen und all diese lästigen Dinge; schreiben kann ich doch eigentlich nur zwischendurch.

[...]

327. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 9.9.1942

Heute Morgen hatten wir Dienst, der uns des schönen Schlafes beraubte; aber dafür durften wir heute Nachmittag pennen; ach, etwas ganz Herrliches, wenn man so dreckig und völlig verschwitzt nach Hause kommt, zu essen, sich gründlich zu waschen und in den kühlen Fluten des Meeres abzuspülen und dann ins Bett; ach, ich habe herr-

lich geschlafen, zwar etwas verworren geträumt, aber tief und gut, und nun wurde ich aufgeweckt durch ein Päckchen, das auf meine Brust flog; so habe ich erst noch schlaftrunken meinen süßen Kuchen im Bett verzehrt, eine Zigarette voll Ruhe und Genuss geraucht und bin aufgestanden. [...]

Ich bin fast immer glücklich in den vielen Wochen hier gewesen, wirklich; für Stunden überfällt mich oft die Trauer und der Schmerz über die vielen verlorenen Tage der Jugend und über all das, was ich tun könnte und nicht tun kann, [...] aber ich überwinde alles, alle so zahlreichen Widerwärtigkeiten des Lebens hier mit einer stolzen Freude. Heute Morgen sind wir fast vier Stunden im Gelände herumgekrochen, durch Stoppelfelder, halbverblühte Büsche, durch ausgetrocknete Bachläufe, die mit den tollsten, wildesten Blumen und Sträuchern fast zugewachsen waren; ach, alle tollen, wilden und süßen Gerüche des Herbstes haben mich sehr beglückt... und eine Sehnsucht nach Freiheit, ach, Freiheit...

Oft kommen mir die zerlumpten französischen Arbeiter, die auf ihren uralten dreckigen Fahrrädern an uns vorbeigondeln und uns mit gleichgültigen Blicken betrachten, sie kommen mir wie junge Götter vor; sie können abends ihre Frauen küssen und Wein trinken, und wenn sie auch auf eine für einen Mann masslos schmachvolle Weise politisch vollkommen unfrei sind, so sind sie doch umgeben von der Grösse der Armut und des Schmerzes, die den Bettler jedem Adeligen gleichstellt; ich möchte nicht mit ihnen tauschen, das ist es nicht, ich möchte wirklich ein Deutscher sein und bleiben, mit allen grossen Vorzügen und phantastischen Mängeln unserer Nation, mit unserer Verworrenheit, aber manchmal erscheinen mir die Opfer, die wir Sieger alle bringen müssen, allzu hoch; doch es ist wirklich erstaunlich, wie gut wir das alles ertragen können, wir Deutschen; ich glaube nicht, dass irgendeine andere Nation der Welt soviel auf eine harte, unerbittlich phrasenlose Weise ertragen und opfern kann, ohne sich vielleicht in die eigene schwermütige Trauer zu versenken, wie wohl die Russen, oder ohne sich mit Phrasen zu betrinken wie die Franzo-

sen; ach, verzeih mir all dies Geschwätz – es ist ziemlich konfus und haltlos, und ich weiss eigentlich gar nicht, wie ich dazu komme, es Dir vorzusetzen. Es ist heute ein ganz sonderbares Wetter, so still, ganz selten still; sonst weht immer ein Wind, immer eine Brise hier am Meeresstrand; aber heute ist es so so still und dunstig, ganz voll Nebel, wirklich, man merkt, dass es Herbst wird; feierlich ist es, richtig schön. [...]

Ach, ich muss schon bald wieder ins Bett steigen, ich bin wieder unterbrochen worden, musste noch einen weiten Weg machen, der mich 2 Stunden Freizeit gekostet hat; nun ist es schon wieder 10 Uhr geworden, und es wird wieder einmal Zeit zu schlafen, denn um 2 Uhr muss ich wieder bis 7 raus, und morgen ist wieder ein Tag voll viel Arbeit, man beschäftigt uns, das ist wohl auch unsere einzige Rettung; es wäre bestimmt nicht gut, wenn wir viel beschäftigungslos in den Bunkern herumlägen; ich könnte das wohl aushalten, könnte viel lesen und arbeiten und schlafen, aber die anderen machen dann dauernd Unsinn und stören und quälen einander, aber man kann es wohl aushalten...

Nun muss ich Schluss machen; zum Abschied will ich Dir noch eine kleine Geschichte erzählen, die mir heute Nacht auf «Kartoffel-expedition» passiert ist; ich war mit einem ganz langen, schmalen Kerl unterwegs, aber es war dunkel, zu dunkel, und so liefen wir den beiden Posten mitten ins Gesicht. Der Posten rief uns an: «Halt, wer da!», und der Lange rief daraufhin: «Keiner!» Ach, es war kalt und dunkel, und ich war ein wenig elend, aber ich musste so laut lachen, dass sogar der Posten ausplatze, aber wir mussten ohne Kartoffeln abziehen; den ganzen Rückweg habe ich laut lachen müssen.

328. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, 10.9.42

[...]

Ach, einmal kein Maschinengewehr mehr sehen und keine Uniform, kein Gebrüll hören, nicht die eitle Dummheit der Offiziere und die dumpf riechende Geschäftigkeit der Belitzten; keine Qual und kein Gestank, und nicht Tag für Tag das ewig blöde Geschwätz der Soldaten, das schon in Xenophons Anabasis mir Übelkeiten der Langeweile verursachte...

[...]

329. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 10.9.42

Ich habe eben zwei Stunden draussen am Strand gestanden und muss gleich noch einmal für 3 Stunden hinaus und morgen früh trotzdem wieder früh aufstehen; es ist wirklich sonderbar, wie man uns dauernd anspannt, obwohl doch der September der gefährlichste Monat ist; ach, aber die Zeit geht schnell herum...

Es ist wieder märchenhaft still draussen und mild, ein herrlicher Spätsommerabend; der Himmel ist sternenklar, eine sehr schöne Nacht; aber das alles kann mir ja nur wenig Freude machen; alle diese schönen Tage, sie gehen dahin in die Vergangenheit und gehen doch in Wahrheit von unserem Leben ab; ach, heute Nachmittag habe ich den ganzen Nachmittag auf dem Strand gestanden und dem M.G.-Schiessen zugehört; ich musste die Patronen zählen und ausgeben; ach, bei herrlichem Wetter, bei wunderbarem Wind so am Strand stehen 5 Stunden lang und immer wieder die Geschossgarben ins Was-

ser klatschen sehen, die Hände voll Öl und Schmutz; ach, es gibt nichts Schlimmeres als ölige schmutzige Hände haben; das Gebrüll des Feldwebels anhören, die Patronen abzählen und dann wieder die Garben rattern hören und irgendwo im Meer landen sehen, eine hübsche Beschäftigung in dieser herrlichen Landschaft; ach, ich will nicht bitter werden, nein, nein, aber wir sind dauernd ohne Schlaf, wo man uns doch wirklich Schlaf lassen könnte; man wird so müde und unruhig und alt und griesgrämig, es ist wirklich aufreibend, aber trotzdem verliere ich nie, nie die Hoffnung. [...]

Wenn man so 100%ig eingezwängt ist in ein völlig fremdes Leben, dann ist es schwer, sein eigenes ganz klar vor sich zu sehen und sich immer dessen bewusst zu sein; die Gefahr, dass man in der Trostlosigkeit dieses fremden Lebens versinkt, ist wirklich gross, aber ich halte, halte mich; es ist manchmal schwer, nur manchmal... aber es geht immer; ach, es gibt – glaube ich – nichts Mörderischeres als Schlaflosigkeit für einen jungen Menschen, der von der Intensität des Lebens erfüllt ist; ich empfinde alles unsagbar tief; die Schönheit der Landschaft hier und zugleich die schmerzliche Eintönigkeit und Unfruchtbarkeit meines Daseins; manche kleinen Köstlichkeiten der Kameradschaft und manche Widerwärtigkeiten; den Schmutz in der Bude und die Grösse des Meeres, und ich glaube, eine derartige Empfindungsfülle ermüdet physisch sehr; immer, immer könnte ich schlafen; oft steht mir regelrecht der Verstand still vor Müdigkeit... Unglücklich bin ich nicht, man muss an eine Realisierung aller Hoffnung glauben – ich glaube daran, und ich bitte Gott jeden Tag, dass er mir die Kraft erhält zu arbeiten, wirklich, ich möchte arbeiten, arbeiten, arbeiten...

Nun sind wir schon bald 9 Wochen im ununterbrochenen «Einsatz»; eine andauernde Anstrengung zwar, die ich aber jedem rückwärtigen Dienst vorziehe; in jeder kleinen Baracke dort hinten findet sich nämlich der ganz trostlose Wahnsinn der Kaserne wieder ein, der mich unendlich bedrückt; eben, als ich draussen stand, habe ich noch einmal an alle die Kölner Kasernen denken müssen, die ich absolviert habe, die trostloseste und schrecklichste Zeit waren die 8 Tage in der

Barbara-Kaserne; kalt war es, unheimlich kalt; alles fremde Leute, ich ganz einsam, fast möchte ich sagen, einsamer und hoffnungsloser als hier; und es gab keinen Ausweg, kein Entrinnen aus dieser Finsternis; dann die Mülheimer Öde; Kalk war eigentlich eine schöne Zeit, da hatte ich den phantastischen Urlaubsschein; ach, dort hätte ich es wohl noch ausgehalten; aber hier ist es auch noch zu ertragen; ich habe manchmal trübe Stunden, die haben wir alle hier, das ist so wie ein kleiner Koller, dann ist einem nichts recht, und man kann sich nicht denken, dass man noch einmal «leben» wird; alle Töne sind dann flach und nichtssagend; aber man überwindet das sehr schnell wieder unter dem Gesetz der Notwendigkeit; es ist eben nur ein Koller.

[...]

330. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 11.9.1942

Mit gleicher Post kam auch ein Brief von Alois mit reizenden Bildern der Kinder und Marias und einem Ausschnitt aus dem Heeresverordnungsblatt, nach dem alle Studenten, die bis zum 1.12.42 3 Jahre aktiven Wehrdienstes geleistet haben und bereits mindestens ein Semester studiert haben, Studienurlaub bekommen können; diese beiden Bedingungen erfülle ich ganz und gar, sogar mehr als das, und nun fragt es sich nur noch, wann der Urlaub beginnen soll; da es sehr ungünstig wäre, wenn ich mich hier bei uns erkundigte – weil man mir im Hinblick auf das halbe Jahr wahrscheinlich den Jahresurlaub vor-enthalten würde –, erkundigt Ihr Euch doch bitte einmal, wann der Urlaub anfangen soll, und besorgt mir bitte eine Bescheinigung über meine Einschreibung im Sommer 1939...

Sommer 1939 – mehr als drei Jahre sind seitdem vergangen, von dem jungen Mann, der damals mehr oder weniger interesselos allerlei



Vorlesungen hörte, ist bestimmt nicht mehr viel übriggeblieben; 3 Jahre Krieg und bestimmt 10 Jahre Leben; ach, und nun soll ich wieder ein halbes Jahr aus dem grauen Rock ganz raus, das übersteigt wirklich meine Vorstellung; es soll wirklich wahr werden ... ach, ich werde niemals in meinem Leben mehr klagen, wenn dieses halbe Jahr uns geschenkt wird. [...]

Ich fand Deinen Brief heute Abend, als ich vollkommen verärgert von einer der vielen «Besprechungen» kam, die uns fast regelmässig den Feierabend versauen; ich war im Augenblick vollkommen getröstet und schämte mich meines Zornes. [...]

Jetzt in der Nacht, eben bevor ich auf Posten ziehen muss, erfahre ich noch, dass eine grosse Übung, die morgen sein sollte, ausfällt; noch eine grosse Überraschung, die mich auch beglückt. ..

Heute Mittag – gestern eigentlich, denn es ist schon Nacht des 12.9. –, nach einer solchen Tortur, nassgeschwitzt, habe ich noch einmal ein Bad genommen, aber ich glaube, eines der letzten, denn es war schon sehr kühl im Wasser, aber köstlich erfrischend. ..

Ich bin zu müde, Du wirst verzeihen, dass ich Schluss mache, ich bin wirklich völlig durchgedreht, und glücklich, glücklich, glücklich. [...]

331. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 14.9.42

[...]

Nun, wo mein Studienurlaub wirklich und wahrhaftig sicher ist, tod-sicher, erfreut mich jeder Sonnenuntergang besonders, denn das bedeutet ja einen Tag, der mich Dir näherbringt, dem Leben; ach, ich werde arbeiten, arbeiten. Deine Idee von englischen Übersetzungen erfreut mich sehr; ich habe schon oft gedacht, dass es Dir sicher viel

Freude machen würde, wenn Du schon etwas beitragen willst zum Haushalt – vielleicht muss das sein, vielleicht nicht –, dann wird das doch auf jeden Fall eine schönere Art sein als die Schule, und wir könnten dann in einem gewissen Sinn regelrecht zusammen arbeiten; das würde mir sehr viel Freude machen; oft, oft schon habe ich daran gedacht, ich glaube auch nicht, dass es sehr schwer sein wird, Arbeiten zu bekommen; es wäre doch zum Beispiel notwendig, einmal eine gute Chestertonübersetzung zu schaffen; das wäre eine tolle Geschichte. [...]

Gleich werde ich mich noch einmal nach dem Stand meiner Urlaubsdinge erkundigen; hoffentlich liegt der Termin der Befreiung nicht allzu weit; ach, jeden Tag, jeden Tag werde ich dann abzählen können, mit einer wahren, fast massvollen Wollust werde ich jeden Tag abstreichen vom Kalender dieses unfruchtbaren Lebens hier; ich hasse den ganzen Krempel wie die Pest, hasse es mit der ganzen Kraft eines Mannes, der es genau kennengelernt hat, ganz genau, ach, alle Finessen, allen Betrug, allen Mist kenne ich durch und durch, und ich werde in meinem Herzen alles bewahren, nichts, nichts vergessen... Meinen Söhnen werde ich es einprägen mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln meiner Phantasie und meines Verstandes, dass sie richtig gewappnet einst den grauen Rock anziehen, den sie ja doch einmal anziehen müssen. Ach, wir werden das Leben schon meistern, wir beide, darüber mache ich mir gar keine Sorgen, arbeiten, arbeiten werde ich wie ein Besessener, das ist ganz, ganz sicher...

Ach, es ist alles so klar und eindeutig, so klar, wir müssen nur Zeit haben und Freiheit, Freiheit...

Eben kam ich in die Schreibstube und erfuhr dort, dass mein Urlaub am 1. Oktober beginnt, denk Dir nur, am 1. Oktober! Also noch 15 Tage, es ist kaum zu glauben, wirklich, um verrückt zu werden ist es! Es lohnt sich kaum noch, die Tage bis dahin zu zählen. [...]

Gott gebe, dass alles gutgeht, ach, es ist so toll, dass ich es noch gar nicht glauben kann...

15.9.42 – morgens 5 Uhr

[...]

Noch 15 Tage...

Wenn ich bedenke, wie schnell hier 14 Tage vergehen, dann meine ich, ich müsste morgen schon bei Dir sein; schick mir nur, wenn es geht, in Briefen noch Geld, damit ich noch etwas von den Kostbarkeiten des Landes mitbringen kann; damit wir auch ein kleines Fest feiern können, ach, jeder, jeder Tag wird ein Fest sein...

Besorge mir bitte auch von der Uni eine Bescheinigung, dass ich dort eingeschrieben war; vielleicht genügt hier sogar mein Studen-tenausweis, aber es ist auf alle Fälle besser, sonst brauche ich gar nichts...

Draussen rauscht das Meer, die Flut steht nun am höchsten, wenige Meter vor dem Bunker; 5 Stunden lang habe ich das Murmeln und Tosen und Rollen der Brandung in meinen Ohren gehabt; manchmal verstummt das Getöse für einen Augenblick, dann ist es friedlich still, so als ob das Element den Atem anhielte; [...] einmal, einmal müssen auch wir beide zusammen eine Reise ans Meer machen...

[...]

332. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 15.9.42

[...]

Unser Leben ist so masslos erbärmlich und jämmerlich, ach, so öde, und man ist so unaussprechlich einsam, dass es oft fast unerträglich wird; ach, heute war ein tolles Wetter hier; erst – am Morgen – hat es irrsinnig gestürmt und geregnet, kalt war es und grausam; und heute Nachmittag war es so herrlich mild und warm und voll Sonne, ein schöner Spätsommertag. [...]

Eine irrsinnige Lebenswut hat mich gepackt; ich hasse dieses ganze blöde Gesindel und den irrsinnigen Krieg, der doch nur für die Machtgelüste einiger weniger geführt wird; ich hasse mein Gewehr und das grausame Mordgerät, alles hasse ich bis aufs Blut, mit meiner ganzen Kraft und meinem ganzen Wesen hasse ich den Krieg mit allen seinen Erscheinungen. [...]

Ach nur einmal müsstet Ihr eine Stunde dieses Geschwätz anhören müssen; ich glaube, Ihr würdet nicht verstehen, dass so wenig gemordet wird beim Militär...

16.9.42, 2 Uhr morgens

Es ist wieder eine Wache vorbei, aber morgen, vielmehr heute muss ich wieder früh raus, dafür hoffe ich, den Nachmittag frei zu haben, noch einmal zu einem langen, langen und schönen Brief...

[...]

### 333. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 16.9.1942

Mein ganzes Leben im Augenblick besteht aus Ungeduld und fiebriger Erwartung; ich kann es einfach nicht glauben, aber doch baue ich ein Luftschloss nach dem andern, ich rechne im tiefsten Innern meines Herzens ganz fest damit, dass ich am 1. Oktober in Köln bin, vor mir ein halbes Jahr, 6 Monate, 180 Tage Leben, Leben. [...]

Arbeit und Freunde und Musik, Schlaf und Sauberkeit, eine märchenhafte Vorstellung ist das, [...] und doch, doch, es muss ja wahr sein; manchmal meine ich, ich müsste den Verstand darüber verlieren; wenn man drei Jahre ununterbrochen und ganz hoffnungslos verloren war in diesem Leben, kann man an solche Märchen einfach nicht glauben. [...]

Jeder, jeder Tag wird ein Fest sein, ein tolles Fest; ach, und ich

werde arbeiten, arbeiten können; auf die Uni bin ich auch sehr gespannt; wie dieses Leben mich ankommen wird und wieviel Interesse ich ihm werde abgewinnen können, und ob ich wirklich einen guten Schritt praktisch vorwärtskommen kann; das wäre toll, wenn ich vielleicht schon eine Arbeit wenigstens im grossen Rahmen bekommen könnte; dann könnte ich doch daran auch nach diesem halben Jahr Weiterarbeiten. [...]

Nach einigen trüben und nebligen Tagen ist es nun wieder wunderbar sonnig und warm geworden, und ein schöner, frischer Wind streicht über unseren Hügel; heute Mittag kam ich von einer Übung zurück, und da Ebbe war, ging ich unten am Strand den weiten Weg, weil es nicht so beschwerlich ist, wie auf und ab zu steigen, und durch den feuchten Sand geht man viel leichter, weil er hart und flach ist; es ist wunderbar, so über den Strand zu gehen, ganz, ganz nah am Wasser vorbei...

Heute Nachmittag ist der Dienst auch auszuhalten; seit einigen Wochen habe ich einen eigenen Bunker unten am Strand als «Kommandant»; wir wohnen allerdings noch nicht da, oben in der Holzbude ist es gemütlicher und wärmer; da muss ich nun heute Nachmittag unten Unterricht abhalten an meinem Gerät, da kann mir keiner dreinreden, und ich kann mir das Ganze ruhig und friedlich mit ein paar Mann selbst gestalten; es wird auch dieser Tag wieder schnell vorbeigehen, und morgen ist der 17., dann der 18. usw. usw., nur wenige Tage noch, dann nehme ich mein Bündel...

Heute Abend sollen wir noch einmal Kino haben; ich freue mich sogar ein wenig darauf, noch einmal etwas anderes zu sehen; doch das Meer ist unvergleichlich schön, besonders jetzt in den letzten Tagen, wo es etwas stürmisch war; diese weite, unabsehbare, blaue, wogende, immer bewegte Fläche von Wasser, die mit weissen, perlend weissen Kronen von Schaum übersät ist; dazwischen dunkle und grüne Flecken, wo die Wolken sich abzeichnen, und manchmal segeln jetzt die kleinen hübschen Fischerboote darüber hin mit ihren rötlichen Segeln und schwarzen Bäuchen, es ist wirklich, wirklich schön...

[...]

334. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 16.9.42

[...]

Ich werde mit Dir durch den Stadtwald spazieren, der so voller düsterer Landesschützensinnerungen ist für mich; ach, wie oft bin ich mitten in diesem stumpfsinnigen Haufen dort einhermarschiert! Und in Riehl, Mülheim und Kalk! Gott, Köln hat mich als Soldat schon in mancherlei Situationen gesehen...

Eben beginnt hinter mir die allerschwerste Artillerie zu schiessen, unser Bunker bebt in allen Fugen, und Kochgeschirre und Gasmasken tanzen in der Stube herum; durch den Rauch ist aber nichts zu sehen, worauf sie schiessen könnten, vielleicht schiessen sie auf die ganz schweren Batterien, die drüben in den Felsen stehen und manchmal ziemlich unangenehm werden; das ist der Krieg; eine prächtige, herrlich friedlich schöne See, die weite Bucht, glänzend und froh, und ein blauer Himmel, die Sonne scheint, und da hinein ballern die grossen Kanonen ihren irrsinnigen Lärm, und ein dicker, schwefelgelber Qualm steigt auf, dort wo sie stehen; ach, es ist wirklich noch ein harmloser Krieg. [...]

[...]

335. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 18.9.42

[...]

Eine arge Enttäuschung für mich war die Nachricht, dass ich erst am 28.11. in Urlaub kommen werde, nicht schon am 1.10., ach, ich war sehr, sehr geknickt, aber nun habe ich mich wieder gefasst. [...]

---

Ich bin dieses Lebens so masslos überdrüssig, dass ich oft wirklich den Mut zu verlieren drohe, aber es muss, muss gehen, und ich finde mich auch immer wieder.

[...]

336. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 18.9.42

[...]

Das Leben hier ist hart, hart, und eine Enttäuschung, wie ich sie heute erlebte, meinen Urlaubsbeginn um zwei Monate, zwei lange Monate verschoben zu sehen, ist wirklich ein wenig viel; aber ich habe es bereits überwunden; ach, es war schwer, schwer. [...]

Ich bin so durchgedreht, dass ich nichts mehr weiss von all den Dingen, die mein «Beruf» sind; wirklich versickert ist das Wissen, in einen tiefen Schlaf gesunken; was mich am Leben erhält, ist nur der Gedanke an «unser Leben», [...] Gott, Gott lebt, er lebt wirklich und wahrhaftig, er sieht uns und beschützt uns...

[...]

337. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 19.9.42

Die Sonne scheint, es ist ein schöner, später Septembertag, golden und friedlich, still, und das Meer ist ruhig; ach, ein schöner Samstag-nachmittag, 4 Uhr ist es, wir haben noch lange nicht Feierabend, aber ich nehme mir Zeit, ich nehme sie mir einfach. [...]

Sogar lesen werde ich heute noch in Onkel Toms Hütte; wirklich sehr nett, ich habe vorgestern Nacht darin angefangen und habe mich gleich richtig festgebissen; noch einen Wunsch habe ich bezüglich Bücher: schicke mir alles, was Du von Platon in Reclamheftchen oder sonstigen kleinen Ausgaben auftreiben kannst; vielleicht kann man auch Insel-Heftchen als 100-Gramm-Päckchen schicken; einige davon wirst Du unter meinen Büchern finden, Du hast sicher auch einige, und Tilde hat sicher auch welche; ich schicke sie dann wieder zurück; ich möchte wirklich mal ein wenig Philosophie «betreiben»; Onkel Toms Hütte werde ich bald durchhaben, es sind allerdings nur zwei Lieferungen angekommen, 360 Seiten; wieviel hast Du mir geschickt?

338. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 20.9.42

[...]

So unwahrscheinlich es klingen mag, aber wir haben tatsächlich einmal einen Sonntagnachmittag freige habt; wirklich einen ganzen Nachmittag ohne den geringsten Dienst; ich habe mich nach dem Essen gleich in meine dunkle, dunkle Ecke zurückgezogen, noch genussvoll und langsam eine kostbare Zigarette geraucht, und dann bin ich hinübergeschlummert, ach, der Schlaf ist doch eine phantastische Erquickung und auch ein gutes Mittel, über die schwermütige Stille des Sonntags hinweg zu kommen. ..

Nun ist es bald 7 Uhr geworden, draussen stürmt es sehr, ganz ungewöhnlich stark, vielleicht hängt das mit der Sonnenwende zusammen, denn heute geht ja der Sommer zu Ende; der Sommer geht zu Ende, wieder ein Sommer unserer Jugend; ach, ich glaube, bald kann ich nicht mehr sagen «meiner Jugend», sondern muss schon sagen:



meines Lebens; ach, der Krieg hat unsere Jugend mit Beschleunigung gefressen. [...]

Inzwischen habe ich Post gehabt, es ist schon dunkel geworden, und der Sturm ist heftiger geworden; eben riss er mir eine kostbare Zigarette aus dem Mund, als ich aus dem Bunker trat, und rollte sie ganz hoffnungslos weit auf den feuchten Sand hinaus. [...]

Den ganzen Nachmittag habe ich verpennt, und nun muss ich schon wieder bald auf Posten ziehen; das ist das stets gleich Zermürbende, dass man keine einzige Nacht einmal freihat, und keinen Abend; es ist wie eine einzige ewige Wache...

Es ist ein grosser Trost, dass nun ab 1. Oktober wieder auf ist; wenn es wirklich gerecht zuginge, müsste ich dann im Laufe des Oktober an der Reihe sein, denn die Kompanie besteht ja zu 80% aus Soldaten, die erst eingezogen wurden, als ich meinen letzten Urlaub schon drei Monate hinter mir hatte; es wird wohl nicht gerecht zugehen, deshalb mache ich mir auch wenig Hoffnung, aber ich werde mich zu Wort melden und ganz gemein frech werden, darauf kannst Du Dich verlassen, denn für 14 Tage Urlaub lohnt sich alles, ich werde mich melden... Im ungünstigsten Falle komme ich dann eben in 69 Tagen; daran ist nun einmal nicht zu rütteln...

Ich kann nicht viel schreiben heute, der Schlaf heute Nachmittag hat meine ganze Müdigkeit und Erschöpfung herausgeholt, und ich falle bald um vor Müdigkeit. [...]

Es wird eine lange, lange Nacht für mich werden, draussen im Sturm am Meer...

[...]

339. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 21.9.42

[...]

Heute hat es den ganzen langen Tag unheimlich geregnet, und wir haben nichts anderes getan, als unseren Unterstand, der ja unter der Erde liegt, vor einer Überschwemmung zu retten; der Boden ist zwar so ziemlich eine einzige Pfütze, aber es beginnt so langsam wieder abzuziehen; Hauptsache ist, dass unsere Betten und unsere Spinde trocken geblieben sind – Gott sei Dank...

Ich habe eine neue Idee, um im Oktober doch noch 14 Tage in Urlaub zu kommen, und ich zweifle nicht, dass ich Erfolg haben werde; ich werde zu meinem Chef gehen und ihm sagen, dass Du im Oktober – wann, wirst Du mir bitte schreiben – Ferien bekommst und dass ich erklärlicherweise gern in diesen Tagen nach Hause möchte, auch um bei der Einrichtung unserer neuen Wohnung zugegen zu sein – ich bin davon überzeugt, dass er mich dann zu dem Termin fahren lässt; schreib mir doch bitte, wann Du Ferien bekommst; [...] die Nächte werden immer ungemütlicher und stürmischer und feuchter hier; es ist nicht mehr sehr schön. [...]

Wie ich höre, ist auch wieder Geld für mich angekommen; auch eine erfreuliche Sache. Post ist heute noch nicht verteilt worden, aber ich hoffe sehr darauf, auch auf die Fortsetzung von «Onkel Toms Hütte», das ich wirklich mit Freude und Spannung gelesen habe; ach, ich habe lange nicht mehr gelesen, das hat mich auch ein wenig eingeschläfert, viel, viel mehr müsste ich lesen; schicke mir nur möglichst gute Sachen, die Du in verschickbarer Form auftreiben kannst.

22.9.42

3 Uhr morgens

Wieder ist eine tolle stürmische Nacht am Kanal für mich vorbei; ach, sie war lang, lang bei diesem Wetter; aber unsere Bude ist so ziemlich

wieder ausgetrocknet von dem heftigen Wind, vor allem aber das Bett, das Bett ist ganz schön trocken geblieben.

[...]

340. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 23.9.1942

[...]

Immer, wenn es hier am schrecklichsten ist, wenn ich todmüde von Wache komme und muss dann, statt ins warme Bett, zu irgendeinem Dienst raus, stundenlang im Gelände herumkriechen, und das Geschwätz und der Stumpfsinn der Kameraden bedrückt mich – dann, dann denke ich, dass ich mit Dir in Ruhe, Ruhe und Frieden über die phantastischsten Dinge plaudere, von denen niemand etwas versteht; ich glaube, soviel Hochmut muss man haben. Ich habe mich sehr gefreut über Deine kleine Erzählung von dem Film; ich kann ihn mir gut vorstellen; die reizvolle Artistenatmosphäre, eine liebenswerte, schöne Künstlerin und dann die leidenschaftliche Kunst René Deltgens; er ist wirklich ein Schauspieler, dessen Element einfach die Dramatik ist; ein Bursche für die Bühne par excellence; seine Stimme allein und das tolle Gesicht; ich habe ihn einmal als «Bastard» in der «Jungfrau von Orleans» gesehen auf der Bühne; es war ganz toll, obwohl eigentlich der Idealismus Schillers nicht so ganz seiner elementaren, modernen Wildheit entspricht; aber er ist ein so toller Schauspieler, dass er alles fabelhaft meistert. Ich möchte ihn gern einmal in einer Kombination mit Brigitte Horney sehen; das wäre bestimmt gut; sie hat soviel Elementar-Weibliches wie er Elementar-Männliches; ein tolles Drama gäbe das!

Immer wenn ich Dir schreibe, wenn ich überhaupt schreibe, geht es in Wirklichkeit von meinem Schlaf ab; aber was nützt mir das

Schlafen! Diese halbe Stunde, dies Schreiben enthält meine einzige Freude. [...]

Draussen stürmt und tobt es ganz schön wild; die See geht so hoch wie nie, und der Sturm fegt über unsere alte wackelige Bude!

[...]

*341. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 25.9.42

[...]

Heute Nachmittag ist es noch einmal schön; die Sonne scheint, und sogar warm ist es, und der Wind ist nicht allzu heftig; das erste Mal seit fast 10 Tagen, dass es einmal länger als eine Stunde anhaltend schön ist; die ganze Nacht und den ganzen Morgen hat es durchge-regnet, und der Wind sauste wie toll um unsere alte Bude, aber das Feuer brennt nun fast immer, eine wunderbare Einrichtung, das Feuer; wir sitzen dann um den alten klapprigen Ofen, der aber gut brennt, herum und rauchen schweigend unsere Zigarette; es ist meist eine sehr friedliche Stunde morgens (oder mittags nach Eurer Zeit) am Feuer; wenn wir aufgestanden sind, wird schnell das Feuer ange-facht – der Leidtragende, der gerade an der Reihe ist, muss mit den Kochgeschirren abdampfen, und dann warten wir rauchend und uns wärmend, bis er wiederkommt; dann waschen wir uns, nachdem es erst immer einen kleinen Streit gegeben hat, wer das Wasser diesmal holen muss – rasieren uns und putzen uns die Zähne – meistens wenigstens; Du glaubst gar nicht, wie sehr einen das moralisch heben kann, reine Hände zu haben und ein frisches Gesicht, und im Mund mit der erfrischenden Zahnpaste herumzuwühlen; manchmal auch, wenn wir sehr, sehr müde sind und das Wetter ganz selten erbärm-lich, dann lassen wir diesen Luxus fallen – aber so selten, dass es ei-

gentlich kaum erwähnenswert ist; um 2 Uhr beginnt dann der Dienst; Ausbildung oder Arbeitsdienst und Unterricht und Waffenreinigen bis 6 Uhr meistens; weil die Wachen jetzt schon immer früh aufziehen müssen; dann kommt wieder die Tragödie des Portionenholens für den jeweils Leidtragenden, der dann mit seinem Sack über der Schulter und der Kaffeekanne in der Hand abzieht; meistens gehe ich dann, weil es eine Gelegenheit ist, «hinaus»zukommen an die Kantine, an die Küche, vor allem aber, weil ich dann am sichersten bin, dass meine Post auch weggeht; abends muss dann so gegen acht noch einer weg, die Parole holen und die Post; er wird immer mit der größten Spannung erwartet, kannst Du Dir wohl denken, und es kommt gar nicht selten vor, dass dem Betreffenden mit scharfen Worten die Schuld gegeben wird, wenn für den einen oder andern keine Post dabei ist; wenn ich die erste Wache habe, von 8-2, dann bekomme ich meistens meine Post nachts um 2 Uhr, sonst – wenn ich als zweiter aufziehe – gehe ich sie meist selbst holen, wenn das Wetter nicht gerade allzu erbärmlich schlecht ist; es ist wieder eine Gelegenheit, allein einen kleinen Spaziergang zu machen zum Gefechtsstand des Zuges, über die Hügel, deren weite bunte Blumenfelder nun alle verblüht sind; ach, im Sommer war das oft eine tolle Pracht, die grossen, weiten wilden Wiesen voller Blumen!

Unser eigentliches Leben spielt sich aber in der Nacht ab, die nun immer länger und länger wird; unser Bunker liegt unten in einer kleinen Bucht, die zum Innern des Landes in eine lange Schlucht ausläuft, und durch diese Schlucht fegt uns der Wind immer scharf in den Rücken; aber wenn man schön warm angezogen ist, ist es oft eine helle Freude, allein zu sein mit seinen Gedanken und Freuden und Hoffnungen; jede, jede Minute rückt mich ja dem Glück näher; wir stehen immer zu zweien; einer sitzt im offenen Schnabel des Bunkers am M.G. und eine Stunde draussen, da wird immer peinlich genau abgewechselt, denn der, der am M.G. sitzt, hat es bedeutend besser; wärmer erst einmal, und dann kann er in Ruhe eine Zigarette oder eine

Pfeife rauchen; ich stehe jetzt meistens mit einem Volksdeutschen zusammen, der im polnischen Heer Feldwebel war, dann 2¼ Jahre in deutscher Gefangenschaft – erst 3 Monate in russischer!! –Weihnachten vorigen Jahres ist er aus der deutschen Kriegsgefangenschaft entlassen worden, und seit März dient er nun Deutschland als Soldat – ein tolles Experiment, nicht wahr! Er heisst Alois, ist ein richtiger, mit allen Hunden gehetzter Soldat, den man um keine Minute betrügen kann beim Ablösen; manchmal kann ich ihn so weit umstimmen, dass er mir polnische Volkslieder vorpfeift oder wenigstens vorsummt; das ist immer sehr hübsch; oder er erzählt mir aus der russischen Gefangenschaft und einer Liebschaft mit einer hübschen Sowjetkommissarin, die ihm die Gefangenschaft erleichtert hat; von seiner deutschen Gefangenzeit erzählt er sehr wenig, sehr selten. [...]

Schreib mir nur, wann Du Ferien hast! Das wird ein gewichtiges Argument sein bei meiner Urlaubserlangung!

342. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 26.9.42

[...]

Ich kann Dir heute Abend nicht viel schreiben, es ist sehr spät geworden, und ich muss schon gleich wieder raus. Morgen, morgen ist Sonntag, dann habe ich doch etwas mehr Zeit. [...] Die Mitteilung über den hinausgeschobenen Urlaub war mir sehr bitter, aber ich habe sie nun schon lange überwunden, wirklich – noch 60 Tage...

27.9.

morgens 9 Uhr

Wir haben nach Beendigung unserer Wache heute Morgen gleich durchgearbeitet; nun ist Dienst bis Mittag, dafür haben wir heute Nachmittag frei, um uns auszuschlafen...

Zunächst, damit ich es nicht vergesse, sage Mutter bitte, dass ich einen Brief von ihr mit 10.- Mk bekommen hätte; sie bat mich, es Dir zu schreiben, Du möchtest es ihr dann heimlich sagen; und bitte – wenn die beiden Kilo-Pakete noch nicht weg sind, denk an den Ebner: Wort und Liebe...

Das wäre alles Praktische, ich vergesse es allzuleicht, wenn ich es nicht gleich zu Anfang erledige...

Es ist ein selten schöner Sonntagmorgen heute, schmerzlich schön, wirklich; die See ist jetzt weit, weit draussen, und der Strand mit seinen vielen Pfützen und Kanälen ist prächtig in der Sonne; wirklich friedlich und sonntäglich ist alles; ich schreibe Dir jetzt im «Dienst»; mein Dienst ist nämlich folgender: «Waffen- und Munitionsreini- gen». Dazu bin ich aus unserer hölzernen Wohnbude hinuntergestiegen in den kleinen Betonbunker unten am Strand, dessen «Kommandant» ich bin und in dem ganze Berge von Munition aufgestapelt sind, die ich nun «reinige».

Durch den breiten Seh- und Schiessschlitz sehe ich links und rechts von mir nur den Strand und das weite, weite Meer; ganz rechts, fern und klein, die «weisse Nase»; ach, die ganze Bucht ist erfüllt vom Gekreis der Vögel, die noch einmal aufzuleben scheinen in dieser schönen warmen Sonne...

[...]

Ach, heute Nacht auf Posten habe ich mir mit meinem Kameraden alle luxuriösen Bequemlichkeiten so richtig lebhaft vor Augen geführt; ein warmes Bad, dann einen langen, langen tiefen Schlaf, danach reine weisse Wäsche anziehen, und dann ein wirklich gediegenes Frühstück, Weissbrot, Butter, Kakao, Schinken, Ei, auch Bohnenkaffee, Schlagsahne – und eine phantastisch gute, dicke Zigarre zum Abschluss; es liegt wirklich ein gewisser Genuss darin, sich solche

Dinge auszumalen, die gar nicht einmal so phantastisch sind; für uns sind sie eben wirklich märchenhaft in einer gewissen Weise; das Märchenhafteste und Notwendigste: ein warmes Bad, langer Schlaf und weisse, weiche Zivilwäsche ... überhaupt civil sein, eine Persönlichkeit sein; ach, an einem warmen schönen Sommerabend in einem leichten Anzug mit der Geliebten am Arm durch eine Stadt bummeln, eine Stadt im Frieden; das kennen wir doch gar nicht, nein, nein; und eine Reise machen, die Schönheit und beunruhigende Fremdheit anderer Länder und Völker erleben, [...] mein Gott, das sind doch alles menschliche Genüsse, die Tausenden, Tausenden geschenkt sind, aber unserer Generation ist es wohl gegeben, keinen Sonntag zu kennen, geschweige denn den Genuss der Fremde im Frieden...

Noch etwas Praktisches: Schreib mir bitte Theos neue Adresse, wenn er aus dem Lazarett kommt; er schrieb mir aus Dresden, ich möchte ihm gern antworten, im Lazarett wird er wohl nicht mehr sein, oder?

Einen Brief an Heinz Mödder bekam ich gestern Abend mit dem Vermerk «vermisst» zurück, es ist doch unsagbar traurig, von jemand zu wissen, dass er «günstigstenfalls» in Gefangenschaft ist; ich habe hier einen Kameraden, einen Deutsch-Polen, der fast 3 Jahre im Ganzen in russischer und deutscher Gefangenschaft war; es ist selbstverständlich, dass er mehr hat leiden müssen, als ein Deutscher vielleicht bei den Engländern wird leiden müssen an Erniedrigung und Hunger; aber es gibt wirklich nur noch eins, das schlimmer ist, glaube ich: der Tod. Das Nächstschlimmste ist die Gefangenschaft. In einem fremden Land hocken, ohne Nachricht über den Verlauf des Krieges, und dann bei der Lebhaftigkeit von Heinz, es wird ganz gewiss eine Qual für ihn sein.

[...] wir beide haben wirklich bisher ein tolles «Kriegsglück» gehabt, und ich glaube ganz, ganz sicher, dass auch in diesen zwei Monaten nichts mehr passieren wird; in der nächsten Woche schon kommen wir wieder zurück in «Ruhestellung», dann kannst Du ganz unbesorgt sein, und hier vorn ist es eigentlich noch harmloser; es wäre wirklich Wahnsinn und Selbstmord, wenn die Engländer hier angrei-



fen wollten, glaube das nur; die günstigsten Landeverhältnisse waren in den beiden mittleren Septemberwochen, da haben wir wirklich Tag und Nacht mit allem gerechnet und waren jede Stunde bereit, aber jetzt sind die Flutverhältnisse wieder sehr ungünstig; Du musst Dir vorstellen, dass er praktisch ja nur bei Flut landen kann, denn wenn Ebbe ist, muss er ja 600 Meter vor unseren Maschinengewehren über den flachen, deckungslosen Strand laufen, und dann würde er sich besser gleich drüben in England eine Kugel in den Kopf schießen; ausserdem muss es in der Morgendämmerung sein, denn nachts läuft er sich, selbst wenn er durchbrechen sollte, im Stacheldraht tot; also kommen für eine erfolgsversprechende Landung nur sehr wenige Tage in Frage, und ich glaube, für diesen Herbst hat er schon die günstigsten Wochen verstreichen lassen...

[...]

343. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 27.9.42 Sonntag,  
6 Uhr nachmittags

[...]

Nun habe ich einige Stunden sehr schlecht geschlafen, ziemlich unruhig und bin oft wach geworden; das liegt wohl daran, dass die Sonne so wunderbar scheint und das Wetter so unsagbar schön ist; ich darf gar nicht denken an die schöne Rheinpromenade in Köln und die Möglichkeit, mit Dir in solchem Wetter dort spazierenzugehen, es ist wirklich unmenschlich; der schöne Sonntag ist nun auch wieder bald vorbei; nicht mehr sehr lange, dann muss ich schon wieder aufziehen; aber bald, bald werde ich wohl wieder mehr Ruhe haben, wenn wir etwas zurückkommen, ganz in «Ruhe»; ich hoffe doch, dass man uns da wirklich einmal ein paar Tage Ruhe lässt, hoffen kann

man das ja immerhin; ich bin so müde und gereizt, weil die eintönigen Gesellen mit ihrem blöden Geschwätz mir irrsinnig auf die Nerven gehen; nicht einmal schlafen lassen konnten sie mich!

8 Uhr

Ich bin eine Stunde spazierengegangen, habe mich in die Kantine gesetzt – es gibt nichts Trostloseres als so eine Kantine –, habe für ungefähr 20 Mark Kekes gegessen, 6 grosse Pakete, und nun bin ich wieder «heimgekehrt»; ach, ich war wahnsinnig traurig einige Zeit heute Nachmittag, daher auch der fast perverse Appetit! Ich möchte doch einmal eine psychologische und auch physiologische Erklärung hören, warum Verzweifelte so rasend viel essen können; ob es eine symbolische Andeutung ist, dass die «Materie» uns besiegt hat?

28.9.42

1 Uhr nachts

[...] draussen rauscht die Brandung, dunkel, ewig lebendig, wie ein menschliches Herz ist das Meer, immer in Unruhe. [...] Nun sind es wirklich nur noch 2 Monate, jeder Tag, der vergeht, geht ab, bald wird es nur noch einer sein, ein Monat vergeht doch so schnell, dann noch einer, und ich bin bei Dir für 4 lange, lange Monate. [...]

Aber diesen Winter will ich arbeiten, arbeiten, wenigstens eine gute und grössere Arbeit will ich in diesen 4 Monaten beginnen und vollenden; ach, wenn das gelänge!

Mit dem Jahresurlaub sieht es so aus: Am 1. Oktober fängt der Urlaub wieder an zu laufen; dann fahren aber erst lt. Bestimmung alle die, die irgendwie in landwirtschaftlichen Betrieben arbeiten, dann kommen die Verheirateten mit Kindern und dann die anderen; so ganz aussichtslos ist die Sache wirklich nicht, wir können uns ruhigen Gewissens Hoffnung machen...

344. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 28.9.42

[...]

Es regnet schon wieder, den ganzen lieben Tag lang regnet es in einem durch, einer dieser feinen, aber unheimlich intensiven Regen; alles schwimmt, die Gänge zwischen unseren Kampfunterständen sind voll Wasser und Matsch, wirklich eine nette Bescherung; aber es macht mich in keiner Weise unglücklich, wirklich nicht; gleich wird die Post kommen, in einer Stunde vielleicht, und das warme Abendessen, eine prächtige Obstsuppe, und dann werde ich in mein immer noch trockenes, schönes Bett klettern.

Eben kam ich von einer Übung und bin dann wieder am Strand vorbei den weiten Weg zurückgegangen; es war gerade erst der Anfang der Ebbe, das Wasser stand noch ziemlich hoch, und zwischen den steilen Felsen und der Flut musste ich oft noch durchs Wasser waten – aber wirklich prächtig ist das, so nahe am Rande der Flut einherzugehen, Du siehst nichts als die unendliche See, die bei Regen immer grün ist, die langen Reihen der dichten Schaumkronen und darüber den Himmel; wirklich, es müsste phantastisch schön sein, eingehüllt in dichte Mäntel und die Gesichter und Köpfe geschützt durch Kapuzen, zusammen in diesem rieselnden Regen so am Rande der Flut einherzuspazieren. [...]

Bei Euch wird das Wetter ebenso sein, denn von hier bekommt Ihr ja wohl meistens Euer Wetter...

Es tropft, tropft durch unser Dach an vielen Stellen, an manchen rinnt und rieselt es auch, aber irgendwie unterirdisch scheint das Wasser wieder abzuziehen, die Bude ist immer schnell wieder trocken – das allerallerdümmste ist, dass wir kein Holz haben, sonst wäre es absolut nicht schlimm, wenn man ein helles Feuer entfachen könnte, hell und warm, dann wäre es schön, so am Ofen zu sitzen und

ein wenig zu träumen, bevor man ins Bett geht, um bis zur Wache zu pennen; ach, ich hoffe, hoffe doch, dass sich bis heute Nacht um 2 Uhr, ehe ich aufziehen muss, alles wieder ausgerechnet hat; dann ist es meistens sehr schön und klar, nach dem Regen. [...]

Es regnet, regnet wie irrsinnig, eben kam die Post an, der letzte Teil von Onkel Toms Hütte; mit dem Schreiben muss ich jetzt aufhören, es geht nicht mehr, überall tropft es durch...

[...]

345. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 29.9.42

[...]

Nun beginne ich den wahrscheinlich letzten Brief aus diesem Bunker; es ist bald 12 Uhr, Mitternacht, und ich habe heute eine günstige Wache bis halb eins, dann kann ich pennen bis morgen früh.

Es ist eine milde, schöne Nacht draussen, die letzte Nacht in dieser Sandwüste. Ach, ich will nicht «Wüste» sagen, das klingt zu grob und hässlich. Es ist doch wirklich schön hier, und es wird mir bitter sein, morgen in einem hässlichen Industriedorf zu schlafen, in einem Mauergewirr, ohne das Meer in der Nähe und ohne die berauschend schönen Morgen und Abende, ohne die demütig schöne Parade der Fischerboote die Küste entlang.

Unser Bunker bietet jetzt in dieser Stunde ein sehr sonderbares Bild; zwei meiner Kameraden hatten die letzte Abschiedsrunde durch sämtliche drei Kneipen unseres Ruinen-Dorfes und sind nun vollkommen, aber auch vollkommen betrunken angelangt, drei Stunden nach Zapfenstreich; der eine sitzt nun auf dem Rand der untersten «Koje» und brabbelt vor sich hin, der andere liegt, von Schnaps und Wein völlig bewusstlos, in einer Ecke auf dem Boden und schnarcht.

Ich habe eben mehrmals versucht, ihn aufzuheben, aber er ist ein zu stabiler Brocken, und Besoffene sind bekanntlich sehr schwer, andererseits fürchte ich auch, dass er sich «ergießen» könnte, wenn ich ihn allzu heftig bewege, und das wäre eine nette Bescherung. Ach, weisst Du, es gibt kaum etwas Traurigeres als einen betrunkenen Soldaten, einen so hoffnungslos betrunkenen Soldaten. Das ganze absolute Elend dieses Daseins eröffnet sich in solchen Gestalten; ach, was die armen Kerle mir eben im Suff alles erzählt haben, wie sehr sie doch im Grunde genommen leiden unter diesem Dasein, was man niemals sonst bemerkt, wenn sie, ohne zu klagen, Tag und Nacht ihren Dienst tun.

Ich habe sie jedenfalls beide gut ins Bett gebracht – man muss als Soldat sogar Mutter spielen können, alles, alles muss man können –, und nun muss ich noch, wenn die beiden gleich wach werden, denn einer muss mich ablösen von diesen Burschen, und in einer Stunde wird wohl einer wieder ablösefähig sein. Auch das muss man können, in einer Stunde nach dem Rausch wieder Dienst machen. Ich habe ja selbst oft genug fast – nur fast! – zuviel getrunken!

[...]

346. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, 29.9.42

[...]

Ganz kurz auch Dir die Neuigkeit, dass ich wieder einmal versetzt werde, ganz harmlos, zu einer «bodenständigen» Einheit; wirklich eine sichere Sache.

Es wird wieder einige Tage keine Post geben, das ist das Traurigste, sonst ist es wahrscheinlich mein Vorteil... schreib mir nur weiter an die alte Nummer, bis Du die neue Adresse hast. Ach, vielleicht bedeutet das baldigen, baldigen Urlaub, das ist nicht ausgeschlossen.

[...]

Mein fast unheimliches Soldatenglück verlässt mich nicht! In eine «bodenständige» Einheit kommen ist der Traum aller! Ach, Du weisst es, dass ich mich vor nichts fürchten würde, auch nicht vor dem Osten, aber um Deinet- und auch um Mutters willen bin ich glücklich, dass ich Dich reinen und ruhigen Gewissens beruhigen kann. Also, keine Angst, keine Sorge, [...] noch 2 Monate!

[...]

347. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 30.9.42

[...]

Ich bin heute früh aufgestanden, weil ich meinen Bunker mit Waffen, Munition und Gerät noch ordnungsmässig übergeben muss, eine Heidenarbeit; heute Mittag um 4 geht es dann los, wohin, ist noch nicht bekannt, aber es soll in der Nähe von Paris sein.

Diese Versetzung macht mir viel Hoffnung, ich verspreche mir viel davon; wenn ich nur erst da wäre und die Post lief wieder. [...]

Heute wird es noch einen Tag mit viel Arbeit, Warten und Unruhe geben, dann kommt die Reise mit vollem Gepäck, aber lange, lange kann es doch nicht dauern...

mittags 3 Uhr

Ich verlasse das alte vertraute Widerstandsnest; ach, was wird es in dem neuen Verein geben, ich bin wirklich gespannt, ich setze viel Hoffnung auf diese Versetzung; das wichtigste ist, dass die Post bald läuft...

[...]

*348. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Calais, den 30.9.42

[...]

Ich sitze in der ersten Zwischenunterkunft in Calais bei einem lustig brennenden Kamin in einem ehemaligen französischen Clubhaus; eben im Radio habe ich ein paar Takte wirklich menschlicher Musik aufgefangen. [...]

Nicht einmal mehr 2 Monate, dann werde ich allerspätestens bei Dir sein. Sage Mutter doch bitte, dass ich ihre 50.- Mk bekommen habe und dass ich sehr, sehr glücklich darüber bin, denn sie werden mir ein notwendiger finanzieller Rückhalt sein.

*349. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 1. Okt. 1942

[...]

Wir sind durch das sonderbar reizvolle sumpfige Departement Somme gefahren und stehen nun in Amiens auf dem Bahnhof; durch Dörfer, die fast nur aus prallen Obstbäumen zu bestehen schienen; Dein Herz hätte gelacht, [...] lange Strecken nur durch sumpfige Wiesen und Wälder, das Ziel ist immer noch nicht ganz klar, wahrscheinlich doch Rouen, trotz der Umwege. [...]

Amiens, [...] schöne Erinnerungen tauchen auf für mich aus den letzten Wochen meiner Lazarettzeit 1940, wo ich als Genesender eine selten schöne friedliche Zeit verbringen durfte; einen wunderbaren goldenen Herbst nach dem Feldzug, als noch alles schrecklich wüst war und «vom Krieg» noch dampfte; eine Erinnerung daran ist das dunkelrote Weinrankenblatt; in meiner Traktl-Ausgabe kannst Du es finden.

Auch böse Erinnerungen an Wochen voll anstrengender Märsche mit vollem Gepäck auf den heissen, baumlosen glatten Asphaltstrassen, in der kahlen Gegend der Somme, die der Weltkrieg vollkommen verwüstet hat...

Ach, heute ist es schön, ein wirklich selten kostbarer Tag, mild und schön, fast schmerzlich schön, aber ich bin voll Hoffnung.

[...]

Es wird nun dunkel, und der Zug setzt sich in Bewegung...

Rouen, den 2.10.42

Rouen ... wir haben die ganze Nacht auf dem Bahnhof gelegen, eng zusammengepfercht wie die Karnickel, und nun sind wir ausgeladen und mit unserem vollen Gepäck nach einem sehr kurzen, aber sehr anstrengenden Marsch in eine Zwischenunterkunft gekommen; in ein Lager verfrachtet, das einst für deutsche Kriegsgefangene 1940 angelegt worden ist von den Franzosen; ein Gefangenenlager, eine vollkommen irrsinnige Angelegenheit, fast 1'000 Baracken auf einem verhältnismässig kleinen Raum, helle, öde Wellblechdinger, das ganze sieht aus wie eine perverse amerikanische Angelegenheit; wenn man nicht die Nummer seiner Baracke weiss, ist man verloren. Trotzdem bin ich voll Hoffnung. [...]

Heute Morgen, als wir durch die Strassen gingen, da kamen die Französischen noch ungewaschen aus ihren kleinen Häusern oder guckten zu ihren Fenstern raus, die ganze Wollust des Schlafes hing noch über ihren Gesichtern, die ganze Freude, ein Haus zu haben und darin zu sein. Das Gefühl der Heimatlosigkeit packte mich ganz wild, wie ich so dahinziehen musste in den schrecklich schweren Stiefeln mit meinem schweren Gepäck.

Vier Tage werden wir wahrscheinlich hier liegenbleiben, morgen hoffe ich Ruhe zu einem langen Brief zu finden.

Vor mir liegt die schöne Stadt Rouen, und gleich werde ich sie geniessen, ganz allein. [...]



350. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Rouen, den 3. Okt. 42

[...]

Es gibt viel Warten, viel Anstehen, wie das so üblich ist bei der Aufstellung eines grossen Vereins, gar keinen eigentlichen Dienst, aber auch wenig Ruhe; abends entweiche ich in die Stadt; gestern war es sehr nett; ich bin erst eine Stunde durch die Stadt gewandert, habe mich von ihrer reizvollen, altertümlichen Atmosphäre einfangen lassen, und von der Buntheit ihres Lebens; und die Kathedrale, ach ... die Kathedrale, ich finde keine Worte... Eine Stunde habe ich in einem der grossen Cafés gesessen, mitten im Gedränge von Soldaten, Paaren, Mädchen und Bürgern, ganz allein, köstlich allein. [...]

4. Okt. 42

Gestern musste ich das Schreiben ganz plötzlich abbrechen, weil im ganzen Lager das Licht ausging.

Ich wollte Dir erzählen von diesem Abend, von den 2 Stunden in dem Café, dort unten am Ufer der Seine; goldener Sommer lag noch über allem, eine grosse Menge bunter Menschen promenierte da vorbei, und ich war glücklich; und manchmal spielte die Kapelle einen Walzer von Strauss oder Lanner, das war sehr hübsch. [...]

Gestern haben wir dann fast den ganzen Tag, vom Morgen bis in den späten Nachmittag, auf einer grossen, grossen Weide gelegen, gestanden, gewartet, da sind wir nun endgültig zusammengestellt worden, und morgen oder übermorgen werden wir dann in unsere Quartiere in der Umgebung von Rouen abrücken; es ist etwas Tröstliches, dass das Ganze nun Form anzunehmen beginnt; ich bin leider wieder Gruppenführer geworden, aber vorläufig noch ohne Gruppe. Es war ein tolles Getriebe draussen auf dem weiten Feld; unübersehbare Mengen von Soldaten, Offiziere mit ihren Pferden dazwischen,

ein Rufen und Antworten, ein Betrieb wie auf den Märzfeldern unserer Vorfahren, genau so stelle ich mir das ungefähr vor...

Abends blieb doch noch etwas Zeit, um in die Stadt zu gehen; die Kathedrale ist wirklich unsagbar schön, am schönsten von allen ist mir bisher Notre-Dame in Paris erschienen, aber da war es wohl die unsagbar schicksalhafte Atmosphäre der Stadt, die sie mir so erscheinen liess; die schönste von allen ist sicher die von Rouen; als ich gestern im Dämmer vor ihr stand, war ich wirklich sprachlos. Sehr, sehr gefreut hatte ich mich darauf, heute Morgen dort in den Gottesdienst zu gehen, dann in einem hübschen kleinen Café einen Brief zu schreiben, ganz abseits vom Getümmel der Märzfelder, aber nun hat mir unser neuer Spiess dadurch einen Strich gemacht; er sagt, es dürfe niemand das Lager verlassen; so muss ich nun hier sitzen, in der öden Wellblechbude; kalt ist es, öde, und das widerliche Gemurmel lächerlicher Laute umgibt mein Ohr. [...]

Morgen muss ich weg auf ein Kommando nach Arras, dort müssen wir Fahrräder abholen; darüber wird auch wieder eine Woche vergehen, dann ist der halbe Oktober vorüber; die Tage werden schnell vergehen, und zwischendurch kann ich doch wohl noch einmal nach Deutschland kommen; bei Aufstellung einer neuen Truppe gibt es doch allerlei in Deutschland abzuholen, und da regnet es Dienststreisen. [...]

Ich hätte Dir so gerne etwas erzählt von der Buntheit und Schönheit der Stadt, der ganzen Atmosphäre, die nach 3 Monaten Bunker für mich wirklich ein Erlebnis ist, aber mitten in der kalten öden Baracke und in der Umgebung von Geschwätz gelingt es mir nicht, etwas von der Atmosphäre einzufangen...

351. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Rouen, den 4. Okt. 42

[...]

Es ist nun Sonntagnachmittag, schon spät, ganz, ganz leicht beginnt schon der Dämmer; es ist mir doch noch gelungen, in die Kathedrale einzudringen heute Nachmittag, ach, ich war sehr glücklich, dass ich einmal allein war; bisher hatte ich immer noch jemanden bei mir; ich bin lange durch die sonntägliche Stadt gebummelt, die voll bunten, bunten Lebens ist; es sind nur grausam viele Uniformen hier, das ist das Bedrückende; nun sitze ich im Soldatenheim im Schreibzimmer, ein grosser, wunderbar stiller Raum, ehemals sicher der Wohnraum einer französischen Patrizierfamilie; sehr still ist es hier, ziemlich hoch, und man sieht hinunter auf das bunte Gewoge einer grossen Strasse, deren Lärm, etwas harmonisiert und gedämpft, bis hierher dringt; man könnte sich wohl denken, dass hier an einem Sonntagnachmittag Vorjahre eine junge Französin am Flügel gesessen hat.

[...]

Ach, immer wieder fällt es mir ganz schwer und traurig auf die Seele, dass ich ein solches Instrument nicht spielen kann; wie schön wäre es, ich könnte mich nun hierher setzen und ein wenig träumen in leichten und schönen Melodien, die das Widerspiel meines Herzens wären...

Ach, in der Kathedrale habe ich mich lange auf einen Stuhl gesetzt und mich den strengen und berauschend feierlichen Formen der Gotik hingeeben; meine brennenden und von den klobigen Stiefeln gequälten Füsse erholten sich, und mein Herz hatte wirklich Ruhe, ach, und ich habe beten können, [...] dass ich ... arbeiten kann für das Reich Gottes, «denn es gibt ja nichts, was uns glücklicher und freier und reicher macht, als die Arbeit für das Reich Gottes!», so habe ich geschlossen. [...] Es ist wirklich notwendig, dass die ganze wüste Qual einmal gebändigt und gereinigt wird, ehe ich wieder arbeiten kann...

In der Kathedrale, oben in der Rundung des Chors, ist ein Grabstein, darauf liegt ein junger Edler; ein unheimlich grosser edler Kopf mit einem schmalen kleinen Leib, ein gutes, edles Gesicht mit einer Riesenkrone, ein «Heinrichsgesicht, und ein Königsgesicht»; «Henricus Junior», Sohn des «Ricardi-Corleonis» steht darunter; auch diesen meinen Namensvetter, der vielleicht heilig ist, habe ich gebeten, ein wenig für den Soldaten Heinrich Böll zu tun; er ist vielleicht selbst ein Soldat gewesen, ein hoher Offizier, der oft mit seinem Pferd über das Märzfeld geritten ist, vielleicht auch hat er nicht viel getaugt zu diesem Beruf, so wie ich! Auf jeden Fall hatte er doch sicher etwas vom Löwenherzen seines Vaters, und er wird an mich denken, wenn er vor dem Thron Gottes steht. [...]

Ich möchte mich gern irgendwo in ein kleines Cafe setzen und ein wenig ruhen und träumen, aber bisher fand ich keins, wo sich die Soldaten nicht bald zu Tode drängten, aber ich will noch einmal mein Glück versuchen und noch irgendwo einen köstlichen «Bordeaux blanc» trinken. [...]

Manchmal hoffe ich, Edi zu treffen, das wäre ein Hauptvergnügen, wenn ich mit dem irgendwo zusammensitzen könnte, aber Du schreibst mir ja, dass er weg ist von hier; vielleicht ist er aber doch irgendwo in der Nähe; auf jeden Fall möchte ich mit ihm in Verbindung treten, schreib mir bitte seine Nummer noch einmal...

Das grosse, entsetzliche Heerlager draussen vor der Stadt werde ich ja nun morgen wieder verlassen und für ein paar Tage in eine wieder fremde Stadt fahren; lange wird es dauern, bis ich wieder Post von Dir habe, sicher noch 10 Tage...

352. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Rouen, den 5. Okt. 42

Wir haben noch einmal zwei Stunden Aufenthalt, ehe unser Zug weiterfährt nach Arras. [...]

Heute Morgen haben wir lange im Dunst der Dämmerung an der Seinebrücke gestanden und gewartet auf einen Unteroffizier, das ganze Gewoge der Stadt zog an uns vorüber, ein buntes Leben, sehr animierend.

Dann haben wir uns noch einmal fast wollüstig gepflegt, Stiefel putzen, waschen, Haare waschen, rasieren und ein nettes Frühstück, denn warmes Essen bekommen wir selten; für zehn Tage habe ich Marschverpflegung fassen müssen, einen ganzen Berg von Zeug, und Du weisst es wohl noch von Deiner Tätigkeit an der Frontleitstelle, wie wir es mit der Marschverpflegung zu halten pflegen; es ist aber auch Wahnsinn, einem alles für zehn Tage auf einmal in die Finger zu drücken; ich rauche jetzt schon meine Zigaretten für Sonntag, und heute Morgen habe ich die Butter für Donnerstag gegessen; aber man kann hier noch viel nebenbei essen, zwar sehr teuer, aber mit Geld bin ich die ersten Tage noch versehen. Ach, ich lasse die Tage dahintreiben ins Nichts, und eines Tages werde ich auf den Kalender sehen und wieder anfangen zu zählen, die Tage, die dann schon sehr, sehr geschmolzen sein werden. Heute Morgen habe ich in einer plötzlichen Laune einen Rotstift gekauft; ich glaubte, dass es sehr hübsch sein würde, in Rot an Dich zu schreiben, aber nun ist der Stift im Nu stumpf geworden, und Du wirst Deine liebe Not haben mit der Schrift. [...]

Noch will ich nicht anfangen, die Tage zu zählen, erst wenn ich von diesem Kommando zurück bin, dann wird es nur noch eine erträgliche Zahl sein. Ich muss jetzt aufhören zu schreiben, mein Papier ist zu Ende, alles habe ich in meinen Tornister verpackt, der auf dem

Bahnhof liegt; weisst Du, was ich wiege mit vollem Gepäck, Gewehr und allem Kram: 140 Kilo, eine nette Chose, nicht wahr?

[...]

353. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Arras, den 6.10.42

Ich habe mich noch für eine Stunde vom Bahnhof schleichen können, nun bin ich etwas durch die wunderbare Stadt spaziert, ein ganz stilles Städtchen voll klassizistischer Häuser, viele verträumte Strassen, dunkle Alleen und fast tote Plätze. [...]

Ein wirklich rätselhaft reizvolles Mädchen, sehr niederländisch anmutend eben in dieser stillen Strasse, die fast unbewohnt zu sein scheint, das hat überall die Atmosphäre der Madame Bovary; überall in Frankreich, in vielen stillen Strassen ist sie mir begegnet; oft auch als Phantom oder lebendig hinter einer Gardine, oder im Strassenkostüm, die Hübsche, Sinnlichsentimentale ohne Tiefe, in deren Augen die wilde Verzweiflung des Nichts lauert...

[...]

354. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Arras, den 6.10.42

[...]

Ich sitze auf einem elenden Häufchen Stroh in einem Güterwagen, eng eingepfercht zwischen 45 Fahrrädern, um mich herum sind noch 6 Mann, und alle warten, warten wir, dass der Zug sich in Bewegung setzt. [...]

Gestern Abend haben wir wunderbar im Hotel geschlafen; spät kamen wir erst hier an, dann gleich ins Hotel, in Ruhe noch ein Glas Wein in der Halle getrunken und die letzte kostbare Zigarette geraucht, und dann in das luxuriöse Zimmer; dann hing da auch noch ein verheissungsvolles Plakat von einem Klavierkonzert: Chopin und Debussy, das am 8. stattfinden sollte, aber meine Hoffnung, dass wir dann noch hier wären, hat sich zerschlagen.

Das allerschlimmste bei allem ist, dass man nicht einen vernünftigen Menschen bei sich hat; es ist zum Verrücktwerden, wahrhaft zum Überschnappen... Noch 53 Tage ... ich habe doch angefangen zu zählen, es ging nicht mehr. [...] Gott möge mich bald erlösen aus diesen unerträglichen Fesseln, er möge mich leben lassen, ach, denn dieses hier ist der Tod...

355. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

en route, den 8.10.42

Das ist nun gestern der erste Tag gewesen, an dem ich Dir keinen Brief schreiben konnte, aber immerhin ist doch der Anfang eines Briefes zustande gekommen.

Nun hängen wir schon zwei Tage in unserem Käfig mit den trockenen, dünnen Fahrrädern; wir werden herumrangiert, dass uns sämtliche Knochen zu krachen drohen, aber schlafen kann man des Nachts ganz gut, wir haben uns ordentlich Stroh hereingepackt, und gute Decken haben wir; wirklich, man schläft ganz gut, wenn auch morgens die Knochen etwas wehtun; meine Nase ruht immer zwischen zwei Gummischläuchen, aber an den Geruch habe ich mich schon gewöhnt. Morgen Mittag werden wir, so Gott will, am Ziel sein. [...]

Die Tage gehen ziemlich schnell dahin, das ist das Einzige, was irgendwie tröstlich ist bei dem Ganzen.

Überall auf den Güterbahnhöfen, wo wir lange warten müssen, liegen Äpfel zentnerweise auf dem Boden, die beim Rangieren von den hochbeladenen Waggons fallen; schade, dass ich kein Freund davon bin; ach, es wäre etwas für Dich, so tagelang zwischen hoch mit Äpfeln beladenen Wagen einherzufahren. Es ist schon schwer, in einem solchen Leben, in solcher Gesellschaft an das Leben, an «unser Leben» zu glauben, aber Gott hilft mir immer wieder, sonst könnte ich es ja keine Sekunde ertragen; der Tag, an dem es wieder Post gibt, kommt ja auch immer näher, dann wird alles wieder besser sein. [...]

Gestern haben wir lange bei Amiens auf einem Verschiebebahnhof gelegen und sind ordentlich durcheinandergerappelt worden, nachts geht es immer toll her, diese Franzosen fahren wie die Kinder!

Nun liegen wir wieder in der Nähe von Rouen fest; ich sehe die sehr schöne Spitze der Kathedrale in der Ferne; von Rouen haben wir noch 20 km, für diese 20 km werden wir noch mehr als einen ganzen Tag brauchen!!

356. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

10.10.42

Das grausamste ist, dass ich keine Post bekomme; ach, es kann noch lange dauern, ehe ich wieder Post habe, und ich will nicht jetzt schon anfangen zu verzweifeln...

Wir liegen in einem kleinen Städtchen an der Eure, in einem reizenden Schlösschen, ach, das Städtchen ist auch sehr hübsch, und unter anderen Umständen wäre es eine Freude, hier zu sein. Aber so ... alles Schöne, was man sieht, ist nur eine Qual in dieser Gesell-



schaft, in diesem Rock. Ich zähle die Tage nicht mehr, es ist zu sinnlos, es sind noch zu viele. Abends gehe ich spazieren ... morgen kann ich leider nicht ausgehen, den ganzen Tag muss ich in der Bude bleiben, weil ich U.v.D. habe...

Es ist das elendeste Leben, das man sich denken kann. Ich bin wieder als «Ausbilder», als Gruppenführer, hierhergeschickt worden, das ist das Traurigste, denn mir liegt das absolut nicht, jeden, jeden Tag derselbe elende Dienst...

Wie schön war es am Meer, an der Küste, da gab es Post, und die Tage flogen dahin.

357. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 11.10.42

[...]

Ich bin heute den ganzen langen Sonntagnachmittag auf der Schreibstube; es gibt viel Arbeit, Lauferei und Bedienung der Herren und ausserdem viele Vorbereitungen für unseren morgigen Umzug; das wird dann hoffentlich für einige Wochen der letzte Umzug sein; eben jagen mich die Herren hinaus in die Stadt, Kuchen zu besorgen für eine Fresserei heute Nachmittag; so ein Wahnsinn, als ob es in einer kleinen französischen Stadt am Sonntagnachmittag noch Kuchen gäbe! Aber ich kann nichts daran ändern, ich muss wenigstens so tun, als ob ich es versuchte...

Zu meiner grossen Freude erfuhr ich eben, dass wir heute im Laufe des Tages wahrscheinlich unsere Feldpostnummer bekommen, einmal eine positive Neuigkeit seit langer Zeit; nun werde ich doch wieder von Dir hören, wenn Du noch lebst... wenn Du nur noch lebst!

Morgen werden wir also nach einem kleinen Marsch wieder ein neues Städtchen sehen, das dann für einige Wochen einmal unsere

festen Station sein wird; das Zigeunerleben hört dann Gott sei Dank auf; dann gibt es wieder Post, Post und auch etwas zu rauchen, vor allem aber kann man sich noch einmal pflegen, alle schmutzige Wäsche und die Strümpfe waschen lassen; es ist alles wahnsinnig verdreckt durch die Reiserie im Waggon und unter allen möglichen Umständen. [...]

Gestern Abend habe ich mit wahnsinniger Anstrengung unter den schwierigsten Umständen in einer ganz finsternen Kneipe zu einem sündhaften Geld ein paar Zigaretten aufgetrieben; wenigstens ein ganz winziger Trost bei aller Einsamkeit und aller Not. In 10 Tagen werde ich wohl spätestens dann etwas von Dir hören, ich kann wenigstens die Tage zählen, bis die Post den Weg zurück wird gefunden haben; das ist doch ein grosser, grosser Schritt weiter. Heute Morgen war ich mit dem Fahrrad für die Kompanie unterwegs, ausserhalb unseres kleinen Städtchens; ich hatte eine Panne und musste mein Rad zurück schieben; da begegnete mir etwas ganz Sonderbares, als ich mit meinem Rad über die kleine Eure-Brücke schritt und in die erste Strasse trat; in einem kleinen Hotel in der Mitte der Strasse im Fenster des oberen Stockwerks stand eine Frau, ach, eine Frau, und ich dachte im ersten Augenblick, das wärst Du; sie hatte so einen ärmellosen kurzen Pullover an wie den, den ich Dir damals aus Antwerpen mitbrachte; sie hielt die Hände vors Gesicht... und ich sah nur ihre braunen Haare, ihre Brauen und die Stirn, es war so, genau als ob Du im Fenster stündest und weintest, ach, Du warst es nicht, das sah ich wohl, als ich näher kam, Du warst es nicht; die Frau floh ganz erschreckt zurück, ich mag sie wohl etwas sonderbar und lange angestarrt haben, vielleicht allzu wild. [...]

Ich bin ganz sonderbar versunken, ein richtiger, wirklicher «Landseser» geworden, nicht in einem üblen Sinne, aber ich hasse dieses Totenleben hier, doch in meinem Innern brennt immer, immer – fast schon fanatisch – das Bewusstsein, der Stolz, dass ich geboren bin zu einem anderen Leben. [...]

Draussen brüllt einer unsere Feldweibel ganz entsetzlich herum, auf dem Flur dieses hübschen kleinen französischen Schlösschens,

---

mehr brauche ich Dir nicht zu sagen, als dass Sonntag ist: das ist mein Leben, ganz ungewöhnlich elend und erbärmlich, aber ich weiss ja, weiss, dass «unser Leben» beginnen wird...

[...]

358. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

O.U., den 12.10.42

[...]

Ich bin so müde von einem Marsch in unser neues Quartier, das eine grosse Enttäuschung ist. Ich habe vielleicht zuviel von dem grossen Trost getrunken, vom «Bordeaux blanc»...

Ich habe hier mit einem Russen Freundschaft geschlossen, der seit Ende des Weltkrieges hier in Frankreich ist; er hat meinen Nikotindurst ein wenig befriedigt; er hat mir Tabak geschenkt, denk Dir, ein Russe, der mir Tabak schenkt in Frankreich 1942! Das ist wahrlich wie ein Wunder! Wirklich! Dafür werde ich ihm morgen meine Brotration ganz schenken; ich werde es tun, obwohl ich Hunger habe; denk Dir nur, ein Russe, der mir im Jahr 1942 in Frankreich Tabak schenkt!!!

[...]

359. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 13. Oktober 42

Ich habe noch einmal Gelegenheit, einem Kameraden einen Brief mitzugeben. Ach, vielleicht – ich habe immer spekuliert darauf – kann ich nächstens selbst einmal fahren und für andere Post mitneh-

men; Gott gebe es, dass unsere Wartezeit noch einmal verkürzt und unterbrochen wird, Gott gebe es, ach, Gott ist ja unsere einzige Hoffnung in allem...

Die Gesellschaft hier, die neuen Kameraden, Unteroffiziere und Offiziere, sind natürlich alle noch fremd und nicht ausgesprochen sympathisch; der Spiess allerdings ist ein sehr Ruhiger – Der Dienst ist auch nicht sehr erfreulich, immer «Unterführer-Ausbildung; man muss sich intensiv mit Dingen beschäftigen, denen man absolut kein Interesse abgewinnen kann; aber ich kenne das ja schon, und toller, als es damals in der alten Kompanie war, kann es ja gar nicht werden; diese abgenützten widerlichen Dinge, die meine Seele bedrücken und mich mir selbst ganz fremd machen, wirklich mir selbst ganz fremd bin ich geworden. [...]

Eben bin ich ein wenig spazierengegangen und habe bei den Franzosen ein paar Blumen erbeten; einen Strauss wunderbarer Herbstblumen, die nun in unserer kahlen Stube auf dem Tisch stehen; ach, der schöne Herbst wird auch immer älter und bleicher und bald hat er allen, allen Glanz verloren...

[...]

360. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 14. Oktober 42

Es ist unsagbar schön hier, der kleine Fluss, an dessen Ufern ein Höhenzug, fast wie das Siebengebirge; reizende kleine Dörfer, auch das, worin wir liegen, mit verträumten Gassen, die vom Schicksal manchmal zu explodieren scheinen; so eine Dorfgasse, besonders hier in Frankreich, wo man nach aussen immer nur kahle Mauern sieht, viele Mauern, um jedes winzige Stückchen eine hohe Mauer; und auch die Häuserfronten sind ziemlich kahl, während nach innen alles viel prächtiger und wohnlicher ist; tatsächlich sind die Wohnun-

gen oft eine phantastische Überraschung; so eine Dorfstrasse ist immer bedrückend voll von schicksalhafter Atmosphäre; dunkle, von der Erde bestimmte Schicksale blühen und bluten, haben geblüht und sind verblutet; ach, und die phantastischen Bäume, nun im Herbstglanz erschreckend schön und prächtig, ich denke mir immer, dass ich vielleicht in unserem späteren Leben einmal im milden Licht des Abenddämmer unter einem solchen Baum stehen werde. [...]

Wir wollen warten auf den grossen, grossen Tag, wo ich Köln wieder aus der Ferne vom Zug aus sehen werde, in dem unglaublichen Bewusstsein, 4 Monate menschlichen Lebens vor mir zu haben. [...]

Ohne Hoffnung sein, ich glaube, das ist das Allerschlimmste, der dem Tod ähnlichste Zustand unter den Möglichkeiten menschlicher Existenz; oft wenn man so Landser Typen sieht mit ganz erloschenen stumpfen Gesichtern, in denen jede Hoffnung erloschen zu sein scheint, sie flackern etwas auf, wenn das Essen erscheint oder das Abendbrot oder die Zigarette, dann flackert etwas auf, aber sonst vegetieren sie Tag um Tag stumpf dahin, ganz grauenhaft, [...] es ist nicht einmal schwer, in einen solchen Zustand zu verfallen, ich könnte wohl auch so einer werden, vollkommen stumpf und erloschen und ohne jedes Leben, ach, wie leicht kann man; es ist doch ein erschütternder Beweis für die Existenz Gottes und seine Güte, dass wir noch fähig bleiben zu hoffen, auf das Leben zu warten; bei diesem stumpfsinnigen Dasein, das wir führen müssen, wäre es gar nicht so unwahrscheinlich, dass auch wir untergingen.

361. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 15. Oktober 42

[...]

Heute war einmal ein wunderschöner Tag, der mir sehr, sehr schnell vergangen ist; herrliches Wetter war es; morgens regnete es, ganz dünn, aber phantastisch, dieser dünne, feine Regen; nachmittags war der herrlichste Sonnenschein, ein selten schöner Herbsttag, fast heiss war die Sonne, und alles war herrlich klar und schön, mild; das kleine Flüsschen hier zieht sich durch ein ziemlich breites Tal, das links und rechts von hübschen kleinen Hügelwellen umrandet ist, auf dem schöne, deutsch anmutende Laubwälder stehen, vielleicht kannst Du Dir das vorstellen trotz meiner schlechten Beschreibung; den ganzen Nachmittag bin ich in diesem hübschen Tal hin und her gefahren mit dem Rad, ich sollte Eier, Mehl und Butter besorgen für die Kompanie zu einem Kuchen für Sonntag. Es war das herrliche Gefühl des Schulschwänzens, das mich erfüllte, als ich den öden Unterricht über Gewehre und das darauffolgende Exerzieren quittieren konnte, um ganz allein abzuhaufen. Allerdings bedrückte mich ein wenig die Schwere der Aufgabe, aber es war doch wunderbar, von einem Hof zum andern zu gondeln, langsam, friedlich und feierlich den schönen Nachmittag geniessend, manchmal im Strassengraben sitzend, eine Zigarette rauchend, oft in einem kleinen Café bei einem Glas Wein, im Gespräch mit der Wirtin oder dem Wirt; und es ist auch amüsant, mit den Bauern auf den Höfen zu verhandeln; es gibt kein hartgesotteneres Volk, aber man muss wirklich staunen oft über die grandiose «politesses», mit der sie einen manchmal abtun können; ach, sie lassen einen oft lächelnd lange fragen, nur weil es ihnen Spass macht, mit einem Deutschen Französisch zu sprechen; ich lerne sehr viel dabei, aber ich bin masslos abhängig von Stimmungen; wenn ich froh bin und glücklich – so wie heute –, dann kann ich oft fast fliessend sprechen, dann macht es wirklich Spass; oft auch bin ich unfähig, die ein-

fachsten Worte herauszubringen; lange habe ich bei einer alten Bäuerin gegessen, die ganz allein auf dem Hof war, während alle, Sohn und Schwiegertochter und Enkel, auf dem Feld waren; sie erzählte mir von ihrem Mann, der in deutscher Gefangenschaft war und später als Besatzungssoldat im Rheinland, der ihr viel erzählt hat von der deutschen Art, Weihnachten zu feiern, die ihr mächtig imponiert hat; sie fragte mich, ob ich Kinder hätte, und bewunderte meinen Trauring, wirklich, sie bewunderte ihn; das machte mich sehr froh; ich musste eine Tasse Milch trinken – dann schmeichelte sie mir und bewunderte mein Französisch, aber darauf kann ich wirklich nicht eitel werden, so viel Selbsterkenntnis habe ich doch behalten, dass ich weiss, es ist Schmeichelei; lange, lange war ich unterwegs, so viele Bauernhöfe habe ich abgeklappert, aber die Ausbeute des ganzen langen Nachmittags waren nur 3 Eier und 3 Pfund Mehl, doch wenn man die Erfahrungen anderer hört, ist das noch sehr viel; ach, ich kann Dir gar nicht aufzählen, wie viele junge und alte Bauern und Bäuerinnen ich angetroffen, über jeden von denen man einen Roman schreiben könnte, von ihrem Gesicht allein, diese Bauerngesichter inmitten ihrer Höfe, schön und hart und oft mit einem erschreckend panischen Zug; nirgendwo gibt es eine so offene und irgendwie schöne Sinnlichkeit in den Gesichtern der Bauern und ihrer Frauen wie in Frankreich, es ist ein seltsamer Schmelz und viel Charme darin, tief versteckt oft, aber man spürt es im Gespräch, wenn das Gesicht sich belebt; wirklich, es ist toll, besonders bei den älteren Frauen mit weissen Haaren, sie sind wie alte Göttinnen, nicht so vollkommen unweiblich, wie man denken sollte, ihre Augen sind manchmal so jung und glänzend, dass man sie beneiden konnte um ihre Elastizität; manchmal findet man auch Töchter, deren Männer in Gefangenschaft sind und die mit ihren Kindern bei den Eltern wohnen; sie sind oft unendlich traurig, liebenswürdig, aber müde, oft auch eisig kalt, vielfach auch lassen sie einen nicht los, weil sie froh sind über einen Fremdling, der mit ihnen sprechen kann; allzu charmante und liebenswürdige bringen es fertig, dich um eine Zigarette zu bitten, ach, man kann tausend-

derlei Menschen sehen an einem kurzen Nachmittag [...] Mich erfreut ein solches Unternehmen, weil ich mitten hineinsehen kann in das Leben, ach, in ein anderes Leben einer Nation, die vielleicht viel, viel Grösse hatte und noch hat, viel Charme und Klugheit; unser Soldatenleben ist doch so eintönig und trostlos; wenn man so eine Bauernfamilie beim Souper überrascht, wo sie alle zusammensitzen, die Grosseltern, die Eltern und viele kleine und grössere Kinder, und man sieht die Photos der Gefangenen in ihren Uniformen an der Wand; es ist wirklich schön; sehr formvoll geht es da zu, auch in bäuerlichen Behausungen, und doch leicht und locker, wirklich bezaubernd, und man kommt sich sehr hölzern vor, wenn man dann so in der Stube steht und die uralte Leier von Butter und Eiern herunterrasselt...

Ach, ich wünschte, ich könnte Dir alles so erzählen, wie ich es wirklich erlebt und empfunden habe, wirklich wie einen tiefen und wesentlichen Blick in das Gesicht Frankreichs. [...]

Es ist sehr spät geworden ... sehr, sehr spät; ich bin schon in tiefem Dunkel heimgekommen, habe erst gegessen und bin dann noch einmal losgegangen zu einem Bauern, der mich für später wiederbestellt hatte; dann habe ich meine ganzen Taschen geleert von einer unheimlichen Menge von Nüssen, die ich unterwegs gesammelt und zum Teil gekauft hatte; ach, könnte ich Dir doch einen ganzen Berg von Obst vor die Haustür setzen, hier gibt es unheimlich viel; wenn ich jetzt in Urlaub kommen könnte, würde ich Euch eine ganze Packtasche voll mitbringen; Birnen, wundervolle Birnen, die ich selbst sogar schon als Kompott gegessen habe – ja, da staunst Du, und Äpfel, Äpfel...

Trotzdem dass es sinnlos ist, mit einer Überraschung zu rechnen – aber die Möglichkeit, dass ich plötzlich einmal komme, ist gar nicht so ausgeschlossen; es sind schon ein paar Mann von uns für ein paar Tage...; vielleicht kann ich auch einmal das Glück haben.

[...]



362. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 18. X. 42

Es ist wieder ein Sonntag gekommen, wieder ein Sonntag ohne Post, und ein Sonntag mit viel Arbeit; einerseits ist es ja gut, dass ich viel zu tun habe, denn die Zeit vergeht schneller, und Geld genug, um meinen Kummer ein wenig durch den köstlichen Wein zu veredeln, habe ich auch nicht mehr. [...]

Wenn man ernstlich darüber nachdenkt, dass man 3 Wochen ohne jedes Zeichen ist, und das bei unserer verwöhnten Postlage, dann kann man nicht verstehen, dass man es aushalten kann; aber die menschliche Natur wappnet und panzert sich auf ihre Weise mit einem gewissen, an Sturheit grenzenden Gleichmut, wirklich, ich kann nur darüber staunen, dass ich es so lange habe ertragen können, nun rechne ich Mittwoch mit Post, das wäre in 3 Tagen. [...]

Ach, ich müsste nur wissen, ob Du überhaupt noch lebst; man hört doch viel von neuen schweren Angriffen im Rheinland, aber ich will mich dadurch nicht beunruhigen lassen; ich glaube, etwas wirklich Ernsthaftes würde ich doch spüren! Aber trotzdem, so ganz und gar Gefühlen und Intuitionen vertrauen, das ist eine Sache, die ebenso schwer ist, vielleicht nicht ganz so schwer, wie das Vertrauen auf die Vernunft allein, aber Gott ist immer bei uns, Gott ist immer bei uns, wirklich, ich glaube an Gott, an seine Güte und an die Wahrheit seines Wesens. Das ist überhaupt das einzige, was einen am Leben erhalten kann inmitten dieses vollkommen erbärmlichen Lebens und inmitten dieser Gesellschaft, die so vollkommen ungeistig ist; mit niemand kann man aber auch nur ein einziges vernünftiges menschliches Wort sprechen, mit niemand, das ist das schlimmste, dass man mit keinem sowohl über das Schlechte wie auch über manches Schöne sprechen kann; es ist ein einsames Leben; man muss sich hüten, dass man nicht vollkommen hart und hochmütig wird und unge-

recht und verbittert; es ist wirklich das elendeste Leben, dieses jahrelange Soldatenspielen.

Eben kommt ein Kamerad aus Deutschland zurück, dem ich einen Brief für Dich mitgegeben hatte und den ich auch gebeten hatte, Dich anzurufen; er hat Dich nicht anrufen können, weil er in Köln keinen Aufenthalt hatte und weil er zu einem Ferngespräch keinen Mut hatte; die Briefe hat er eingeworfen, so wirst Du wohl längst meine Feldpostnummer haben, und die Post an mich wird schon unterwegs sein. [...]

Ich werde viel, viel Arbeit haben, wenn die Rekruten da sind; es wird so ähnlich sein wie damals in Bientques, wo ich Gruppenführer spielen musste und wahnsinnig viel zu tun hatte, und dann noch die abenteuerliche «Unterführer-Ausbildung»; ich werde auf eine gewisse Weise glücklich sein, weil die Zeit unendlich schnell vergeht, und auch wieder unglücklich, weil ich eine mir so völlig ungemässe Beschäftigung habe; aber die Post wird wieder jeden Tag auf mich warten...

[...]

### 363. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 20. X. 42

[...]

Die Post hat uns immer noch nicht gefunden, es sind über drei Wochen ohne Nachricht von Dir und von zu Hause; ich kann nicht viel schreiben, ehe ich nicht Post von Dir habe...

Ach, der Dienst ist eintönig und sehr aufreibend, man ist abends immer irrsinnig müde, vor allem morgens viel Exerzieren und nachmittags körperliche Arbeit, die mich überhaupt so masslos aufreibt, aber es geht, es geht wirklich...

364. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 22. Oktober 1942

[...]

Es ist wieder ein Tag vergangen ohne Post, ohne ein Zeichen von Dir; ach, ich weiss gar nicht, woher die Kraft kommt, die mich das ertragen lässt, ohne das geringste Zeichen von Dir zu sein, aber ich ertrage es; jetzt ist es sogar leichter als im Anfang, weil die Hoffnung jetzt sozusagen immer auf dem Sprung ist, denn bald, bald muss die Post einmal kommen...

Dass Du überhaupt noch lebst, kann ich nur hoffen...

Viel, viel Arbeit haben wir, wirklich fast pausenlos von morgens bis abends, leider wird es immer sehr spät; wirklich zu einem ruhigen Trunk von diesem köstlichen Wein, der alles edler und leichter macht, komme ich sehr selten; aber die Zeit verfliegt wie irrsinnig, nun ist bald der ganze Oktober vorbei, der Oktober 1942, den ich nie vergessen werde...

Mit den Leuten hier verstehe ich mich glänzend; es macht wirklich oft Freude, mit ihnen zu «causieren»; unser Bauer hier, auf dessen Hof wir liegen, ist ein pechschwarzer alter Mann, eine rauhe, tiefe Stimme hat er und einen Kopf wie ein sehr edler Rappe; er spricht sehr wenig, und wenn man ihn um etwas fragt, er gibt es immer, nur natürlich nicht Butter, Eier oder Milch, dazu hat er zuviel Angst; wenn man sieht, wie er seine beiden Pferde behandelt, das ist wirklich rührend und sehr nett; neulich lieh er mir ein Pferd, einen alten Veteran, einen Schimmel, und er gab ihn mir mit den Worten: «Hüten Sie ihn bitte gut; er hat viel Angst.» Seine Frau ist ein wenig durcheinander, sie schwirrt über den Hof wie ein Huhn, sehr zerfahren und ängstlich; sie verkauft mir immer heimlich Nüsse, abends im Dunkeln; die Leute sind wirklich gut, und auch die anderen Bewohner; manche sind sehr, sehr abgeschlossen und nüchtern und knapp, aber höflich.

[...]

365. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 23. Okt. 42

[...]

Heute war ein ganz besonders schlimmer Tag für mich, ich habe nicht eine Minute Ruhe gehabt; den ganzen Tag bin ich herumgelaufen und habe Holz besorgt und eine Menge von Fahrzeugen, was bei der Hartnäckigkeit der Bauern wirklich eine Leistung ist, und nun am Abend, wo Feierabend ist, wo ich mich wahnsinnig darauf freute, meine elenden Füße zu baden und mich zu waschen und in Ruhe ein Glas Wein zu trinken, nun dreht man mir zum Feierabend U. v. D. auf; nun kann ich hier auf der blödsinnigen Schreibstube sitzen; ach, es ist ein niederträchtiges, unsagbar erbärmliches Gesindel, allesamt, und ich will ihnen nicht die Ehre geben, mich über sie zu ärgern. Wirklich, ich will sie einfach nicht mitschwingen lassen in der Skala meiner Gefühle; es wäre ihnen zuviel Ehre angetan...

Die einzige Rettung in diesem elenden Leben ist ein hohes Bewusstsein seines eigenen Lebens, ganz gross und immer brennend muss die Flamme sein, sie muss überall durchflackern.

Ach, wüsste ich nur, dass Du noch lebst...

Ach, einmal muss doch die Stunde kommen, wo ich mit meinen masslos zerschundenen, gequälten, müden und mürben Infanteristenfüßen zu Dir kommen kann und kann ausruhen, ausruhen, den ganzen niederträchtigen, infernalisch gehassten Plunder über Bord werfen.

Oft, wenn ich ganz und gar verloren und verkauft bin in dem menschenunwürdigen Beruf hier, dann fällt es mir plötzlich ein, dass dies gar nicht mein Leben ist, dass es nur ein qualvoller, schmutziger, böser Traum ist, aus dem ich erwachen werde eines Tages. Das sind Minuten, wo man wirklich überschnappen könnte.

Stell Dir nur vor, Du stehst als erwachsener Mensch, der sein Leben hat, seine Frau und seinen Beruf, seine Träume, seinen Willen,

als erwachsener Mensch stehst Du vor einem Unteroffizier mit 1.08 Meter Litze um den Kragen, vor einem Menschen, der oft so ist, dass Du Dich im normalen Leben nicht an einen Tisch mit ihm setzen würdest, der so saudumm ist und so niederträchtig blöde, eigennützig und primitiv, dass jedes Tier eine edle Erscheinung neben ihm sein muss, und Du musst Dir alles, alles, alles von ihm sagen lassen und musst alles tun, was er sagt, und wenn es das Dümme ist, was eines Menschen Mund aussprechen kann; einzig und allein der phantastische Gedanke, dass ein solches Stück Uniform nicht wert ist, dass Du Dein Leben wegwirfst, kann Dich von einer sogenannten «Dummheit» zurückhalten.

Manchmal überfallen mich für Sekunden Gedanken, dass Du sterben könntest, auch alle ändern, die mir lieb sind, meine Eltern und meine Geschwister und alle, alle, alle, die «unseres Lebens» sind; dann würde ich mit dem heldenhaften Fanatismus eines Michael Kohlhaas ohne Rücksicht auf mein körperliches Leben für den wilden Hass meiner Gedanken «arbeiten»; ach, ist nicht Michael Kohlhaas geschrieben worden von Kleist, der sich auch jahrelang als Soldat hat herumquälen müssen?

Wenn man nur einen einzigen Menschen hätte, mit dem man reden könnte; aber das ist ja gerade das Entsetzliche, dass du niemanden finden kannst, der deines Glaubens ist; ein Kaiserreich für einen Menschen, einen Christen, das wäre wahrhaft geschenkt; was ist ein Kaiserreich!

Ernst Wiechert hat etwas über den Krieg gesagt, was mich immer fasziniert hat; ich kann die Stelle leider nicht auswendig, ich glaube, ich schrieb sie Dir schon einmal, sie ist aus dem zweiten Teil der «Kleinen Passion»; der eine, dessen Name ich nicht mehr weiss, sagt zu dem Klaus Wirtulla «Der Krieg, kleiner Klaus, das ist nicht das Trommelfeuer, nicht das Schiessen, das Schreien der Verwundeten und der Lärm der Schlacht; der Krieg ist, dass unsere Herzen einsam und ohne Heimat sind; wollte jemand vom Krieg etwas Wesentliches sagen und würde vom Trommelfeuer erzählen, es wäre so, als wollte jemand die Liebe erklären und würde vom Küssen sprechen...», so

ähnlich lautet die Stelle, vielleicht findest Du sie; es hat mich damals, als ich sie zum ersten Mal las – es war während dieses Krieges –, ganz masslos tief ergriffen, so wie einen wirklich nur die Wahrheit berühren kann; der Krieg, das ist das Verlorensein an das «Elend» im allerdeutschesten Sinne. Gott verfluche alle Sentimentalität, die es verschleiern will...

Ach, ich glaube, dass Kampf etwas wahrhaft elementar Berauschendes und Schönes ist, aber der Krieg, das ist das absolute Elend!

24.10.42

2 Uhr morgens

Gerade in dem Augenblick, wo wir wieder einmal umziehen in ein neues Quartier, erreicht uns die Post, Post, Post; eine wahnsinnige Freude; ach, Du lebst noch...

35 Briefe habe ich bekommen und 8 Päckchen und ein grosses Paket; eine ganze Monatsration auf einmal...

[...]

366. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 25.10.42

[...]

Gestern sind wir also wieder umgezogen, den ganzen Tag, von früh bis spät sind wir hin- und hergefahren von dem alten Dorf in dieses neue Städtchen, das sehr hübsch ist, alt und interessant; es liegt da, wo die Seine und die Eure sich finden; ich habe so irrsinnig viel zu tun, dass ich meine Briefe erst fast einen Tag später alle lesen konnte.

Mitten in unseren Umzug hier platzte auch der Ersatz, 150 Mann, die alle untergebracht werden müssen und deren Gepäck noch abgeholt werden muss; Quartier muss ich natürlich machen und auch

Fahrzeuge besorgen, auch Tische, Stühle, Bänke, eine Stehleiter, Ofenröhre, alles muss ich besorgen, ich kann Dir gar nicht erklären, wie unendlich viel Arbeit ich habe.

Meine Hauptbeschäftigung wird überhaupt in Zukunft die Dolmetscherei sein, mit Exerzieren und dem ganzen Mist werde ich nur noch sehr wenig zu tun haben, fast nichts, das macht mich sehr glücklich; es ist sehr anstrengend und oft auch bitter, weil es sich ja meistens darum handelt, den Leuten irgendetwas aus dem Haus zu holen, aber es ist wahnsinnig interessant; wirklich, ich kann Dir nicht einen Bruchteil davon erzählen, man lernt unendlich viele Leute kennen...

Deinen Brief mit dem Geld habe ich auch bekommen, aber schick mir besser kein Geld mehr, Mutter hat mir noch 50.- Mk in deutschem Geld geschickt, da habe ich vorerst genug.

Alois möge mir doch bitte einmal schreiben, ob Maria den Kaffee bekommen hat, den ich ihr zum Namenstag nach Siegburg schickte, und ob der Kakao für mein kleines Patenkind angekommen ist.

[...]

367. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 26.10.42

Der Tag ist wieder verflogen, ohne dass ich eine Minute Zeit gefunden hätte...

Ich verhandle mit allen möglichen Leuten, viel mit dem Bürgermeister und seiner Schwester, den ich um sein altes, mit Papieren übersätes Arbeitszimmer beneide; er wird natürlich von der Kompanie verrückt gemacht vor Aufträgen, Belegung, er ist dauernd unterwegs; ein netter Kerl; aber ich beneide ihn, obwohl er soviel Arbeit hat. Was ich nicht alles besorgen muss! Einen Wagen für den Fourier, eine Schreibmaschine, Öfen, es ist glatter Wahnsinn, aber irgendwie

treibe ich doch alles auf; ich wünschte nur, ich könnte den Dolmetscherposten behalten, aber das wird wohl nicht gehen, doch ich hoffe, irgendwo anders unterzuschlüpfen, so dass ich keinen Dienst mehr mitzumachen brauche, ach, nur das nicht, dieses tägliche langweilige Einerlei! [...]

Es ist etwas bedrückend, wenn man sich mit den Franzosen viel unterhält, weil sie alle so fest davon überzeugt sind, dass wir den Krieg verlieren; wirklich, auch ist es so sonderbar, dass man so – ich möchte fast sagen – schüchtern ist in Bezug auf Quartiermachen und anderes; wir treten gar nicht mehr so sehr als Sieger auf. [...]

Mir geht die Zeit hier schnell und auch auf eine angenehme Weise herum, ich muss natürlich viel, viel Unangenehmes einstecken, aber das wäre schliesslich fast paradiesisch, wenn das nicht so wäre.

Übel ist nur, dass man kein vernünftiges Quartier hat, wir liegen in einer Schule, alle, fast 20 o Mann, zusammen, immer zu 25 auf einer Stube, ohne Tische und ohne Sitzgelegenheit; nun sehe ich meine Stube nur abends, wenn ich ins Bett krieche, und mittags für eine Viertelstunde zum Essen, dann bin ich schon wieder weg – aber man hat doch keine richtige «Heimat».

Es ist überhaupt alles in unserem Leben, nun schon 4 Wochen lang, so provisorisch; aber das ist bei einer Neuaufstellung immer so, und das dauert auch Monate, ehe alles etwas festere Formen angenommen hat; wenn ich nächstes Frühjahr wieder zurückkomme, wird wohl alles klarer sein, und wir werden dann wohl an der Küste liegen.



368. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 29.10.42

[...]

Heute regnet es den ganzen lieben langen Tag sehr, sehr heftig; da wir keinen Ofen und noch keine Heizung haben, eine ziemlich ungemütliche Angelegenheit; ich laufe immer noch als «Besorger» herum; heute Morgen habe ich eine Schreibmaschine requiriert, ein Fahrrad mit Anhänger für unsere Post und noch eine Nähmaschine; wirklich unheimlich viel Arbeit, aber die Zeit verfliegt, und es ist interessant; wenn ich heute oder morgen Dein Geld bekomme, wird diese Beschäftigung erst recht angenehm; dann kann ich mir ab und zu in einer kleinen Kneipe einen trinken gehen und auch zum Briefeschreiben eine ruhige Bude aussuchen; der Postabschnitt von dem Geld ist schon einige Tage hier, aber das Geld kommt immer ein paar Tage später.

Heute Morgen habe ich mir einmal das Vorlesungsverzeichnis angesehen; es hat mich ein wenig traurig gemacht, weil so gar keiner der Titel ein freudiges Echo in mir erweckt hat; das einzige, was ich vorläufig angestrichen habe, ist eine Vorlesung von von Walter; ich werde mir das in aller Ruhe überlegen, und wenn in Köln nichts Vernünftiges ist, gehe ich vielleicht nach Bonn; doch von Bonn ist wohl kaum mehr zu erwarten, und vor allem würden wir dann doch die meiste Zeit nicht zusammen sein können; ich will also ruhig in Köln bleiben und mit viel Sorgfalt ein paar vernünftige Kölner Leute aussuchen; leider ist eben dort gar kein brauchbarer Germanist; Bertram gefällt mir nicht so recht; über die endgültige Wahl meiner Fächer bin ich mir auch noch nicht so ganz klar; ob ich nun Philosophie oder Deutsch als Hauptfach nehmen soll, und was ich als 3. Fach nehme; Latein und Griechisch möchte ich ganz fallen lassen, es wäre eine zu starke Belastung; vielleicht nehme ich Französisch oder Mathematik; ich möchte gern wenig Fächer haben, die ich dann wirklich gründlich und ausgiebig bearbeiten kann; im Anfang hatte ich ja viel zuviel am

Hals: Latein, Griechisch, Deutsch, Philosophie! Da konnte ich wirklich nicht durchkommen; ich glaube, ich werde Mathematik nehmen; das interessiert mich wirklich, und vor allem halte ich das auch für eine gute Erfrischung des Gehirns; schreib mir doch einmal, was Du davon hältst; ach, im grossen Ganzen freue ich mich wirklich unbändig auf die Arbeit; ach, glaubst Du, dass es mir wie ein Blick in eine andere Welt erschien, als ich heute Morgen das Vorlesungsverzeichnis in die Hand nahm; ach, ich bin unglaublich gespannt auf dieses Leben ...

[...]

369. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 2. November 1942

Allerseelen!!!!

[...]

Heute habe ich einen schönen und besonders interessanten Tag gehabt, obwohl ich drei- oder viermal klatschnass geworden bin und gefroren habe wie ein Schneider; in aller Herrgottsfrühe sind wir heute Morgen losgetrottelt mit Ross und Wagen, im tiefen Nebel, noch im Dunkeln über die grosse Brücke aus Holz, die über Seine und Eure führt, es war gespenstisch, so in ziemlicher Höhe mit dem wackligen Wagen über den Fluss zu gondeln, und dann in den Bauernhof hinein; erst in die gute Stube zum Bauern, der beim Frühstück sass mit seiner Familie; wunderbar, beim Ofen zu sitzen und eine Pfeife zu rauchen und mit dem Bauern über den Preis der Äpfel zu verhandeln! Dann gehen wir in einen grossen, grossen Schuppen, der voller Äpfel liegt, so vollgepfropft, dass man fast betrunken wird von dem süsslichen, schönen Geruch; dann packen wir uns vier Zentner in die Karre, den Zentner für vier Mark, und gondeln wieder los, noch immer ist es neblig und kalt, und wir frösteln, und der Bauer, dem ich meinen Beruf habe mitteilen müssen, ruft mir nach, lachend: «Les meilleures études ça, la vie militaire!» Ein prächtiger, dicker Mann

mit offenen schönen Augen, voll Stolz und Freude und Frieden sein Gesicht, wirklich ein König, so dass ich mir wirklich ein wenig erbärmlich vorkomme, ein kleiner, verfrorener Soldat, der seinen billigen Tabak raucht; unterwegs trinken wir in einer Kneipe ein Glas wärmenden schönen Schnaps, und dann geht es wieder über den schmalen Landweg, der im Nebel schwimmt wie ein kleiner Holzsteg im Wasser; die Peitsche knallt, und der Sohn unterhält sich ein wenig murrend mit seinen Pferden; ach, ich denke immer daran, dass heute Allerseelen ist. [...]

Aber man lässt mir keine Ruhe; über Mittag musste ich ein Fahrrad besorgen, eine schwierige Kunst, und dann nach dem Essen gleich losfahren, ein Stück Vieh besorgen für unsere Küche, ach, das war eine Tour! Man hatte mir einen «berger» genannt, der sich irgendwo im Gelände mit seiner «cabane» und seiner kleinen Herde herumtreibt; der soll uns einen Hammel verkaufen; wir wissen gar nichts, als dass er «Julien» heisst, und ungefähr die Gegend, wo er sich herumtreibt mit seiner Herde. Ach, strömender Regen, und wir zotteln über die Landstrasse, über Feldwege, durch Wälder, die noch fast grün sind, trinken in fast jeder Kneipe einen, und endlich, endlich, nach langer Fragerei, wissen wir, wo seine «cabane» steht. Dann geht es über Felder und Äcker, Wiesen und Heide, und endlich nahen wir uns einem noch jungen, blonden Gesellen, der seine Pfeife raucht; sein unrasiertes Gesicht zuckt, als ich ihm mein Anliegen vortrage; dann lässt er sich erst eine Zigarette geben, und dann ruft er seinen Hunden ein paar ganz kleine leise Worte zu, und die rasen wie besessen um die Herde, bis sie ganz zusammengepfercht vor uns steht; ach, alle die bleichen Köpfe der Schafe auf uns gerichtet, müde und ein wenig blöde – traurig; wir suchen uns einen fetten Hammel aus – ein Metzger war bei uns –, und dann geht das tolle Handeln mit dem blonden Burschen los, der unheimlich viel Zeit hat und Nerven, Nerven wie Drahtseile, aber wir hetzen, hetzen, hetzen ihn doch von 1'500 auf 900 Francs, wirklich, eine Stunde haben wir daran gearbeitet; ach, er fiel um wie ein morscher Baum, als wir ihm ein ganzes Bündel 100-Franc-Scheine vor die Nase hielten. [...]

[...]

370. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 4.11.42

[...]

Wir haben nun einen neuen Kompanie-Chef bekommen, der mit meinen dauernden Exkursionen und mit meiner Freiheit vor allem nicht sehr einverstanden ist; er versucht mich dauernd zum Dienstmachen zu pressen; aber ich hoffe, mit Hilfe des Spiesses, der ganz selten vernünftig ist – ein Kölner Zwölfender –, meine Stellung zu halten. Es würde mir nach fast 14tägiger Freiheit sehr, sehr schwerfallen, wieder Dienst zu machen; ich will hoffen, dass es gutgeht; im grossen Ganzen sind es ja nur noch stark drei Wochen, wenn alles, alles gutgeht; bisher hat mir der Spiess noch nichts Neues über meinen Urlaub gesagt; wir selbst haben alle diese Papiere nicht da; wir müssen uns an eine andere Einheit wenden; ach, er wird ganz bestimmt sein möglichstes für mich tun, dass ich früh fahren kann; unser neuer Chef ist ein sächsischer Schulmeister; na, Du wirst ahnen...

Mir kommt das ganze Militärleben wirklich unendlich weit zum Hals heraus, zumal jetzt, wo ich doch vielfach hinter die Kulissen schaue; wirklich, es ist ein ganz, ganz abscheuliches Leben.

Es regnet... ich habe mich wieder in eine Kneipe gesetzt; meine Besorgungen lassen allmählich nach, ich muss sie ein wenig verlangsamten, um auch Arbeit zu behalten.

Vor mir an einem Tisch sitzen vier Franzosen beim Würfelspiel; ach, man findet sie zu allen Tageszeiten massenhaft in der Kneipe; sie haben alle so unendlich viel Zeit, und trotz allem noch Lebensfreude! Ach ich beneide sie überhaupt oft, oft, auch die zerlumpten Arbeiter auf ihren Fahrrädern; wie oft sehe ich ihnen nach, ganz gebannt von der Luft von Freiheit und Manneswürde, die sie umgibt; sie sind wirklich oft prächtig, ich kenne manche von ihnen ganz gut, Holzarbeiter aus dem Wald, Schlosser, Schreiner, Anstreicher, Dachdecker; sie sind wirklich stolz und prächtig; einen traf ich eben auf

der Strasse, einen Dachdecker, der viel für uns gearbeitet hat, ein junger Kerl, der im Krieg 1940 ein Bein verloren hat; ich bekam von ihm eine Zigarette geschenkt, ganz selbstverständlich, obwohl er selbst auf seine Karte nur alle zehn Tage 20 Stück bekommt. Er bat mich auch eben, ihm die Aufschrift auf unserem Koppelschloss zu übersetzen, und als ich das tat, sagte er sehr bedeutsam, leise und fast innig: «Dieu avec vous!» Im Allgemeinen gönnen die Leute, glaube ich, uns eher den Krieg als den Engländern, aber es erscheint ihnen unmöglich, dass wir ihn gewinnen; ich aber glaube wirklich daran, dass wir siegen, wirklich, obwohl wir so unendlich arm sind und hilflos in manchem, wir werden den Krieg gewinnen. [...]

Ich muss nun abrechnen, ich muss mich noch einmal auf der Schreibstube blickenlassen und Bericht erstatten; ich sollte heute Waschfrauen suchen für 150 Mann, eine schwierige Sache, aber ich habe mich an ein kleines Kloster hier gewandt und mit «Madame la Sœur Supérieure» so lange geschwätzt, bis sie sich schliesslich meinem Wunsch beugte. Es war bestimmt ein Meisterstück, diese sehr würdige Dame, die mich erst ein wenig sonderbar anblickte, herumzukriegen, aber – Gott sei Dank – es ist gelungen, und ich kann mich mit positivem Ergebnis «heimbegeben»; ach, vielleicht ist die Post, die Post schon da...

[...]

371. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 6.11.42

[...]

Heute habe ich eine weite Reise mit dem Fahrrad gemacht, fast 60 Kilometer in strömendem Regen und Wind; aber ich war sehr glücklich, so allein über die Landstrasse zu trampeln in völliger Freiheit; ach, ich musste allerlei einkaufen für die Kompanie, viel Papier, viel

Werkzeug und Schlösser; und es regnete, regnete, und die letzten 10 Kilometer musste ich gegen den Wind trampeln; ich schwitzte, obwohl der eiskalte Regen mich vollkommen durchnässte; trotzdem schwitzte ich; ach, von einem einsamen Dorf zum andern, immer hindurch, bis ich endlich das kleine Städtchen vor mir liegen sah; ach, die ganzen 12 Kilometer lang lag ich im Zweikampf mit einem kleinen Bauernjungen, der auch verzweifelt gegen den Wind ankämpfte; erst überholte ich ihn, und dann, als ich anfang zu verzweifeln, kam er mir weit zuvor; aber irgendwie wurde mein Ehrgeiz doch gereizt, und ich «zog» ordentlich an; so ging es zwischen uns hin und her, wir sprachen kein Wort zusammen, aber jedesmal, wenn wir aneinander vorbeifuhren, lächelten wir uns zu, so als ob einer dem andern dankbar sei für seine Konkurrenz, die uns in Wirklichkeit beide überhaupt auf der Strasse hielt; ich hätte ganz bestimmt sonst an jeder 2. Kneipe haltgemacht; ach, als ich in dem zerschossenen kleinen Städtchen ankam, war der kleine Junge aus meinen Augen verschwunden, ich hätte ihm gern irgendwo eine Kleinigkeit gekauft. Bis lange nach Mittag hatte ich in dem Städtchen zu tun; viel Lauferei, und allerhand sollte ich noch kaufen, was es nicht mehr gibt; dann musste ich noch in ein anderes Städtchen, und dann wieder zurück, genau ein grosses Dreieck um unseren Standort herum musste ich beschreiben; ach, bergauf, -ab –, unheimlich müde war ich, als ich eben in der Dunkelheit hier ankam.

[...]

372. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 7.11.42

[...]

Heute ist der denkwürdige Tag, an dem ich mein Urlaubsgesuch abgegeben habe; ach, ich bin trotz allem sehr gespannt, wie es ausläuft; es hängt so unendlich viel davon ab, doch ich will mich jetzt nicht

länger ängstigen und wissen, dass es tatsächlich nur noch drei Wochen sind, noch 21 Tage! Heute habe ich zum ersten Mal seit langer Zeit Dienst mitgemacht, und zwar gleich einen 30-km-Marsch; der ist mir gar nicht gut bekommen, man ist eben nichts mehr gewöhnt; ich bin die letzten 15 km nur ganz mühsam gehumpelt; es war wirklich eine Qual; aber nun ist Feierabend, meine Füße sind ausgeruht und wieder einigermaßen heil, und ich habe mir ein paar wunderbare Aperitifs getrunken, und nun werde ich wirklich müde bald ins Bett sinken... Es ist noch immer eigentlich mild hier, so etwa spätsommerlich, manche Tage allerdings sind auch kühl und übel.

Ach, ich habe nun zwei Päckchen Kuchen bekommen; ach, hoffentlich seid Ihr so vernünftig und schickt mir nicht für alle die Marken Kuchen; es wäre wirklich sinnlos, wo Ihr doch selbst so wenig habt, und ich kann hier wirklich immer satt werden...

[...]

373. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 8. November 42

Heute ist der erste Sonntag nach langer Zeit, wo wir noch einmal etwas Ruhe haben; es ist ganz herrliches Wetter; die Sonne scheint noch fast warm; erst hatte ich mir vorgenommen, etwas spazierenzugehen in diesem herrlichen Tal der beiden Flüsse und auf den Hügeln, wo märchenhaft schöne, weite, weite Wälder ihre unheimliche Stille ausdehnen; so ein Wald ist wirklich wie ein grosser grosser Raum von Stille und Frieden; vorige Tage bei meiner Radfahrt bin ich oft durch diese Wälder gefahren, oft in sausender Fahrt bergab – herrlich, so zu fliegen! –, manchmal mühsam mit meinem Rad emporsteigend; ach, es ist eine ganz herrliche Landschaft hier. [...]

Heute habe ich auch zum ersten Mal in dem Buch von Ferdinand Ebner gelesen, zum ersten Mal, seitdem es hier ist; es ist wirklich eine unsagbar tiefe Begegnung mit dem Leben, auch nur ein paar Zeilen in einem solchen Buch zu lesen – und auch wirklich aufzunehmen; ach, dieser Mann hat wirklich und wahrhaft eine unendliche Grösse, es müsste schön sein, ein erschöpfendes und auch erkenntnisvolles «Studium» dieses Mannes zu beginnen; mich erschlägt es regelrecht, wenn ich soviel Wahrheit mit so wenigen köstlichen Worten gesagt höre; ach, dieser Mann «hat wirklich das Wort»; das ist es wohl, was jeder sucht und jeder Christ sich wünscht, das «Wort zu haben» im Sinne der Offenbarung Gottes.

Es ist eigentlich Wahnsinn, mit 24 Mann an einem grossen Tisch zu sitzen, alle irgendwie beschäftigt; einer isst, der andere schält Äpfel, der andere schreibt, und viele spielen Karten; ach, an einem solchen Tisch zu sitzen und einen richtigen Brief zu schreiben, das ist ein gewagtes Unternehmen...

Wenn ich in meiner Ecke auf meinem Bett hocke – ich bin so glücklich, von einem dreistöckigen Bett ein unteres zu haben –, dann bin ich eigentlich am glücklichsten; da bin ich allein, da ist es ruhig und friedlich, da kann ich lesen und mit Genuss in Ruhe meine kostbare Zigarette rauchen; aber schreiben kann ich da nicht, es ist zu dunkel und auch zu eng; ach, das wäre schön, wenn ich da auch schreiben könnte; dann käme es vielleicht wirklich zu einem vernünftigen Brief.

Die Nikotinnot hat mich wirklich zu einer Art von Geschäftstüchtigkeit erzogen; ich habe jetzt mehrere Eisen im Feuer; ein Wirt im Dorf gibt mir für 60 Schachteln Streichhölzer 15 Zigaretten; ich habe nun eine Quelle für Streichhölzer, und da ich die Streichhölzer billig kaufen kann, kostet mich eine Zigarette nur 1 Groschen; bei einem unserer Feldwebel kann ich mir für je 2 Kuverts 1 Zigarette abholen; nun hatte ich 100 Kuverts mitgebracht von meiner Tour, aber soviel Zigaretten hat er dann doch nicht; jedenfalls muss man die Augen ein wenig aufhaben, an sich liegt mir das nicht, weil ich lieber träume; aber man lernt so unendlich viele Dinge dieser Welt als Soldat, dass



man sich oft völlig erniedrigt vorkommt; wirklich, man wird so schlecht, und oft hundsgemein frech, diebisch und verlogen; wirklich, wenn ich Dir das alles mal erzählen könnte, Du würdest es gar nicht glauben; an der Küste schon bin ich so wirklich zum Soldaten geworden; man kann sich gut helfen mit allen Schlichen und Tricks, die man so im Laufe der Jahre lernt; oft beneide ich die ganz jungen Soldaten um ihre «soldatische» Unschuld. Die gibt es nämlich; man ist so ein schlechter durchtriebener Hund geworden in diesen Jahren, dass es mir manchmal zum Hals herauskommt. [...]

Der Lärm, das Gequatsche und Geschrei wird wirklich unerträglich; ach, wenn die Menschen doch mehr schweigen könnten. Und welch einen Unsinn sie jahrelang, ohne mit der Wimper zu zucken, sich gegenseitig erzählen können; mit ein paar unbedachten, blöden Worten verraten und verkaufen sie ihre Frauen, ihre Kinder, alles Glück und allen Glanz ihres Lebens lassen sie schal werden im seichten Gewässer ihres Geredes; niemand, aber auch niemand hat ein wenig Stolz und Würde und hält auf sein eigenes Leben; ach, dies alles ist wie der Tod, wirklich wie der Tod; und jeder Tag ist ein Kampftag um die Existenz, so ist das, ein andauerndes Ringen um sein eigenes Leben, aufreibend, aber auch erfreulich, weil man sein Leben doch dadurch erhält.

Die Franzosen gehen draussen mit ihren Frauen und Kindern spazieren; ach, ist es verwunderlich, dass ich sie beneide?

Du schreibst, dass Peters Urlaub abgelehnt worden ist; ach, ich bin nicht erschrocken. [...]

Ich denke, dass sie meinen Urlaub doch nicht abschlagen können, weil ich verheiratet bin und weil ich doch einmal einen Beruf haben muss; so ähnlich – mit anderen Worten natürlich – habe ich mich auch in meinem Gesuch ausgedrückt. Ach, bombensicher ist das natürlich nicht, so sicher ist nichts; aber wenn man mein Gesuch ablehnt, melde ich mich zum Rapport beim Bataillonsführer und trage ihm mündlich alles vor; und wenn das nichts nützt, gehe ich zum Regimentskommandeur!

Falls man mir wirklich Schwierigkeiten machen sollte, werde ich kämpfen wie ein Löwe, es geht ja wirklich ernsthaft um «unser Leben»...

[...]

374. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 10.11.42

Ich mache nun schon seit einigen Tagen wieder Dienst mit, voll und ganz; das ist eine bittere Pille, zumal es jetzt ganz gemein kalt hier ist, morgens wenigstens, nachmittags scheint dann immer prächtig die Sonne; ach, ich bin wahnsinnig unruhig, bis ich von meinem Gesuch etwas Näheres gehört habe; ach, wenn das bewilligt ist, wenn ich ganz, ganz sicher weiss, dann oder dann kannst du fahren, ach, dann würde ich nichts, gar nichts mehr schwernehmen; es ist tatsächlich jetzt nur noch 18 Tage, bald können wir schon sagen: nur noch 14 Tage!

Du fragst mich, ob ich deutsches Geld gebrauchen kann; es ist so, dass ich in Maastricht auf meiner Heimreise mit deutschem Geld noch manches Nützliche für Euch und mich mitbringen kann; deshalb, wenn Du es riskieren willst, versuche es; ich habe mir auch schon überlegt, dass ich eine ganze Tasche oder einen grossen Karton voll Äpfel mitnehme für Euch, wenn ich in Urlaub komme; aber nicht so diese billigen, die wir zu Kompott kochen, sondern gute; ach, ich möchte so gern auch wieder ein Schwein oder etwas Ähnliches mitbringen, aber nun, wo ich wieder Dienst mitmache, habe ich nicht genügend Zeit, etwas zu besorgen, man muss dazu schon ziemlich weit hinausfahren.

Gestern Abend war ich noch spät weg; da haben wir ein 8 Zentner schweres Kalb gekauft; einen Prachtapparat, wahrhaft märchenhaft, nun liegt er schon in unserer Küche geschlachtet, ein widerlicher Geruch von Blut...

Heute Nachmittag habe ich etwas ganz Neues – für mich Neues – entdeckt; eine wunderbare alte Abtei, deren älteste Teile aus dem 11. Jahrhundert stammen; auf einer meiner Fahrten – diesmal ging es um Fahrzeuge – lockte mich eine ganz besonders prächtige Allee bunter Bäume, die vollkommen bedeckt war mit dichtem, hohem Laub. Ich fuhr mit meinem Rad rasch sehr tief durch diese Fülle von leuchtenden Blättern; ach, es war wie ein grosses, goldenes Tor, bunt und lockend; ach, es war irgendwie so berauschend wie Wein, mitten hinein zu fahren in dieses goldene Land zwischen den prachtvollen Bäumen; ach, man fuhr wie durch ein langes, schönes Tor; dahinter lag dann die Abtei; von riesigen Bäumen behütet, alt und grau, teils wie zu Erdboden zerfallen, teils ganz erhalten und bewohnt; ein kleiner Tisch mit einer steinernen Bank davor; das Schönste aber diese herrliche Allee; ach, diese Alleen, an denen Frankreich so reich ist, so reich wie an schönen kleinen Schlössern...

Es ist schade, dass es nun schon anfängt, auch hier bitterkalt zu werden; morgens, wenn wir exerzieren, ist es ganz abscheulich; immer tief neblig, unheimlich bis so gegen Mittag, und nachmittags diese prächtige Sonne, die oft noch schön warm ist. Meine «Besorgungen» muss ich jetzt immer nachmittags machen, nach 4 Uhr, wenn der Hauptdienst vorbei ist, dann gondele ich mit dem Rad über die schönen glatten Landstrassen, durch die hübschen Dörfer in dieser Sonne; meistens habe ich dann die Post in der Tasche, die ich dann in einer kleinen Weinkneipe lese bei einem schön gemixten Aperitif. So gehen die Tage wirklich schnell herum, und ich denke mir, dass ich eines Tages mit einem gewissen Erschrecken sage: Morgen fährst du! Ach, wenn nur alles, alles erst vollkommen klar wäre; ich bin zwar sehr hoffnungsvoll, aber beim Kommiss ist nun einmal gar nichts sicher! Doch ich vertraue wirklich ganz und gar auf Gottes Hilfe, immer, immer bisher hat Gott uns auf eine ganz geheimnisvolle Weise geholfen und wirklich am Leben erhalten durch seine Güte allein!

Ach, allein die Tatsache, einmal einen Winter nicht draussen zu sein in der mörderischen Kälte, das ist so unheimlich viel für mich,

der ich nun 4 Winter hintereinander Uniform trage; ach, wenn ich an alle die vielen, unzähligen Stunden auf Wache denke, dann wird mir wirklich ganz sonderbar zumute, wirklich kalt und ungemütlich. [...]

Ich freu' mich auch ganz wahnsinnig auf die Konzerte; Du glaubst nicht, wie traurig es ist, monatelang keine schöne Musik zu hören und immer nur die Ohren voll von diesen unsagbar blödsinnigen Liedern zu haben! Ach, ich kann mir schon gar nicht mehr richtig vorstellen, wie das ist, ein schönes Konzert; so völlig unproduktiv bin ich leider im Musikalischen! Aber ich weiss es, ich werde wieder wach werden, sobald auch nur 3 oder 4 Takte an mein Ohr rühren, ich kenne das, es wird in mich fahren wie ein lebendiger Odem. [...]

11.11.42

Es ist inzwischen schon der 11. geworden; ich habe einmal ausnahmsweise seit langer Zeit wieder G. v. D. und sitze nun seit 2 Uhr hier, ohne mir bewusst zu sein, dass ein neuer Tag nun schon wieder angebrochen ist; nun sind es schon nur noch 17 Tage, nur noch 17 Tage; und als ich damals anfing zu zählen, an der Küste noch, da waren es – glaube ich – noch 72! Bald zwei Monate sind vergangen, seitdem ich vorn im Bunker lag; ich bin irrsinnig herumgeflogen, habe viel gesehen, aber vorn am Meer war es eigentlich am schönsten! Wirklich, es war trotz der aufreibenden Wachen schön, am schönsten ist wohl zuviel gesagt, aber das Meer, das Meer, das war viel. [...]

Die Heizung lässt allmählich nach, so wie es 4 oder 5 Uhr wird; es wird kühl, und ich muss mich nun ganz nah an den Heizkörper setzen; ach, ich werde mich in die Decke wickeln, meine Pfeife rauchen...

375. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 13.11.42

[...]

Es ist jetzt immer wieder bitter für mich, jeden Tag der masslos aufreibende irrsinnig langweilige Dienst bei ziemlicher Kälte; dauernd sämtliche Sachen gepackt, man kann sich nicht richtig gemütlich einrichten; sehr oft ist kein Wasser zum Waschen, ach, und immer mit 25 Mann auf einer Bude; sehr, sehr eng, wenig Freizeit, da mich der bornierte Alte nach dem Dienst noch herumlaufen lässt. [...]

Ich bin immer müde des Abends, ach, so wahnsinnig schlafbedürftig. Morgen machen wir wieder einen Marsch von 30 km; ich habe noch eine kleine Hoffnung, dass der Spiess mir irgendein Pöstchen besorgt für morgen, er tut, was er kann; aber der Alte ist so wahnsinnig beschränkt und kleinlich; vielleicht komme ich an der Qual vorbei!

[...]

376. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 14.11.42

[...]

Heute haben wir einen 35-Kilometer-Marsch gemacht; ich bin vollkommen müde und erschöpft...

Gleich nach dem Marsch, ohne jede Pause, musste ich los, Bier besorgen für die Kantine; das war eine ebenso aufreibende wie kostspielige Sache, denn in jeder Kneipe, wo ich nach Bier fragte, musste ich ja auch einen oder zwei trinken; nun bekam ich ausgerechnet in der letzten erst das Bier, Du kannst Dir denken, wieviel Aperitifs, Cognac, Wein, rot und weiss, ich trinken musste, ehe ich endlich dann

so weit war, dass wir für unsere Kantine 100 Liter Bier «geliehen» bekamen; die ganze Tour hat vier Stunden gedauert, nun ist es schon bald 9 Uhr, und ich komme erst dazu, meine elend wunden Füße zu waschen, mich zu rasieren, erfrischen und dann endlich, endlich ins Bett zu gehen, ohne dass ich noch etwas esse.

[...]

377. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 16.11.42

[...]

Ich bin jetzt immer masslos angespannt den ganzen Tag; ich mache sozusagen noch einmal eine Rekrutenzeit durch; es ist wirklich aufreibend, ich bin ganz und gar schlank geworden, mein Koppel ist nun im letzten Loch, und trotzdem schlappert es mir noch um den Leib; ich fühle mich körperlich ganz wohl dabei, aber müde bin ich immer, unendlich müde...

Der Krieg ist nun wirklich in ein niederdrückendes Stadium getreten, ach, man muss wirklich sein Herz festhalten und stark bleiben; es wäre zu schrecklich, wenn wir moralisch die Kraft verlieren würden, den Krieg durchzuhalten; für Euch zu Hause ist es – glaube ich – noch viel schwerer, weil da alles so stockend ist und so wenig aussichtsvoll und so langweilig; ach, für uns alle ist dieser Krieg unsere Jugend, vielleicht unser Leben, so lange kann er noch dauern...

375. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 18.11.42

[...]

Eben erfahre ich vom Unteroffizier in der Schreibstube, dass mein Gesuch befürwortet weggegangen ist zum Bataillon; also immerhin ein guter Schritt voran; wenn die Kompanie es befürwortet, dann ist das doch mindestens ein guter Schritt vorwärts, sicher halb gewonnen. Ich werde hier halb wahnsinnig, so viel habe ich am Hals; die ganzen zahllosen Besorgungen muss ich nun nachmittags nach 4 Uhr, wenn der Hauptdienst vorbei ist, ausführen, die ganze Arbeit, wo ich früher den ganzen Tag zu brauchte; Verhandlungen mit dem Bürgermeister wegen Brand und Heizung, wegen Spül- und Putzfrauen; ach, alles mögliche Zeug muss ich zusammenpumpen im Dorf, und nachher läuft mir das ganze Volk nach und will seine Sachen wiederhaben, die natürlich alle längst «parties» sind; es ist tatsächlich schon bald so weit, dass ich mich nirgends mehr in Frieden niederlassen kann; ach, es quält mich zwar nicht, weil die Leute ja auch im Grunde wissen, dass ich unschuldig bin; aber ich muss doch an tausenderlei Dinge denken und alle möglichen Termine von Rückgabe und Abholen im Kopf behalten und dabei noch den vollen Aussendienst mitmachen – und dann noch immer den Urlaub im Kopf!! [...]

Was mich im Augenblick noch etwas nervös macht, das ist eben das eine, dass mein Urlaub noch nicht entschieden ist; noch nicht bombensicher ist; das ist das Ganze, aber es kann doch jetzt, wo das Gesuch mit Befürwortung weitergegangen ist, nur noch 2 oder 3 Tage dauern; also am Sonntag werden wir sagen können: noch 8 Tage, dann werde ich völlig Gewissheit haben...

379. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 19.11.42

[...]

Ich habe den ganzen Nachmittag überlegt, ob ich es Dir heute schon schreiben soll oder ob ich noch warten soll; ach, erschrick nur nicht, [...] mein Gesuch ist in der ersten Instanz abgelehnt worden. Für unsere Division gibt es keinen Studienurlaub in diesem Winter; der Spiess gab es mir gleich heute Mittag, als wir vom Dienst kamen; ich habe aber gleich die Bremse vorgelegt und mich stehenden Fusses zum Rapport – zur persönlichen Unterredung – mit dem Bataillonskommandeur gemeldet; ach, die ersten Stunden diesen Nachmittag war ich natürlich etwas benommen, aber ich bin noch immer voll Hoffnung, wirklich und wahrhaftig voll Hoffnung, noch immer; ich werde kämpfen wie ein Wahnsinniger.

Ich werde kämpfen, kämpfen mit klarem Kopf und mit Händen und Füßen... In allernächster Zeit werden wir wohl hier wieder abhauen ans grosse Wasser; dann gibt es etwas mehr Ruhe, und ich hoffe dann bis Anfang Dezember meinen Kampf zu unseren Gunsten ausgekämpft zu haben.

Wenn alles nichts nützt, dann lasse ich mich zu einer anderen Division versetzen, und bei dieser Division habe ich dann doch mehr Aussicht, es liegt ja lediglich an unserer Division. [...]

Heute habe ich nach langer, langer Zeit – nach 5 Monaten – zum ersten Mal wieder ein Bad genommen; ach, Du glaubst nicht, wie wirklich notwendig diese Reinigung war; ich konnte mich selbst nicht mehr sehen; nun habe ich hier in einem Krankenhaus, einem Kloster, gebadet, ach, eine wunderbare Wohltat, die mich sehr erfrischt hat.



380. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 21.11.42

[...]

Trotz allem, der Kampf geht weiter; jeden Tag laufe ich ein paarmal zur Schreibstube, um mich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen; wenn es nur zu dieser Unterredung kommt, davon hängt alles ab; aber es muss gutgehen; es ist natürlich so, dass sich auch der Kommandeur – weil er stur ist – auf den Divisionsbefehl stützen kann und kann sagen: ich kann nichts für Sie tun; können sie immer alle sagen, also man muss eben die richtigen Worte finden und sich nicht abblitzen lassen; ach, ich mache mir gar keine Sorge, dass ich die richtigen Worte finden werde; voll und ganz vertraue ich auf die Klugheit und die Nüchternheit, die Gott mir geben wird in dieser wichtigen Stunde; es hängt soviel davon ab. [...]

Könnte ich Dir nur schon Näheres über den Verlauf des Kampfes mitteilen; aber der Partner ist ja nicht offen; er sitzt irgendwo versteckt hinter vielen Vorzimmern und Schreibstuben und denkt nicht an mich, während ich dauernd an ihn denken muss; ich kann mich aber schon mit seiner Persönlichkeit bekannt machen und mich ein wenig danach richten...

Gestern konnte ich Dir nicht viel schreiben, weil wir so spät vom Schiessstand zurückkamen, wo ich elf Stunden ohne jede Pause als Schreiber herumgestanden habe; ach, zum Glück habe ich im Augenblick zu rauchen, das ist unsagbar viel wert.

[...]

381. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 22.11.42

[...]

Heute ist wieder ein wunderschöner Sonntag; wirklich schmerzschön; die Liebespaare ergehen sich in den hübschen Alleen der kleinen Städtchen, und am Ufer der Seine und der Eure, wo wunderbar hohe Bäume sich spiegeln, wie die Buntheit und die Unregelmässigkeit des Lebens, des wirklichen Lebens, das nichts gemein hat mit unserem tod-ähnlichen Vegetieren. ..

Wir haben Dienst gehabt, und anschliessend habe ich 2 Stunden (zwei Stunden) vor der Schreibstube gestanden und auf den Oberleutnant gewartet, vielmehr auf Einlass zum Oberleutnant; die Unterredung mit ihm war nichtssagend; er selbst kann nichts für mich tun, und er glaubt nicht, dass der Kommandeur etwas für mich tun kann; aber immerhin darf ich morgen einmal wenigstens zum Adjutanten gehen; der muss mich dann zum Kommandeur durchschleusen; ach, wenn ich glauben müsste, dass unser Glück wirklich in den Händen dieser Leute läge, müsste ich verzweifeln; aber es liegt eben doch in Gottes Hand; sie sind ja alle nur Werkzeuge, um den wahren Willen Gottes an mir auszuführen. [...]

Ich habe lange mit dem Oberleutnant gesprochen eben; er hat mir allerlei an den Kopf geschmissen, u. a. die Zerschlossenheit meiner Uniform und die Tatsache, dass ich es im 4. Dienstjahr nur bis zum Gefreiten gebracht habe, allerlei so beschränkte Dinge, mit denen sich nur ein sächsischer Schulmeister abgeben kann ... mein Gott, wenn ihr Frauen manchmal wüsstet, welchen Schwachköpfen wir mit Leib und Seele ausgesetzt sind und wie wir behandelt werden – wir Kämpfer fürs Vaterland! –, ich glaube, es würde tatsächlich Krach geben!

[...]

382. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 26.11.42

[...]

Inzwischen haben wir nach der dritten Etappe endlich unser Ziel erreicht; ein hübsches kleines Küstenstädtchen; es war eine wahnsinnige Quälerei, die letzte Etappe sind wir dann mit dem Auto gefahren, es ging einfach nicht mehr; mit vollem Gepäck pro Tag ungefähr 40 km; wenn einmal eine Pause war, dann musste ich erst recht an die Arbeit, musste Pferde und Wagen besorgen, ach, kaum eine Minute Ruhe haben wir gefunden; nun sind wir gestern Abend spät hier angekommen, haben wenigstens einige Stunden im Bett geschlafen, wirklich im Bett; und nun sind wir beim Einräumen der Quartiere.

[...]

Ich werde heute den Kampf wieder aufnehmen; heute werde ich versuchen, endlich zum Bataillon vorzudringen; niemals wollen wir die Hoffnung aufgeben, dass es doch noch klappen wird; in der Verfügung steht, dass das Semester noch angerechnet wird, wenn der Urlaub am 15. Dezember angetreten wird, bis dahin will ich unbedingt gesiegt haben...

Ach, diesen Marsch von drei Tagen mit Gepäck werde ich nie vergessen; diese drei Nächte irgendwo in einer Scheune, im nassen Stroh, immer mit den Stiefeln an den Füßen, dreckig, dreckig, und dann in den freien Stunden herumlaufen und Pferde besorgen, Wagen besorgen, immer dasselbe Elend mit der Hartnäckigkeit der Bauern...

Gestern Abend, als wir hier ankamen, war ich müde, müde; die letzten 10 km mussten wir wieder zu Fuss gehen, das war die elendeste Strecke der 120 km; ein schönes Quartier habe ich bekommen, eine grosse Stube in einem französischen Patrizierhaus zu 3 Mann; ach, ich habe mich gestern Abend erst vollkommen gewaschen und neue Wäsche angezogen – und dann in ein richtiges Bett... das ist nun unser «Bunker», ein schönes Zimmer mit der Aussicht auf einen kleinen Platz, wo grosse Bäume stehen...

Ich werde weiterkämpfen um «unser Leben», und wenn alles nichts nützt, lasse ich mich bei der nächsten Gelegenheit in eine andere Division versetzen.

[...]

383. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 26.11.1942

[...]

Heute habe ich gar nichts in unserer Angelegenheit tun können, das quält mich immer am meisten; gleich mittags wurde ich zur Standortkommandantur kommandiert, da soll ich nun ständig bleiben als Dolmetscher und als Mitarbeiter; da wir gar keine Offiziere haben ausser unserem Chef – übrigens einem netten, prächtigen Schlingel von Leutnant –, muss ich vorläufig mit noch einem Kameraden allein die ganze Ortskommandantur übernehmen; Du kannst Dir denken, wo mir der Kopf steht... Es ist eine schöne, wirklich interessante und auch ganz dankbare Aufgabe, wie man sich angeblich als Soldat keine bessere vorstellen könnte; aber es fällt eben alles in meinen eigentlichen Urlaub; noch nicht, denn noch ist nicht der 28., und Wunder geschehen ja jeden Tag.

Eben höre ich ein neues Gerücht, dass alle Jungen und abjahrgang 08 wieder zu ihren alten Regimentern zurück sollen; das wäre meine Rettung, ganz und gar meine Rettung, denn bei meiner alten Einheit bekäme ich den Urlaub bestimmt; ach, wieder eine grosse, grosse Chance!!! – ich bin doch noch sehr hoffnungsvoll, wenn ich nur bald einmal endlich zum Bataillon vordringen könnte; das Schicksal scheint es nicht zu wollen; vielleicht ist es gut so, aber ich werde einmal doch bis dahin dringen.

Ich habe ein wunderschönes Zimmer mit zwei Mann, einen schönen Ofen drin, ein herrliches Zivilistenbett, ein bedrückend gutes Essen und auch zu rauchen – aber im Grunde genommen ist das alles

doch so lächerlich unwesentlich; es bringt aber auch gar nichts von Glück; als Soldat habe ich es noch nie so gut gehabt wie im Augenblick hier, aber noch nie habe ich mich so sehr nach einem eigenen persönlichen Leben gesehnt. Ich werde auch in Urlaub kommen, ich habe das ganz feste Vertrauen, dass es noch klappen wird mit meinem Studienurlaub; heute Mittag, als ich das neue Gerücht hörte von der Rückversetzung zur alten Einheit, fiel es mir ein, dass ich gar nicht mehr so blindlings auf Gott vertraue wie sonst; Gott wird uns helfen, das sichere Gefühl habe ich; wir müssen mitarbeiten und mithelfen, aber im Grunde ist das, was wir tun, doch nicht massgebend; ich werde kämpfen, kämpfen, das ist sicher, aber in dem festen Glauben, dass Gott mir meine Waffen aus der Hand nehmen und mir anders helfen wird.

Wir werden morgen wieder umziehen in ein anderes schönes Quartier, wo wir nur zu 2 Mann liegen, direkt in der Kommandantur; da werden wir ein ganz freies Leben haben, vielleicht viel Arbeit, aber das ist ja nur nützlich, denn man kommt nicht allzusehr zum Nachdenken.

Ich bin so müde von diesen drei Marschtagen, die in meiner Erinnerung bleiben werden wie etwas unsagbar Qualvolles; eine Zwischenstation, wo wir morgens ankamen, hiess: «La Loge aux Pauvres». Ein phantastischer Name. Ich vergesse nie, wie wir an jenem Schild am Strassenrand anhalten, beleuchtet von der Taschenlampe unseres Leutnants, «La Loge aux Pauvres»; immer weiter, weiter hatte man uns gezerrt; immer wieder hiess es: noch vier Kilometer, noch 3 Kilometer, noch 4 Kilometer, wie das üblich ist; die Leute wankten ohne jede Ordnung mit ihrem Tornister hinter ihrem Vordermann her, immer wieder angepeitscht von der Stimme des Führers; und wenn mal einer sich von einem Fahrzeug ein Stück ziehen lassen wollte, dann wurde er weggescheucht; die armen, armen Bauernpferde mit ihren schwerbeladenen zweirädrigen Karren, die gar nicht für so lange Reisen gebaut sind, sie waren alle klatschnass von Schweiss; Welch eine Freude, endlich, endlich «La loge aux Pauvres» zu erreichen. [...]

Eben bin ich noch im Dunkeln ausgewesen, ich musste Post weg-

bringen; ach, nach langem Tappen fand ich endlich die richtige Strasse, die mich unten zum Kai führte; am Kai entlang führt eine unendlich lange Allee, wirklich frappierend ähnlich der Allee, die in Köln am Rhein vorbeiführt; diese milden grossen runden Bäume, und dann im Dunkeln das Wasser zu sehen, und die herbe Kühle des späten Herbstes...

Jeden Tag bete ich jetzt innig und flehentlich, dass Gott mir die grosse Chance dieser 4 Monate geben möge; ich möchte so gern wissen, ob ich noch fähig bin, wirklich etwas Ernsthaftes zu arbeiten, es ist eine teils ängstliche, teils hoffnungsvolle Spannung; ach, meistens glaube ich, dass es niemals mehr etwas wird; aber wenn ich einmal mit etwas ernsthaft Geistigem in Berührung komme, mit den Worten von Ebner, oder wenn ich einmal wirklich menschliche Musik höre, dann glaube ich sofort wieder daran, dass alles gut ist; ach, vielleicht ist es so, dass man tatsächlich ein wenig klebrig wird, wenn man jahrelang in einem Kleistertopf sitzt, dass man aber wieder trocken und warm wird, wenn man einen Guss heissen Wassers über die Nase bekommt, ach, auch in diesem Punkt will ich hoffen...

Hoffen, hoffen...

Man muss wach sein, immer wach sein, niemals schlafen, und auch nicht einen Teil seiner Selbst einschlafen lassen, das ist wirklich das Geheimnis eines christlichen Lebens, nicht schlafen... ach, man kann träumen, jahrelang träumen und so wach sein wie ein Hund, ein treuer Hund; das ist kein Schlafen; man müsste überhaupt einmal die Persönlichkeit der «Träumer» ganz, ganz gründlich untersuchen; ich glaube, es ist eine ganz und gar christliche Existenz ... der Träumer, der von dieser Welt verachtet wird, der Tor...

Ich schwätze und schwätze, und es wird immer, später, später, später, und die Leute im Ort glauben ganz bestimmt, «neue Besen kehren gut», weil auf der Kommandantur so lange Licht brennt, doch sie werden wohl in ihrer angeborenen Klugheit bald spüren, dass die neuen Besen schon so mürbe sind und so gleichgültig wie uralte Veteranen.

384. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 27.11.42

[...]

Heute habe ich auch endlich mit dem Adjutanten sprechen können; ein sehr sachlicher ruhiger Mensch, der selbst Student ist und dessen Urlaub bei seiner Stellung natürlich völlig aussichtslos ist – wie er mir sagte; er hat mir wenig Hoffnung machen können, mir aber anheimgestellt, einen neuen Antrag einzureichen, und er hat mir versprochen, die Möglichkeiten einer Ausnahme – da bei mir ein besonderer Fall vorliegt: fliegergeschädigt, verheiratet – bestimmt auszunützen; er muss natürlich einen Befehl darüber abwarten; von dieser Seite können wir uns nur wenig hoffen. Ich werde nicht rasten und ruhen; bis zum 15. Dezember, dem äussersten Termin, lässt sich noch manches machen; meine grosse, grosse Chance wäre eine Versetzung zu einer anderen Division, ich habe meinem Spiess schon alles eingepägt, und er wird ganz gewiss tun, was er kann; falls eine Versetzung kommt, bin ich dabei. [...]

Heute bin ich ganz allein auf meiner Stube, die beiden Kameraden mussten vorn die Stellungen besetzen; ich habe mir den Ofen angeheizt, ach, es ist wunderbar warm, und ich bin ganz allein mit meinen Gedanken...

Ach, ich bin unruhig und zerfahren, und die Ortskommandantur – wahnsinnig viel verschiedenerlei sehr, sehr delikate Arbeit – spukt mir auch im Kopf herum, morgen früh um 10 müssen wir zu 2 Mann die ganze Chose verantwortlich übernehmen.

Das Städtchen hier ist uralt – alte Türme und Mauern und eine Kirche wie eine Burg; eben bin ich im Stockdunkeln durch die vielen krummen holprigen Gassen bis in mein Quartier hochgestolpert; ach, ich bin froh, «dass ich zu Hause bin»; draussen die herbstlichen Strassen und Gassen und kleinen Plätze, das ist im Dunkeln alles so schmerzlich heimatlich, dass es besser ist, im Hellen in einer nach Soldaten riechenden Stube zu sitzen.

Ein paar Minuten am Tage finde ich immer Zeit, in dem unvergleichlichen Buch von Ferdinand Ebner zu lesen, das ich immer in meiner Gasplane direkt auf der Brust trage; man behält wörtlich nichts davon, aber im Bewusstsein bleibt etwas unsagbar Stärkendes, Wesentliches und Menschlich-Wahres, das sehr beglückt und beruhigt, wenn man so von fast nur Relativitäten umgeben ist...

[...]

385. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 27.11.42

[...]

Du wirst mehrere Tage keine Post von mir bekommen, das ist das Traurige, heute Mittag sah ich auf der Schreibstube noch alle Briefe von den letzten Tagen liegen...

Ach, vielleicht gehst Du einmal selbst zum Studentenführer und trägst ihm unsere Sache vor, oder bittest Alfred, hinzugehen, oder Jupp Spellerberg – aber der ist wohl etwas zu schlampig; ach, versuchen wollen wir alles, was in unserer Macht liegt; aber helfen kann uns nur Gott... und eine Bescheinigung über unsere totale Flieger-schädigung könntest Du auch beilegen; ach, sie wird etwas spät kommen, aber vielleicht kann ich sie dann bei der neuen Einheit gleich gebrauchen.

[...]



386. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 28.11.42

[...]

Nun sitze ich seit heute Morgen ununterbrochen hier in meinem neuen Wirkungskreis; viel Arbeit gibt es, aber das ist wirklich ein Glück; ein unglaublich komplizierter Apparat, aber ich bin doch glücklich, dass ich nicht mehr den elenden eintönigen Dienst zu machen brauche; ich wohne nun auch hier in der Kommandantur; wir haben zu zwei Mann ein ganz nettes Zimmer, das wir am Morgen, wenn es etwas heller ist, einräumen werden. [...]

Dieses Leben hier ist irgendwie masslos verlogen; man redet so viel, muss viel reden, man lügt unendlich viel, stiehlt gelegentlich; es ist ein sonderbares Gemisch von phantastischem Verbrechertum und phantastischer Unschuld, dieses «Landser-Leben; ich bin wirklich in allem ein richtiger «Landser» geworden; meine soldatische Unschuld liegt irgendwo begraben; ach, man wird durchgedreht, raffiniert wie ein Zigeuner, leichtsinnig wie ein Wiener Baron, aber im Grunde genommen kann man doch sein Wesen rein erhalten; es ist meine einzige grosse und einzig wahre Freude, dass ich «unser Leben» immer ganz nah und unversehrt im Herzen und in meinem Geist habe, dass ich niemand etwas verrate oder abebe, niemand daran teilnehmen lasse, das ist mein grosser und einziger Stolz...

So ist das Leben, mein Leben; man kann äusserlich so dreckig werden wie ein Schwein, darunter braucht die Seele nicht zu leiden; im Grunde genommen handle ich nur wie im Traum hier; solange ich überhaupt Soldat bin, handle ich überhaupt wie im Traum; wirklich, an diesem Leben habe ich im Grunde genommen keinen Teil; es geht alles so ab von mir wie nichts...

387. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 29.11.42

[...]

Heute Morgen habe ich noch einmal mindestens eine Stunde lang lesen können; erst in Ebner, dann in einem kleinen Buch «Don Quichotte», das Alois mir einmal schickte; es hat mich masslos glücklich gemacht, noch einmal einzutauchen in das «Leben»; wirklich, Du glaubst nicht, wie masslos glücklich das machen kann, in einem Buch zu lesen; es ist, wie wenn man einer Starkstromleitung nahe kommt, und plötzlich schlägt der Strom über und erfüllt einen mit heissem, wildem Strom; ach, dann hörte ich einige kleine Stücke von Beethoven im Radio, es war so beglückend; ich werde auch heute Abend noch lange lesen und beten, beten, beten ... für alle Christen, die noch leben, damit sie nicht zusammenbrechen unter der wahnsinnigen Last des Leides, das auf ihnen ruht.

Du würdest mich glücklich machen, wenn Du mir den «Idioten» von Dostojewski mit meinen Zulassungsmarken schicken würdest; ich möchte so masslos gern noch einmal untertauchen in diese Welt glühenden und leidenden wirklichen Christentums. ..

[...]

388. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 29.11.42

[...]

Nun ist es aus einem dummen Grund wieder so spät geworden; doch ich bin nun endlich, endlich allein, und Zeit habe ich ja genug, denn ich kann ja jetzt jede Nacht richtig durchschlafen... Fast zwei Stun-

den lang habe ich hier gesessen und mit der Maschine Liebesbriefe an französische Mädchen in dem Städtchen geschickt, wo wir zuletzt waren; die Landser sind so unendlich naiv, dass ich ihnen den Wunsch einfach nicht abschlagen konnte; [...] oft will mich ja selbst die Trauer wirklich ernsthaft und wüst und wild packen, wenn ich so richtig nachdenke, wie ich hier sitzen muss und lauter Dinge tun, die mir so ganz und gar ungemäss sind, und zu Hause, da wartet ein Leben voll wichtiger Arbeit, die mir brennend am Herzen liegt und die vielleicht verschüttet wird von diesem kümmerlichen Dasein...

Oft wünsche ich mir, dass Gott mich hineinstellen soll in den wirklichen Kampf, wo doch die eigentliche Stätte des Soldaten ist; ich glaube, das würde eine Läuterung sein; aber ich weiss auch, dass das nicht das Wesentliche ist; ich weiss, dass Ferdinand Ebner den Krieg verbracht hat, ohne Uniform zu tragen, und doch grosse, unheimlich grosse Dinge gesagt hat; aber schliesslich bin ich nicht – ach Gott, lange nicht – so gross wie er, und vielleicht wäre für mich die Läuterung die Hölle des Feuers – oder der Himmel des Kampfes – das einzige, was ich je vom wirklichen Krieg gesehen habe, sind ein paar Tieffliegerangriffe auf unsere Bude damals an der Küste gewesen und einige Tage schweres Feuer der englischen Artillerie; denn jedes Kind zu Hause hat letztlich mehr vom Krieg gespürt als ich.

Ich bin nicht traurig darüber, denk' das nicht, ich bin Soldat und muss mich dahin stellen, wo Gott mich durch seine Fügung hinstellen lässt; es ist aber doch sonderbar – nicht wahr –, dass ich aus der alten Division herausgezogen wurde, die nun wahrscheinlich zum Osten abrollen wird; ach, ich würde gerne die Möglichkeit oder Notwendigkeit, nächstes Frühjahr nach Russland zu ziehen, in Kauf nehmen, wenn ich nur wieder bei der alten Einheit sein und in Urlaub fahren könnte, aber ich muss mich doch fügen in den Willen Gottes, der mich sicher da herausgezogen hat: «Es fällt kein Haar von unserem Haupte»...

Es ist wirklich Krieg, Krieg, Krieg; alles ist so leer und öde, die Leute sind traurig, müde und hungrig; und gar nicht freundlich; man sieht den öden Kai und das Wasser ohne Schiffe, abgesehen von we-

nigen Fischerbooten, die manchmal auslaufen. Die Ruinen der Stadt-  
tore und Mauern ragen finster zwischen neuen Häusern heraus, und  
die uralte Kirche, die wie eine Burg ist, die Plaketten, die künden,  
dass Jeanne d'Arc diese Stadt gestürmt und befreit hat, sind verreg-  
net, grau und glanzlos; ach, es ist nicht viel Erfreuliches hier, viele,  
viele Häuser, fast die meisten, stehen leer, manche sind vollkommen  
zerstört und verbrannt und ausgeräumt von diebischem Gesindel,  
man sieht es fast, sie sind kahlgefressen wie von gierigen Ratten...

Schick doch bitte die Total-Fliegergeschädigten-Bescheinigung!  
[...]

389. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 30.11.42

[...]

Ich frage mich schon seit heute Morgen, warum ich wohl an diesem  
Montag so sonderbar müde und lustlos bin; ach, vielleicht darum,  
weil das allzu bequeme Leben mir gar nicht bekommt; es ist wohl  
nichts für mich, so mehr oder weniger nutzlos auf einem Büro zu sit-  
zen; mit den Franzosen zu verhandeln ist ja wohl ganz interessant,  
aber die Leute sind hier so unfreundlich und auch müde und interes-  
selos; es gibt gar kein menschliches Band zwischen uns und ihnen;  
einzig und allein ein kleiner Fischerjunge, der heute Morgen bei mir  
war, ein netter frischer Kerl von vielleicht 15 Jahren, der darum bat,  
ein von uns belegtes, aber nun leeres Haus wieder freizugeben, hat  
mich ein wenig ermuntert; das Schreckliche ist, dass man sich selbst  
so alt vorkommt, so unendlich alt und müde und für ewig hierher  
verschlagen, wie in einer Falle; ach, irgend etwas müsste geschehen,  
irgend etwas; oft meine ich, das Telefon müsste sofort klingeln, und  
dann müsste man mir sagen, dass der Urlaub genehmigt ist; diese

Nacht habe ich übrigens geträumt, es wäre mir ein Kamerad auf der Strasse begegnet, der gesagt hätte, dass mein Urlaub genehmigt sei; ich habe es aber nicht geglaubt, nachher war es dann doch wahr; damals in dem letzten Kaff habe ich auch geträumt, dass mein Urlaub abgelehnt war. Es wird erst dann gut sein, wenn ich wenigstens in Bezug auf das Gesuch Bescheid habe, die Versetzungssache muss ich dann der Zeit überlassen. ..

Es wird bestimmt gut, wenn ich mal etwas mehr Arbeit habe als gerade heute Morgen; es hat mich ein wenig traurig gemacht, dass ich hier den Morgen so sinnlos herumgessen habe; heute Nachmittag werde ich mehr zu tun haben; ich muss Putzfrauen auftreiben, Kochfrauen, eine Schreibmaschine besorgen und Quartiere besichtigen, und dann wird ja auch die Post kommen. [...]

Heute Morgen war auch ein entlassener Kriegsgefangener hier, der sich anmeldete; ein grosser, gesunder Bauer, langsam und still; keine Spur von irgendeiner grossen Freude war in seinem Gesicht zu lesen, ein richtiger Bauer; ach, ich beneidete diesen Mann um seine Kraft und seine Freiheit; da sitzt man da als billiger Schreiber und trägt die Namen in Listen ein! Aber ich will nicht undankbar sein; im Grunde bin ich froh, hier zu sitzen, ohne Belästigung durch irgendeinen Dienst...

[...]

390. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 1.12.42

Mir geht es ja auch jetzt besser als bisher; nicht mehr dieser elende Dienst, diese eintönige Quälerei, die einen zum Wahnsinn bringen muss; hier auf diesem Büro ist es doch immerhin zum Aushalten; ich habe regelrecht ein schlechtes Gewissen, weil es mir so gut geht; kei-

ne Nacht Wache, eine Dienstzeit, die ich mir selbst einrichten kann, während die anderen Leute jede Nacht Wache schieben und schwer hungern müssen; es ist nicht erhebend, gut zu leben; absolut eine niedrige Form menschlicher Existenz, das sogenannte «gute Leben»; doch das wird schon zu überwinden sein; das unglaublich eindrucksvolle Wort der grossen Theresia: «Schlaf nicht, schlaf nicht, es gibt keinen Frieden auf Erden», ist mir ständig gegenwärtig...

Ach, wenn ich nur jeden Tag meine Lesung halten kann, wie ich es heute Morgen konnte; das geht so morgens: wir stehen eigentlich auf, wann wir wollen, aber mich treibt das schlechte Gewissen um halb 8 raus, weil doch schon um ½9 die ersten Klienten kommen, militärische und zivile, und ich möchte nicht gerade den Eindruck einer Drohne machen, die dann erst gerade aus den Federn steigt; dann kann ich mich in Ruhe und mit Genuss waschen und rasieren, und wenn ich dann «hinuntersteige» in das Amtszimmer, stehen die beiden andern auf; ich koche dann Kaffee auf Gas, ganz vornehm in unserer Küche, und bin dann eine ganze Weile allein in der Bude, viel los ist dann doch zu dieser Zeit noch nicht, und ich kann dann in Ruhe noch lesen; so werde ich das jetzt jeden Morgen machen, denn wenn ich von 11 bis 7½ schlafe, das ist doch wohl genug; so lange habe ich noch nie geschlafen, seit ich Soldat bin; und wenn ich sogar bis 12 aufbleibe und lese oder schreibe, dann habe ich immer noch mehr Schlaf, als ich in den letzten Monaten gehabt habe; die ersten Tage hier werde ich sogar um 9 oder 10 Uhr schlafen gehen, aber das wird doch wohl praktisch nichts werden. ..

Dieses Bonzenleben hier – das erste Mal, dass ich es führe – wird eine gute Bewährungsprobe für mich sein; allerlei Möglichkeiten habe ich schon ausprobiert – und wir Böller haben manche Möglichkeit –, aber diese noch nicht; sie wird mir eine gute Schule sein, die ich auch bestehen muss...

Ob ich mein proletarisches und «armes» Herz behalte oder ob ich ein Blödmann werde, ach, es ist tatsächlich eine grosse Gefahr, für einen Schwächling wie mich ist alles gefährlich, das Gute wie das

Schlechte, und am gefährlichsten die Mitte – also alles; Gott, welcher Mensch würde wohl wagen zu behaupten, dass sein Leben vollkommen ungefährlich sei...

[...]

391. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 1.12.42

Ach, ich habe heute Morgen eine ganze Stunde allein hier gegessen, ganz still war es, und da habe ich eine ganze Stunde in der Bibel lesen können; es hat mich sehr, sehr getröstet... ich habe doch sehr viel Glück gehabt mit dieser Position hier auf der Ortskommandantur; wir haben viel Arbeit, es liegen viele Einheiten hier, der Wehrmacht, der Luftwaffe, O.T. und alles Mögliche, aber es ist doch ein ganz freies Leben, sehr frei; und wir haben ein richtiges Bett, ein Badezimmer und sogar zu 7 Mann eine eigene Küche mit eigener Köchin, wirklich, es wäre sündhaft, wenn ich auch nur ein Wort über meine gegenwärtige militärische Lage klagen würde. [...]

Das Schöne ist auch hier an der Stelle, dass die Zeit wahnsinnig schnell vergeht; aber das ist wohl gar nicht so sehr in unserem Interesse, denn der 15. Dezember ist ja unser letzter Termin; das sind immerhin noch volle 14 Tage, in denen viel geschehen kann.

Das Wetter ist hier noch erstaunlich mild für Dezember, ganz erstaunlich, vielleicht wird es nicht einmal viel kälter; und die Nähe des Meeres ist so tröstlich, sehr erfreuend...

392. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 2.12.42

[...]

Heute war einmal ein sehr arbeitsreicher Tag; wir haben sämtliche leerstehenden Quartiere in der ganzen Stadt besichtigt, geführt von einem heruntergekommenen Baron – eine tolle Erscheinung –, der nun für den Maire Läuferdienste tut; er hat mehrere Vermögen mit Weibern durchgebracht, ist einige Male geschieden und macht seit dem Krieg den Gelegenheitsarbeiter; gross, schlank, blond, etwas knochig, sieht wie ein englischer Börsenfritze aus; er kennt die Stellungen aller Einheiten besser als wir, kennt alles in einer geradezu unheimlichen Weise; wir sind ja hier hineingesetzt worden ohne richtige Einweisung – man hat uns einfach gesagt: fangt an; so kann er uns sehr nützlich sein, aber wahrscheinlich auch gefährlich, weil er eben mehr weiss als wir selbst...

Es war heute bitterkalt, ich habe gefroren wie ein blutarmer Schneider; meine Finger waren so steif, dass ich mir nicht einmal eine tröstliche Zigarette anstecken konnte, aber sehr interessant war das, alle die Kabunken dieser uralten Stadt zu besichtigen, allein drei leerstehende Schlösser, ein uraltes, fabelhaftes Ding mit einem 30 Meter tiefen Verlies, das ich auch besichtigt habe; alles vollkommen demoliert; das ist wirklich ein wahres Bild vom Krieg, diese unzähligen leerstehenden Häuser, mit alten Betten, Dreck, Dreck, Dreck, Soldatenspuren – unheimliche Keller und Speicher – Mördergruben... Spuren von eingebrochenen Zivilisten ... ach, tolle Dinge...



393. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 2.12.42

[...]

Ich war schon hinaufgestiegen in mein Schlafkabinett, aber da oben ist es nicht sehr gemütlich, vor allem kalt, deshalb bin ich noch einmal hinabgestiegen und habe mich ein wenig an die Heizung gesetzt; ach ich möchte noch einmal einen richtigen lebendigen alten menschlichen Roman lesen, einen Mauriac, einen Dostojewski am liebsten; noch einmal eintauchen in die Flut von menschlichen Möglichkeiten und Leidenschaften; ach, der «Idiot», ich glaube, es gibt kaum ein faszinierenderes Buch; vielleicht entsinnst Du Dich der Szene, wo die beiden Männer, Rogoshin und der Idiot, an der Leiche der Katharina sitzen, die Rogoshin einige Tage vorher schon ermordet hat, ein dunkles Zimmer mit dicken Vorhängen, in einer Ecke ein riesiges, im Düstern liegendes Bett, und die Leiche einer schönen Russin, davor der Fürst und der Rogoshin, dieser leidenschaftliche, kleine, wilde Liebende, stolz und reich und arm, und traurig, traurig beide...

Heute Morgen las ich in der Bibel die Stelle, wo man Christus die Sünderin bringt, die Ehebrecherin, und wie er ganz gelassen im Sand schreibt und fragt: «Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie!!» Und wie sie alle, alle davonschleichen!! Oft meine ich, diese Stelle der Bibel ist eine der unheimlichsten, weil sie, scheinbar so menschlich, im Grunde aber wahrhaft von der Göttlichkeit Christi zeugt; eigentlich müsste man meinen – müsste man nach menschlichem Ermessen –, dass nur einer, der selbst gesündigt hat, so urteilen und handeln kann, aber gerade im Gegenteil ist es so, dass ein sündhafter Mensch eben nicht so urteilen würde – unheimlich ist das, wie die Frau – wie lange wohl – da unmittelbar vor Gott steht, sicher zitternd und zerschmettert von ihrem Gewissen; ach, wie lange mag sie gewartet haben, und was mag man ihr unterwegs alles gesagt

haben! – Christus aber schickt sie ruhig weg; zugleich auch irgendwie niederschmetternd, wie vor seinen Augen die ganze Menschheit da steht, alle gleich, unglaublich, erbärmlich, und die Sünderin erhält allein dadurch schon Glanz, weil sie von diesem Gesindel – der Menschheit – angeklagt ist.

[...]

394. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 3.12.42

[...]

Ich bin hier mit einem Unteroffizier zusammen, der wirklich relativ aussergewöhnlich gut ist; sehr anständig, allerdings sehr faul und ein wenig schwach; aber man darf schon nicht allzu hohe Ansprüche stellen; arbeiten kann man ganz gut mit ihm zusammen, und er ist ein Rheinländer, wirklich gut; der andere Soldat hier ist ein Berliner Kaufmann, ein richtiger moderner Mensch, aber ganz witzig, ein trockener Kunde; ich darf wirklich nicht klagen; ach aber niemand, mit dem man einmal ein menschliches, vernünftiges Wort sprechen könnte.

Es ist bald wieder Sonntag, das sind die traurigsten Tage hier, weil man so viel Zeit hat, nachzudenken, und weil man – das ist das Schlimmste – die Zivilbevölkerung so richtig im Leben sieht; ach, ich will nicht sagen, dass die armen Leute es besser haben als wir, aber sie sind doch zu Hause, zu Hause... Übrigens, das kann man bei den vielen Rundgängen durch die Stadt immer wieder feststellen: sie ist uralte; heute Morgen fand ich an einem alten «magasin de sei», einem riesigen Komplex, eine Tafel, dass «Guillaume de Normandie» im Jahre 1066 von diesem Hafen aus mit 400 Schiffen gestartet ist, um England zu erobern; wenn man unten am Kai entlanggeht – ach, dieses Meer! –, sieht man oben die Kirche, umgeben von dicken Mauern wie eine uneinnehmbare Festung. [...]

Ich habe es durchsetzen können, dass ich sogar Beethoven hören darf im Radio, eine seltene Gelegenheit, Elli Ney spielt einige Variationen über ein Lied...

[...]

395. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 4.12.42

[...]

Inzwischen hast Du hoffentlich erfahren, dass es mir gutgeht, dass wir einen langen, langen und schweren Marsch hinter uns haben und dass ich jetzt also hier auf der Standortkommandantur sitze; ach, es ist ein «gutes Leben» hier, wie man so sagt – wirklich, wir drei hier haben den besten Tag der ganzen Kompanie; aber ach, das ist eine grosse Gefahr; man wird faul, verstimmt und traurig, und wenn man traurig ist, frisst man ja bekanntlich wie ein Bulle; eine sonderbare Sache, vielleicht ein Beweis dafür, dass man, wenn man verzweifelt ist, sich allzusehr den irdischen Kräften in sich überlässt; vielleicht damit auch ein Beweis dafür, dass die Verzweigung «von unten» kommt...

Ach, ich kann Dir gar keine andere Hoffnung machen als die einer Versetzung; ich selbst habe geträumt davon, setze mein ganzes Vertrauen darauf, dass es vielleicht doch noch zu dem grossen, grossen Urlaub kommt. Die Hoffnung auf einen Jahresurlaub ist auf jeden Fall sehr berechtigt; die Urlaubssperre, die im Augenblick besteht, soll Mitte Dezember aufgehoben werden, und dann kann ich wohl damit rechnen...

Heute war wirklich einmal ein arbeitsreicher Tag; es ging aus und ein den ganzen Tag, und die Leute sprudeln so naiv mit ihrem Französisch heraus, als ob ich wirklich alles so richtig verstehen könnte; da kommen Leute, denen man die Bäume gefällt hat, denen man Rechen gestohlen hat; die arbeiten wollen für uns; ach, tausenderlei unglaubliche Dinge – aber jetzt ist Feierabend! Freitag ist der grosse

Tag, an dem es hier Kuchen ohne Marken gibt; grosse Tortenböden mit Apfelmus, ganz lecker, vor allem eine grosse Abwechslung für uns; morgen gibt es dieselben Tortenböden mit so einer Art Creme – bestehend im Grunde genommen aus Hafergrütze und Wasser –, auch eine grosse Seltenheit, ich habe mich gleich vormerken lassen; ach, es ist hier schon so, dass wir niemals Hunger zu leiden brauchen; schick mir doch bitte nichts Essbares; Ihr habt ja selber nichts zu beissen, ich weiss es... Wenn Du mir eine Freude machen willst, schick mir doch bitte ein paar Feuersteine für mein Feuerzeug, das ich mir gekauft habe, weil Streichhölzer hier so selten geworden sind wie die wahren Christen im weiten Europa; Du kannst sie vielleicht in einem Brief schicken; weil ja die Postsperre im Augenblick besteht für Päckchen – auch Geld kannst Du ruhig im Brief mal riskieren; die Feuersteine müssen zylinderförmig sein, in der Dicke ungefähr von Streichhölzern, etwas dünner; ach, sei mir nicht böse, wenn ich so pedantisch genau diesen Mist beschreibe, aber es ist unheimlich, wenn man kein Feuer hat.

Ich hoffe auch noch, eine Tabakquelle ausfindig zu machen; eine kleine Butterquelle habe ich ans Laufen gebracht, eine winzige nur,  $\frac{1}{3}$  Pfund habe ich Dir geschickt, vielleicht kann ich bald auch Mutter mal etwas schicken! Es ist hier in der Sperrzone alles äusserst knapp und schwierig zu bekommen, aber wenn ich vielleicht nächste Woche einmal über Land fahren kann, werde ich hoffentlich etwas mehr Erfolg haben...

[...]

396. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 5. Dez. 42

[...]

Heute haben wir viel Arbeit gehabt, aber der Tag ist schnell herumgegangen, meine Besichtigung der Quartiere, alle möglichen Höhlen und prächtige Villen am Strand! Ach, diese etwas verkommenen Villen mit wilden Parks und leicht demolierten Fensterläden, wie «unserer» Villa unten am Rhein; oben an der engsten Stelle des Kanals, wo ich in der Sonne gelegen habe, wie oft, wenn ich den scheinbar so schmalen Kanal dort sah und drüben die Kreidefelsen von Dover, wie oft habe ich daran gedacht, dass auch Du schon über dieses Wasser gefahren bist zu einer Zeit, wo noch kein Krieg war... kein Krieg!

Unvorstellbar ist das: kein Krieg. Das wäre also der Friede; wirklich, wenn ich mir das vorzustellen versuche, werde ich wahnsinnig! In unserem Leben wird es das wohl nie mehr geben: kein Krieg! Ich glaube nicht, dass wir das noch einmal sehen werden. Keine verwüsteten Städte, keine darbenenden Menschen, das wird es nie mehr geben...

Eben kommt ein Kamerad und verabschiedet sich von mir; er ist nicht tauglich für die Infanterie und kommt wieder zurück nach Berlin zu seiner Dienststelle; morgen Abend wird er in Paris in einen grossen Zug steigen; ach, nur Paris noch einmal sehen, und dann die Nacht durchfahren und morgens in Deutschland sein, in Deutschland...

Es ist für uns Deutsche absolut nichts, so lange im Ausland zu sein; ach, wenn man eine Reise macht, aber so – monate- und vielleicht jahrelang in diesem fremden Leben als Soldat, das ist doch eine Qual; ich stelle mir immer vor, wie ich eines Tages, so gegen Nachmittag, in Aachen über die Grenze fahre und wie der Zug dann ein wahnsinniges Tempo auflegt, wirklich, das tut er immer hinter Aachen, er rast bis Düren und dann die Ebene durch bis Köln ... Köln...

Draussen stürmt und regnet es gewaltig; die grosse Mündung ist voll Rasen und Toben, und die Fischerboote, die links von uns am Kai angelegt haben, schaukeln und wiegen im Wind; die Nacht ist finster, ein übles Wetter für den Krieg, ach, ich schäme mich fast, dass ich hier in einem warmen, festen Haus sitze. Aber es wäre ein übler Verstoß gegen die soldatische Philosophie absoluter Realität, sich zu schämen, denn man muss es nehmen, wie es kommt, und wenn es mir gut geschenkt wird, ohne dass ich durch Schmiererei daran komme, warum nicht; so freue ich mich jeden Abend auf mein phantastisches Bett, das erste schöne Bett meiner ganzen langen Soldatenzeit; ich freue mich auf das Waschen am Morgen, das innige Waschen ohne Hast und ohne Sorge um Wasser; Wasser läuft, läuft aus einem richtigen Kran in ein Becken...

[...]

397. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 5.12.42

[...]

Draussen stürmt es ganz toll, ganz wild schlagen die Wogen an den Kai, und die armen schwarzen Fischerboote, die am Tage wie bescheidene dunkle Schmetterlinge übers Wasser taumeln, ächzen nun unter dem Zerren des Windes. [...]

Ach, es geht wieder ein Gerücht um, das meinen Hoffnungen neue und starke Nahrung gibt, ein Gerücht, dass wir Jüngeren alle wieder zu unseren alten Einheiten zurück sollen; ach, hoffentlich ist es nicht nur ein Gerücht; Gerüchten soll man grundsätzlich nicht glauben, besonders nicht beim Kommiss, wo sie so zahlreich sind wie die Löcher in den Strümpfen der Landser. Doch an sich besteht ja die Möglichkeit, und das wäre ja meine Rettung, wenn ich zu meiner alten Einheit käme...

398. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 6.12.42

[...]

Ich vergass bisher immer, Dir zu antworten auf die Pantoffelfrage; ja, ich wäre sehr glücklich, ein paar Pantoffeln zu besitzen es ist so unbequem, wenn man den ganzen Tag mit den schweren Stiefeln herumstapfen muss; also, ich bitte Dich, wenn es zu machen geht...

Es ist doch ein phantastisches Gefühl, wenn man – wie jetzt hier – sonntags bis halb neun pennen kann in einem schönen Bett und aufstehen kann mit dem Bewusstsein, dass man den ganzen Tag keinen «Dienst» zu machen braucht, ach, wir müssen hier natürlich auch sonntags arbeiten, aber die Arbeit besteht hauptsächlich in unserer Anwesenheit im Büro; sonst ist nicht viel zu tun, da die Franzosen sonntags erst recht die Ruhe lieben; wenn ich bedenke, dass unsere Vorgänger hier zwei Jahre waren und jedes Jahr dreimal in Urlaub führen; sie hatten es bestimmt besser als die Soldaten, die das Glück haben, in Deutschland zu liegen!

Wir liegen in einer grossen flachen Flussmündung, fast wie an einem See, der aber Ebbe und Flut unterworfen ist; vorn, links und rechts, sieht man die Spitzen, die beiden Kaps, und dazwischen die weite Unermesslichkeit des Meeres, die man tatsächlich spürt, wenn man dahin blickt; im Sommer ist es gewiss märchenhaft schön hier; doch ich habe so das Gefühl, als ob wir auf unserer langen, langen Wanderung auch hier nicht allzulange liegenblieben! Nun bin ich schon seit dem 30. September, seitdem ich meinen Flammenwerferbunker verliess, fast ununterbrochen auf der Wanderung; viele kleine Städtchen und Dörfer habe ich gesehen, Rouen, mehrmals Rouen, auch letzthin, als wir den grossen, mühseligen Marsch hierhin begannen, berührten wir gegen Mitternacht Rouen; es war eine selten kalte, schöne Nacht, wir waren den ganzen Abend und die ganze Nacht an

der Seine entlang marschiert... und dann kam Rouen, ach, wir waren so müde, so wahnsinnig müde von dem irrsinnig schweren Gepäck, die Pferde vor den französischen Bauernwagen, die wir für unser Gerät requiriert hatten, waren wirklich am Ende ihrer Kräfte; so zogen wir ganz nahe an der schönsten Kathedrale vorbei, an den Trümmern rings um die Kathedrale; es war wirklich, als wenn der Krieg, der doch hier schon zwei Jahre schweigt, noch einmal aufgelebt wäre; und dann hinter Rouen kam ein ganz irrsinnig langer und steiler Berg; sicher 2 oder 3 Kilometer lang ging es ganz steil bergauf; wir mussten die Wagen schieben, immer 30 bis 40 Meter weit zogen die Pferde, und wir schoben, dann wurden Keile unter die Räder gelegt und eine kleine Pause gemacht; ach niemals hätte ich gedacht, dass dieser Berg ein Ende gehabt hätte; oben wurde dann eine grosse Pause gemacht und gewartet, bis alles wieder dran war; zu allem Elend fing es dann noch an, ganz wüst zu regnen; ich hatte meine Decke losgemacht und über eins der Pferde gelegt von dem Wagen, den ich auf dem ganzen Marsch begleiten musste; wunderbar war es, so ganz nah an dem warmen Leib des Tieres, von derselben Decke geschützt, zu lehnen und eine Zigarette zu rauchen. Ach, der Schweissgeruch war schon scharf und stark, aber so wunderbar warm war das, und der Rücken ohne Tornister, so leicht und frei wie eine Feder. Ach, fast eine Stunde haben wir da gestanden; ich dachte an die Märsche 1940, als wir hinter dem Krieg herzogen, ganz friedlich, und manchmal noch rauchende Trümmer sahen, und die Menge toter Pferde. [...]

Aber 1940 muss ich doch noch unendlich jung gewesen sein, wirklich, es kommt mir vor, als wenn ich damals noch ein Kind gewesen wäre, ganz jung und stark und ohne Schwere; der Krieg macht uns alle alt, sonderbar alt, und zugleich auch wieder jung, sonderbar...

Ach, hinter Rouen, hinter diesem grossen Berg ging es dann doch weiter, immer weiter, immer wieder hiess es: noch 4 Kilometer, noch 3 Kilometer, und dann wieder: noch 4; ach, endlich, endlich am frühen Morgen kamen wir dann doch an, in «La Loge aux Pauvres». Ach, den Tornister abgeworfen, in die nächste Scheune gekrochen,



immer fünf Mann ganz eng zusammen, und wunderbar geschlafen, ganz herrlich geschlafen, morgens aufwachen, halb erstickt von Stroh; ach, sich zu waschen!!

Dann musste ich den ganzen Tag herumlaufen, das Dorf absuchen nach neuen Pferden und neuem Fuhrwerk für unsere Tornister; ach, es lohnte sich schon, dafür die kostbare Freizeit zu opfern; und abends ging es dann weiter, ohne Tornister, wenigstens die meisten; aber dafür mussten die Wagen oft kilometerweit geschoben werden; ach, drei Tage ging es so, und den letzten Tag sind wir dann doch mit dem Auto gefahren; eine tolle Geschichte, in einer Stunde so viel zu fahren, wie man sonst an einem ganzen Tag mühselig zu Fuss macht. [...]

Hier hat ja dann das «gute Leben» angefangen, am Freitag vor acht Tagen schon; wirklich, zehn Tage bin ich nun hier; wie wahnsinnig schnell ist diese Zeit vergangen!

Was mir in einer unglaublichen Weise das Leben schwer macht, ist der Radioapparat in unserer Bude hier, der von morgens bis abends läuft; was so am Tage da für ein unbeschreiblicher Unsinn verzapft wird, ist kaum zu beschreiben, wirklich, ich frage mich, ob das nicht eine Art Hölle auf Erden ist; buchstäblich von morgens neun bis abends elf geht das Ding ohne Unterbrechung; dauernd Gedudel, Geschwätz, ach, dieses unbeschreibliche Geschwätz, man kommt zu keinem vernünftigen Gedanken! Wenn meine Briefe so unsagbar schlecht und blöde ausfallen, glaube mir, es liegt an diesem elenden Kasten; ach, ganz selten einmal^kommt ja auch einmal wirklich menschliche Musik, und dann muss ich kämpfen wie ein Löwe, dass ich sie auch hören darf; man könnte wirklich eine Philosophie des Radioapparats schreiben, und sie wäre zugleich die Philosophie des modernen Menschen – entsetzlich, es ist eine wahre Plage! Und es gibt keinen anderen warmen Raum hier! Doch ich will nicht klagen, es wäre frivol! Meist höre ich schon gar nicht mehr, und wenn mal wirklich einige Minuten Ruhe ist, Stille, oder gar einmal eine halbe Stunde, dann kommt es mir vor wie im Paradies; diese seichten Weiber- und Männerstimmen, das salbungsvolle Geschwätz der Ansager,

dieses heuchlerische Gelüge, diese Lumpenbande! Es ist unglaublich schwer, im Angesicht dieser Dinge noch an Deutschland zu glauben. [...]

Den ganzen Nachmittag habe ich hier am Fenster gesessen; ach, die Franzosen spazieren alle vorbei mit ihren hübschen und eleganten Frauen, die Kinder lachen ... und ich sitze hier in meinem grauen Rock und darf nicht teilnehmen am Leben; draussen ist ein Wetter wie Seide; heller Sonnenschein, warm und mild – im Dezember! –, und die Bucht liegt prächtig da; drüben sieht man die bunten kleinen Städtchen. [...]

Mein Hass auf diesen Krieg und auf das Soldatenleben wird immer wilder und grösser! Im Radio schwätzt irgendwo ein aussergewöhnlich hassenswerter Ansager, so ein seichter Hund, der wirklich für seine Worte geohrfeigt und getreten gehörte. Gott halte mein Herz in seiner Hand, dass ich nicht schwach werde in dieser Zeit, die so unsagbar blöde ist. Gott erhalte mir die Kraft meines Geistes, damit ich, wenn wir den Krieg überleben, mein Wort sagen kann, was ja nichts anderes sein soll als ein Echo der Stimme Gottes in uns. Gott helfe mir; ach, ich hatte mir sehnlichst gewünscht, diesen Winter einmal zu arbeiten, wirklich etwas Menschliches zu tun, wirklich zu schuften. Aber vielleicht wird Gott es noch erlauben, ich hoffe so sehr darauf! Gott, Gott hilf uns, dass wir diese Zeit der schweren Prüfungen überstehen und hineingehen können in eine andere Zeit, wo wir in Freiheit unsere Flügel regen können! Ach, mag die kommende Zeit noch so sehr voll Leid sein, wir werden doch zusammen sein, zusammen auch mit all den andern, die unseres Geistes sind. [...]

Die Blumen unserer Freude werden wieder blühen, die Wolken unserer Schwermut, die von Gott kommt, werden schwer sein, aber es wird ein Leben sein, nicht diese mühselige Art von Tod, die wir im Augenblick führen müssen. [...]

Ich habe mir eine Pulle Rotwein holen lassen von unserer Köchin, weil ich selbst schlecht den Bau verlassen kann; ich muss immer am Telefon sitzen; es könnte immer mal etwas kommen; aber gleich, wenn mein Kamerad kommt, dann werde ich erst einmal unseren al-

ten Badeofen ein wenig besichtigen und in Gang bringen, dann ein prächtiges Bad nehmen und vielleicht einen Spaziergang am Kai machen; wir müssen hier immer, wenn wir rausgehen, unser Gewehr mitschleppen, egal wohin, das behindert natürlich unsere Freude, denn so ein izpfündiger Apparat dauernd auf der Schulter und die schweren Patronen am Koppel, das ist nicht gerade erfreulich, aber ich will mich nicht dadurch abschrecken lassen. [...]

Arbeiten, schaffen, wirklich etwas menschlich Glühendes! Etwas wirklich Lebendiges!

399. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 7.12.42

Das Leben ist hier nicht erhebend; allerlei zweifelhafte Weibsbilder treiben sich hier als Köchinnen und Putzfrauen herum, zwei auch hier auf der Kommandantur; sie putzen, waschen die Wäsche, machen die Betten und kochen für uns, aber was da für ein Betrieb ist, kannst Du Dir denken bei der allgemeinen Landserphilosophie, mich ekelt es ein wenig, aber sonst störe ich mich nicht daran; aber die Atmosphäre ist dadurch unerfreulich, ach, es ist nicht Sodom und Gomorrha, aber so ein sonderbares, unerquickliches Getriebe; zum Glück ist jetzt auf die Telefonvermittlung ein «Neuer» gekommen, ein evangelischer Pastor mit einem markanten, eindrucksvollen Lutherkopf; ich werde mich mit ihm mal zusammensetzen versuchen; immerhin wird er doch bestimmt eine gewisse Kultur haben! Ich bin sehr gespannt darauf, wie er sich machen wird.

Gestern habe ich mit unserem Spiess noch einmal gesprochen; er sagt, dass er bei jeder Möglichkeit einer Versetzung an mich denken

wird; dass er andererseits mich sofort in Urlaub fahrenlassen wird, wenn die Urlaubssperre aufgehoben wird. [...]

Oft komme ich mir ja auch einsam und verloren vor, wenn ich hier so über die Strasse sehe und die teils feindlichen, teils höhnischen, mindestens aber gleichgültigen Gesichter der Leute sehe; sie alle gönnen uns nur einen verlorenen Krieg, und oft scheint es so, als ob auch wir selber nicht mehr so recht an einen Sieg glaubten, [...] ein so sonderbarer Krieg ist das. Eben meldete sich bei uns ein französischer Gefreiter, im Osten verwundet, der nun hier 14 Tage in Urlaub ist; er muss für die Zeit seines Urlaubs französische Uniform anziehen, weil es allzu gefährlich für ihn wäre, in deutscher Uniform hier als Franzose herumzulaufen; ein sehr junges, normannisches Bauerngesicht...

[...]

400. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 8.12.42

[...]

Gestern Abend noch sehr spät kam der beglückende Anruf, dass wir Post abholen könnten; ach, ich bin gleich hinaufgegangen auf den Berg, wo unsere Schreibstube liegt, durch die milde Nacht; es war wirklich eine milde Nacht, nicht nur relativ mild, sondern auch wirklich frühlingshaft mild; dunkel war es, stockdunkel, und ich tappte mich erst vorsichtig hoch durch die winkligen Gassen, über das holprige Pflaster, aber so dunkel es auch sein mag, das Auge gewöhnt sich doch immer; ein wunderbares Gefühl, nicht mehr so blind zu sein und ein wenig freier gehen zu können. Die Schreibstube lag buchstäblich voll Post, ein ganzer Wagen voll Päckchen und Briefen, gar nicht zu überschauen, aber aus dem Wust fanden sich dann doch 4 Briefe für mich, zwei von Dir, einer von Alfred und einer von Mutter. Ich war sehr glücklich, dass Du endlich wieder Post von mir hat-

test, wie ich lesen konnte. Du weisst nun, wie alles steht, dass ich es gut habe und doch ... den Winter überstehen kann; ach, und Urlaub wird es ja auf jeden Fall geben – also doch wenigstens zwei Wochen Leben, Leben...

Dieses hier ist kein Leben, trotz allem nicht; es wäre schön, wenn ich ganz allein wäre mit einem vernünftigen Mann; das wäre eine schöne Arbeit, wo man auch viel Gutes tun kann; wirklich eine dankbare Stellung; so ist es etwas nur Halbes mit mehr oder weniger zweifelhaften Kunden; ach, aber ich will nicht gerade so anspruchsvoll werden. Ich habe hier in den Tiefen eines Schrankes einen Riesentopf voller Nudeln gefunden; erst wollte ich ihn nach Hause schicken, aber das fand doch den Widerspruch der andern; nun kochen wir uns jeden Abend einen Topf voll Nudeln mit Zucker; Du wirst lachen, aber dieser Brei schmeckt märchenhaft; immer denke ich dabei an das Märchen von dem überkochenden süssen Brei; ach, wunderbar, sage ich Dir, wirklich herrlich; das Schöne ist, dass wir Gasöfen haben zum Kochen, abends können wir uns immer noch etwas brutzeln; eine idealere Kombination gibt es gar nicht; ein ganzes Haus für uns allein, Küche, Büro und Schlafzimmer, es fehlen eben nur die richtigen Leute...

Es gibt überhaupt keine andere Möglichkeit im menschlichen Leben, sich «aufrecht» zu erhalten, als den Glauben an Gott, an das Wunderbare; ich kann mich nicht hineindenken in das Gehirn eines Menschen, der nicht an Gott glaubt, er muss wahnsinnig sein, ach, es muss unglaublich traurig sein, wie kann man dieses absolute Elend ertragen, ohne an Gott zu glauben...

Ich fuhr (nach dem letzten Urlaub) zurück zu meiner Kompanie, die wieder einmal ausgezogen war, ans Meer, an die wunderbare Küste; das machte mir damals alles viel leichter; es war eine harte Zeit, da an der Küste, im Grunde genommen haben wir keine Minute Ruhe gehabt, und genau so geht es den Landsern jetzt hier; aber bei der anderen Division hat es mir doch besser gefallen; hier ist die ganze Atmosphäre so landesschützenmässig, irgendwie ein wenig dumpf und ängstlich, eitel und kleinlich. ..

Hier ist man unglaublich nervös und besorgt um alles Mögliche; in der alten Einheit, in anderen Kompanien, da hatten wir Kompanieführer – die waren sturer – im guten Sinne sturer – als manche Landser, aber hier, hier zittert alles ständig. Doch für die Möglichkeit, den Winter hier zu verbringen, muss man schon etwas in Kauf nehmen.

Das ärmste Geschöpf auf der Welt ist der Soldat, wenigstens heute; obwohl er am meisten zu ertragen hat, wird er am schlechtesten behandelt, getreten, beschissen; wenn man betrachtet, wie die O.T. hier herumläuft, kann man wirklich verzweifeln. Unsere Landser liegen zu 30 Mann zusammengepfercht in einem Haus, in alten dreieckigen Stuben und üblen Betten; haben Tag und Nacht keine Ruhe, und die O.T.-Herren haben alle Privatquartiere oder bewohnen zu 9 oder 10 Mann ein ganzes Hotel, natürlich auf Kosten des französischen Staates; es ist wirklich traurig, wie wenig Ehre man dem Soldaten angedeihen lässt; es müsste doch so sein, dass die Soldaten nach aussen hin auch als die Ersten zu erkennen wären; die Bevölkerung hasst dieses schmarotzerhafte O.T.-Gesindel auch einschliesslich seiner Huren; ach, es ist wirklich empörend, wie diese Schweine sich breitmachen, wie sie auftreten, das alles läuft hier unter der grossen Flagge «Deutschland» herum, das ist das Traurige; Du kannst Dir ausmalen, was die Bevölkerung – diejenigen, die einen Blick für das Wahre haben – für einen Eindruck gewinnt; faul, gefrässig, eitel und dumm, unsagbar dumm sind diese Burschen. Erfreuliche Erscheinungen sind die vielen Flamen, die hier bei der O.T. arbeiten; sie sind nette, bescheidene Leute, wirklich erfreuliche Männer; es berührt mich jedesmal unsagbar angenehm, wenn jemand bei uns erscheint, der die unverkennbaren niederländischen Rachenlaute in seiner Sprache hat; ich denke dann immer an Antwerpen, diese so schöne Stadt, die ich so oft besuchen durfte. Oft meine ich ja, ob sich nicht in diesen versprengten Gebieten deutschen Blutes die Qualitäten des wahren deutschen Wesens besser erhalten haben als im Reich selbst; auch das stille und nette Wesen der meisten Sudetendeutschen, irgendwie sind sie wirklich wohltuend deutsch, diese Auslandsdeutschen; im

Gegensatz zu dem zynischen Egoismus der Reichsdeutschen; ach, ich liebe die Flamen sehr, sie sind meine ganz besonderen Freunde; einer von ihnen, ein Gärtner, ein buckliger Mann, noch jung, hat uns einen wunderbaren Adventskranz gemacht; ein netter Kerl, noch jung; wirklich, ich bin sehr glücklich, dass wenigstens diese Leute hier sind; mit den französischen Handwerkern habe ich auch viel zu tun; das ist eine ganz besondere Sorte; sie sind schwer zu behandeln wie ganz, ganz «schwierige» Damen; sie haben ihre Launen, ihre Eigenarten, ihre Capricen, auf die man immer Rücksicht nehmen muss; wenn ich zum Beispiel den Schlosser brauche zu irgendeiner Reparatur, dann gehe ich erst zu ihm, zweimal immer vergebens, das ist der Satz; wenn ich ihn dann wirklich einmal so weit habe, dass er das «Rendez-vous» auch einhält, dann muss ich erst Wein mit ihm trinken gehen, und dabei darf kein Wort von der Arbeit fallen; beim zweiten Glas darf ich dann anfangen, ganz leise anzudeuten, dass er wohl eventuell, vielleicht mal gelegentlich eine kleine Reparatur für uns macht; in den ersten Tagen war ich so dumm, gleich mit fünf oder sechs Aufträgen auf einmal zu kommen; und das war wirklich ein «Faux-pas», ein ungeheurer Fauxpas. Doch ich habe mich nun auf ihn eingespielt; der Schreiner ist wieder ganz anders, ein stiller netter Mann, etwas scheu und kriegsmüde, auch etwas misstrauisch, ihn muss man erst ein wenig aufmuntern, ihn vorsichtig behandeln wie ein junges Mädchen...

Ach, ich habe mich schon daran gewöhnt, mit diesen Leuten umzugehen; es ist interessant, menschlich, allzumenschlich; sie arbeiten ganz gern, nur wollen sie frei dabei sein, wie Künstler; und tüchtig sind sie alle, wirkliche, richtige Handwerker; meine Aufgabe ist es auch, ihnen die Rechnungen zu beglaubigen und zu prüfen, das ist die richtige Beschäftigung für mich! Unser Hauptgewährsmann bleibt immer der Baron, der wirklich alles weiss und jeden kennt; vor allem gibt er mir, sooft er mich sieht, eine Zigarette oder lässt mich eine drehen, eine äusserst gentlemanlike Geste, die mir zustatten kommt; in Bezug auf Spionage traue ich ihm natürlich auch nicht ganz, ich

kann mir gar nicht denken, was er, der ausgekochte Lebemann, für ein Interesse haben könnte, uns so nützlich zu sein; doch ihm etwas zu beweisen, das würde wahrscheinlich schwerfallen; jedenfalls ist es klar, dass er jede Stellung unserer Truppen, jede Kanone kennt, die hier in der Umgebung steht.

Heute Abend soll es wieder Post geben, wie ich höre; man muss sich nur denken, was die Post für uns bedeutet; jeder Brief ist eine unmässige Freude, ein Ereignis, ach, Ihr könnt Euch das gar nicht vorstellen, wie wahnsinnig wild alle auf die Post sind. Man muss bedenken, dass wir immer, immer in diesem «uniformierten» Betrieb sind; nicht die geringste Kleinigkeit in unserem Leben hat auch nur eine ganz geringe Ähnlichkeit mit der Schönheit und Vertrautheit unseres Lebens zu Hause; wir haben nur die Bilder unserer Lieben, das ist alles; und die Post, die Post, das ist das täglich sich einfindende Leben, wirklich eigenes menschliches Leben, persönliches Leben; ach, die Post ist die einzige Freude, die Freude. Du kannst Dir wohl denken, wie schrecklich es war, einmal vier Wochen ohne Post gewesen zu sein; das war fast so, als wenn man ganz und gar diesem Leben ausgeliefert wäre. Nun ist aber die Post ja nur ein sichtbares Zeichen für ein Leben, das auch ohne dieses Zeichen existiert, da ist es wichtig, dass man auch an dieses Leben glauben lernt ohne das sichtbare Zeichen; ach, es ist masslos schwer, ohne Post zu sein so lange Zeit, aber es muss ja auch gelernt sein – es gehört zum Soldatenleben; es gibt ein französisches Sprichwort, das heisst: «C'est la soupe, qui fait le soldat». Ein phantastisches Wort: die Suppe macht den Soldaten, die Suppe, tatsächlich, in der Suppe liegt alles, alles, das ganze Elend, alle Trauer, alle Trostlosigkeit liegt in dem ewig gleichen Geruch der Suppe; glaubst Du, dass das die elendeste Beschäftigung ist, mittags in der langen Reihe mit dem Kochgeschirr vor der Feldküche zu stehen, um die Suppe zu empfangen, die Suppe ... ich habe mir sehr überlegt, ob ich einmal eine «Philosophie der Suppe» schreiben soll; ach, oft liegen alle Hoffnungen in einem «Schlag» warmer Suppe; ach, die gute alte, erbärmliche und abscheuliche und schöne Suppe; zur Suppe gehört auch der Koch, der nie Zeit



hat, immer drängt und meistens schlecht gelaunt ist; ach, die Suppe, die Suppe. [...]

Den ganzen Nachmittag bin ich auf Hamsterfahrt gewesen, ach, es regnete ganz dicht und leise; wie ein heftiger Nebel, ein warmer schöner Regen wie im Mai; ganz allein war ich, oft erschreckend allein auf langen geraden öden Strassen zwischen den Dörfern; ach, eine schöne Fahrt, obwohl sie erfolglos war; im Ganzen habe ich 7 Eier ergattert, für jeden von uns eins; aber das macht nichts; es wird eben allmählich alles sehr knapp; das Tolle ist nur, dass man trotzdem ohne Marken für teures Geld immer noch mehr bekommt wie mit Marken zum normalen Preis; Korruption und Schwarzhandel blühen aller Wege; die Bauern wissen natürlich schon, was gespielt wird, wenn ein Soldat in den Hof fährt, da nützt alles Schwätzen nichts; sie haben nichts «pas du tout, du tout»; vor allem wäre ich scharf gewesen auf eine Gans, die ich Euch zu Weihnachten dann schon irgendwie nach Hause schmuggeln würde; aber sie sind alle schon reserviert zu hohen Preisen für irgend jemand; doch ich habe mich durch die Erfolglosigkeit aller meiner Bemühungen nicht abschrecken lassen; es war eine schöne Fahrt, ganz allein mit meinen Gedanken – ach, mit nicht sehr kräftigen Gedanken, aber allein; unterwegs habe ich in einer kleinen Kneipe haltgemacht, in einer sauberen Wohnstube am Ofen gesessen und der alten Mutter zugesehen, die Strümpfe stopfte; die junge hübsche Tochter sass auf dem Ofen und las einen Liebesbrief-von einem deutschen Soldaten, wie sich später herausstellte, denn ich musste ihn ihr übersetzen helfen, ein netter kindlicher Brief von einem jungen Soldaten, der vor einigen Monaten abgezogen war in eine andere Gegend Frankreichs; eigentlich stand von Liebe nichts ausdrücklich darin, aber es waren doch einige zärtliche Andeutungen, die alles offenbarten; die Alte war anscheinend taub, vielmehr scheinbar taub, denn sie tat, als ob sie gar nichts hörte von dem, was wir da aus dem Brief herauslasen; mir hat die Sache viel Spass gemacht; das kleine Mädchen wurde tatsächlich ein paarmal rot, etwas sehr Seltenes bei den Französinen...

401. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 9.12.42

[...]

Es war viel Arbeit wieder, aber ich will froh sein, dass ich Dir überhaupt jeden Tag in Ruhe schreiben kann; es geht mir doch gut, trotz vieler Arbeit, die natürlich in Laufereien – vielmehr Fahrereien, denn ich habe jetzt sogar ein Fahrrad – besteht.

Eben habe ich mich noch einmal längere Zeit mit meinem Kameraden, dem evangelischen Pfarrer, unterhalten; eine wahre Wohltat, mit einem vernünftigen Menschen zu sprechen; ich bin sehr froh, dass er jetzt immer hier in meiner Nähe ist; ich werde nächstens oft mit ihm ausgehen, wenn unser beiderseitiger Dienst es erlaubt. [...]

[...]

402. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 9.12.42

[...]

Nun ist schon der 9. Dezember, bald ist wieder ein ganzes Jahr Krieg vorbei; am 1. Januar beginne ich mein fünftes Jahr in Uniform, und nun bin ich schon im fünften Winter hintereinander Soldat; ob das jemals einmal anders werden wird? Ich kann es gar nicht glauben, und doch muss, muss es einmal wahr werden; der Krieg kann doch nicht länger als dreissig Jahre dauern, und schliesslich bin ich ja auch in 20 Jahren schon entlassungsreif.

[...]

Ich habe heute drei Päckchen an Dich abgeschickt, eins mit alten Briefen und Karten; sieh Dir die Karte einmal an, sie wird Dir manche kleine Stadt zeigen, in der ich gewesen bin; ein Päckchen mit ei-

nem kosmetischen Zeug, angeblich Seife, hoffentlich taugt sie etwas; und eins mit Äpfeln; ach, sie sind nicht mehr schön, die Äpfel, aber hoffentlich machen sie Dir ein wenig Freude; wenn ich mal wieder welche bekomme, schicke ich wieder; ich habe noch drei leere Kartons durch Eure vielen Päckchen; die schwierigste Frage ist bei allem die Verpackung.

Draussen ist ein ganz netter Lärm; von beiden Seiten wird heftig gekläfft; aber wir hier sitzen so sicher wie in Abrahams Schoss; nur keine Angst haben und Ruhe bewahren, das ist das Geheimnis des Kriegspiels...

403. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 10.12.1942

[...]

Oft meine ich, ich müsste mich einfach auf den Zug setzen und nach Hause fahren; ach, die wunderbare Reise voll Spannung und Erwartung und dann die Einfahrt in den Kölner Bahnhof, die immer ein erschütterndes Erlebnis ist, eine wirkliche Heimkehr; die wunderbare Stadt Köln wiederzusehen, ach, es ist immer etwas ganz Tolles, wenn man aus der Ferne, so in der Ebene zwischen Düren und Köln, schon den Dom sieht; der Dom ist wirklich das Wahrzeichen einer ganzen Welt von Gedanken, Ideen, menschlichen Möglichkeiten, ach, Gott segne das Rheinland; ach, und den Rhein, der hoheitsvollste Fluss Europas – glaube ich; ich will nicht unverschämt sein, ich habe noch nicht viele Flüsse Deutschlands gesehen – doch ich glaube, der Rhein hat nicht seinesgleichen; ach, fast jeden Tag meiner ganzen Jugend – wenigstens solange wir in der Stadt wohnten – bin ich am Rhein gewesen, wenigstens sehen musste ich ihn jeden Tag einmal; wunderbar, so an den Winterabenden, wenn weit und breit niemand zu sehen war, am Rhein entlanggehen, ganz verloren zu sein in Träumen, in

der einzig wirklichen Unwirklichkeit, erfüllt von dem brennenden Wunsch, die wahre, blutige Wirklichkeit des Lebens, in die man schon hineingestürzt war, aufzunehmen; die Uniform hat mich ganz erschreckend schmerzlich in eine andere Wirklichkeit gerissen, die ich lange nicht überwinden konnte, [...] wirklich, damals in der Mülheimer Kaserne war ich wirklich so weit, dass ich tatsächlich zum Säufer geworden wäre oder – ach, es gibt tausend Möglichkeiten, zu versinken. Aber der Krieg hat meine Nerven zerstört; ich müsste Ruhe haben, einmal ruhen können, dann würde ich wieder arbeiten können, ich weiss es, ich weiss es ganz sicher. Ich glaube, die Rastlosigkeit ist überhaupt ein Teil meines Wesens – ich bin wirklich – so unwahrscheinlich es klingt – ruhelos; immer habe ich irgend etwas zu tun, nie werde ich fertig...

404. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 10.12.42

[...]

Im Augenblick habe ich viel, viel Arbeit hier; heute bin ich den ganzen Tag mit dem Fahrrad unterwegs gewesen, durch knietiefen Matsch, gegen den Wind und bergauf; ich bin tatsächlich «groggy», zumal ich ja gestern so spät ins Bett gekommen und heute Morgen früh aufgestanden bin. [...] Es war auch wieder ganz schön, heute die Radtour durch unseren Bezirk; sie galt der Kenntnis aller Dörfer, die zu unserem Kanton gehören; Donnerstag muss ich wieder weg, und nächste Woche noch ein paar Tage; die Dörfer liegen oft ganz phantastisch versteckt in Mulden, eng zusammengebaut, dass man sie erst im letzten Augenblick entdeckt; oft, oft habe ich an den «Landpfarrer» gedacht, den Anfang dieses Romans, wie er «sein Dorf» von einem Hügel aus vor sich liegen sieht; ach, ich glaube, es gibt kaum einen Beruf, der so sehr die Gefahr zu verzweifeln in sich birgt, wie

der Beruf des «Landpfarrers»! Hoffnungslos muss das sein, und man müsste fast schon ein Heiliger sein, wenn man das ertragen könnte. [...]

Und diese Bauern! Hartnäckig in der Sünde und sicherlich auch hartnäckig im Guten, aber hartnäckig, besitzgierig – materiell –, ach, ich kann mich so gut hineindenken in die Lage des armen, armen Curé, der wirklich oft vor Verzweiflung fast tot war...

Es gibt auch reizende Bauern und Bäuerinnen, wirklich nette Leute, besonders hier in Frankreich; in dem Ort, wo wir zuletzt waren, habe ich manchmal Bauern kennengelernt, die wirklich ganz wie Könige waren; edle Gesichter mit feinen Händen – trotz aller Arbeit; kluge Leute, mit denen man wirklich gut reden konnte. Hier trifft man oft Bäuerinnen, ganz jung und «schön wie Filmschauspielerinnen», die an ganz alte Knöpfe verheiratet sind; ich habe das jetzt schon oft festgestellt, wirklich erstaunlich, es führt oft zu den tollsten Missverständnissen...

[...]

405. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 11.12.42

Hier sind die Dämmerstunden phantastisch mild und würzig zugleich, wie eine ganz kostbare Seide; die Bucht ist in dieser Jahreszeit dann meist ohne Wasser; man sieht grosse Felder von langen grasartigen Sträuchern, Tang und die Netze der Fischer, die nicht ausfahren können und notdürftig ein paar Netze an Pfählen aufhängen; fast wie ein grosser, halb ausgetrockneter Sumpf sieht dann die Bucht aus; drüben auf der anderen Seite liegt das reizende kleine Städtchen, von dem man die bunten Türme und Dächer sieht; links und rechts sieht man noch schwach die beiden äussersten Spitzen und dazwischen das

Meer, das offene Meer... und weit, weit draussen irgendwo schwimmt England ... vom Fenster unseres Schlafzimmers aus kann man die lange, weite wunderbare Allee überschauen, die am Kai entlangführt, und die Fischerboote schaukeln gar nicht so sehr weit vor unserem Fenster an den Ketten; es ist schön hier, wirklich schön. [...]

Täglich hören wir gegen Abend das unheilvolle Brummen der englischen Flieger, und später ihre Rückkehr; sie tun uns hier nicht viel, aber es ist immer die Frage, was sie wohl zu Hause wieder angerichtet haben. [...]

[...]

406. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 12.12.1942

[...]

Heute habe ich einen schönen Essay von Ernst Jünger gelesen über die Vokale; eine wunderbare Sprache und eine Fülle von beglückenden Erkenntnissen; vielleicht kennst Du dieses kleine Buch «Geheimnisse der Sprache»; besonders gespannt war ich immer auf die Ausführung über den Vokal U, der mich am meisten wohl interessierte, weil er doch das Wort Du trägt und erfüllt, das phantastischste Wort unserer Sprache; und das U kam gerade am Ende der Schrift; so war ich dauernd voll Spannung auf das geheimnisvolle U, da aber das Du gar nicht erwähnt wurde in dem Abschnitt über das U, habe ich wohl Lust, dies zu ergänzen, aber da müsste ich doch etwas mehr Zeit und Ruhe haben; es ist jetzt hier immer viel zu tun, aber abends nach 7 habe ich eigentlich absolute Ruhe, und ich habe vor, in den nächsten Tagen – ab heute schon – diese freie Zeit zur Arbeit auszunutzen; es ist eben nur schade, dass wir kein anderes Zimmer haben als diesen Büroraum, der zugleich auch unser Wohnzimmer sein muss, er ist zwar sehr gemütlich, aber ich bin eben nie allein ... und vor allem: der

Radioapparat. Doch das wird mich nicht hindern anzufangen, es wird schon etwas dabei herauskommen; was, das wird mich selbst sehr, sehr interessieren; ich bin gespannt darauf. [...]

Wenn es mit meinem grossen Urlaub doch nichts geben sollte, dann wäre ich sehr dankbar, wenn ich den Winter hier verbringen dürfte, in der Kommandantur; ich könnte mir schon mit der Zeit eine Grundlage, wenigstens etwas zu arbeiten, schaffen, und Bücher könnte ich mir auch schicken lassen; dazu würde ich schon eine besondere Bescheinigung für die Post bekommen, woraufhin man dann ein schweres Paket an mich abschicken könnte.

407. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 13.12.1942

[...]

Ich habe ganz allein in einer winzigen Bar gesessen; eigentlich zum ersten Mal in meinem Leben in einer Bar, weil die anderen Buden alle voll waren; eine war sehr friedlich; aber so eine Bar hätte ich mir doch etwas wilder vorgestellt; da war ein sehr hübsches junges Mädchen, das sich zu den Soldaten an den Tisch setzte und mit ihnen lachte; eigentlich ein harmloses Geschehen – ich habe ganz still und ruhig – sehr, sehr glücklich – meine Pfeife geraucht, meine Gedanken wirklich und wahrhaft fliegen lassen ... und mir von Zeit zu Zeit von dem hübschen Mädchen einen Aperitif bringen lassen; sie lachte immer sehr verheissungsvoll, so verheissungsvoll, dass ich wirklich lächeln musste; aber anscheinend war ihr mein Lächeln doch nicht verheissungsvoll genug – Gott sei Dank; an einem anderen Tisch sassen 6 arme Soldaten, vollkommen stumm und furchtbar traurig waren sie alle, alle, auch die andern, an deren Tisch das Mädchen sass, waren

eigentlich stumm und traurig; nur manchmal versuchte einer einen Witz zu machen; aber wirklich ergreifend traurig waren die andern, die sechs, die da so ganz allein sassen und mit traurigen Augen alle Bewegungen des hübschen Mädchens verfolgten; die Soldaten machen alle überhaupt einen so traurig ergebenden hilflosen Eindruck; hoffnungslos, so als ob sie die Last eines hundertjährigen Krieges vor sich hätten. [...] Es hat mich ganz unheimlich beeindruckt, diese traurigen Soldaten alle – nur Soldaten waren in der Bar! –, und dazwischen dieses bunte hübsche und eigentlich harmlose kleine Mädchen wie ein bunter Vogel auf einem trostlosen winterlich grauen Feld ... das Mädchen tat mir eigentlich auch ein wenig leid mit seinem kindlichen Leichtsinn so unter der wirklich schweren Atmosphäre der Kriegstrauer. Ich vergesse nie mehr diese winzig kleine Bar, die Bar «You-You», wo die Soldaten an diesem Sonntagabend herumhockten, traurig und niedergeschlagen, und dieses lächelnde hübsche Franzosenmädchen dazwischen wie ein verirrter Vogel; bei Kindern und kindlichen Leuten erwecken Soldaten immer Sympathie, und sie war wohl noch kindlich genug, um auch deshalb freundlich zu uns zu sein; aber in ihrem Gesicht war eine sonderbare Verwirrung über diese so bedrückende Atmosphäre stiller und unheilbarer Trauer...

408. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 14.12.42

Die Woche hat wieder angefangen, der erste Tag ist schon bald wieder um; ich bin eigentlich glücklich, dass er um ist; der Montag ist immer ein sonderbarer Tag, die Leute sind alle missgestimmt und ein wenig gereizt, weil der Alltag wieder da ist; dienstags geht es dann wieder besser, und dann steigert es sich bis zum Samstag immer



mehr, immer gespannter und freudiger wird die Stimmung bis zum Sonntagnachmittag...

[...] es besteht eine sonderbare Atmosphäre von Schiebung und Schmiererei in der Kompanie, die mir nicht gefällt; vielleicht schiebt man mich beim nächsten Mal wieder auf den übernächsten Urlaubstermin; möglich ist alles bei diesem ekelhaftesten Verein der Welt, dem Kommiss...

Die Post ist heute erst spät gekommen, höre ich eben, und auch Marketenderwaren; es ist immer ein grosses monatliches Ereignis, wenn wir unsere guten 50 Zigaretten billig kaufen können; es ist immer ein grosser Kampf und eine grosse Aufregung, ein langes Anstehen mit viel Fluchen und Schimpfen, überhaupt immer, wo man Soldaten zusammenstehen sieht und trifft, da schimpfen sie, schimpfen nur und ganz, ganz entsetzlich; wenn man das alles vollkommen ernst nehmen wollte, müsste man annehmen, dass die Revolution heute Abend noch ausbrechen würde, und entsetzlich traurig und niedergeschlagen sind alle, wenn man sie so von Weitem zusammen sieht.

Der Krieg nimmt allmählich eine graue, trostlose Gestalt an, nicht mehr so sieghaft und zum Teil berauschend wie am Anfang; hart und bitter wird er, und wir sind unendlich einsam; Gott gebe, dass es gutgeht, es wäre so schrecklich, wenn das alles wieder umsonst gewesen wäre, das heisst «umsonst» ist natürlich nichts, alles Leid findet seinen Sinn bei Gott, durch das Kreuz; aber ich meine, es wäre auch traurig, wenn es in dem rein politischen Sinn für unser Volk wieder umsonst wäre; wir haben doch schon bestimmt 20 bitter arme und elende Jahre nach Versailles hinter uns; und dieser Krieg muss uns doch wirklich einmal eine kleine – wenn auch noch so winzige – Ruhepause bringen; wir – unsere Generation – kennt doch den Frieden gar nicht, wir wissen doch gar nicht, wie das ist, keine Sorgen, keine Angst, keinen Hunger haben ... immer, immer sind wir doch umgeben gewesen von völligem Elend, absoluter Not; Gott möge uns schenken, dass wir den Frieden wenigstens einmal sehen können, einmal, damit wir unseren Kindern wenigstens erzählen können, wie er aussieht...

Es muss etwas unsagbar Schönes sein, der Friede; die Freiheit haben wir ja kennengelernt, wenigstens soeben noch, ich denke an diese Zeit mit schmerzlicher Sehnsucht; aber den Frieden, den Frieden kennen wir doch nicht. [...]

Es ist... ekelhaft hier, die ganze Atmosphäre in der Kompanie, alles ist Schiebung und Schmiererei zumindest scheint mir das wenigstens so; eine üble Luft; der einzig wirklich nette Kerl ist unser Leutnant, der neue Kompanieführer; jetzt erst, nachdem er bald 4 Wochen hier ist, fällt mir auf, wem er gleicht; immer habe ich ihn schon so nachdenklich betrachtet und gesucht, wem er denn gleicht; heute fiel es mir endlich ein: Wilhelm Meiers gleicht er, sehr stark sogar; er ist viel grösser und auch nicht menschlich so nett, aber er gleicht ihm verblüffend. ..

Der Krieg ist unser Leben, so scheint es mir bald, jedenfalls wird er einen grossen Teil unseres Lebens ausfüllen; wir wollen nicht allzu traurig in die Zukunft sehen, man wird ja auch mal wieder «Akademiker» brauchen, und ich hoffe stark, dass man mal eine Regelung für alle Fakultäten trifft, so ähnlich wie jetzt bei den Medizinern, es kann doch gar nicht so weitergehen, dass an den Universitäten nur ein paar junge Mädchen herumlaufen; vielleicht, wenn der Krieg im nächsten Jahr eine endgültig günstigere Wendung nimmt, dass man dann ein paar von uns laufen lässt; ich verpflichte mich ganz gern, im Ausland zu arbeiten unter irgendeiner Flagge, als irgendein Dolmetscher oder so etwas, wenn ich Dich mitnehmen kann...

[...]

409. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 15.12.42

[...]

In den nächsten 14 Tagen werde ich sehr viel Arbeit haben, denn der Unteroffizier hier muss 14 Tage unseren Spiess vertreten, der in Urlaub fährt, und ich muss somit den Unteroffizier vertreten und werde fast ganz selbständig sein, denn der eigentliche Kommandant – unser Leutnant – kommt ja nur einmal in der Woche! Also, ich werde mich in die Arbeit stürzen von morgen ab, und das wird mir guttun.

410. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 16.12.42

Handwerker und Arbeiter empfangen mich, Putzfrauen, ich verhandle mit den Zivilisten, die ihre *renseignements* einholen, jeden Tag be- rede ich mit unserem Mittelsmann, dem Baron, die akuten Dinge; mein Französisch ist nicht glänzend, es hängt ganz und gar von meiner Laune ab; oft habe ich Tage, an denen ich fast kein Wort herausbringe; dann ist meine Sehnsucht nach Deutschland zu gross; ich kann mir gar nicht mehr vorstellen, dass man in einem Laden oder auf der Strasse einfach jedermann mit seiner «Muttersprache» anreden kann; es muss doch märchenhaft schön sein; wirklich, oft ekelt mich dieses «Welsche» an; wenn ich gut gelaunt bin, glücklich, dann kann ich manchmal ganz gut sprechen, oder nach einem guten roten Wein, das ist immer ein guter Anreger. Im Grunde genommen denke ich doch immer nur an das Leben; oft ertappe ich mich dabei, dass

ich den Leuten gar nicht zuhöre und geistesabwesend an ihnen vorbeisehe. [...]

Heute Morgen war ich noch einmal auf «Schweinesuche»; das Terrain ist hier sehr günstig für derartige Unternehmungen; wir wollen uns hier zu sieben Mann ein Schwein zu Weihnachten leisten; ein kleines Schwein natürlich; ach, mir blutet wirklich das Herz, weil ich Euch nicht noch einmal so ein Stück totes Schwein in die Schuhe schieben kann, ach, vielleicht kann ich es irgendwie möglich machen...

[...]

*411. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 17.12.1942

[...]

Vor meinen Augen – am Telefonapparat – habe ich immer eine wunderschöne Postkarte stehen: La liseuse, ein Renoir, ein unsagbar schönes Bild; ich freue mich, weil es schön ist wie das Leben; bunt, zärtlich, atemberaubend innig; und die ganze Freude, die man an einem Buch empfinden kann, ist in dem rätselhaften Gesicht des Mädchens oder der Frau – Frau, glaube ich. [...]

Gestern habe ich mich lange mit meinem neuen Freund, dem evangelischen Pfarrer, unterhalten; er hatte Telefondienst bis zwei, und ich hatte frei, und so haben wir bei einer wunderbaren Flasche Wein zusammengesessen und uns einmal wirklich menschlich unterhalten; es war eine wunderbare Stunde; später wurden wir langsam herausgeschmissen von jemand, der in diesem Raum schlief und bei unserem Rauchen und Schwatzen nicht schlafen konnte; wir haben vom Krieg gesprochen, von der traurigen, unchristlichen Zukunft Europas; ach, es war nicht erheiternd, was wir uns alles eingestehen mussten über die Dauer des Krieges und die Aussicht der einzig wahren, der christlichen Weltanschauung, aber es ist beglückend, über-

haupt einmal von wesentlichen Dingen zu sprechen und sich einig zu wissen; wir werden uns später noch öfter zusammensetzen – vielleicht draussen! – vielleicht in der Bar «You-You» –, damit wir etwas ungestörter sind; die Liebe zum Wein ist uns beiden gemeinsam und auch die Liebe zum Nikotin; wir verstehen uns wirklich glänzend; ein netter, ernster, natürlicher, witziger und sauberer Bursche; sehr klug ... der Wein war eine ganz köstliche Sorte, die der Wirt uns extra aus den Tiefen des Kellers geholt hatte; ich hoffe, dass er uns dann noch einige Flaschen gibt, die dann für uns beide bestimmt sind...

[...]

412. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 18.12.42

[...]

Ich werde jetzt mal wieder gehetzt; ein Telefongespräch jagt das andere, und alles ist «ausserordentlich dringend»; ich fahre mit dem Rad durch die Gegend, durch knietiefen Schlamm, und doch macht mir das alles in gewissem Sinne Freude, weil es die Zeit vorwärts-treibt, die Zeit. [...]

Ich bin völlig durchgedreht und müde, müde; oft möchte ich den Telefonapparat einfach kaputtschlagen; und so die verschiedenen Wünsche der Herren Offiziere und Feldwebel verursachen mir grosse Pein und viel Arbeit. [...]

Einmal wird wirklich die Stunde der Freiheit schlagen, wo keine Litze mich mehr wird quälen können; ach, die Soldaten sind eigentlich noch die Erträglichsten; viel schlimmer ist das deutsche Zivilisten-volk, eitel, eingebildet, verwöhnt und anspruchsvoll und nicht das geringste Verständnis für Soldaten ... doch mich quält dieses Gesindel weniger, als dass es mich reizt, ohnehin ist es doch oft unsagbar demütigend und ärgerlich, mit diesem Volk sich abzuquälen. [...]

Ich bin voll Verlangen nach einer sinnvollen menschlichen Arbeit; ach, es macht mich in einem gewissen Masse auch glücklich, dieses Getriebe hier; aber die Menschen, mit denen man oft zu tun hat, sind so unheimlich blöde. Ich bin nur im Augenblick etwas mürbe und müde, und oft «bin ich es satt», satt, satt... dieses Leben in Uniform, mit stündlich sich widersprechenden Befehlen, die alle ausgeführt sein wollen.

Eben bin ich unterbrochen worden ... unsere Wache brachte einen jungen Burschen, den sie draussen festgenommen hatte, weil er Holz und Kohle in Körben – zusammen mit anderen – unten am Kai aus einem Schuppen geklaut hatte; die drei anderen waren entkommen, den allein haben sie nun geschnappt; ein netter junger schmaler dunkler Kerl von 19 Jahren, mit jener Härte im Gesicht, wie sie viele Fischersleute haben und die fast etwas Asketisches hat...

Im Augenblick, wo ich den Burschen sah, schämte ich mich meines reichlichen Abendessens, wirklich, das war das erste, ich schämte mich meiner dicken Butterbrote und meiner süssen Nudelsuppe; zwei Feldwebel und zwei Unteroffiziere waren dabei, wie ich ihn verhörte, sonst hätte ich ihm gesagt, er solle keine Angst haben; er stritt zuerst natürlich alles ab und sagte, er kenne die anderen nicht; es ist nur ein ganz kurzes Verhör, weil ich gar kein Interesse habe, ihn auszuquetschen; dann wird ein Name aufgeschrieben, und er wird zur französischen Gendarmerie gebracht, wo sich dasselbe Spiel wiederholt; dann habe ich veranlasst, dass man ihn nach Hause lässt. Vorher muss ich noch mit ihm die beiden Körbe holen, die noch unten am Quai stehen; wir reden kein Wort, unten liegt das Meer unsagbar schön in der hellen Mondnacht, und die schwarzen Boote schaukeln auf den leisen Wellen; einsam und fast grotesk harmlos stehen die beiden Körbe auf dem Gehsteig; wir nehmen uns jeder einen und tragen sie dann friedlich und kameradschaftlich zur Kommandantur; ich würde dem Jungen gern ein paar Worte sagen, dass er sich nicht zu ängstigen brauche, aber ich denke mir, dass das allzu mitleidig klingen würde; so verabschieden wir uns mit einem ganz knappen «au re-

voir», und ich sehe ihm nach, wie er mit seinen Pantoffeln über die helle Strasse läuft, immer vorsichtig die Pfützen vermeidend...

Dieser Junge, dieser harmlose Junge mit dem dunklen Gesicht, mager und hungrig; sie werden sich mit ihren Papiermassen über ihn stürzen; ich denke mit Schrecken daran, Gott möge ihm helfen!

Ich schäme mich oft wirklich sehr meines guten Lebens; es ist sonderbar, vor den Soldaten und auch vor den Zivilisten schäme ich mich; dabei ist es hier gar nicht so rosig; als ich den jungen Burschen sah, wusste ich sofort, dass ich es schuld war, dass er Holz geklaut hatte; wirklich, ich beneide ihn um seine Armut und seine erstaunliche Hoheit, seine kühle, «scheinbare» Ahnungslosigkeit; wirklich, es wäre mir schrecklich, wenn ich reich sein müsste, Gott möge mir helfen, dass ich wieder ganz und gar ein Armer werde; ganz und gar, nicht ein mitleidiger Reicher – oh, das wäre das Entsetzlichste –, ich flehe ihn darum an, dass er mein Herz arm bleiben lässt; immer, immer arm... Niemals möchte ich es verlieren, dieses Gefühl, irgendwie ganz innig zusammenzugehören mit jedem Bettler, mit dem allerärmsten.

Niemals möchte ich etwas anderes sein als auch ein Armer; einer, der nachts Holz stehlen geht; ach wie oft habe ich nicht nur nachts, sondern auch tagsüber... Gott, ach niemals möchte ich ein ruhiges, vollkommen gefahrloses Leben führen; man könnte Gott zu leicht verlieren ... – so dass mir dieser schmale dunkle Fischerbursche wirklich eine Mahnung war, eine ernsthafte und schwere Mahnung, die ich mir buchstäblich ins Gewissen schreiben will.

413. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 19.12.42

[...]

Was interessiert es mich im Grunde genommen, wie der Feldwebel oder Offizier sein Zimmer tapeziert haben will und wann die Arbeiten anfangen sollen, oder wie die Putzfrau für den Spiess aussehen muss; ach, mit so einem Quatsch muss man manchmal seine Zeit vergeuden; ich mache mir viel Freude aus jeder Arbeit, die den Soldaten – den Armen – und den Zivilisten – den Armen – wirklich nützlich ist und ihnen das Leben erleichtert oder bequemer macht; es macht mir gar nichts aus, nachts oder abends noch ein Haus, ein anständiges Quartier, auszusuchen, aber diese Herren mit ihren unfruchtbaren – wirklich unfruchtbaren – Kinkerlitzchen gehen mir doch auf die Nerven.

Nun bin ich ganz allein hier, der Unteroffizier vertritt den Spiess oben, und mein anderer Kamerad ist als Kraftfahrer versetzt worden; die ganze Arbeit, die vor uns 1 Offizier und drei Mann getan haben, soll ich nun machen; da ist es wohl am besten, wenn ich gar nichts tue. [...]

Immer wieder bin ich gezwungen, diesen Brief zu unterbrechen, denn es kommen Leute; eine Frau, die ein Kind erwartet, will eine Bescheinigung für ihren Mann, dass er nachts die Strasse betreten darf, um den Arzt zu holen; eine andere möchte ihren Garten benutzen an einem Haus, das von uns beschlagnahmt ist; die Gendarmerie kommt und verhandelt mit mir wegen des Holzdiebs; so geht es immer rund; aber die «Aussenarbeit» – ach, es gibt noch soviel – lasse ich liegen; sonst käme ich gar nicht zum Briefschreiben...



414. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 20.12.42

Mein neuer Freund, der evangelische Pastor, hat mich nun auch wieder verlassen müssen; er ist gestern abgestellt worden; ich war wirklich sehr traurig, es wäre schön geworden, aber ich bin ja wirklich in diesem Punkt nicht verwöhnt; heute ist nun wieder Sonntag, eine Menge Arbeit habe ich noch daliegen, aber ich halte ja nichts für so dringend und glaube, es genügt, wenn ich das sehr lebhaftes Telefon bediene...

Die schöne Feiertagswoche beginnt nun mit drei langen Feiertagen und mit den berausenden Vorbereitungen für das Fest, die mich früher immer so berauscht haben ...; ach, in den Bücherständen wühlen, wühlen; die ganze gespannte und freudige Stimmung in der ganzen Stadt; es war doch immer sehr schön, ach, alle Feste sind schön... Hier werden wir an diesen Tagen hauptsächlich saufen; ich habe Aussicht, dass ich für jeden zwei oder drei Flaschen guten Bordeaux bekomme, dazu kriegen wir von der grosszügigen deutschen Wehrmacht noch jeder  $\frac{1}{4}$  Liter Schnaps...

Die Sonntage sind hier immer von einem ganz besonderen Glanz, von berausender süsser Schönheit, mild und frisch ist die Luft, und die Sonne hat noch Wärme, und in den Alleen und am Kai unter den hohen Bäumen schimmert es wie das Leben; die schönen Kleider der Frauen, die Kinder, die hageren Fischer mit ihren rötlichen Kitteln; und die schwarzen Kähne, die an ihren Seilen schaukeln ... und in der Bucht, die bei Ebbe fast wie ein grosser Sumpf ist – voll hoher Gräser und tangartiger Gewächse –, ist alles gelb – rot – braun; ach, diese Farben des Herbstes – alles, was zwischen Rot und Braun liegt, das sind die lebendigen Farben auf der Palette Gottes; und drüben auf der Spitze, eigentlich schon leerstehend, aber doch noch dauernd und der Sonne zugewandt – das hübsche kleine Le Crotoy; hübsch und ele-

gant und doch ländlich sieht es aus, dieses Städtchen, das mich vielleicht enttäuschen würde, wenn ich es einmal aus der Nähe sehen würde...

[...]

415. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 20.12.42

[...]

Eben höre ich, dass wir Dienstag noch einmal Gottesdienst haben; ach, ich bin sehr glücklich darüber; die Realität des Sakramentes ist doch wirklich Brot, es wird mich noch einmal neu stärken und froh machen, ach, ich freue mich darauf...

Morgen werde ich mit dem Pfarrer alles bereden, und dann werden wir in dieser wunderbaren uralten Kirche, in der schon Jeanne d'Arc gekniet hat, unsere Messe feiern; diese schöne alte Kirche, die wie eine Burg, wie eine Festung oben über dem Meer liegt.

[...]

416. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

21.12.42

[...]

Ich träume nur noch von meinem Urlaub; die Arbeit häuft sich, und ich sitze da an meinem Fenster und blicke abwesend den Vorübergehenden zu; oft denkt mein Herz dann mit einem kleinen Schreck an die Notwendigkeit der Arbeit, aber das vergeht wieder; und dann mache ich mich mal zwei, drei Stunden über die Arbeit, fahre mal eine Stunde schnell, überschnell, mit dem Rad durch die Stadt und erledige

ge das Dringendste ... und dann kann ich wieder einen Nachmittag am Schreibtisch sitzen und träumen... – Ach, ich lasse mich in diesen Tagen nicht quälen, ich mache einfach «Weihnachtsferien»...

Es ist wunderbar, so am Schreibtisch zu sitzen, halb im Dämmer, der ja nun schon früh beginnt, den Leuten auf der Strasse zuzuschauen und vom Leben zu träumen ... dabei eine Zigarette zu rauchen, eine kostbare, gute, deutsche Zigarette, und manchmal klopft es dann, ich rufe «entrez!», und dann verhandle ich mit den Leuten, schreibe schnell eine Bescheinigung auf der Maschine, setze ein paar grossartige Stempel darunter, gebe Ratschläge: das sind die schönen, ruhigen Nachmittage. Oft auch muss ich hinter den Handwerkern herhetzen, muss alles Mögliche besorgen, von der Butter für den Kommandanten bis zu den Öfen für die Flak; schön ist es, wenn ich an meinem Fenster sitzen kann, in süssem Nichtstun, träumend, träumend vom Leben. [...]

Es summt, summt schon seit mehreren Stunden in der Luft; wie ein drohender Schwarm ziehen sie dauernd über uns her; oft bellen die Maschinengewehre wie ganz kleine, irrsinnig gewordene Hunde; und die Flak ... aber es ist wahrscheinlich harmlos; es macht mir nur Sorgen, was sie bei Euch wieder anrichten. Ich höre mit Schrecken von Tilde, dass Alfred wieder zur Musterung bestellt ist; es wäre ja ganz entsetzlich für ihn, wenn er wieder wegmüsste; jetzt ist überall die Stimmung der Soldaten so dumpf und niedergedrückt, das wird schwer für ihn sein; aber vielleicht hat es ja noch einmal gutgegangen; ich bin wirklich sehr gespannt darauf; hoffentlich, hoffentlich hat er noch Glück; es wäre wirklich schrecklich, wenn er wieder aus seinem Leben heraus müsste in die trostlose Warterei der Flak; ich hoffe so sehr, dass ich bald Nachricht bekomme, es ist alles gutgegangen...

Die Tage verfliegen ganz wahnsinnig schnell hier; wie im Traum gehen sie vorbei; ach, für mich gehen sie ja praktisch im Traum vorbei; morgen früh werde ich noch viel Weihnachtsrummel erledigen müssen; Christbäume besorgen und Teller und Tannengrün. Abends

bekommen wir jetzt immer Besuch von den Kameraden, die noch Radio hören wollen, dann ist es meistens nicht gemütlich, und ich bin schon so verwöhnt, dass ich dabei nicht mehr schreiben kann... Der Radioapparat selbst ist Gott sei Dank ein bisschen lädiert, so dass er uns tagsüber ziemlich in Ruhe lässt, abends wird er dann meist lebhafter, und es gelingt sogar manchmal, ihm menschliche Töne zu entlocken – das ist dann eine ganz besondere Freude...

Die weihnachtliche Spannung hat uns hier alle gepackt, die grosse und reale Weihnachtsspannung besteht in der Frage: Wird man uns Zigaretten schenken und wird dabei wieder die übliche Korruption herrschen oder nicht; Feierlichkeit kann man wohl kaum von uns verlangen; der Krieg hat ein unsagbar trauriges Gesicht bekommen, es sieht nach allem andern aus als nach Ende oder gar Frieden...

[...]

417. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 23.12.42

[...]

Gestern Nachmittag haben wir unsere Messe gehabt; ich bin kommunizieren gewesen, und ich bin sehr froh deswegen; es war ein kalter, armer Gottesdienst, die Kirche hat nur zwei Kerzen gestiftet, keinen Schmuck, gar nichts; der Pfarrer – ein Schwabe! – war wirklich sehr nett und freundlich, ein ganz junger, sehr jung; wir haben ein paar Weihnachtslieder gesungen, und dann sind wir wieder nach Hause gegangen; ach, es war fast bedrückend arm und unfeierlich, aber die Realität des Opfers ist ja das wirklich Wesentliche, und das Opfer ist ja geschehen an uns und mit uns, und wir haben wirklich kommunizieren dürfen...

Viel, viel Arbeit gab es noch – von gestern Abend eigentlich in einem durch bis heute Abend; geschlafen haben wir noch ein wenig,

und dann heute Morgen wieder los; vor den Feiertagen staut sich alles ganz wahnsinnig; dazu kommt noch die Besorgung von Rauchwaren und Fressalien, damit wir uns an den Tagen wenigstens an diesen Dingen ein wenig freuen können, und des Weihnachtsbaums von dem ich zwar nicht viel halte, den die anderen aber unbedingt haben wollen.

Du glaubst gar nicht, was ich alles zu tun habe, wo der Unteroffizier auch noch weg ist; wirklich alles; wenn die Köchin in unserer Küche kein Salz hat, kein Gemüse, keine Kartoffeln ... sie kommt zu mir; wenn ein Offizier erwartet wird, der gern einmal Kutsche fahren möchte; ich muss die Kutsche besorgen; alles, alles, was man sich nur denken kann; dazu die Hatz hinter den Handwerkern her, hinter den Putzweibern, und die ganze Quartiergeschichte ... und dann sind nachmittags und morgens auch noch die Sprechstunden für die Bevölkerung, die mit allen möglichen und unmöglichen Anliegen kommt; wenn ich bei dem allen wenigstens genau wüsste, ob ich in Urlaub fahren könnte, wäre ich glücklich, denn dann könnte ich froh sein, weil die Zeit so schnell vergeht...

[...]

418. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, Weihnachten 1942

[...]

Wir haben das grosse Fest bei der Kompanie schon überstanden, es ist aber noch sehr früh, erst sieben Uhr, und nun wollen wir unsere Bouteillen leeren; ach, ich bin nicht traurig, wirklich nicht, aber ein wenig benommen von der Gereiztheit der anderen; sie sind alle so misstrauisch und sonderbar verärgert, ich weiss nicht, was los ist...

Der Radioapparat hat heute wirklich eine menschliche Stimme, eine grosse Freude für mich...

Das Traurige ist, dass wir heute keine Post bekommen; der Zug ist tatsächlich auf dem Weg hierher verunglückt, der Zug, der uns die einzige wirkliche Freude bringen sollte. Denn was ist schon dieses andere alles, dieser Berg Keks, die sechs Rollen Drops von der Wehrmacht; den Geschenken der Wehrmacht haftet etwas Sonderbares an; sie können schlecht schenken; die Feier war ganz nett aufgezo- gen, wirklich sehr nett, unser Leutnant ist ein ganz selten vernünftiger, kluger und grosszügiger junger Kerl; er hat eine – zwar holprige – aber nette, ruhige Rede gehalten; dann wurde ein Lied gesungen, «O Tannenbaum» – eine undenkbar blöde Farce; die Augen werden bei manchen ein wenig feucht, na, aber es ging – Gott sei Dank – gut; im grossen Ganzen ist das alles unglaublich leer, weil wirklich keine Religion dahintersteckt, das bedrückt mich bei solchen Feiern am meisten; der Oberst – der Regimentsführer – war dann auch noch da, der hielt dann die Rede eines Menschen, der Berufssoldat ist und für den es auf der Welt nichts anderes gibt als Preussen, na, auch das war zu überstehen...

Gott erhalte mir mein altes, freiheitsliebendes Zivilistenherz, das immer noch jeden Vagabunden jedem Driller vorzieht; Gott erhalte mir meinen natürlichen Hass auf dieses Leben, das nicht für uns zugeschnitten ist. [...]

Leider muss ich auch die Rede von Herrn Reichsminister Dr. Goebbels hören. Na, es wird auch diese Rede vorübergehen...

Das aber ist das grösste Verbrechen, das man an den Gefallenen verüben kann; ach, das grösste Verbrechen an allen Guten ist die Phrase. Der Seim... Es ist ganz entsetzlich, aus dem Munde dieses Mannes Verse von Hölderlin zu hören ... wohin soll Deutschland noch gehen, Deutschland, das doch wirklich gross und gut und edel ist. Es ist ganz entsetzlich, dass soviel geschwätzt und gelogen werden muss; warum bloss...

Es wäre doch alles viel leichter für uns, wenn man uns die Wahrheit sagte, die harte Wahrheit; aber dieses süsse, scheussliche Geschwätz, das ist doch eine unaussprechliche Gemeinheit, wirklich, das schlimmste Verbrechen ist die Phrase...

419. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 15.1.43

[...]

Die Wache und der Dienst am Tage machen mich sehr müde, weil sie noch so ungewohnt sind... Du verstehst – wir schieben nachts 4 Stunden Wache und müssen doch um 6 aufstehen und Dienst machen. [...]

Finster ist es, kalt und elend, schmutzig, nichtswürdig und sinnlos...

[...]

420. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 16. Januar 1943

Es ist endlich Abend geworden, und es ist sogar ein wenig warm geworden in unserer Stube, nachdem wir in diesem armen Nest stundenlang nach Holz gesucht haben...

In den nächsten Tagen will ich einmal eingehend mit dem Spiess sprechen, ob er nicht ein einigermaßen angenehmes Kommando für mich hat, damit ich diesen irrsinnigen, aufreibenden Dienst nicht mehr mitzumachen brauche; doch das grösste Hindernis ist unser Chef, der Alte, der mich aus tiefster Seele hasst, sofern er überhaupt solcher Leidenschaften fähig ist; ach ... ich weiss ja, dass ich im Grunde genommen doch in Gottes Hand bin und nicht in den Händen dieser Elenden.

Jeden Abend lese ich nun einige Seiten aus meiner Bibel; ach, am ersten Abend, wo ich hier war, war ich ganz entsetzlich traurig, da habe ich ganz willkürlich die Bibel aufgeschlagen und folgende

phantastische Stelle gefunden, die wirklich wie für meine unendliche Trauer geschrieben war:

Römer 8, 35-39

«Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? Wie geschrieben steht: Um Deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe. Aber in dem allen überwinden wir weit um des willen, der uns geliebt hat. Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, noch Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Höhen noch Tiefen noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn». [...] Ist das nicht eine phantastische Stelle für einen Menschen in tiefster Trauer, der ganz willkürlich die Bibel aufschlägt; ich war wirklich getröstet; ich bin so glücklich, dass wir an Gott glauben und seiner Liebe gewiss sein dürfen...

[...]

421. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 17. Januar 1943

[...]

Die Post ist noch nicht gekommen, ich bin vor Ungeduld ganz unbrauchbar; wir haben hier am Sonntag etwas mehr Ruhe, immerhin seit 3 Uhr nachmittags; ich habe schwer geschuftet seitdem, einen Berg Holz klein gemacht, meinen Tornister gepackt und 4 grosse Päckchen mit überflüssigen Büchern fertig gemacht, die heute an Dich abgehen, die Uhr habe ich auch auf die Post getan, wohl verpackt und dick verschnürt.

Es ist so schrecklich kalt hier, und unsere Bude hat auch noch Steinboden, und wir liegen direkt an einem grossen zugigen Flur; und der Dienst ist so abscheulich und erniedrigend eintönig; doch das al-



les soll mich nicht schwächen können, auch nicht die Wachen jeden Tag...

Gleich werde ich doch noch eine Flasche Wein trinken, ach, das macht alles ein wenig heller und milder, und dann heute Abend etwas lesen und Dir noch einen kleinen Brief schreiben; ach, dann will ich hoffen, dass ich keine Wache habe und ruhig und friedlich einmal eine Nacht pennen kann, denn seit ich von Dir weg bin, habe ich eigentlich noch nicht richtig geschlafen.

[...]

422. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 19. Januar 1943

[...]

Die Äusserung von Irmgard über den Urlaub ist ja nicht neu; ich will nicht sagen, dass sie falsch ist, aber es ist vielleicht gut, nicht allzu-sehr auf die Erfüllung dieser Versprechen zu rechnen; man streut im 4. Kriegsjahr so allerlei Trostpillen aus. [...]

An die elende Mühsal des alltäglichen Dienstes habe ich mich schnell wieder gewöhnt; es ist schon lange nicht mehr so schlimm; dann kommt da noch fast jede Nacht eine Wache von mindestens drei Stunden und die häufigen Alarmübungen; viel Schlaf bekommen wir nicht, aber heute habe ich einmal keine Wache, und ich will hoffen, dass es auch keinen Alarm gibt, dann kann ich einmal ausnahmsweise durchschlafen. Ich schreibe nun immer in der Kneipe, unsere Bude ist so elend kalt, und das Licht geht alle zehn Minuten für fünf Minuten aus, es ist auch eine so dreckige und unerfreuliche Bude, ach, man «traktiert» uns nicht viel besser als Schweine... Wie oft, wie oft habe ich, wenn ich vollkommen erschöpft war von den Strapazen eines Marsches oder des Dienstes, habe ich an Christus gedacht, an die

wahnsinnige physische und psychische Qual, die er hat leiden müssen; ach wie geringfügig ist doch all unser Leiden gegen das Leiden. [...]

Ich will Dir auch ein wenig von diesem Variété erzählen, das man uns dort vorgeführt hat; ach, weisst Du, als Kind oder als Knabe habe ich immer in den Büchern und Erzählungen der Frontsoldaten des grossen Krieges 14-18 immer als etwas besonders Trostloses die Frontbühnen und Varietes empfunden; diese Trostlosigkeit, eine fast überirdische Trauer, hat mich später als Soldat immer zu diesen «Darbietungen» hingezogen; ach, diese Masse schwitzender und lärmender Soldaten, die ihren besonderen Geruch haben, der den Saal wie eine Wolke füllt; ach, im Grunde sehnen sich doch die meisten nach Hause, nach einem Leben; und da sitzen sie nun und sind gefangen von diesem bunten billigen Flirren, von Frauen, die zweideutiges Zeug dahinsingen, die dann deutlich mit den Offizieren liebäugeln – welch trostlose Enttäuschung für die meisten –, ach, es sind wirklich alles keine grossen Künstler, die so bei den Soldaten herumziehen, und ihre starhafte Gestik ist oft entsetzlich; ach, wenn man doch einmal einen richtigen Clown sehen könnte! Ach, Ziehharmonika, Steptanz und billige Chansons, alles irgendwie improvisiert... und die Soldaten, die Gesichter der Soldaten. Ich bin immer wieder geradezu fasziniert von dieser Atmosphäre, es ist fast so, wie ich es mir einmal als Kind vorgestellt habe, nur dass meine Vorstellung von den Soldaten anders war, ganz anders; ich habe sie mir immer viel, viel trauriger und offenbar tragisch vorgestellt; vielleicht ist es anders da, wo wirklich die ernste und wirkliche Front ist. Weisst Du, dass ich nur, weil ich in Urlaub war, vor dem Osten bewahrt worden bin? Wäre ich einen Tag früher in Urlaub gefahren und dann also auch einen Tag früher wiedergekommen, dann wäre ich jetzt schon in Russland; ob ich wirklich davor bewahrt bleiben soll?

423. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 20.1.43

[...]

Gestern vergass ich ganz, Dir zu erzählen, dass im Variété auch eine Geigenvirtuosin war, die einzig wirklich erfreuliche Erscheinung; ach, Du glaubst gar nicht, wie kostbar die paar Takte einer netten Melodie sein können, Musik, die nichts mit Soldatenliedern zu tun hat; die Künstlerin hatte zwar ihr nettes Mädchengesicht etwas allzu dämonisch geschminkt, doch sie war wirklich erfreulich...

[...]

424. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, 22.1.43

[...]

Das ganze irrsinnige und erbärmliche Gesindel und sein blödes Getue lässt mich ja gleichgültig, ach, «gelassen» muss man sein...

Den ganzen Tag eine blödsinnige Brüllerei und Hetzerei; einer der Führer ist dümmer als der andere, und es gibt nichts, worunter der Soldat so zu leiden hat wie unter der Dummheit – der menschlichen und dienstlichen Dummheit – seiner Vorgesetzten. ..

[...]

425. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 23.1.43

[...]

Nach einem ganz irrsinnig anstrengenden Marsch mit dem Rad – bergauf, Gegenwind, hoher, dicker Lehm – sind wir todmüde «nach Hause» gekommen, in dieses elende «Château», dreckig und kalt. [...]

Nun brennt der Ofen, der unsere von klatschendem Regen und Schweiß durchnässten Kleider trocknet, ich habe mich ganz wunderbar gewaschen – kalt –, und nun bleibt noch eine Stunde zum Schlafen, ehe der Nachmittagsdienst beginnt.

[...]

426. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 24. Jan. 43

Das Leben ist hier erbärmlich, das ist klar, aber nun bin ich doch wieder eingelebt...

Morgen ist Montag, der trostloseste Tag der Woche, ach, ich mache mir keine Angst davor. Die Post ist sehr spät gekommen, und ich bin müde geworden über dem Lesen; ich habe Jünger gelesen, «Feuer und Blut», ein Weltkriegsbuch, und auch das neue «Gärten und Felder»; ach, es ist doch sonderbar, dass ich so gerne Jünger lese, der mir so absolut wesensungemäss ist, wirklich, meine ich, marmorn ... stählern auch; absolut kriegerisch, wirklich der absolute Soldat – und ich bin der absolute Zivilist –, ich möchte nicht sagen: Bürger – ach, die Härte dieses Lebens macht mich, solange ich unter ihm leide, unfruchtbar; aber wenn ich wieder frei bin, werde ich hoffentlich wieder blühen können. [...]

---

Ich möchte arbeiten, arbeiten, arbeiten. [...] dieses Handwerk hier liegt mir nicht...

[...]

427. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 24. Januar 43

Mit grossem Schmerz habe ich mich von meinen Büchern getrennt, die inzwischen sicher bei Dir angekommen sind, aber es war doch notwendig; es ist wirklich ratsam, sein Gepäck so klein wie möglich zu halten bei den ewigen Alarmen und der Zigeunerei... ach, Zigeuner! Wären wir Zigeuner!

Immer wieder beneide ich fast die lumpigen und schmutzigen Gestalten der Arbeiter und Bauern, die uns oft bei unserem Exerzieren begegnen; ihre stolzen und gleichgültigen Gesichter sind wirklich erstaunlich!

[...]

428. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 25.1.43

[...]

Heute bin ich ein wenig von Reisefieber befallen gewesen, das übrigens noch anhält, denn morgen fahre ich nach Amiens zum Lazarett zur Untersuchung, und das kann unter Umständen wichtig werden ... da meine Augen und mein Kopf mich andauernd ganz fürchterlich schmerzen und auch meine Füsse wieder toll anfangen, sich zu melden, habe ich mich heute krank gemeldet und bin vom Arzt zur Spe-

zialuntersuchung nach Amiens überwiesen worden, vor allem wegen der Augen, an denen sich übrigens eine eiternde Bindehautentzündung gebildet hat. Das Zittern der Augen ist ja auch eine Abnormität, die mich jetzt übrigens oft ungewollt überfällt; vor allem ganz wüste Kopfschmerzen; ich bin gespannt, was man im Lazarett sagen wird; jedenfalls bin ich sehr unruhig, und ich muss schon früh aufbrechen, schon um halb 5, um pünktlich zum Zug zu kommen.

Morgen werde ich Amiens wiedersehen, die Stadt, in der ich 40 im Herbst so lange gelegen habe, wahrscheinlich wieder dasselbe wunderbare Lazarett, das mich damals, wenige Wochen, bevor ich Dich fand, beherbergt hat; ach, ich bin sehr gespannt, was das Schicksal diesmal in diesem Lazarett für mich bestimmt hat!

Wahrscheinlich werde ich wohl morgen Abend schon wieder zurück sein, aber ich habe einmal alles so gepackt, als ob es vielleicht länger dauern könnte; wer weiss...

429. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Amiens, den 26.1.43

Nun bin ich tatsächlich in dem Lazarett gewesen, wo ich 1940 so lange gelegen habe, es ist sehr still dort in dem grossen wunderbaren Park eines ehemaligen Irrenhauses; zu Fuss fand ich den einstündigen Weg aus der Stadt hinaus nach dem «Asyle de fou» noch gut; der Arzt war dann auch sehr menschlich und nett; er hat mich gründlich untersucht und mich dann auf Ende der Woche zu einer gründlichen stationären Beobachtung wiederbestellt; so werde ich also einige Tage ins Lazarett ziehen, bis dahin bin ich innendienstfähig, brauche also die wüste Exerziererei nicht mitzumachen. Die Stadt ist wirklich

bedrückend, die ganze Innenstadt ist völlig dem Erdboden gleich; und die Geschäftsleute haben sich inmitten der Trümmer Holzbuden aufgebaut oder einfach – wie auf einem Friedhof – eine Tafel aufgestellt: «Hier war das Geschäft X, es befindet sich jetzt da und da.» Unglaublich viele Soldaten laufen hier herum.

Ich bin müde und ich werde wahrscheinlich in dieser Nacht noch hieubleiben müssen, weil ich für die Kompanie noch Besorgungen machen muss.

Morgen Abend kann ich dann erst zurück, nach Möglichkeit jedoch will ich sehen, dass ich noch zurückfahre, denn sonst bekomme ich ja keine Post...

Ich habe das Soldatenheim besucht, um dort vielleicht zu essen, bin aber buchstäblich daraus entflohen, die Atmosphäre ist zu bedrückend... Dann war ich in der Kathedrale, zweimal, lange, lange; ach, ich kann schlecht beten in solch grossartigen Häusern Gottes, auch nicht in den sonst sehr innigen kleinen Seitenkapellen; sie sind zu offen zu dem grossen überwältigenden Raum hin, der mir wirklich vom Atem Gottes erfüllt scheint; ach, ich möchte Dir ganz ausführlich darüber schreiben, aber ich bin zu unruhig. Als ich zum dritten Mal in die Kathedrale ging, hörte ich schon von ferne Orgelklänge, ach, es war wirklich phantastisch, jemand spielte Bach ... denk Dir nur, auf einer phantastischen Orgel in einer Riesenkirche Bach ... ich war der einzige Zuhörer, über eine Stunde lehnte ich an einem Pfeiler, bis ich vor Kälte anfang zu schaudern, unheimlich kalt sind diese grossen steinernen Räume. Die Stadt hat mich masslos bedrückt, und ich habe fast Angst davor, wenn ich nun mehrere Tage hier im Lazarett liegen soll; doch das Lazarett liegt ja weit draussen in Dury; grosse Strassenkomplexe ganz armer dunkler Arbeitersiedlungen gibt es hier, und alles, alles ist irgendwie zerfressen vom Krieg.

[...]

430. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 27.1.43

[...]

Gestern Abend, als ich von Amiens kam, müde, um Mitternacht, fand ich Dein schönes Päckchen.

Übrigens hatten wir zu meiner Begrüssung gleich heute Morgen vor dem Wecken wieder mal Alarm; doch ich brauchte ja nicht mit, ein wunderbares Gefühl...

Ein wenig ängstige ich mich vor den Tagen im Lazarett Ende dieser Woche, und vielleicht dauert es die ganze nächste Woche; es wird viele qualvolle Fragen und Untersuchungen geben bei den verschiedenen Ärzten und viel quälendes Misstrauen, denn meistens wird ja doch wohl beim Kommiss angenommen, dass man markieren will; aber ich bin ganz ruhig, ich weiss, dass diese qualvollen Kopf- und Augenschmerzen eine Ursache haben müssen, die auch ärztlich feststellbar sein muss, und ich hoffe, dass man mich davon befreien wird ... an sich werden mir ein paar Tage Lazarett mit Ruhe und Frieden ganz guttun, doch ich werde ohne Post sein die ganze Zeit, und das ist das Bitterste. [...]

Jeden Tag um 6 Uhr morgens, ach, das ist die schreckliche Stunde des Gewecktwerdens durch Gebrüll; doch das ist alles nicht mehr so unerträglich; ich hoffe, dass ich diesmal einmal vernünftigen Ärzten in die Finger falle, die meinen so sehr gemarterten Schädel richtig zu behandeln wissen.



431. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 28. Januar 1943

[...]

Das Krankfeiern reibt mich irgendwie auch auf, das kannst Du Dir denken, aber ich bin doch glücklich, dass ich nicht mehr den ganzen Tag von Schmutz und Gebrüll umgeben bin. Ach, morgen werde ich noch einmal zu unserem Arzt gehen und Samstag dann wahrscheinlich ins Lazarett einziehen; wenn nur die Postlosigkeit nicht wäre, wenn ich wüsste, dass ich jeden Tag dort meine Post bekäme, würde ich die Sache forciert haben, dass ich heute schon ins Lazarett gekommen wäre, damit sich meine Krankheit klärt; ach, am Samstag will ich dann einziehen, sei es, wie es will, es wird ja nicht allzulange dauern können, und ich kann mir ja meine Post nachsenden lassen.

Ich muss Dir eine kleine Geschichte erzählen, die ganz sonderbar ist – ich gehe manchmal mit dem Kameraden, der auf der Kommandantur war mit mir, manchmal in eine nette, kleine Kneipe, deren Besitzer ein junges Paar ist; die Frau ist blond, sauber und frisch, fast wie eine Nordländerin, aber diese Sorte Französischen sind in den Augen noch französischer als die dunklen, ein ganz sonderbares, unbeschreibliches Schillern, der Mann ist ein dunkler, schmaler Kerl, ewig die Zigarette im Schnabel, offenbar ist es seine Beschäftigung, in der Kneipe zu sitzen und ab und zu einmal mit gelegentlichen Gästen einen Plausch zu halten; der Kamerad regte sich schon immer über das Nichtstun dieses Mannes auf, und vorige Tage, abends, als wir einmal zufällig mit der Frau allein waren, beging er die Geschmacklosigkeit, sie zu fragen, ob sie es denn ertrage, so alle Arbeit zu tun, während der Mann doch offenbar nichts täte; die Frau war gar nicht so entrüstet und empört, wie ich befürchtet hatte, sie lachte sogar ein wenig, und dann sagte sie: «Mais, Monsieur, il m'aime donc!» Das war natürlich vollkommen unverständlich für den Berliner Rechtsanwaltsbürovorsteher!!

Die Geschichte ist zwar irgendwie amüsant, ich finde die Pointe einfach unbezahlbar, die Antwort der Frau, aber für den Mann ist das doch ein erschreckendes Zeugnis...

Der Tag in Amiens war auch ein so strahlender, berauschender, sonniger Frühlingstag, aber ich war zu traurig und zu bedrückt von dieser Stadt, um Dir viel davon zu schreiben; dieses «neue Leben aus Ruinen» hat mich masslos bedrückt; mancherorts ist es auch rührend und erfreulich, aber im Ganzen ist diese scheinbar ewige Kirmes mit ihren Buden entsetzlich; meine einzige Freude war es, mir in den Juwelierläden schöne Colliers und Ringe zeigen zu lassen und dann nachher mit naiver Miene deutsches Geld auf den Tisch zu zählen, aber der Trick gelang leider nicht!

Und die Kathedrale ... wie schön war das, dieses Orgelkonzert in der Kathedrale von Amiens, ganz für mich allein scheinbar, ach, nicht von einem grossen Künstler, aber erschütternd unmittelbar und gewaltig.

Ich muss wieder Abschied nehmen, von ferne höre ich, wie die Kompanie singend heranmarschiert, nun ist es aus mit dieser kleinen Stunde...

[...]

432. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 28. Jan. 43

Nun mache ich also sogenannten Innendienst, ich fege die Flure, mache Öfen an und laufe als Dolmetscher herum; ach, viel mehr Zeit habe ich nicht als früher, aber es ist doch wesentlich leichter; heute Nachmittag muss ich mit dem fachärztlichen Befund zum Arzt, und morgen oder übermorgen werde ich dann wohl ins Lazarett einziehen; ach, wenn nur alles vorüber wäre und ich könnte frei und ohne die quälenden Kopfschmerzen herumlaufen; auf den jungen Arzt im

Lazarett kann man sich eigentlich verlassen, er war sehr sicher und ruhig. [...]

Trostlos ist es nach wie vor; das blödsinnige Geschwätz, das sinnlose Gebrüll im Hause herum den ganzen Tag – Gott befreie mich von diesem elenden Leben! Ach, arbeiten und schreiben können...

[...]

433. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 29.1.43

[...]

Heute Mittag konnte ich Dir nicht schreiben, weil ich in der Pause – sinnloserweise noch am letzten Tag – umziehen musste in einen anderen Raum; die neue Stube ist netter und wärmer und Gott sei Dank mit Holzfussboden; aber ich werde mich ja nun nicht mehr lange daran «freuen» – weil ich morgen früh um 5 Uhr schon abhaue ins Lazarett...

Das Geschehen bei Stalingrad ist wirklich entsetzlich traurig, ich kann es mir in etwa vorstellen, ach, es muss doch wahnsinnig sein, mit Sicherheit tage- und wochenlang dem Tode so entgegenzusehen wie einem Tier, das immer näherkommt, immer grösser wird und furchtbarer... Ich komme mir recht erbärmlich vor mit meinem ewig kranken Körper und meiner schwachen Seele, und ich schäme mich wirklich, dass ich morgen wegen einiger Kopf- und Augenschmerzen für mehrere Tage ins Lazarett ziehe... Gott gebe, dass der wahnsinnige Krieg zu Ende geht und dass Deutschland gewinnt; die Franzosen haben eine neue Gemeinheit ersonnen, die mich, als ich sie zum ersten Mal sah, traf wie ein Keulenschlag! Wirklich, die Wirkung ist toll, die schreiben einfach 1918 an die Mauern, diese Kombination von Ziffern ohne jeden Kommentar, eine bedrückende kleine Zahl...

Ach, ich glaube nicht daran, dass es noch einmal ein 1918 geben wird, ganz gewiss nicht. Wenn es für uns ein böses Ende nimmt, dann in einer anderen Form... Ach, Deutschland wird niemals sterben, auch wenn wir den Krieg verlieren, dessen können wir gewiss sein. Ich bin nicht anders geworden ... ich hasse den menschenunwürdigen preussischen Drill wie nichts auf der Welt, aber ich möchte, dass Deutschland siegt...

Vielleicht ist das unlogisch, aber Liebe und Hass sind immer unlogisch, und es ist auch gut so.

Wir sind alle eingespannt in unser Schicksal wie an einem Wagen, dessen Lenker wir zugleich auch sind; die Lust zu führen und das Bewusstsein, gelenkt zu sein, erfüllt uns in gleicher Form, manchmal übrigens das eine, manchmal das andere; Gott aber gibt uns die Route ... die Landstrasse mit all ihren Schrecknissen und Schönheiten ... la route...

[...]

434. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Abbeville, den 30. Januar 1943

[...]

Eine komplizierte Reise habe ich hinter mir und bin doch noch lange nicht am Ziel; den Zug um halb 7 heute Morgen hatte ich um 5 Minuten verpasst, und da der nächste erst 11 (!!) Stunden später fährt und ich nicht zur Kompanie zurückwollte, habe ich mich kurzerhand an die Landstrasse nach Abbeville gestellt und auf das nächste Auto gewartet... dieses nächste Auto kam nach 4 Stunden!... und es fuhr kaltschnäuzig an mir vorbei, das nächste dauerte nur eine Stunde ... und fuhr auch vorbei... ach, 4 Stunden in Kälte und Regen; Gott, es war wirklich ganz interessant; nur um keinen Preis noch einmal die 1½ Stunden zur Kompanie zurück; aber 5 Minuten nach dem zweiten Auto kam das dritte Auto ... und nahm mich mit! Wie um mich zu

verspotten fuhr der Fahrer, ein Soldat, in einem ganz irrsinnigen Tempo; im Hundert-Stunden-Kilometer-Tempo legten wir in 20 Minuten mühelos soviel zurück, wie ein armer Infanterist sonst an einem ganzen langen mühseligen Tag bezwingen kann. Nun habe ich mich hier in Abbeville ein wenig rekreiert und erwarte nun den Zug, der mich nach Amiens bringt; derselbe Zug, der mich damals von Valery nach Paris brachte, als ich in Urlaub fuhr; ach, ich sage damals, dabei ist es kaum 2 Tage mehr als einen Monat her!

Es ist wunderbar schön geworden an diesem Januar-Nachmittag; warme, goldene Sonne und ein verheissungsvoller Wind. [...]

Man redet jetzt viel von der allgemeinen Dienstpflicht auch der Frauen bis 45 Jahre, ach bitte, schreib mir doch, ob Du wohl auch davon wirst betroffen werden können! Ich muss das unbedingt wissen, ob Du vielleicht auch Gefahr läufst, irgendwohin verschickt zu werden zu irgendeiner Arbeit! Ach, schreib mir doch, ob Du an der Schule einigermassen sicher bist!

Abbeville ist in fast ebenso grossem Masse zerstört wie Amiens; mit wahren Grauen bin ich eben quer durch die Stadt zum Bahnhof gegangen; diese drei Jahre alten Trümmer sind grausig! Und viele zerstörte Kirchen, 4 zählte ich allein auf meinem kurzen Gang...

Der Krieg ist so wahnsinnig, dass man manchmal nur mit offenem Mund, erschreckt und wortlos vor ihm steht. Bedrückend ist auch das vollkommen gleichgültige und oft höhnische Gebaren der Franzosen, zwischen denen die Soldaten – so scheint mir – wirklich nicht mehr wie Sieger, sondern wie verlassene Kinder herumlaufen; traurig sind sie alle, die Soldaten, und irgendwie heruntergekommen, auch ein bisschen kindlich, ungepflegt, wirklich, wie Kinder, die man allein gelassen hat.

Das Lächeln der Franzosen – diesen Kindern gegenüber – ist sehr aufschlussreich, ein Gemisch aus zynischer Schadenfreude und etwas Mitleid, und dann Verachtung und Hochmut, manche auch wirklich warm-mitleidig, aber bedrückend ist das alles doch zumal; wenn man an die sehr dünne Front denkt...

435. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 30. Jan. 43  
Amiens

[...]

Nun ist es Samstagabend spät geworden, ehe ich endlich im Lazarett einziehe; man ist hier etwas pikiert über die späte Störung am heiligen Samstag, doch ich kann daran nichts ändern...

Das Lazarett, mein Saal: gross, weiss, weit, Gott sei Dank kaum die Hälfte der Betten belegt; ich freue mich auf den Schlaf, auf das schöne Bett, auf die Ruhe, aber im Ganzen wünsche ich doch, es wäre alles wieder gut und ich hätte die paar Tage hinter mir; der Weg hier hinauf, durch die Stadt ins Lazarett, ist masslos bedrückend, erst durch die zerstörte Stadt, dann eine endlos lange, steil ansteigende Strasse von elenden dunklen Arbeiterhäusern und dann auf der Höhe der Steigung das Lazarett; eine hohe, backsteinerne Mauer, eng abgeschlossen, sehr finster ... und ich passiere die Wache und gehe die lange, herrliche Kastanienallee hinauf, die ich damals 1940 in dem herrlichen Herbst so oft entlangspaziert bin...

Unten in der Stadt kam ich an einem grossen Gebäude vorbei, gekrönt von einem grossen steinernen Kreuz; das Erdgeschoss ist mit engen Drahtgittern versperrt und oben steht, in Stein gehauen: «Hospice des Incurables», unheimlich, sich auszumalen, was vielleicht hinter diesen kühlen Backsteinmauern vor sich geht...

[...]

436. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 31. Januar 43

[...]

Einen langen, unheimlich tiefen Schlaf habe ich hinter mir, der mich masslos erschöpft hat.

Eben bin ich unten beim Arzt gewesen, der meine Vorgeschichte aufgenommen hat, ich bin selbst etwas erstaunt über die zahlreichen Krankheiten, die ich aufzuzählen hatte.

Nun habe ich so viel, viel Zeit – scheinbar –, und doch werde ich kaum zu soviel Briefen an Dich kommen wie bisher... irgendwie lähmt mich die Atmosphäre zu sehr ... und dann der scheussliche Radioapparat, wirklich eine Qual, die mich zermürbt; es gibt Leute, die stundenlang daran drehen können, ohne je befriedigt zu sein, typisch moderne Halbidioten, die der Weltanschauung sentimentaler Dummheit huldigen ... es gibt überhaupt kaum etwas Trostloseres als die moderne Menschheit.

Sonderbar, dass aus diesen flachen Seelen etwas so Gewaltiges wie der Krieg wachsen kann...

Fragt sich nur, was mit uns allen in diesem irrsinnigen Wirrwarr noch geschehen muss; es ist masslos ermüdend, immer unter Menschen zu leben, die vom Absoluten vollkommen unberührt sind...

Ach, Gott möge uns doch befreien, aus dieser wahnsinnigen Knechtschaft befreien. [...]

Das Buch von Jünger «Gärten und Felder» habe ich – irgendwie fasziniert – ganz ausgelesen; ich werde es noch einmal ganz lesen, es lohnt sich schon, und vielleicht werde ich dann auch sagen, warum ich mit diesem sicherlich bedeutenden Mann nicht so ganz konformiere...

Buchstäblich gefesselt war ich von diesem Buch, von dem ich wünschte, es wäre so dick gewesen wie die «Alte und neue Welt» bei uns zu Hause... Ob das eigentlich ein ausreichendes Kriterium für ein

Buch ist, wenn man wünscht, dass es endlos lang wäre; Jüngers Sprache ist unglaublich formvoll, der Inhalt jedes Wortes wiegt schwer...

Ich sehne mich ganz unbändig danach, noch einmal eine Probe meines «Könnens» zu geben, einmal arbeiten zu können, ohne irgendeine Drohung über meinem Kopf, die mich lähmt. Gott möge doch geben, dass ich in nicht allzulanger Zeit wieder einmal dazu komme...

Ach, allein die Tatsache, mit schöner Tinte auf weissem glatten Papier zu schreiben, würde mich entzücken...

Schick mir doch bitte mit meinen nächsten Zulassungsmarken noch einmal die «Marmorklippen»; Jünger erwähnt sie oft in diesem Tagebuch, und ich muss dabei feststellen, dass ich gar nicht mehr genau darüber orientiert bin...

[...]

437. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 31. Jan. 43

[...]

Heute Abend hatte ich mich zu einem «kurzen» Schlaf hingelegt, der mich aber bis zum Abendessen entführte. Nun ist es dunkel, der Tag ist zu Ende, und bald wird das Licht gelöscht; ich habe eine sehr lange und trostreiche Lesung gehalten, deren ich sehr bedurfte, nun bin ich schon wieder müde, müde; meine Kopfschmerzen lassen etwas nach, oft ganz, wo Stahlhelm und Gasmaske mich tagsüber nicht mehr bedrücken; ach, vielleicht ist alles nur eine Nervengeschichte, die sich schnell wieder ganz behebt; anhaltend ist allein das spontane Zittern der Augen, das mich überfällt, besonders wenn ich länger gelesen habe; es wird hoffentlich sich auch beseitigen lassen...

Über allem und allen lagert eine traurige Müdigkeit und Resignation, den Soldaten, den Ärzten und auch den Offizieren; ich denke



oft an die Wochen damals in diesem gleichen Lazarett 1940; es herrschte fast das bunte Treiben eines Feldlagers kurz nach einem berausenden Sieg; die Soldaten waren eigentlich alle fröhlich, und manche glaubten an ein baldiges Ende, damals schon; an die Gesehenden wurde abends Wein verteilt, soviel sie trinken wollten, in grossen Eimern stand er auf den Stationen, und jeder schöpfte daraus, soviel er wollte. Ich war unheimlich glücklich, nachdem ich die schwere und scheussliche Krankheit gut überstanden hatte, und die Spaziergänge an den herbstlichen Abenden durch die grossen Alleen waren herrlich. [...]

Morgen will ich sehen, dass ich ein Fässchen Tinte erstehen kann, dieses Schreiben mit Bleistift macht mir gar keine Freude, und manchmal meine ich, dass es die Gedanken so grau und stumpf erhält wie die Farbe des Bleistifts.

[...]

438. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Lazarett, den 1. Febr. 43

[...]

Es ist abends spät geworden, und ich habe alle Vorbereitungen für meine Reise nach Paris getroffen. Bis auf das Rasieren, das ich morgen früh noch erledigen will; ach, ich will mich freuen auf diese wunderbare Reise von 2 Tagen, ja, buchstäblich 2 Tage sollen wir dableiben; ich habe den schönen Auftrag, für unseren Stabsarzt Noten einzukaufen und zur Apotheke zu gehen und allerlei interessante Medikamente abzuholen; zwei sehr sympathische Aufträge, finde ich...

Ich schicke Dir die Zulassungsmarke für Februar, Du kannst mir dafür die «Marmorklippen» schicken, ja?

Ich habe den ganzen Tag mit Warten verbracht, wohl die undankbarste Beschäftigung, nicht wahr? [...]

Gleich werde ich noch eine kleine Lesung halten, dann noch in einem billigen, aber faszinierenden Kriminalroman lesen, und dann will ich schlafen, schlafen...

Der Arzt ist wirklich sehr nett und zuvorkommend gegen mich, das beweist ja auch dieses Geschenk der 2 Pariser Tage; er hat mich noch einmal augentechnisch haargenau untersucht und dann festgestellt, dass für das unheimliche Zittern der Augen und für die Kopfschmerzen an den Augen selbst nichts festzustellen ist; jetzt wartet er, glaube ich, auf die Rückkehr des Ohrenarztes, der in Urlaub ist. [...]

Na, mir soll das gleichgültig sein, ich will mich jedenfalls nicht durch dieses Warten aufreiben lassen; da ich keinen Stahlhelm und keine Gasmasken mehr zu tragen brauche und ausserdem auch jede Nacht meinen vollen Schlaf habe, geht es mir auch wieder erträglich, bis auf das Zittern der Augen, das mich weiterhin entsetzlich beunruhigt...

[...]

439. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Paris, den 2. Febr. 43

Wenn ich Dir sagen sollte, was ich – nach dem üblichen Kodex – von Paris gesehen hätte, von heute Mittag 1 bis zum Abend um 11, so müsste ich sagen: Nichts...

Aber...

Gleich nach der Ankunft sind wir untergetaucht in die Tunnel der U-Bahn; also ich sage, «wir», und dazu muss ich etwas sagen: «Wir» sind zu drei Mann – der Führer ist ein Uffz. der Flak – Zivilberuf: Student der Mathematik – starke Ähnlichkeit mit Fips – ganz toll – ein netter, naiver Bursche, der zweite ist ein schwarzer Panzermann, ein unheimlich naiver, etwas unangenehmer Sachse, und der dritte bin ich ... mich kennst Du ja...

Also, wir sind untergetaucht in der U-Bahn und kaum aus ihren Schlünden emporgetaucht, ausser um eben schnell die Besorgungen zu erledigen, deretwegen wir eigentlich hier sind; ich selbst hatte ja nur den Auftrag, Noten zu kaufen in einem wunderbaren Antiquariat gegenüber der prachtvollen «Madeleine», und diesen gar nicht unangenehmen Auftrag hatte ich schon eine halbe Stunde nach unserer Ankunft erledigt; doch – das ist des Pudels Kern – laut Marschbefehl durften wir uns nicht ausserhalb Sichtweite voneinander entfernen – und mein braver Unteroffizier nahm das wörtlich und liess mich nicht los ... so pilgerten wir zunächst in eine Vorstadt, standen stundenlang in einer grossen, öden Halle und warteten, warteten – ach, es wurde dunkel dabei, und als wir endlich in dieser öden Halle von einem bayrischen Uffz. abgefertigt wurden – es handelte sich um Verbandsmittel für das Lazarett – und dann wieder untergetaucht in die Schluchten der U-Bahn –, ist es schon finster; ich schlug einen Studienbummel vor, wurde aber überstimmt und musste ins «Soldatenheim» – dort zwischen unangenehmen Blitzmädeln und Feldwebeln der Luftwaffe zu Abend gegessen... Dann ins deutsche Soldatenkino!! ... übrigens ein ganz phantastisch guter Film, der mich sicher mit vielem ausgesöhnt hätte, bevor ich dann doch noch Paris sah!

Dr. Crippen an Bord ... hiess der Film, der mir ausgezeichnet gefiel; wirklich voll Leidenschaft und Dämonie, irgendwie gewinnend, Du musst ihn Dir ansehen, wenn Du kannst...

Dann wieder runter in die Metro, und da geschah das Wunder!

Denk Dir diesen Untergrund-Bahntunnel, etwa um halb elf, vollgestopft mit Landsern, Blitzmädeln und Feldwebeln der Luftwaffe – kein Zivilist –, und dazwischen taucht dann auf ein Bettler, ach, ein Bettler... ein königlicher Bettler! Gross, schlank, ein hageres, ernstes Gesicht, einen langen, weissen Bart und langes weisses Haupthaar... und eine unbeschreibliche Eleganz in den Bewegungen – abgetretene Schuhe, keine Strümpfe, eine völlig zerrissene Hose ... ach, ein König, wirklich ein König! Die Menge teilt sich vor ihm ... und er... Er

sucht auf dem Boden nach Zigarettenstummeln! Und manchmal bückt er sich mit einer Miene, als habe er ein Todesurteil zu unterschreiben! Ein König, ein König, ein Bettler.

Und die Landser und die Blitzmädeln lachen, lachen laut!! Denk Dir nur, sie lachen laut...

Und er sitzt mitten dazwischen auf einer Bank und sortiert seine Beute! Ruhig, gelassen, voll einer Würde, wie sie diese Welt nicht kennt...

Nichts habe ich von Paris gesehen, gar nichts... und doch habe ich Paris genossen wie einen Schluck Wein, bevor ich in mein Hotel zog, um zu pennen.

Nun sitze ich auf einem netten kleinen Zimmer ganz allein – endlich – und freue mich auf morgen. Morgen sind wir noch bis 5 Uhr hier, und wenn wir auch noch manches offiziell zu erledigen haben, es wird doch noch Zeit sein, manches zu sehen. Aber ich habe ja Paris gesehen, und ich will nicht unverschämt sein...

Diese Vorstadt, in der wir den ganzen Nachmittag herumgelaufen sind! Weit draussen vor Paris, Hütten, dreckige Hütten und Villen! Ich habe oft an die «arme Frau» denken müssen, die doch hier draussen irgendwo gewohnt hat, in jenem abscheulichen Haus, weisst Du? Und der Film, ach, Du musst ihn Dir ansehen. .. Dr. Crippen an Bord... Wirklich, eine Leistung, meisterhaft, voll Dämonie und Leidenschaft...

Ja... so habe ich Paris gesehen!

[...]

#### 440. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Lazarett, den 4. Febr. 43

Ich vergass ganz, Dir zu erzählen, wie wir unsere letzten Stunden in Paris verbracht haben; wir waren nämlich auf dem Rummelplatz, ach, mir stand der Sinn nicht danach, aber ich musste mich ja fügen,

und ausserdem war es auch ganz nett; zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich meine letzte Mark durch 4maliges Fahren auf der Achterbahn verjubelt habe; ach, vielleicht kennst Du diese Einrichtung, ein ganz phantastisch schaudervolles Vergnügen! Diese Fahrt in Abgründe ... sonst war es auch sehr amüsan. Diese kindlichen Vergnügen! Eine Bude war da, da konnte man für 5 Franc mit 5 schweren Steinen alte Teller kaputttschmeissen! Die Frau pries an: «Herr Soldat... hier alles kaputt ...prima!!», und sie machte ein Wutgeheul vor und schmiss zur Reklame selbst einen Teller in Scherben. Das Lachkabinett war leider geschlossen, dieses Vergnügen hätte ich mir auch noch gegönnt...

Ach, es war sehr leer da, traurig war es, wirklich eine faszinierende Trauer. Alte, magere, geschminkte Mädchen, meistens in Buden, wo man werfen konnte, weisst Du, mit Stoffbällen nach Blechbüchsen, mit Holzringen nach Champagnerflaschen.

Wirklich, es gibt nichts Kindlicheres als diese Vergnügen; und dann das Publikum, ein Gemisch aus Soldaten und Pariser Halb-wüchsigigen, also alles Kinder! Es gab Pralinen zu kaufen, das Kilo für 80 Pfennig und eine süsse Limonade rosenroter Färbung, die schöner war als der Himmel!

«Dreht euch, dreht euch sowieso!» hätte man am liebsten gerufen!

Eigentlich gibt es wohl nichts Traurigeres als so einen Rummelplatz am hellen Nachmittag mit seinen geschminkten Anpreiserinnen, leer, in dem hellen Licht des Tages brutal geblendet...

Tolle Pariser Kinder, reizend, frech und dreckig, die um Zigaretten für ihre Väter betteln...

441. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

den 5. Februar 1943

[...]

Ich habe einige Stunden in der Stadt herumflaniert, habe noch einmal die Kathedrale besucht und einige schöne Bilder der Madonna erstanden... zum Glück hatte ich 20 Mark gewechselt bekommen.

Nun habe ich den «Aufstieg» wieder begonnen, die endlos lange, aufsteigende öde Strasse hinauf, und in der letzten Kneipe vor dem Lazarett trinke ich noch einen Aperitif. [...]

Noch einmal Untersuchung der Augen, Feststellung, dass nichts Abnormes zu finden ist; dann Untersuchung der Ohren, auch mit mehr oder weniger negativem Erfolg...

Inzwischen bin ich mehrmals unterbrochen worden; ich war noch beim Nervenarzt, habe noch Essen holen müssen; der Nervenarzt hat keine Ursache finden können, wenigstens hat er nichts gesagt...

Damit, mit allen diesen Untersuchungen wird wohl mein Aufenthalt hier zu Ende sein; ob man mich nun wieder so los jagt und die Sache – die Schmerzen und das sonderbare Zittern – auf sich beruhen lässt, das wird mich ja nun doch interessieren; ach, ich bin nicht traurig und nicht unruhig, alles wird sich schon fügen; der Arzt hier – mein Stationsarzt – ist wirklich sehr nett und menschlich, das beruhigt mich sehr und macht den Aufenthalt hier nicht so unangenehm, wie er sonst vielleicht sein könnte; heute Nachmittag soll ich noch einmal in die Stadt gehen; ich freue mich über diese neuerliche Abwechslung; ich will nur noch einmal versuchen, mein Geld umzutauschen, um etwas Schönes für Dich zu kaufen. Ach, ehe ich wieder in den endlosen und trostlosen Stumpfsinn zurückgehe, will ich die paar Tage noch genießen...

442. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Lazarett, 6. Februar 1943

[...]

Meine Schmerzen haben tatsächlich nachgelassen bei dem geruhsamen Leben hier; aber es bleibt dieses mir unheimliche Zittern, das ja auch jedes Schiessen unmöglich macht. Heute wird der Arzt mir wohl Endgültiges sagen, ich bin sehr gespannt darauf.

Es ist Samstag Nachmittag ... und draussen regnet es, regnet es kalt und heftig; als ich gestern Abend im Dunkeln aus der Stadt hinaufging, da begann es auch zu regnen, ich hatte den Kragen hochgeschlagen, die Hände in die Taschen gesteckt, meine Pfeife im Mund, und so bin ich hinaufgestromert; irgendwie war es sehr schön, sich von dem kalten Regen beklatschen zu lassen, eingehüllt in diesen dicken Mantel; ach, Du weisst ja, dass ich den Regen besonders liebe, ach, dieser Regen hier, der schon fast an die berausenden Frühlingsregen erinnert.

Morgen werde ich auch noch einmal eine Messe hören, vorigen Sonntag, als ich doch schon hier war, habe ich gar nicht an die Möglichkeit gedacht; es fiel mir heute ein, dass ich da auch hätte in die Messe gehen können, und ich bin sehr traurig gewesen über diese versäumte Messe, denn das Glück, einmal eine Messe zu hören, ist doch sehr selten bei uns!

Meine letzte habe ich damals in der Brunokirche gehört, am Tag meiner Abreise, ach, es war noch ein schöner, schöner Morgen, mit dem Bewusstsein, nach Hause zu gehen...

Oft bin ich ja wirklich erstaunt gewesen, verblüfft darüber, wie Gott ganz sichtbar und spürbar in mein Geschick eingreift und uns vor den schlimmsten Schrecken bewahrt; es ist wohl ganz gewiss so, dass wir aufgespart werden für einen anderen Krieg, für einen anderen Kampf, den um die Wahrheit und Wirklichkeit des Kreuzes; nie-

mand weiss, was Gott mit uns beginnen wird; vielleicht auch werden wir noch alle Schrecknisse dieses Krieges spüren...

[...]

443. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 7. Februar 43

[...]

Ich habe lange einem Kameraden zugesehen, der Uhrmacher ist und sich hier aller kranken Uhren liebevoll annimmt; es ist einfach unheimlich, wie viele winzige Teilchen so eine kleine Uhr enthält und mit welcher unendlicher Geschicklichkeit und Geduld so eine Uhr behandelt sein will; und diese faszinierend kleinen, zierlichen Werkzeuge; so einem kleinen Getriebe gegenüber kommt man sich vor wie ein grosser plumper Bär! Ich bedaure, dass ich nicht alle unsere kaputten Uhren mitgenommen habe, sie würden hier so nach und nach ihre Heilung finden. Ich werde niemals mehr über die Uhrmacher schimpfen, diese penible Arbeit soll wirklich gut bezahlt werden...

Es fängt schon an zu dämmern, die Tage vergehen doch sehr schnell; ich werde noch ein wenig lesen in «Das abenteuerliche Herz» von Ernst Jünger, das ich vorgestern in Amiens gekauft habe; dann wird das Abendessen kommen, und bald, bald muss ich dann schon ins Bett; vielleicht kommt auch der Arzt noch und nimmt uns alle noch einmal vor, das dauert auch immer eine Stunde. [...]

Ach, ich war sehr glücklich, dass ich heute das heilige Opfer hören und nehmen konnte. Es ist doch ein sehr seltenes und kostbares Ereignis in unserem trostlosen Leben...

[...]



---

*444. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Lazarett, den 8.2.43

[...]

Allmählich wird mir das Lazarett doch über; es kann nun doch vielleicht noch eine Woche dauern, wie es scheint; nach den Äusserungen und Experimenten der Ärzte zu urteilen...

Ich bin wirklich dauernd sehr müde, und die Augen schmerzen mich sehr; ich bin schon sehr glücklich, dass meine Sehstärke nicht gelitten hat, ich sehe immer noch glatt 6/6, und es ist auch nicht gefährdet, Gott sei Dank! Ich halte das ganze doch für eine Nervensache, die vielleicht zu tief liegt, als dass sie bei einer oberflächlichen schematischen Untersuchung zutage kommen könnte; jedenfalls ist es so, dass ich keinen Schuss mehr gezielt schießen kann; jedesmal, wenn ich etwas nur ein wenig fixiere, zittert das ganze Bild; eine tolle Geschichte, wirklich etwas unheimlich... Meine einzige Sorge ist nur, dass ich nicht mehr lange und ausgiebig – wie es notwendig sein wird – werde lesen können zum Studium – doch auch darüber beruhigt mich der Arzt. [...]

Ich wünschte mir sehr, die Geschichte wäre beendet, mit einem so langen Aufenthalt im Lazarett hätte ich nicht gerechnet; doch wenn erst die Post von der Kompanie hier eingelaufen ist, wird alles viel leichter und schöner sein, sie muss ja jeden Tag kommen; am Donnerstag habe ich dem Kameraden meine neue Nummer mitgegeben, und am Freitag wird wohl die Post abgesandt worden sein; wenn Du mir direkt hierher schreibst, hätte das keinen Zweck mehr, weil ja in einer Woche doch wohl Schluss mit mir hier sein wird.

[...]

445. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Lazarett, den 10.2.43

[...]

Mach Dir um Gottes willen keine Sorgen um mich; mir geht es wirklich gut, und ich brauche auch keine Prozeduren über mich ergehen zu lassen ... ich trinke täglich dreimal meine Tropfen, das ist alles, manchmal leuchtet mir der Arzt in einem dunklen Raum in den Augen herum, das ist alles, dann habe ich ein wenig Kopf- und Augenschmerzen ... also siehst Du, es besteht wirklich kein Grund zu irgendeiner Beunruhigung! Glaube es mir!

Auch der Radioapparat braucht Dir keine Sorgen zu machen, er spielt jetzt nicht mehr soviel, weil er – Gott sei Dank – leicht lädiert ist; manchmal gelingt es mir sogar, ihm angenehme Töne zu entlocken. Vorige Tage habe ich ein ganz phantastisches Chopin-Konzert gehört; sehr kurz, aber köstlich...

Mir sagte einmal eine schon ältere nette Frau in Valery auf der Kommandantur, der ich im Laufe des Gesprächs erzählt hatte, dass ich Dir – meiner Frau – mindestens jeden Tag einen Brief schreibe – sie war sehr erstaunt und sagte mir: «Die Deutschen können doch sonst gar nicht lieben!» Es ist schon irgendwie bestimmt etwas Wahres daran; mir ist schon oft die erfreuliche Innigkeit französischer Ehepaare aufgefallen – eine natürliche Innigkeit, die sich beim gemeinsamen Auftreten irgendwo in der Öffentlichkeit zeigt; aber man mag da vielleicht zu vorschnell urteilen; wir Deutschen sind unsagbar schüchtern, und mancher mag büffelig scheinen und im Grunde genommen seine Frau sehr innig lieben...

Ich lese viel in Jüngers: «Das abenteuerliche Herz, Figuren und Capriccios», eine phantastische Fülle von Aufzeichnungen möchte ich am liebsten sagen, die mir alle wie «literarisierte» Träume erscheinen; wirklich, wie niedergeschriebene und auf eine Linie gebrachte Träume; ich möchte Dir gern einige davon vorlesen, [...] ich

möchte Dir sehr raten, doch einmal «Gärten und Strassen» zu lesen, wir haben es doch noch einmal zu Hause; es ist wirklich sehr aufschlussreich; man sieht den Verfasser der «Marmorclippen» – dieses unsagbar strenge und sakrale Buch – als Mensch und Soldat, sehr nett – aber nett ist ein scheussliches Backfischwort, verzeih mir! Bitte lies es doch einmal... und schreib mir darüber...

Ich bin zu sehr in der Tiefe meiner Seele ein Bettler, vielleicht mit viel Glück – um mich Jüngers Jüngerschaft zu verschreiben, aber Gegensätze berühren sich ja... ach, ich bin mir noch nicht ganz klar über Jünger ... vielleicht bin ich zu sehr verstrickt in das erbärmliche Alltagsleben eines einfachen Soldaten, um höhere Einsichten zu gewinnen...

446. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Lazarett, den 14.2.43

Heute Morgen sagte mir der Arzt, dass ich Anfang der Woche – morgen oder übermorgen – nach Rouen fahren soll zu einer genauen und gründlichen Untersuchung meiner Augen; vielleicht ist das Lazarett dort mit mehr und exakteren Apparaten ausgerüstet, so dass man dort auf irgendeine Weise dem Geheimnis näher zu kommen gedenkt. Es wird für mich wieder einmal eine Reise sein. Wenn ich Zeit genug habe, werde ich mich dort – an Hand der Feldpostnummer – nach Edis Aufenthalt erkundigen und ihn einmal besuchen, falls es nicht ausserhalb Rouen liegt, wird das wohl möglich sein.

Die Zeit vergeht irgendwie schnell, und doch dehnt sie sich zur Ewigkeit aus; ich empfinde es als sehr drückend, dass ich nun schon jahrelang unter so widrigen Umständen leben muss, die jede geistige Arbeit unmöglich machen; ich werde ja auch immer älter – nicht nur

an Jahren. Ach, meine ganze Hoffnung ist wirklich Gottes unmittelbare Hilfe...

Heute Morgen war ich wieder in der Messe; das tröstet mich immer sehr; ich bin sehr glücklich über dieses kostbare Geschenk, hier jeden Sonntag am heiligen Opfer teilnehmen zu können... Post ist heute auch keine gekommen, ich möchte auch jetzt nicht mehr an die Kompanie deswegen schreiben, sonst ist Ende der Woche meine Post hier, und ich bin weg; ich bedaure es allerdings, dass ich Dir nicht gleich die Feldpostnummer des Lazarets geschrieben habe, dann hätte ich jetzt lange meine Post hier, jeden Tag; aber wer konnte wissen, dass sich diese Affäre so elend lange hinziehen würde...

Morgen wird ganz gewiss etwas kommen, denke ich, montags fährt meistens jemand nach Amiens runter...

Es ist inzwischen sehr spät geworden ... heute gelingt mir das Schreiben gar nicht, ich habe lange auf dem Bett gelegen, in einem sonderbaren Gemisch aus Schlummer und Wachsein; eine unerquickliche Ruhe; ich bin sehr müde und erschöpft heute – womit mag das wohl Zusammenhängen! Vielleicht ist es der nahende Frühling. Oft ist das Wetter paradiesisch schön hier, aber über dem Lazarett liegt immer eine sonderbare Atmosphäre von Trauer, die wohl von seiner traurigen und bedrückten Vergangenheit herrührt; oft male ich mir das Leben der armen Irren hier in diesen Räumen aus und frage mich, wo sie wohl jetzt alle sein mögen, wohin man sie vertrieben hat...

Der Krieg ist doch das absolut Zerstörende – und zugleich auch von einer furchtbaren Fruchtbarkeit; oft habe ich schon über eine Definition des Krieges nachgedacht, manchmal meine ich: der Krieg ist ein grausames und berauschendes Spiel der Mächte – wir sind nur Figuren, die den Rausch und den Genuss niemals erleben; wir sind einzelne, kleine und kleinste Figürchen, die notwendig und im Grunde genommen vielleicht verachtet sind von denen, die spielen...

Ist es nicht ein unsagbar hartes und geheimnisvolles Gesetz, dass alle Männer – selbst die friedlichsten – zu Mördern werden müssen, wenn das Gesetz es befiehlt! Der Krieg ist das absolut Unparadiesi-

sche; der Beweis dafür ist, dass die Künste – die doch alle Träume und Erinnerungen an das Paradies umschliessen und wahrnehmen – im Krieg schweigen! Wir aber müssen unsere Pflicht erfüllen und daran teilnehmen, freuen kann es mich niemals, alles, alles müssen wir verlassen, was uns lieb und teuer ist, und wir finden das absolute Elend, in das von einer geistlosen und kulturlosen Propaganda Tröstungen gestreut werden, die das Elend noch vergrössern, wenigstens geht es uns so, den einfachen Soldaten, die nicht mitspielen. Es gibt Situationen, wo es schön ist, sich unter dem Gesetz zu wissen und teilzunehmen am Kampf, aber nur darum, weil man die Gemeinschaft spürt – vielleicht, so denke ich manchmal, ist es ein Anachronismus, «gebildet» zu sein und nicht Offizier, das mag möglich sein, aber wir sind ja Christen, und das Christentum ist immer – anachronistisch – schon seit siebenhundert Jahren.

Ich habe oft die «Versuchung» gespürt, Offizier zu werden, ja, ich nenne es eine Versuchung! Denn dann wäre der Krieg – vielleicht schwerer noch – aber ganz gewiss genussreicher, vor allem wäre man immer noch soviel Mensch – überhaupt Mensch –, um seine eigene Sehnsucht und sein eigenes «Leben» so weit zu pflegen, dass es nicht zu verkümmern droht. Doch ich habe es mir geschworen, niemals einer dieser Versuchungen zu erliegen! Es würde mir immer wie ein Verrat an diesen vergangenen 4 Jahren meines Lebens erscheinen!

Aber ich habe mir heute einmal überlegt, was das heisst: 4 Jahre seines Lebens völlig ausgeschaltet zu sein aus dem «menschlichen Kreis» des Lebens; niemals in Ruhe ein vernünftiges Buch lesen können, immer hin- und hergezerrt zu sein zwischen Wachen und Marschieren; jede Minute «Leben» dem sehr kostbaren, notwendigen Schlaf abstehlen müssen! Ich merke erst hier, wo ich viele Tage richtig durchschlafen kann, wie masslos erschöpft ich bin von diesen Jahren! Doch es wäre sündhaft, wenn ich klagen wollte im Angesicht der namenlosen Qualen, die andere erleiden müssen.

Manchmal muss man sich eben klarwerden, was man selbst denkt...

Nun bin ich noch einmal beim Arzt gewesen und habe lange warten müssen; nun soll ich morgen früh zum Ohrenarzt, weil man vielleicht für möglich hält, dass es mit meiner Labyrinthentzündung 1935 zusammenhängt; ich glaube zwar nicht daran, aber ich muss wohl noch viele Untersuchungen über mich ergehen lassen...

447. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Lazarett, den 15.2.43

[...]

Es ist ein grausames Gefühl, nicht zu wissen, wie es Dir geht, ob Du noch lebst und gesund bist.

Nun ist heute wieder im Heeresbericht gemeldet worden, dass in Köln die Zivilbevölkerung viele Verluste gehabt hat ... ein ganz entsetzlicher Krieg ist das, Gott strafe die, die ihn auf dem Gewissen haben.

Ich will mich nicht von dieser irrsinnigen Angst bedrücken lassen... Mein Herz würde es mir doch sagen, wenn Dir etwas Ernstes geschehen wäre. [...] Vielleicht wird es doch klappen mit unserem Wiedersehen, wenn ich nüchtern und ernst alle Chancen erwäge, glaube ich zwar nicht daran, aber die Hoffnung ist eine stark duftende, riesenhafte Blume, die oft die Vernunft betäubt...

Drei Wochen werde ich bestimmt hier vollmachen, denn vor Freitag werde ich wohl nicht entlassen, dann kommt es auf die letzte Woche noch an, die letzte Woche, nach vier Wochen wird man zum Ersatztruppenteil entlassen, und eine Reise nach Saarburg würde selbstverständlich über Köln gehen, und von Saarburg aus könnte ich vielleicht sogar mit Urlaub rechnen, 14 Tage... Ich will schon dankbar sein, wenn ich Nachricht bekomme, dass Du lebst und gesund bist.

448. Heinrich Böll an Annemarie Böll

[...]

Lazarett, den 17.2.43

[...]

Heute ist ein ganz phantastisch schöner Tag; die Sonne ist warm und strahlend, wirklich jung und glänzend, frühlinghaft; ich habe den ganzen Morgen idyllischerweise im Garten gearbeitet, eine wirkliche Erholung. Der Arzt sagte mir dann bei der Visite, dass er mich am Freitag entlassen wolle, da er wirklich nicht wisse, wie er mein spontanes Augenzittern «wegzaubern» solle; ich soll dann in vier Wochen noch einmal wiederkommen; meine Schmerzen sind nun auch weg, und ich habe mich wirklich einmal gut erholt unter diesem äusserst menschlichen und vernünftigen Arzt; unsere Hoffnungen auf ein Wiedersehen in diesem Zusammenhang sind also vorläufig zuschanden.

Es wird natürlich mit dem Schiessen bei mir nichts mehr werden; ich will noch mit dem Arzt reden, dass er mir einen entsprechenden Vermerk einschreibt in den Befund, damit ich vor sinnlosen Anpöbelungen durch sächsische Schulmeister gefeit bleibe. [...]

Heut' Mittag traf ich hier jemand von der Kompanie, der mir sagte, dass wir von Dienstag ab wieder in die Bunker rücken ganz vorn an der Küste; dann hört der schlimmste, tollste und blödeste Dienst ja wieder auf, und nach vier Wochen soll ich dann wieder hier zu meinem Arzt ins Lazarett kommen; dann wird sich wohl Wesentliches entscheiden; irgendwie beruhigt es mich, dass ich nicht mehr sicher schiessen kann, denn das ist ja der wesentliche Posten an der Küste im Bunker; ich hoffe ja, dass es sich ebenso schnell verliert, wie es gekommen ist; wesentlich ist auch, dass ich vorläufig von meinen Kopfschmerzen befreit bin.

Heute ist auch der schöne Stich aus Paris an Dich abgegangen; ach, meine besten Wünsche begleiten ihn; hoffentlich gelangt er gut und

unbeschädigt an meine Frau; es war eine schöne Arbeit, ihn zu verpacken; ich konnte keine Pappmachérolle auftreiben, um ihn fachgemäss zu verschicken, da habe ich zwei dicke Press-Papierrollen genommen, die ich aneinanderklebte, und dann zwei Deckel oben und unten aufgeklebt; es war ein wildes Durcheinander von Papier, Klebstoff und Tüll, aber ich habe mich durchgekämpft und war unsagbar glücklich über diese Arbeit...

[...]

449. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Lazarett, den 18. Februar 1943

[...]

Meine Kopf- und Augenschmerzen sind nach diesen drei Wochen Ruhe und vielleicht auch durch die Medikamente wirklich geheilt; es bleibt nur das Zittern der Augen, das allen Ärzten ein Problem bleibt; aber ich werde wohl nicht mehr zu schiessen brauchen und von allen damit zusammenhängenden Unannehmlichkeiten durch die Vorgesetzten befreit sein; ausserdem wird sich ja dann, wenn ich in vier Wochen wieder hierherkomme, erst alles endgültig entscheiden... Ich selbst bin davon überzeugt, dass es irgendwie mit den Nerven zusammenhängt, dieses spontane Augenzittern.



---

450. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Lazarett, den 18.2.43

[...]

Nun sind die Tage der weissen Betten und traumvollen schönen Nächte zu Ende; ich bin vorläufig «g.v.Feld» und von jeglichem Dienst befreit, also eine sehr anständige Beurteilung; meine Schmerzen sind auch vorbei, und da die Kompanie nun wieder vorne an die Küste kommt, ist ja der schlimmste und scheusslichste Dienst vorbei. In vier Wochen muss ich wieder hierhin, und dann wird sich erst Näheres entscheiden...

[...]

451. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Amiens, den 19.2.43

Ich nehme Abschied von Amiens ... das letzte ist die Suppe vom Roten Kreuz am Bahnhof; diese vielverachtete Suppe, die uns in den vier Jahren des Krieges ein begehrter Artikel geworden ist; die Holzbude ist überfüllt mit Soldaten, deren Gesichter grau sind wie ihre Uniform und die alle ihre graue Suppe löffeln; das ist der Krieg, diese vollkommene Hoffnungslosigkeit und Trauer... Soldaten in grauen Uniformen, die graue Suppe löffeln und sich mit ihren grauen Gesichtern über die Teller beugen; grau ... das ist der Krieg...

452. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 21. Feb. 43

[...]

Mir ist etwas Sonderbares geschehen diese Nacht; ich sollte wachen am Telefon von 3-6 morgens, und ich hatte mir vorgenommen, allen den Leuten zu schreiben, denen ich schon so lange einen Brief schuldig bin: Tante Anna, Gertrud, Caspar, Deiner Tante Paula, Edi, aber ich kam nicht dazu: Ich fand den Schrank mit den Wehrpässen offen, und ich konnte meiner Neugier nicht widerstehen, mir diese Schicksals vollen Bücher anzusehen; und dann habe ich mich buchstäblich darin verloren, die Gesichter anzusehen auf den Photographien dieser Zivilisten, die ich alle nur als Soldaten kenne. Glaubst Du, dass ich einfach fasziniert war von dieser Beschäftigung; ein ganz tolles Unternehmen, sich diese Leute, die man nur als Soldaten mit den grauen Gesichtern der vier Kriegsjahre kennt, nun einmal als Zivilisten anzusehen; eine ergreifende, ebenso erfreuliche wie auch sehr traurige Beschäftigung; ich war wirklich wie fasziniert – irgendwie schicksalhaft war es, hinter den Bildern dieser Männer ihr Leben zu sehen, etwas zu vermuten, zu ahnen über ihr eigenes, ganz und gar eigenes Leben, nach dem sich doch die meisten sehnen; hinter dieser winzigen Photographie, die einen lachenden Arbeiter zeigt in seinem Pullover, sieht man das graue, abgemagerte Gesicht, das man nur im grauen Rock kennt; seine Frau und seine Kinder, sein Leben, alles ist in diesem Bild, in einer kleinen, billigen Photographie, die ein ungeheures Gewicht, eine ungeheure Bedeutung erhält; beim Anblick einer solchen Photographie eines wenigstens relativ freien Mannes wird doch die ganze bramarbasierende Wichtigtuerei des Litzentums unsagbar lächerlich...

Mittags 2 Uhr

Heute Morgen nach dieser langen Nacht war ich doch sehr müde; abschliessend konnte ich noch einmal eine halbe Stunde pennen, dann

ging gleich der Dienst wieder los; Kartoffelschälen, eine sehr ungeliebte Beschäftigung; dann mussten wir noch einmal die ganze Goebbelsrede hören, und die hat mich masslos ermüdet; es ist doch anstrengend, so 2 Stunden lang aufmerksam zuzuhören; jetzt haben wir eben gegessen, und gleich geht das Kartoffelschälen wieder los.

Die Post wird auch um 4 Uhr wieder hier sein und mir heute bestimmt etwas bringen; sie bringt für mich das Leben, immer, immer bringt nur sie mir das Leben; ich schreibe es mit grossen Lettern: SIE IST MEINE EINZIGE FREUDE, MEIN EINZIGER TROST – ausser dem Gebet.

Die Gesichter sind alle grau und trostlos, aber von einer wilden Entschlossenheit gequält. Gott gebe, dass der Krieg bald zu Ende ist; er ist doch eine wahnsinnige Qual für uns, die wir doch nur die Zerrissenheit und das Unglück gekannt haben.

Der Krieg wird bald zu Ende sein, es wird noch ein wüstes, schreckliches halbes Jahr geben, vielleicht mit den teuflischsten Mitteln, und wenn wir dann noch leben, dann wird für uns das Leben beginnen; ob es ein elendes, arbeitsreiches Leben sein wird, das ist ja gleichgültig – nach diesem Krieg wird uns nichts erschrecken können.

[...]

453. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 21. Februar 43

[...]

Sonntag fünf Uhr nachmittags ist es geworden, ehe ich aus der Hölle des Kartoffelschälens befreit bin, ach, nun sitze ich in einer Kneipe, wo es vorläufig leider nur kaltes, fades Bier zu trinken gibt, ach, öde und grau ist die «douce France» geworden, wie eine alte preussische

Kaserne, so sehr hat die ewig wechselnde, ewig wandernde, ewig traurige Infanterie alle diese kleinen Dörfer und Städtchen gefärbt...

Oft meine ich, bald, bald wäre alles glücklich zu Ende, wie durch ein Wunder; immer grösser werden die körperlichen und seelischen Anstrengungen, immer härter und grauer das Los der Soldaten, die von einer sonderbar stummen Entschlossenheit erfüllt sind; ach, Gott, Gott möge uns helfen, dass alles schnell und gut zu Ende geht. [...]

Diese französischen Dorfkneipen ... düster sind sie fast alle, von einer schicksalhaften Düsternis, und mit einer stummen Gleichgültigkeit wie gefüllt, ein wenig schmutzig auch, wenigstens nicht mit jener Hingabe gefegt und gesäubert, die aus Reinlichkeit fast eine Religion macht, ganz schlichte Bänke und Tische und der Boden bestreut mit feinem Sand, der den Dreck schlucken soll; nur sind sie meistens so erschreckend leer, dass man glauben könnte, Frankreich sei gar nicht das Land, wo der Aperitif sein Regiment, seine feste Stunde hat und wo der Wein das gewöhnliche Getränk ist, doch alle köstlichen Getränke sind jetzt «n'y a plus», und die Männer sind in Gefangenschaft oder von einer erschreckenden Müdigkeit befallen, die sie zu Hause hocken lässt, alle Gewohnheiten dem Kriege opfernd ... ein Kamin, in den man einen Ofen gestellt hat, feuchtes, dickes Holz schwelt darin und entwickelt eine kümmerliche Wärme; die Theke ist fast leer, alle die köstlichen Flaschen sind verschwunden, und die Wirtin zapft aus grossen Flaschen, deren Verschluss schon verrostet ist, fades Bier und Limonade; abends allerdings gibt es oft noch Wein, dicken, roten Wein, ganz jung und herb; die Wirtin ist nicht von einer liebenswürdigen Gesprächigkeit, auf dem Mund die Frage, die jeder Franzose sonst äussert: ob der Krieg bald zu Ende wäre ... ausgerechnet uns muss man das fragen! [...]

Was soll ich Dir nur sagen? Dass es hier in einem fast apokalyptischen Masse trostlos ist, keine Minute Ruhe, ein vollkommen sinnloses Gehetze, eine blödsinnige Nervosität, die mich mit Bedenken an einen etwaigen englischen Angriff denken lassen; so dumme und unfähige Vorgesetzte haben wir, dass es bedenklich werden könnte; ach,

ich traue mir schon zu, im Notfall einen solchen Herrn zu ersetzen, was mir unter so Zeiten, wie wir sie hier erleben nicht gemäss wäre; habe nur keine Angst, auch wenn Du einmal wieder von einem englischen Versuch hier hören solltest,... ich glaube ganz fest daran, dass Gott uns wieder zusammenführen wird zu einem Leben voll Arbeit und Kampf, ach, um uns wird es brennen und kämpfen, der Horizont wird glühen! Tief, tief, fast vollkommen ist unser Volk dem Christentum fremd und feindlich geworden, und wir müssen wirklich für die Wahrheit und Wirklichkeit des Kreuzes kämpfen mit unserem Wort. [...] Ich denke mir oft aus, wie wir eine kleine Gemeinde sein werden, ganz verloren und hoffnungslos, vielleicht gepeinigt vom Pöbel, aber in einem unsagbar tiefen Masse glücklich...

[...]

454. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Im Westen, den 22. Februar 43

[...]

Du schreibst mir, dass Du Dich ein wenig vor der Missachtung der Frau bei Jünger fürchtest; mir ist das eigentlich nicht aufgefallen, wenigstens in «Gärten und Strassen» nicht; da ist sehr viel die Rede von einer Donna Perpetua – offenbar seine Frau; allerdings haben diese Kriegs-Heros-Menschen meistens eine etwas Spielzeug-Blumenhafte Auffassung von der Frau, die ich auch hasse wie die Pest. Du weisst ja auch, dass ich Euer Geschlecht hochschätze. Wenn man viel in der Bibel liest, kann es niemals ein Problem sein. Alle unsere Erinnerungen an das Paradies, die noch im menschlichen Geist geblieben sind, realisieren sich doch in der Frau. Gott hat uns aus dem Paradies vertrieben, das ist klar – wie sollten wir es nicht jede Stunde des Tages spüren –, aber ich glaube, es wäre eine härtere Strafe ge-

wesen, wenn Gott Adam die Gefährtin genommen hätte – (ein absurder Gedanke, der nur als theoretische Spielerei dient).

Bestimmt, ich glaube, Adam allein im Paradies, das wäre härter gewesen als mit Eva in der Verbannung; übrigens müssen wir beide uns über diese Möglichkeit einmal ganz ausführlich unterhalten; eine tolle Perspektive; der «absolute Mann» hätte natürlich das Paradies und die Einsamkeit vorgezogen – aber es gab ja nach der Erkenntnis der Nacktheit keinen absoluten Mann mehr. Jedenfalls, alle Erinnerungen an das Paradies münden in der Frau – so sind auch alle wahren Künste, deren Lebenszweck ja nur das Paradies ist, in ihrem tiefen Grunde weiblich. Ist es nicht eine tolle Geschichte, dass Gott Adam und Eva aus dem Paradies vertrieb, aber dass er das Paradies nicht auslöschte, sondern ihnen die Möglichkeit, es zu «rekonstruieren», in einem gewissen Grade mitgab! Allerdings ist eben das nur «Rekonstruktion» – doch wie unendlich viel bedeutet uns in unserer unsagbaren Erbärmlichkeit diese Gabe, das Paradies zu «zitieren».

Ich meine, dass alle Männer, die die Frauen missachteten – und umgekehrt! –, irgendwie im Grunde einem Ressentiment verfallen sind, irgendeinem Ressentiment, das ihnen vielleicht schon im Mutterleib mitgegeben wurde. Bei Jünger ist mir eine solche Missachtung niemals aufgefallen, aber ich habe die «Marmorklippen» – an die Du vielleicht denkst – nur sehr schlecht in Erinnerung, weil ich sie damals leider nur flüchtig zwischen vielen Wachen las; doch mag es wohl sein, dass Dich da Dein sicheres Gefühl nicht täuscht, ich könnte mir das gut denken.

[...]

455. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 22. Februar 1943

[...]

Hier ist seit Tagen eine phantastische Witterung: ganz dichter, toller Nebel, hinter dem die Sonne wie ein goldener Schimmer durchscheint; oft dringt die Sonne einmal für Stunden durch, dann ist es wie Frühling, warm und mild; in den Nächten friert es noch oft, ganz jämmerlich kalt ist es dann.

Unser Leben hat eine erdrückende Gleichmässigkeit und Farblosigkeit, und die allgemeine Unlust ist manchmal wie ein dumpfer Bann; ich denke oft an das französische Sprichwort: «C'est la soupe, qui fait le soldat»; es ist wie eine dicke Suppe aus Kartoffeln und Rüben und etwas Fleisch, oft meine ich, ich könnte sie niemals mehr im Leben essen – aber wenn es Mittag wird, erwartet man sie dann doch mit Freude und Heisshunger; nach dem vierten oder fünften Löffel kommt dann die Krise, dann fühlt man sich vollkommen gesättigt – aber der nüchterne Verstand gibt einem doch ein, dass es notwendig ist, den Napf leer zu löffeln; ebenso wie es notwendig ist, das Gewehr zu reinigen und die Stiefel zu putzen; die Suppe ist ebenso geliebt und gehasst wie alle die vielen Utensilien, die uns dauernd umgeben; oft, wenn ich mein Bett sehe, tagsüber im vollen grellen Sonnenschein, dann meine ich, ich würde es niemals mehr benutzen können, diesen flachbäuchigen, elenden Strohsack und die schmutzigen und verschlissenen Decken. Aber abends, wenn es dunkel wird und man ist wieder befallen von dieser Müdigkeit, die mir bis übers Gehirn schleicht, dann ist das Bett umstrahlt von einem Glanz, der alle Köstlichkeit des Schlafes ausdrückt; ach, Schlaf, Schlaf...

Morgen, morgen wird ein anderes Leben beginnen, vielleicht noch weniger Schlaf, wer weiss, aber jedenfalls werden wir drei Monate lang nicht zu jener verhassten Art von «Ruhe» kommen, wie sie bei der Infanterie üblich ist, denn dieses hier war die «Ruhe».

Es wird schön sein, wirklich unheimlich schön in diesem Nebel am Meer; wir sind froh, wenn wir dieses graue, kümmerliche Dorf verlassen, das mich oft wie ein Alpdruck belastet; diese seit drei Jahren von Soldaten bewohnten «Schlösser», in denen wir hausen; dieser unsagbar trostlose Bahnhof, auf dem jeden Tag zwei Güterzüge anbimmeln; alles ist so öde und traurig wie eine preussische Kaserne, die ausgestorbenen Strassen und die fatale Gleichgültigkeit der Bewohner.

Oft denke ich daran, dass über diese ganze stumpfe Düsternis der Lärm, das ganze wilde Leben des Krieges hereinbrechen wird; dann wird alles wieder auf eine phantastische Weise lebendig werden; es wird gewiss eines Tages so kommen, ach, fast freue ich mich darauf.

Du darfst nicht denken, dass wir Hunger leiden, wir bekommen sehr viel Brot, wirklich eine gute Portion, und wer noch Brot hat, braucht keinen Hunger zu leiden, man kann es gut trocken essen und auch wunderbar rösten in der Pfanne; ich habe soviel, dass ich es manchmal noch gegen Zigaretten – die das Begehrteste sind, eintauschen kann.

456. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 24.2.43

Inzwischen ist es längst Tag, schon Nachmittag; es ist alles noch sehr neu für uns, die neue Stellung, es wird einige Zeit dauern, ehe wir uns eingespielt haben und ein wenig zur Ruhe kommen werden. Es ist schön hier, ein nettes kleines Hafen- und Badestädtchen, dessen Namen ich Dir ja leider nicht nennen darf; unser Zug liegt am Strand, den ich leider noch nicht sehen konnte. Wir wohnen im «Strandhotel», im «Hôtel de la Plage», aber so toll, wie es sich anhört, ist es dann doch nicht.



Früher war dieses Hotel bestimmt einmal schön, es liegt vor allem schön, gleich mit dem Blick auf das wunderbar blaue Meer... aber das Hotel ist nun völlig, ganz und gar verdreckt und verwüstet durch fast 3 Jahre Krieg; wir beiden Melder des Zuges haben oben ein nettes Hotelzimmer mit einem weissen Bett, einem Ofen, einem Klavier und vielen praktischen Schränken – nur werden wir leider so gut wie nie dazu kommen, in diesem schönen Zimmer zu schlafen, denn wir müssen zu zwei Mann uns Tag und Nacht in die Telefonwache teilen, und einer muss dann immer als Melder bereit sein; doch das ist deshalb angenehm, weil wir nicht draussen zu stehen brauchen; es gibt zwar viel Lauferei zu den vielen Bunkern, die vorn am Strand liegen, tags und auch nachts, aber hier kommt uns das Leben wirklich herrlich vor im Vergleich zu der letzten Etappe. Bald werden wir dann hoffentlich auch einmal Gelegenheit haben, die schöne kleine Stadt zu besichtigen. Diese Nacht um 12 Uhr fand die feierliche Übergabe der Verantwortung statt, nachdem wir eingewiesen waren; damit sind wir nun auf Leben und Tod auf unseren Stützpunkt verpflichtet, unsere Stellungen sind auch wirklich günstig, es wäre ein Wunder oder ein grosser Verrat, wenn hier eine Landung gelingen könnte...

Es wäre auch schön gewesen, wieder vorn gleich an der Flutlinie im Betonbunker zu liegen, nun, wo der Frühling endgültig begonnen hat, aber es ist auch hier wirklich gut und erträglich, und wenn wir uns ein wenig eingelebt haben, wird es sehr schön sein. [...]

Wir haben gar keine Zeit, und der kleine Marsch von kaum 15 km hatte mich vollkommen erschöpft, und ich habe mir sogar – zum ersten Mal seit Jahren – dicke Blasen an den Zehen gelaufen; das kommt wohl von der wochenlangen Verweichlichung im Lazarett...

Nur gut, dass wir hier nicht mehr diesen blödsinnigen Dienst und keine Märsche mehr haben.

In den Nächten, die nun kommen werden, wo ich oft viele Stunden ganz allein in der warmen Stube am Telefon sitzen werde, werde ich

Dir wieder bessere und schönere Briefe schreiben können. [...]

Gestern, als wir am Nachmittag aus unserem Dorf abmarschierten, war ein strahlender, warmer, verheissungsvoller Frühlingstag, die Äcker und Wiesen dufteten zärtlich, und die Bäume schimmerten hell und verheissungsvoll. Ach, dieser Aufbruch des Lebens ist schön, aber für uns zugleich auch unsagbar schmerzlich. Gott, Gott, wollen wir vertrauen und hoffen, dass der Krieg bald, bald zu Ende geht...

[...]

457. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 24.2.43

[...]

Ich habe drei Stunden gegen unseren Ofen angekämpft, der, als ich die Wache übernahm, nahe am Ersticken war; einen Erfolg hat die Aktion wenigstens gehabt, nämlich den, dass es mir warm geworden ist dabei; der Ofen versagt seinen Dienst auch weiterhin...

25.2.43

Ich bin gestern nicht mehr dazu gekommen, den Brief zu vollenden; es ist oft eine irrsinnige Lauferei; für jede Kleinigkeit müssen wir sämtliche 6 Stützpunkte ablaufen.

Heute Morgen bin ich die lange Promenade abgegangen, wo sich ehemals sicher schöne Häuser aneinanderreiheten und wo zahlreiche Gassen einmünden in die Strandpromenade. Du kannst Dir die Atmosphäre wohl vorstellen: eine gerade Reihe bunter Häuser, dann die breite, flache Strasse, die ehemaligen Badekabinen und Häuschen ... das alles ist vollkommen zerstört und verwüstet, und gleichgültige, unsagbar gleichgültige Arbeiter sind damit beschäftigt, die Trümmer wegzuräumen ... man hat das Gefühl, als könnte man Jahrhunderte

später hier vorbeigehen, und immer noch würden die Arbeiter da stehen und mit müden Bewegungen die Trümmer auf hohe Lastautos schaufeln; halbwüchsige Arbeiter, Kinder noch, hocken herum und wärmen sich an Feuern, die aus alten Fensterrahmen und Türrahmen angezündet worden sind; alle, alle Häuser sind vollkommen zugemauert wie Festungen, sämtliche Fenster und Türen vollkommen zu. Wie eine hohe, schreckliche Wand sieht das aus, die ganze Promenade, gemischt aus den bunten Überresten und den neuen Mauerstücken.

Auf der Suche nach einer Waschschüssel ging ich durch die Häuser; es sieht ganz grausig darin aus, wie wenn nachts die tollsten Hexentänze darin stattfänden: Bücher und Möbel, alte Kleidungsstücke, alles zerfetzt und schmutzig; Töpfe, Geschirr, Briefe, Rechnungen – alles liegt in wirrem Durcheinander in diesen Häusern – nun schon 3 Jahre! Intime Dinge – unsagbar intime Dinge – ach, alles liegt vollkommen zerstört und vernichtet von dem Wüten des Krieges ... das sind diese wenigen Häuser hier! Ich muss annehmen, dass es fast an allen Stellen der Küste so ist.

Ist es Sentimentalität, wenn man sich das Bild des Friedens hier auszumalen sucht; diese Promenade, diese Cafés, das Leben in den Häusern, in den zahlreichen Hotels; ach, es ist masslos traurig, daran zu denken, wieviel Liebe und Freude an den vielen Büchern da gehangen hat...

An diesem Strand verstreut liegen nun unsere vielen Bunker, die wir immer per pedes von jeder Kleinigkeit benachrichtigen müssen; ich bin jetzt hier Melder; es hat einen einzigen grossen Vorteil, nämlich den, dass man nicht draussen in der Kälte zu stehen braucht, aber auch zahlreiche Nachteile: immer glatt, immer laufen, aber es ist gut zu ertragen, wirklich, es gefällt mir tausendmal besser als das letzte Kaff, und dann das Meer, das Meer, das wieder ganz nah vor unserem Gefechtsstand liegt.

Ich kann zwar nicht direkt aufs Meer sehen, aber wenn wir vor die Tür gehen, hören wir schon dieses seit Ewigkeiten gleiche Rauschen des Meeres, dessen elementarer Gleichmut etwas sehr Tröstliches hat...

[...]

458. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 25. Februar 43

[...]

Eben komme ich von einem etwas aufreibenden Unternehmen zurück, das mich fast zwei Stunden von diesem geliebten weissen Schreibblock wegführte. Es kam vor 2 Stunden ein Anruf, dass einer der Posten draussen mitten in der Nacht auf dem Strand etwas bemerkt hat, was sich bei immer weiter zurückgehender Flut als eine Mine erwies; das gab eine wilde Telefoniererei – man ist hier fast froh über jedes Ereignis! –, die mich bis weit, weit nach Le Havre führte. Und dann mussten wir hinaus, das Ungetüm bergen, damit es nicht von der Flut wieder weggespült wird, ein sechs Zentner schweres, dickes, rundes Ungetüm, das aussieht wie eine mit Warzen behaftete Kugel. 1½ Stunden haben wir an dem Ding geschleppt zu 8 Mann; ein tolles Unternehmen, so bei rauschender Brandung bei dickem Nebel in eisiger Kälte draussen so eine Kugel über den Strand zu rollen. Nach dem tage- und nächtelangen Sitzen in der warmen Stube am Telefon wirklich eine notwendige Erholung. Später musste ich dann noch allein hinunter, um das riesige Biest nach einer sehr kleinen, an einer bestimmten Stelle eingestanzten Nummer abzusuchen; wirklich reizvoll, auf diesem mit Tang und Sand behafteten, abscheulich riechenden Mordinstrument die Spuren einer unvermuteten Bürokratie mit den Fingern zu suchen... [...]

Gespenstisch, diese toten Häuser am Strand mit den zugemauerten Fenstern und Türen, wie die Kulissen eines grausigen, riesenhaften Theaters; es ist schade, dass wir hier in unserem Zuggechtsstand vom Meer so wenig sehen; wir sitzen hier in der ehemaligen Pförtnerloge des Strandhotels Tag und Nacht fast ganz allein in dem grossen, erschreckend leeren und verwüsteten Gebäude. Oft, oft allerdings müssen wir zu den sechs Bunkern hinauslaufen, die da draussen

verstreut am Strand liegen, auch oft zur Küche, oft zur Schreibstube, abgesehen von all den Gängen, die die Launen eines unberechenbaren Feldwebels uns noch aufzwingen. Aber ich will nicht klagen. Unsere Anwesenheit hier hat wirklich einen Sinn, einen grossen Sinn, wirklich, und auch unsere Beschäftigung; es hängt gewiss viel davon ab, wie wir uns hier halten und bewähren, und das rechtfertigt wohl die Schlaflosigkeit und die Anstrengung, die sich ja mit einem unmittelbaren Einsatz nicht messen können.

Es hat draussen angefangen, ganz wüst zu regnen, ein wilder, heftiger Frühlingsregen; es ist ein verheissungsvolles Wetter draussen; immer, immer jetzt, auch am Tage, diese dicken Nebel sind phantastisch, und toll, wie sie langsam von der Sonne durchglommen werden und wie zärtliche feine Dünste hängen bleiben auf dem Strand und zwischen den Häusern kleben. Schade, dass hier fast keine Bäume sind.

Inzwischen habe ich noch 2 Stunden geschlafen; eben war ich tatsächlich etwas eingepennt und wurde von meiner Ablösung geweckt und ins Bett geschickt. Müde bin ich, müde, müde.

Draussen herrscht ein ganz wilder Sturm, fast ungewöhnlich heftig. Sämtliche übriggebliebenen Fenster und Türen in diesem elenden Hotel rappeln und quietschen wie am Hexensabbat.

[...]

459. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 26.2.43

[...]

Heute Morgen habe ich mit der systematischen Lektüre der Apokalypse begonnen; es ist ein wunderbares, wirklich wunderbares Buch, sehr erhebend, aber auch oft beängstigend. [...]

Ich will Dir einmal genau beschreiben, wie es hier aussieht; wir liegen in einer 2 oder 3 Kilometer breiten Bucht, die links und rechts von steilen, ganz schroffen hohen Kreidefelsen flankiert wird; zwi-

schen diesen mündet ein kleiner Fluss ins Meer, und auf jeder Seite des Flusses liegt ein hübsches kleines Städtchen; unser Gefechtsstand ist genau da, wo die Mole anfängt, die den kleinen Fluss, gleichsam um ihn nicht zu erschrecken, noch ein wenig ins Meer hinein begleitet. Dem rechten Kreidefelsen und dem rechten Städtchen können wir vom Fenster aus genau mitten ins Gesicht schauen. Von hier aus sieht man zum Glück nicht, dass diese bunte Reihe von Häusern dort, die Promenade, auch zugemauert und verlassen ist. Wenn ich den steilen Kreidefelsen sehe, denke ich immer an die weissen, steilen Ufer von England, die wir im Sommer vom Cap Gris Nez aus so gut sehen konnten; dieses Städtchen hier ist sicher so wie manche englische Küstenstadt.

[...]

460. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 27. Februar 1943

[...]

Es ist ein schöner Tag gewesen heute, strahlend frühlinghaft, und bis spät in den Tag hinein hingen noch diese zärtlichen Nebeldünste überall.

Zum Samstagabend habe ich mir eine Bouteille schönen roten Wein geleistet, die ich nun langsam und feierlich trinke, Leute, die allein trinken, haben etwas Gefährliches an sich – sagt man meistens; sie besaufen oder ersäufen einen Kummer oder ein Verbrechen, aber ich fühle mich erhaben über solchen Verdacht mit meiner harmlosen biedereren Flasche französischen Weins; ich rauche eine Deiner kostbaren Zigarren dazu, die wirklich sogar für friedensmässige Massstäbe sehr gut sind...

Eben kommt unser Feldwebel herein und will mir unbedingt sein Samstagabend-Abenteuer aufdrängen, dazu anschliessend alle möglichen amourösen Geschichten aus seiner Soldatenzeit; ich mache

mein hochmütigstes und kühlestes Gesicht und schreibe wortlos weiter; aber das apokalyptisch blöde Gesicht dieses Mannes macht mich fast völlig unfruchtbar, man muss sich fragen, was im Gehirn eines so völlig geist- und empfindungslosen menschlichen Wesens vor sich geht. [...]

Der Feldweibel hat mich wirklich eine ganze Stunde ausser Gefecht gesetzt; unglaublich, unglaublich, welcher Erniedrigung der menschliche Geist fähig ist; ach, schade um die schöne, kostbare, einsame Stunde, in der ich mit Dir plaudern wollte. .. Das ist die grösste Qual und das grösste Opfer, dass wir uns Tag und Nacht in der Gesellschaft von Wesen befinden müssen, mit denen kein menschliches Wort zu sprechen ist...

[...]

461. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 28. Februar 43

[...]

Heute Morgen um 10 Uhr wurde ein Telegramm telefonisch durchgegeben; ich hatte gerade Dienst und musste es also ins Telefonbuch eintragen; da steht nun: «Telegramm, Köln V, 27.2. 12.45, an Gefr. Böll, 38931B: Wohnung unbewohnbar, erbitte sofort Urlaub. Annemarie.» Ach, mein Herz stockte ein wenig, wirklich erschrocken war ich, und dann aber gleich ruhig und gefasst; ich bin ein wenig traurig, dass unsere schöne kleine Wohnung zerstört sein soll. Vor Unruhe und Erwartung kann ich kaum schreiben, und schlafen kann ich auch nicht, obwohl ich müde, müde bin... wenn es nur diesmal nicht zu lange dauert, ehe mein Urlaubsgesuch durch ist; es war gerade 12.45, <sup>a</sup>k ich mein Urlaubsgesuch auf der Schreibstube abgab, also genau vierundzwanzig Stunden, nachdem Du das Telegramm aufgegeben hattest; ist es nicht ganz toll, wie schnell das gelaufen ist; allerdings ist es ja erst telefonisch hier, doch das genügt wohl. [...]

Heute war wieder wunderbares Wetter hier, und die Promenade wimmelte geradezu von Menschen, von buntgekleideten Menschen, die den Frühling begrüßten; Pärchen, die sich öffentlich umarmen und küssen, sind gar keine Seltenheit; die Frauen sind manchmal von einer südländischen Ungeniertheit.

Meine Sachen sind schon alle gepackt, ich brauche nur meine leider etwas dünne – keine Schätze bergende – Tasche zu ergreifen und zum Bahnhof zu spazieren ... hoffentlich, hoffentlich wird das nicht allzu lange dauern.

[...]

462. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 1. März 1943

3 Uhr morgens

[...]

Eine grosse Freude erfüllt mein Herz, dass ich Dich wiedersehen darf, und zugleich bin ich tieftraurig, dass unsere schöne kleine Wohnung vernichtet sein soll...

Ist es nicht vielleicht bedeutsam, dass alle unsere Wohnungen, alle drei bisher von Fliegern zerstört worden sind; Siebenbürgen, Kleingedankstrasse und nun unsere schöne kleine Wohnung in Sülz? Es ist gewiss irgendwie symbolisch dafür, dass wir vielleicht auf dieser Welt keine geruhame und gesicherte Existenz führen sollen; doch daran hängt gewiss nicht das Glück, wir wissen es ja.



463. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Paris, den 10. März 1943

Nach zwölfstündiger Fahrt, mit drei Stunden Verspätung, sind wir in Paris angekommen; ach, es war eine wahre Tortur; hinein in die graue, trostlose Eintönigkeit des Militarismus; das Untertauchen in den Urlauberszug ist wie das Eintreten in die absolute Heimatlosigkeit und Unmenschlichkeit einer Kaserne, einer rollenden, ekelhaften Kaserne ... man empfindet eine Art anhaltenden, unheilbar scheinenden, absoluten Schmerz, wie ihn die ersten Menschen bei der Austreibung aus dem Paradies empfunden haben müssen. Der einzige Trost ist Gott, der Glaube an Gottes Existenz, an die Wirklichkeit und Wahrheit und das Wesen des Kreuzes, an dem Christus für uns gestorben ist. [...]

[...]

464. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 11. März 1943

[...]

Heute Morgen erwartete mich hier eine grosse Freude. Es war nämlich gerade Gottesdienst; ich konnte zwar erst spät dorthin gehen, aber zur Wandlung und Kommunion kam ich noch recht, sehr froh und glücklich bin ich über diese Stärkung.

Dann bin ich wieder hier zur Standortkommandantur kommandiert worden, wo ich heute schon gearbeitet habe und morgen wohl hinziehen werde; ich werde ein schönes Zimmer haben, keine Nachtwache mehr und auch sonst vielleicht manche Vergünstigung, aber so sehr freue ich mich trotzdem nicht darüber; keine Form des Lebens

in Uniform kann mir mehr Freude machen, keine einzige, das einzige, wonach ich mich wahnsinnig sehne, ist das Leben mit Dir und die Arbeit, die Arbeit.

Das Leben in Uniform ist für mich eine andauernde, unsägliche Qual, gleich welche Form es hat; immer mehr spüre ich es, dass diese vier Jahre mich zermürbt haben; frei sein möchte ich und arbeiten. [...]

Nächste Woche werde ich wieder nach Amiens fahren, zum Arzt gehen wegen meiner kümmerlichen Augen, ach, ich werde kämpfen, kämpfen, kämpfen...

Vorher blüht mir noch etwas anderes; während ich in Urlaub war, hat man mich zur Dolmetscherprüfung in Französisch gemeldet, die am 16. und 17. in Paris stattfindet; mir wurde wirklich ein wenig sonderbar dabei, als ich las und hörte, dass man mich als «fliessend und perfekt» gemeldet hat; es lässt sich leider nicht mehr widerrufen, und so muss ich wohl diese Prüfung antreten, die eine etwas peinliche Blamage sein wird, mein Französisch ist nämlich nichts als eine mehr oder weniger grosse Stümperei, ein kümmerlicher Behelf, der mich je nach meiner Stimmung befähigt, das Allernotwendigste den Leuten klarzumachen. Ich will mich freuen auf die drei Tage in Paris und im Voraus schon beschämt mit einer Blamage vorliebnehmen. In reinen Erfolgsdingen bin ich ein ausgesprochener Pechvogel, und es wird mir in dieser Angelegenheit nicht besser gehen.

Ich werde versuchen, dass ich die Reise nach Paris mit der Reise nach Amiens zum Augenarzt verbinde, so dass ich die Blamage in Paris vielleicht, vielleicht durch einen Erfolg in Amiens «gut»-machen kann.

Die Frontbuchhandlung, die ich evtl, hier übernehmen sollte, wird schon morgen hier eröffnet; damit ist es also nichts. Schön, sehr schön ist es, dass ich in der Nähe von Büchern sein werde.

Die Flieger brummen über unsere Köpfe schon stundenlang hinweg, und manchmal erbebt die Erde von einer Bombe; ach, ich will hoffen und beten, dass sie Dir nichts zuleide tun.

[...]

465. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 12. März 1943

[...]

Es ist wieder so ein strahlend schöner Tag heute, wunderbar zart und frühlingshaft, allerdings noch kühl; ach, man müsste frei sein! Eine wahre Unrast packt mich immer bei solchem Wetter, Reiselust, ach, wie freue ich mich auf diese Tage in Paris.

Ich habe mich ein wenig davor gefürchtet, weil mir die todsichere Blamage dort ein wenig peinlich gewesen wäre – oder besser gesagt, sein wird; aber nun will ich mich auf diese schöne kleine Reise freuen, in diesem herrlichen Frühlingswetter. [...]

Heute habe ich schon den ganzen Tag auf der Kommandantur gearbeitet; es ist viel und verschiedenartige Arbeit, zumal man jetzt wieder ganz neu ist; aber ich will mich doch über diese neue Gunst des Schicksals freuen; vielleicht bleibe ich dann auch ständig hier, auch wenn die Kompanie wieder abgelöst werden sollte. [...]

Ich bin dauernd unterbrochen worden; so ganz gemütlich und frei wie in St. V. auf der Kommandantur ist es hier nicht; wir haben einen nicht üblen, aber etwas schwierigen Feldwebel hier als Chef. Nächste Woche werde ich dann bei meiner Rückfahrt aus Paris auch nach Amiens zum Augenarzt gehen, ich habe die Überweisungspapiere schon in der Tasche.

[...]

466. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 13. März 1943

[...]

Wenn ich Dir die äusseren Umstände schildere, unter denen ich nun lebe, wirst Du vielleicht erstaunt sein; ich habe ein nettes, kleines, sauberes Zimmer für mich allein mit einem prachtvollen Zivilistenbett; drei Schritte davon entfernt ein Badezimmer, wo Tag und Nacht warmes Wasser fliesst, und sogar nahe dabei ein regelrechtes «Kabinett»; neben meinem Schlafzimmer ist eine kleine Bude, die voller Bücherregale steht, das «Schreibzimmer». Weit, weit unten ist das Büro! Also...

Wenn der erste wilde Betrieb der Übergabe vorüber ist und ich ein wenig eingewöhnt bin und etwas mehr Ruhe habe, kann ich vielleicht sogar in diesem Stübchen hier an «Arbeit» denken, das wäre schön.

Du hast es sicher gesehen, dass ich an unserem letzten Tag, in der letzten Stunde fast, zu dem verschnürten Päckchen gegriffen habe, worin meine kümmerlichen Arbeiten ruhen; ach, sie sind wirklich kümmerlich, es war für mich sehr traurig, dieses flüchtige Durchsehen dieses Pakets, das mir wirklich wie von einem Fremden geschrieben schien, und doch auch wieder aufrichtend, denn die produktive Kritik, die ganz unbewusst in mir aufstieg, hat mich doch gelehrt, dass manches wenigstens in der Anlage ganz brauchbar und dass eben die Frage der Form noch zu lösen ist, die ja im Wesentlichen auch eine Frage der Erfahrung ist; aber wie soll ich Erfahrung sammeln! Dennoch glaube ich, dass ich es schaffen werde, davon bin ich ganz fest überzeugt, auch nach dieser etwas deprimierenden Lektüre; aber ich war ja noch ganz unwahrscheinlich jung damals. Ich werde auch die Form zwingen, und zwar habe ich vor, besonders an Kurzgeschichten zu arbeiten, ich glaube nicht, dass die Grösse der Gedanken einer Arbeit unter ihrem Umfang leiden kann. Ach – «Grösse der Gedanken»! Ein wirklich grosses Wort, das ich in meiner Schwäche

vermeiden sollte. Vielleicht kann ich mich auch einmal wirklich an einem Roman versuchen, der eben nicht nur eine Inhaltsangabe sein darf wie die sonderbaren Gebilde, die in diesem Paket liegen. Ach, ich glaube nicht, dass ich diese Dinge verächtlich machen will, wirklich, ich will diesem sonderbaren Jüngling, der sie schrieb, nicht zu nahe treten, aber sie sind so fern und fremd ... und doch liebe ich sie sehr, ich liebe sie sehr, ich habe es ganz schmerzlich gespürt in dieser letzten Stunde, wo ich sie las. Ach, wie traurig, dass ich sie nicht früher zur Hand genommen habe, so früh, dass ich noch mit Dir darüber hätte reden können.

Ich vertraue fest darauf, dass ich einmal eine brauchbare und gute Arbeit werde beginnen können und dass die Quelle, wenn sie erschlossen ist, fließen wird...

[...]

467. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 13. März 1943

[...]

Ich fühle mich nicht ganz so behaglich hier; Du weisst, ich liebe die Öffentlichkeit nicht, und das quält mich hier sehr oft; oft sehne ich mich nach dem Bunker, wo ich nicht mit so unendlich vielen Dingen belastet war, die mein Gehirn quälen und an die ich einfach denken muss und die doch im Grunde nicht wert sind; alle diese Dinge, die einfach nicht wert sind, gedacht zu werden, und die ein solches «Amt» mit sich bringt; meine Zeit ist wirklich vom frühen Morgen bis zum späten Abend in Anspruch genommen, und ich komme nur abends spät zum Schreiben und zum Lesen, dann allerdings kann ich so lange lesen und schreiben, wie ich will... Auch meine «Dolmetscherei» – man kann es wirklich nur in Führungsstrichen so nennen – macht mir wenig Freude, vielleicht darum, weil ich durch den Krieg

behindert bin, die deutsche Sprache, die ich unsagbar liebe, einmal nach meinem Willen und Streben zu «kneten»; ach, wir sind hier wirklich im «Elend» im deutschesten Sinne! Irgendwie bin ich verwundet, wirklich blutend vor Sehnsucht nach Hause, nach einem Leben, einem Werk, nach dem wilden, berauschend schönen Strom des Lebens, wie er nur in einer wenigstens relativen Freiheit möglich ist. Du weisst es und Du verstehst, das furchtbarste Leiden ist die Unfruchtbarkeit, zu der man verdammt ist. Meine Nerven sind wirklich kaputt, das Gebrüll eines Feldwebels kann mich bis zum Irrsinn erregen, und der Geruch von Stiefeln und Soldaten – Leder überhaupt – macht mich oft krank, vielleicht nur darum, weil mein Leben aller Absolutheit entbehrt, die jedes Leben erst lebenswert macht. Ich klage nicht über mein Leben, sondern mich bedrückt die Unerbittlichkeit des Schicksals.

Dass ich manchmal etwas lesen kann, ist sehr viel wert, wirklich; und ich hoffe, dass ich eines Tages werde anfangen können zu arbeiten; es wird quantitativ nicht viel werden, aber wenn es schon ein Anfang wäre, ich wäre unheimlich froh. Es wird werden, ich vertraue fest darauf.

[...]

468. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 14. März 1943

In einem schönen Zimmer sitze ich an einem schönen, braunroten Schreibtisch und schreibe Dir; vor mir, vor meinen Augen liegt die herrliche Bucht, in der nun das Meer anrollt mit seinem so tröstlichen, lebendigen Gleichmass; die Wellen züngeln mit den weissen Mäulern an den Kaimauern der beiden kleinen Städtchen, im Hafen liegen die bunten Boote, die mir irgendwie fast wie Symbole einer wahrhaft christlichen Armut erscheinen, mit ihren hübschen, stolzen

Trikolorewimpeln, und ich sehe sogar, hier oben aus den Höhe des Berges – die Fischer mit den Körben voll blitzender Fische zur Halle gehen, wo die Leute schon lange mit ihren Körben und Taschen in einer langen Schlange warten, mit einer Geduld, die mir fast unmenschlich erscheint. (Eben höre ich im Radio eine Arie aus «Don Juan»; «640 in Italien, 230 in Deutschland, 100 in Frankreich, 100 in Persien, aber in Spanien, aber in Spanien 1003», eine tolle Geschichte!!)

Weit, weit und unendlich ist das Meer, unsagbar schön und tröstlich, es ist so elementar und gewaltig, dass man keine Worte finden kann, es zu schildern; ganz phantastisch schön, wenn in diesen unendlichen, weiten, unschuldigen blauen Flächen die weissen Wellenkronen emporzüngeln wie übermütige Fische, die vor Lust hüpfen; ich könnte mir vorstellen, dass jemand – von der Gewalt dieses Elementes ergriffen – sich auf einem dieser armen Fischerboote hinaussegeln liesse, um sich inmitten dieser weiten, gewaltigen Schönheit zu versenken in die blaue Flut; man kann auch stundenlang hinaus schauen auf das Meer, das den Horizont gleichsam in die Augen bannt, diesen schmalen, vor Erwartung glühenden Streifen, da wo Himmel und Meer sich berühren. Wenn es nicht so masslos abgedroschen wäre in unzähligen Kitschbildern, müsste es ein phantastisch schönes Bild sein, eine Frau zu malen, in einem wehenden erdfarbenen Gewand, mit weisser Haut, strahlend, mit glühenden Lippen und Augen, die hinausblickt auf das Meer, unbewegt und gebannt von der Grösse des Elements und erregt von dem erwartungsvollen Schweigen des Horizonts; ach, wenn ich Maler wäre, würde ich mich mit wahrer Lust auf ein solches Bild stürzen und es «Erwartung» nennen; vielleicht ist diese Idee sehr billig – wahrscheinlich sogar –, aber gewiss müsste das Bild von einer elementaren Wirkung sein; ich würde den Strand rötlich malen, mit grünen Sprenkeln von Buchten; ach, ich habe mich oft danach geseht, malen zu können...

Das Leben ist ein gewaltiges und schönes Abenteuer, auch schön in seinem Leid und seinen Erniedrigungen, denn darin offenbart sich ja seine elementare Gottbedürftigkeit; und ein Mensch, der das Elend

des Menschen zeigt, ist immer schön, so meine ich, weil er die absolute Erlösungsbedürftigkeit – und seitdem Christus auf dieser Welt war, auch die Erlösung – «demonstriert» – die Sehnsucht nach Gott. Natürlich ist auch ein gesunder, glücklicher Mensch schön, aber das Elend kann ebensogut Gegenstand der Kunst sein, vielleicht noch mit einem grösseren Recht als die Wohlgeborgenheit, denn solche Bilder und Gedichte, in denen keine Spur von Schmerz und Leid zu spüren ist, müssen doch irgendwie immer als Lüge befunden und erkannt werden. [...] Man muss das Leben lieben! Es gibt ja Augenblicke, die vielleicht stunden-, jahrelang währen können, in denen es absolut schön ist.

[...]

469. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 14. März 1943

[...]

Ein wenig fürchte ich mich doch vor der Blamage, die mit der nicht bestandenen Prüfung Zusammenhängen wird, aber für 2 oder 3 wunderbare Frühlingstage in Paris muss man schon etwas in Kauf nehmen.

Ich habe Geld und Lebensmittel für die Pariser Reise bekommen und auch ein paar Päckchen Zigaretten in der Tasche, mein Briefpapier und das notwendigste Toilettegerät – ein wunderbar leichtes Gepäck! Wenn nur diese elende Prüfung nicht wäre! Doch ich will mich diesmal nicht verdriessen lassen, und auf dem Rückweg liegt ja Amiens, die grosse, grosse Hoffnung; ach, rechne mit nichts, wirklich, das ist das Klügste; aber hoffen darf man ja auf die tollsten und unwahrscheinlichsten Dinge...

Nach einer mindestens sechsstündigen Unterbrechung fahre ich fort mit diesem Brief. Wir haben uns lange hier unterhalten über Sterilisation und «Irrenmord» und ähnliche Dinge; im Grossen und Gan-



zen unfruchtbar; es gibt doch unsagbar viele Leute, die nur schwätzen buchstäblich um des Schwätzens allein willen, diese Erkenntnis hat mich masslos bedrückt, und dann kennen doch so viele Leute Christus nicht, den lebendigen Christus; ich selbst scheue es sehr, ihn zu nennen und von meiner Liebe zu ihm zu sprechen, aber das klingt doch wohl immer und überall durch, und man spürt dann, wie schrecklich fremd und einsam wir Christen in der Welt sind; das macht mich traurig und erfüllt mich doch mit einem düsteren Stolz, der zugleich auch glänzend ist. Ich möchte arbeiten, ich habe wirklich das Gefühl, dass ich viel, unendlich viel zu tun habe...

Gott allein wird wissen, ob es wahr ist!

[...]

470. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Paris, den 15.3.43

[...]

Am Nachmittag kamen wir im grossen Paris an, sind dann untergetaucht in die unvermeidlichen Tunnel der U-Bahn, aus denen wir auf dem Champs-Élysées emportauchten; lange, lange Spaziergänge auf dieser Strasse, von der ich mich nicht trennen konnte, ach, diese Boulevards! [...] Die unvermeidliche Meldung auf der Dolmetscherfachschaft brachte eine Enttäuschung: Massenabfertigung und Massenquartier, ausserdem ein widerliches Gesindel weichlicher, französisch sprechender Zivilisten, so – weisst Du – so aufgedunsen, als ob die eben aus einem heissen Bad kämen, ausserdem ein paar unangenehme Weiber, die einem die Hoffnung, man würde einmal einen Tag kein Feldweibelgeschrei hören, zuschanden machen, na ... aber ich habe mir ja fest vorgenommen, mich nicht zu ärgern; dieses lächerliche Gesindel! Soll ich mich da fürchten, wenn ich in dieser lächerlichen Prüfung durchfalle...

Dann ein wunderbarer Spaziergang zu unserem Massenquartier, zur École Militaire, einem düsteren Gebäude ganz nahe beim Eiffelturm. Wunderbar, diese Boulevards im Dämmer, diese 8 Reihen Bäume am Ufer der innigen Seine – ja, innig sage ich – über den Quai d’Orsay zum Eiffelturm, schöne Strassen mit hohen grauen Häusern und Menschen, Menschen ... tausend menschliche Gesichter – Pariser Gesichter, die an einem vorübergehen und von denen jedes interessant ist; wunderbar, Brot zu kaufen und Butter in kleinen, dunklen Läden, sich frei zu fühlen wie ein Zivilist und lange, lange hinauszögern bis zur Ankunft an der «École Militaire», die, wie man uns gesagt hat, eine der düstersten Kasernen von Paris ist. Immer näher kamen wir dem hohen, dünnen, schmalen Gerippe des Eiffelturms, das im abendlichen Frühlingsnebel schon lange vor unseren Augen steht; und dann sehen wir auch die «École Militaire», diesen düsteren Palast der Kriegskunst, aus dem nun zwei deutsche Posten wieder was wie Gefangenschaft machen; dort gab es eine angenehme Enttäuschung; die Bude ist überfüllt und wir wurden in ein nahes, nettes kleines Hotel verwiesen, wo wir mit unserem langen, dünnen Brot unter dem Arm einziehen...

Ein nettes Zimmer, sauber und freundlich; ach, wunderbar, sich langsam und friedlich zu waschen im Badezimmer neben unserer Bude, Abend zu essen, Wein, Brot und etwas gebratenes Fleisch; aber es ist spät geworden, und so reicht unsere übrige Zeit noch zu einem kleinen Spaziergang durch die umliegenden Boulevards und Strassen; hell ist es draussen, mild und frühlingshaft; und wie ich so schlendere, in einem Gefühl köstlicher Freiheit zwischen den zarten Bäumen einherschendere, denke ich, dass diese hellen, milden Frühlingswochen, diese unglaublich schönen Nächte das ideale Revolutionswetter sind ... klassisches Revolutionswetter in dieser Stadt der Revolution!

[...]

471. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Paris, den 16. März 1943

[...]

Heute Morgen in dem grossen Saal von Menschen, inmitten dieser sonderbaren Streberei und Wichtigtuerei, die den Deutschen manchmal so unausstehlich macht, war ich sehr bedrückt; und auch diese komischen Zivilisten, diese weichen, ewig lächelnden Kaufmannsgesichter, die das Ganze leiten; ach, ich war so bedrückt und habe auch nicht viel von dem schwierigen Text fertiggebracht; ich hatte einen Teil einer Proklamation zu übersetzen, und dann aus dem Französischen ins Deutsche, auch eine recht schwierige Sache. Morgen Nachmittag ist dann noch eine mündliche Prüfung, die ich am liebsten schwänzen möchte, denn es ist wirklich sinnlos; aber es wird schlecht gehen, ich muss mich wohl wenigstens zeigen.

Der Nachmittag war ganz frei, nur bin ich leider auch dieses Mal nicht allein! Ich habe noch einen Kameraden bei mir, einen Ostdeutschen, der die Prüfung in Polnisch und Russisch macht, einen sehr stillen und bescheidenen, etwas sonderbaren Kerl. Ich habe ihn zu Fuss quer durch Paris geschleppt heute Nachmittag; es war ein toller Marsch von mindestens 20 Kilometern; bunt und schön war es, ach, ich möchte Dir soviel erzählen, aber ich bin müde wie nach einer Schlacht...

Viertel um Viertel habe ich durchstreift, ganz planlos, ohne nach einer Sehenswürdigkeiten-Richtlinie vorzugehen. Wenn man in manchen Boulevard hineinsieht, in einen der geraden, erfüllt einen ein Gefühl von Schönheit und Sehnsucht, wie es wohl den Landstreicher erfüllt, wenn er die weite, weite Landstrasse hinunterblickt. Ach, vieles haben wir gesehen, vom glänzendsten Boulevard, den Champs-Élysées, bis zu den dunklen, alten Strassen um die Kirchen St. Roch, St. Germain des Prés, St. Augustin; dunkelgrau liegen diese alten Kirchen versteckt zwischen hohen Häusern; es ist wunderbar, so durch

die Strassen zu schlendern und die Schönheiten einer Stadt – und all das Traurige und Schmutzige – auf sich zukommen zu lassen, viel schöner und abenteuerlicher, als in den Tunnels der Métro die halbe Zeit zu warten und nur manchmal ans Licht zu tauchen. Ach, in unzähligen Buchauslagen habe ich gewühlt! Wirklich, erstaunlich reich ist Paris an Buchauslagen.

Wenn man mit seinen Augen schwimmt durch diese Flut fremder Gesichter, die Paris darstellen, kann man spüren, wieviel hier Bloy gelitten hat und wieviel er geliebt hat; das Schönste und Hässlichste, das Phantastischste und Abenteuerlichste ist überall das Gesicht der Menschen...

Man sieht sie alle wirklich über dieses schöne graue Pflaster laufen, zwischen diesen hohen grauen Häusern, alle die Schönheiten Balzacs, die blonden und braunen, sanfte, engelhafte Mädchen sieht man irgendwo hinter einer Gardine stecken und nähen oder mit anmutigen Bewegungen irgendwo in einem kleinen Laden Brot verkaufen; ach, manche sind auch hässlich, viel hässlicher, aber die meisten von ihnen tragen es mit Würde und *élégance*, und fast keine von ihnen ist völlig abstossend. Man sieht die grossen Kurtisanen im Auto vorbeisausen – auch heute noch, oder sieht sie über die Boulevards spazieren, begleitet von grauhaarigen Beaus oder Offizieren; es sind leere Gesichter und solche, die voll Jugend und Feuer sind. [...]

Man sieht die eleganten Damen und Herren öffentlich billiges, scheussliches Gebäck knabbern, das es ohne Marken gibt; man sieht vollkommen zerlumpete Gesellen, die die Stummel noch aus den Pfützen sammeln. [...]

Dass ich müde bin und hungrig, merkte ich erst, als mein stiller Begleiter anfang zu maulen; er beklagte sich plötzlich, dass wir nun 6 Stunden, ohne etwas zu essen oder zu trinken, unterwegs seien, und da spürte ich auch, dass ich umzufallen drohte vor Müdigkeit und Erschöpfung; wir taumelten in den unvermeidlichen Schlund der U-Bahn und fuhren zu unserem netten kleinen «Mars-Hotel», das nahe am Marsfeld liegt; ach, wunderbar, sich die schweren Stiefel auszu-

ziehen, sich zu waschen und dann, im Sessel liegend, eine Zigarette zu rauchen und auf das Abendessen zu warten.

Ach, Du, die Freiheit!

Brot, Wein und etwas gebratenes Fleisch sind unser Mahl, danach legt sich mein Kamerad gleich zu Bett, aber ich muss noch einmal dieses Revolutionswehen atmen...

Es ist still draussen, ein mildes, wunderbares Licht hüllt die Bäume und Häuser ein, manchmal hört man auf dem Pflaster die ruhigen Schritte eines Mannes oder das erregte Geklapper eines Frauenschuhs; langsam gehe ich an der «École Militaire» vorbei, wo der schmätige, arme, unbekante kleine Leutnant Bonaparte mit Eifer über den Büchern gegessen hat; ganz still liegt der grosse Platz davor, das Marsfeld, der Exerzierplatz der Kriegsakademie, wo Bonaparte sicher mit seinen Kameraden exerziert hat, er ist unheimlich gross und breit, ein freier Platz mit vielen Reihen kleiner Bäume durchzogen. Wunderbar ist der klare blaue Himmel über den zarten Nebeln, die auf der Erde liegen; unter dem gespenstisch anmutenden Eiffelturm hindurch gelange ich an die Seine, die fast eins wird mit diesem zarten Nebel; der Quai d'Orsay ist ganz still, das Auswärtige Amt ist von einem hohen, abgeschlossenen Gitter umgeben, und es wird wohl nicht mehr aufmachen als von Zeit zu Zeit einer Schar von Putzfrauen. Die lange, gerade Avenue de Bosquet ist wie tausend Strassen in Paris, hohe graue Häuser, kleine Bäume; man versteht hier wirklich, dass die Franzosen die Strasse wie einen Raum empfinden, oft fühle ich mich wie in einer tiefen Schlucht, auf dessen Grunde die Nebel ruhen; ein wunderbar schöner, friedlicher Spaziergang...

[...]

472. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Paris, den 17. März 1943

Place de la Concorde

[...]

Heute Morgen habe ich so tief geschlafen, dass ich tatsächlich den Wecker überhört habe und um 10 Uhr erst wach wurde, eine Sünde in Paris!, aber ich habe dann einen netten Bummel allein gemacht, bei dem ich eigentlich froh war, weil ich etwas Schönes für Dich suchte; sehr traurig war ich erst, als der hübsche Hut wieder ins Fenster gelegt wurde, weil er zu teuer für mich war. Was soll ich nur tun? Es ist wirklich traurig...

Warm und frühlingshaft ist das Wetter, wahrhaft paradiesisch, und die Sehnsucht nach Freiheit, nach dem Leben hat mich wild und heftig gepackt in diesem Paris. Ach, ich möchte nach Hause!

Diese eleganten Boulevards mit den bunten, frohen Menschen quälen mich. Es ist zu schön hier!

Nun sitze ich in der Nachmittagssonne auf dem Place de la Concorde und überlege mir, ob ich die mündliche Prüfung gleich um 5 Uhr schwänzen soll. Es hätte vielleicht peinliche Folgen, aber es ist schön, hier auf der Bank zu sitzen.

Morgen Abend werde ich wohl Post haben, wenn ich wieder bei der Kompanie bin; ach, erst kommt noch Amiens, dieses traurige und bedrückende Amiens! Sei mir nicht böse, dass ich hier auf dem schönsten Platz Frankreichs, vielleicht dem schönsten Platz der Welt so klage.

In der Mitte steht der hoheitsvolle Obelisk. Balustraden ringsum – ein grosser Kreis – wunderbare, altertümliche Laternen, Standbilder, alles wirklich «raisonable» angeordnet und aufgebaut. Ach, es ist schön hier. [...] Was soll ich nur tun?

abends, 17.3.43

Den Mut, die mündliche Prüfung zu schwänzen, habe ich doch nicht aufgebracht; es gehörte wohl eine gewisse Unmittelbarkeit dazu, die

ich nicht mehr aufbringe; aber es war ebenso qualvoll wie überraschend und lehrreich. Wir haben 3 Stunden gewartet, um 1¼ Stunde geprüft zu werden. Die Kommission bestand aus einem Major und zwei weichen Zivilisten; der liebste davon war mir noch der Major, sehr ruhig und menschlich, obwohl ich seine Fragen aus ganz spezieller militärischer Terminologie nicht beantworten konnte; die Zivilisten fragten mich aus der Literatur und Geschichte; die Literatur hat mich dann wohl gerettet, so dass ich soeben noch in der untersten Stufe als «Sprachkundiger» bestanden habe; aber das ist nebensächlich.

Diese jungen deutschen Männer, die mich da prüften, waren wohl ebenso alt wie ich; wie lächelnd und aalglatt dieses Gesindel darüber hinwegsieht, dass man 4 Jahre Krieg auf dem Rücken hat; für sie ist nur massgebend, dass es eine 4jährige Bildungslücke ist. Auf einige französisch gemurmelte Ironien des einen Zivilisten habe ich mir ein paar dunkle Frechheiten erlaubt, die ich mir und auch alle den Millionen anderer Soldaten schuldig war; das wirkte sehr reinigend; der Major runzelte ein wenig die Stirn, aber was macht das!

Ich bin müde, müde, und obwohl es erst 10 Uhr ist, will ich doch schlafen gehen, denn morgen früh um 5 muss ich schon nach Amiens...

[...]

473. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Amiens, den 18. März 1943

[...]

Nun sitze ich im Hof des Lazarett und erwarte den Arzt, in demselben Hof, den ich vor Wochen geharkt und geordnet habe an den ersten schönen Tagen. Inzwischen ist es ganz und gar Frühling geworden, warm und schön sind die Tage. Gestern sass ich um diese Zeit auf der prächtigen Place de la Concorde in Paris und schrieb Dir einen Brief.

Die Zeit verfließt rasch, und doch bringt – so scheint mir – jeder Tag eine Fülle von Erinnerungen, Gefühlen und Gedanken, die ihn schwer macht und unvergesslich...

Heute Morgen bin ich durch das grüne, erblühende Land nach Amiens gefahren. Die Bäume waren schon besät mit roten und weissen Blüten, und die Felder oft schon grün. Die Natur führt ihr eigenes Leben, das unerbittlich und unwandelbar sich immer gleich bleibt. Wir Menschen sind erfüllt von tausend Zwiespältigkeiten und Unordnungen, weil sich in uns, verursacht durch die grosse Erbsünde, dieser Abstand des natürlichen Lebens ewig bleibt zu einem anderen Leben und einer anderen Sehnsucht, die nicht unser ist; es ist ein ewiges Drama; wir Christen sind hineingestellt in diesen Kampf, bei dem wir keine anderen Waffen haben als den Glauben, die Hoffnung und die Liebe...

Der Arzt lässt lange auf sich warten; ich bin wirklich ein wenig ungeduldig, wie Du Dir denken kannst; es kann vielleicht wichtig für mich sein, vielleicht auch erweisen sich alle meine Hoffnungen als trügerisch. [...]

Die Kameraden hopsen hier im Hof herum und vollführen tolle Sprünge.

abends

Der Arzt hat mir auch nichts Neues gebracht; er hat mich mit dem gleichen Ergebnis wie bisher zurückgeschickt, mich aber an einen besonders tüchtigen Ophthalmologen in Paris verwiesen; nun hängt es von meinem Truppenarzt ab, ob ich auch wirklich hinkomme, ich bin gespannt darauf.

[...]



474. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 18. März 1943

[...]

Du hast ganz recht in dem, was Du zu Dostojewski sagst und zu Jünger; einem solchen Vergleich kann er ja niemals standhalten, das ist klar. Bei Jünger findet man Wahrheiten, wie in Eis oder Eisen gemeißelt, aber Dostojewski hat ein blutendes, leidendes Christenherz. Ach, Jünger wird auch leiden, das ist klar, und ich möchte nicht ungerecht sein – aber er ist ein Reicher, ein Mächtiger, und Dostojewski ist unendlich arm und hilflos, und wohin wir gehören, das ist klar. [...]

475. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 19. März 1943

Dein Brief, in dem Du Dostojewski mit Jünger vergleichst, hat mich fast aufgeschreckt aus einem gewissen – nur einem gewissen – Jüngerianismus, in dem ich mich befand; Du wirst mich verstehen, ich verehere Jünger in einem gewissen Grad, seine Sprache ist phantastisch, und die Möglichkeit, alle Dinge und Erscheinungen zu fassen, ist erstaunlich, aber... ja, dieses Aber möchte ich ergründen. Ich hole mir aus diesem Grunde die «Marmorklippen» noch einmal aus der Frontbuchhandlung (Du brauchst sie mir nicht zu schicken), und ich werde Dir, nachdem ich sie gelesen habe, ausführlich schreiben und auch unserem grossen, eisernen Freund Caspar eine Revision meines Urteils zuschicken. Irgend etwas ist an ihm, was mir von vornherein nicht geheuer erschien. Ach, Dostojewski, dazu ist kein Wort zu ver-

lieren! Hast Du in Jüngers Buch «Gärten und Strassen» das Urteil über Léon Bloy gelesen? Das hat mich auch stutzig gemacht, dass jemand an einer Erscheinung wie Léon Bloy mit einigen literarischen Bemerkungen vorübergehen kann. Ich werde Dir noch schreiben.

Ich komme im Augenblick nicht recht zur Ruhe, weil sich in meiner Abwesenheit die Arbeit ein wenig gehäuft hat, es gibt da eine Unmenge Kleinkram, der irrsinnig lästig ist, überhaupt sagt mir dieser ganze bürokratische Kram mit seinen Terminen und Verpflichtungen gar nicht zu; oft sehne ich mich nach der Absolutheit des Buches!

[...]

476. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 19. März 1943

[...]

In diesem Haus hier wird ein grosser Wert auf das Essen gelegt, man widmet ihm stundenlange Überlegungen, die von einem tierischen Ernst erfüllt sind; das ist etwas abstossendem Grunde ist die Zeit irgendwie zu kostbar dazu, hier in der Fremde, um sie fast ausschliesslich dem Essen und den Vorbereitungen dazu zu widmen. Ich kann mich schlecht gegen vier andere Mann mit einer einfachen Auffassung allein durchsetzen, muss mich also notgedrungen schon etwas fügen; ich liebe die Butter und die Wurst, ich müsste kein Soldat sein. Ich liebe mehr die kurzen und kräftigen Mähler, nicht so sehr die lange durchdachten Gelage. Das hat mich auch bei Jünger ein wenig abgestossen, die oft langen Beschreibungen von Mahlzeiten.  
(...)

Ach, Blumen! In Paris sieht man allenthalben die bunten, schönen Blumenstände, die bei uns in Deutschland nun auch unter der grauen Notwendigkeit des Krieges verschwunden sind. (...)

477. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 20. März 1943

[...]

Spät erst – um elf Uhr – komme ich zum Schreiben. Ich habe den Nachmittag dem Buchhändler geholfen, seine vielen Kisten auszu-packen und einzuräumen, eine Beschäftigung, nach der ich mich sehnte; ach, diese verheissungsvollen Kisten! Es ist leider nicht viel aus den ersten drei herausgekommen; ich habe aber ein Buch geangelt, das mich gleich so sehr faszinierte, dass ich es in einem Zug auslesen musste. Es hiess: «Jo liebt einen alten Mann». Ich möchte Dir keine Inhaltsbeschreibung geben, ich will es Dir lieber einmal schicken, wenn es geht; es ist die Geschichte einer jungen und sehr schönen Frau, deren Mann von einer Verschüttung im Weltkrieg her unheilbar gelähmt ist; aber dieser «alte Mann», von dem der Titel berichtet, ist nicht dieser Frau eigener Mann; es war sehr spannend und manchmal sehr reizvoll, dieses Buch, aber von einer bedrückenden Gottlosigkeit, obwohl es ein gescheites und oft spielerisch leicht geschriebenes Buch ist; ich habe in der provisorisch eingerichteten Buchhandlung auf dieser Kiste gesessen und gelesen. [...]

Weisst Du, wann ich das Bündel mit meinen «Papieren» aufgeschnürt habe, das ich in unserer Garderobe entdeckte? Es war am letzten Tag, eine Stunde vor unserem Weggehen aus der Wohnung, während wir die letzten Vorbereitungen trafen; die Stunde war zu gedrängt und zu kurz, um noch darüber zu sprechen. Die Geschichte von Ruth Schaumann, die Du mir geschickt hast, werde ich gleich im Bett noch lesen; vielleicht treibe ich Raubbau mit meinen Augen. Aber nun ist auch noch die Frontbuchhandlung hier mit 15 Kisten voll Büchern. Was soll ich da tun!

478. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 21. März 1943

[...]

Den Carossa habe ich heute Nacht ausgelesen; es ist die Schilderung eines Vorweltkriegs-Studentenjahres in München, einmal fand ich den Satz darin: «Wir segneten die Friedens weit, in der wir aufwachsen durften, und ewig, in frommer Beständigkeit, schien das Leben weiterzublühen.»

Ist es eigentlich Schwäche von mir oder Auflehnung gegen das Schicksal, dass wir uns so oft wünschen, wir wären in einer anderen Zeit geboren? Mir erging es sonderbar beim Lesen dieses Buches; alles erscheint mir unwirklich und unmöglich, diese Wandlungen und Begeisterungen des jungen Studenten, ja, oft fast albern und blöde, und dieses Sichbefassen mit Problemen, die für uns schon am Tage unserer Geburt gelöst waren; versteh mich, ich möchte nicht blasieren dies alles abtun, aber mir kam es so vor, als ob mir jemand ein sonderbares Märchen erzählte, dieses nach gewissen Gesetzen vorgehende Hineinwachsen in einen Beruf, diese Konzerte und Lesungen von Dichtern, an denen man teilnahm, so märchenhaft ruhig und friedlich; ach, ich glaube, es ist das wirkliche Erscheinen des Friedens in solchen Büchern, das uns befremdet; wir sind ja mitten im Krieg geboren und kennen seitdem nichts als Krieg, und so haben wir, noch bevor wir denken konnten, schon den Zynismus und die Erfahrung eines alten Frontsoldaten im Herzen gehabt! Niemals, niemals haben wir den Frieden gesehen...

Carossa schreibt auch, dass er das Wort «Bürger» noch als einen Ehrentitel empfunden habe. War das nicht doch schon ein wenig spät im Jahre 1907 oder 1908? Ach, ich glaube wirklich, dass ich mit 8 Jahren dieses Wort schon als Schimpfwort gebraucht habe! Sonderbar – der Frieden, der in solchen Büchern sich zeigt, erscheint mir irgendwie unfruchtbar, und doch sehnen wir uns unsagbar nach dem Frieden!

Wir sind in völlig verworrene und verdorbene Zeiten geraten, aber wir müssen uns durchfinden! Wir müssen! Ich empfinde es selbst manchmal, wie mutlos und unentschieden ich in manchem noch bin. Ach, man muss beten und beten und beten! Schön sind in dem Buch die vielen Schilderungen dunkler Menschenschicksale; in dem sonst sehr sanftmütigen, oft etwas blassen Buch sind sie wie rote und gelbe Tupfer, geheimnisvoll wie das Schicksal selbst...

Dass meine Briefe nun immer so kurz werden, liegt einzig und allein an der Frontbuchhandlung, die wir im Augenblick noch im Hause haben; obwohl meine Augen durch das viele Lesen leiden, empfinde ich doch die ausgiebige Beschäftigung mit diesen Dingen als sehr tröstlich und fruchtbar; wirklich, ich glaube, es ist notwendig, ich habe so unendlich lange nicht mehr ausgiebig und in Ruhe lesen können, ganz ungestört; hier ist es möglich; doch dieses ausgiebige Lesen weckt in mir eine ganz unbändige Sehnsucht nach dem Leben und nach der Arbeit.

Was mich oft befremdet an diesen – ich möchte sagen «bürgerlichen» Schriftstellern ist die Tatsache, dass ihre Helden immer später das schöne, liebenswürdige und nicht aussergewöhnliche Mädchen heiraten, während die «Abenteuer» verschwinden. Dieses «Happy-End» der Ordentlichkeit finde ich scheusslich, und vor allem entspricht es niemals dem Gesetz der Liebe. Aber eine gewisse Art von Bücherschreibern kann keinen Roman ohne dieses «End» fertigbringen, und damit zeigen sie – vielleicht unter einem Zwang – das Gesetz ihres Wesens...

(Bei meinem Versuch, diesen meinen Brief noch einmal zu lesen, stiess ich auf absolute Schwierigkeiten; wie magst Du oft daran zu brasseln haben. Aber – weisst Du – es ist das Scheusslichste, was ich mir denken kann, wenn man Dinge, die man selbst schrieb, noch einmal liest – oder noch einmal schreiben soll, ich habe es nie gekonnt, auch nicht bei meinen «Papieren».)

Morgen früh gehe ich wieder zu unserem Bataillonsarzt, da werde ich dann mehr hören über das, was mit meinen Augen geschehen soll; es ist eine ganz elende Geschichte, wenn man bei den Preussen krank wird, noch dazu mit einer Krankheit, die nicht so offenbar einzuord-

nen ist. Wirklich, diese ewigen Gänge zum Arzt sind mir so peinvoll, dass ich am liebsten behaupten möchte, ich wäre gesund. Vielleicht wird man mich in Paris «klassifizieren» können. [...]

Bei der augenblicklichen Urlaubslage würde es wahrscheinlich noch 8 Monate dauern, ehe ich normalerweise wieder an die Reihe käme; vielleicht weniger, aber länger würde es kaum dauern. Doch was heisst «normalerweise»? Irgend etwas wird geschehen, irgendeine Änderung meines Lebens, das weiss ich ganz sicher. [...]

Jeden, jeden Tag sehne ich mich nach dem englischen Angriff, auf den wir nun schon so endlos lange warten, ach, er muss einmal kommen, und ich wäre sehr traurig, wenn ich hier wegmüsste, ohne ihn mitzerleben, vielleicht wäre das auch die Lösung all meiner Qualen – vielleicht! Gott gebe, dass sie kommen und dass sie abgeschlagen werden können, dann würde auch der Krieg bei uns positiv weitergehen, seinem Ende zu!

[...]

479. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 21. März 1943

Verzeih mir, dass ich nun soviel lese, wo ich eigentlich mehr Zeit habe und hätte, Dir lange und ausführlich zu schreiben, aber ich fühle es wie ein sehr zwingendes Bedürfnis; obwohl meine Augen schmerzen und das Leben manchmal gar keine Freude mehr ist, spüre ich es doch wie einen Zwang; ich lerne sehr viel dabei, wirklich, und freue mich so sehr über diesen praktischen Fortschritt, der damit sich bemerkbar macht; so kann ich vielleicht das Geheimnis des Wortes wieder in mir aufsteigen spüren, eines Tages, meine ganz eigenen Worte!, nach denen ich mich sehne, nach meiner Arbeit! [...]

Noch etwas, was mir sehr nahe liegt und was ich Dir sagen muss: Ich liebe Deutschland wirklich, wenn ich auch manche Erscheinungsform und manches typisch Deutsch-Bürgerliche hasse, so liebe ich doch Deutschland, glaube es mir. Ich glaube, niemand anderm könnte ich das sagen! Fast schäme ich mich. Ich hasse alles das masslos, was Deutschland entstellt, und das ist leider oft das Geschrei derer, die Deutschland vertreten; aber ich liebe Deutschland.

[...]

480. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 21.3.43

Wir spüren den Sonntag nur daran, dass die Franzosen etwas festlicher gekleidet sind, dass die Läden zu sind und am Nachmittag besonders, wenn sich auf dem Teil der Promenade, der noch frei ist, die Menge bunt und laut ergeht. Alle die goldenen Tage des Jahres, die Sonn- und Feiertage, sind für uns versunken in dem grauen, ewigen Einerlei der Uniform, die unser Schicksal ist.

Es ist Mittag geworden, das viele leidige Telefonieren – eine der aufreibendsten Beschäftigungen bei diesen Feldapparaten – und das Geschwätz mit vielen Leuten, die ich abfertigen musste, hat mich müde und traurig gemacht; erst nach einer Stunde Pause komme ich zum Weiterschreiben. [...]

Deine Geschichte, die von Ruth Schaumann, habe ich gestern Abend noch gelesen, und sie hat mich sehr getröstet nach diesem Buch «Jo liebt einen alten Mann», worin man das Wort Gott nur einmal findet, und zwar in dem letzten Satz, der heisst: «Nenn den Befehlshaber, wie du magst; Gott oder Schicksal!» Ausserdem hatte ich noch in einem Buch von Hans Carossa gelesen, das letzte von ihm, «Das Jahr der schönen Täuschungen» – furchtbar indifferent, von ei-

ner unseligen Lauheit. Gott, was nicht alles gedruckt und berühmt wird in diesem schrecklichen Zeitalter! Doch ich will dieses Buch erst einmal ganz lesen und Dir dann darüber schreiben. [...]

Der Alltag eines Lebens voll Arbeit und Sorge, danach sehne ich mich, nicht dieses Vegetieren hier; ach, dieser bürokratische Kram ist mir ebenso verhasst wie das Wacheschieben, aber ich freue mich doch, dass ich viele Freiheiten habe und vor allen Dingen Zeit zu schreiben.

[...]

*481. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 22. März 1943

Ich habe mich entschlossen, nun doch mit dem grauen Bleistift zu schreiben, weil das Papier zu sehr schmiert.

Das Leben geht seinen eintönigen, langweiligen Gang; das heisst: langweilig sollte ich nicht sagen, es ist mir keine Sekunde langweilig, aber langsam erscheint es mir oft; ich fühle mich manchmal in diesem kleinen Hafenstädtchen eingesperrt wie in einer Mausefalle; heute ist überhaupt keine Post für uns gekommen, es hat wohl irgendwie eine Stockung gegeben; die Eisenbahnnetze werden hier fast täglich angegriffen, doch man gewöhnt sich so sehr an den Krieg, dass man vielleicht später einmal den Frieden als etwas ganz Unmögliches ansehen wird. Diese zerschossenen und verlassen Häuser, dieses apathische Volk, bleich und düster, oft zynisch, dieses ganz verkehrte Leben wird einem irgendwo selbstverständlich.

Da die Kompanie mal wieder eine kleine Verschiebung erlebt, wird es vielleicht 1 oder 2 Tage dauern, ehe wieder Dein Wort zu mir dringt.

Heute Morgen bin ich vergeblich früh aufgestanden, um zum Arzt zu gehen; er war unterwegs; so will ich es morgen noch einmal ver-



suchen; ich kann nur sehr schwer hier Weggehen, nachmittags unmöglich, es ist ein dauerndes Gelaufe von Zivilisten, und da muss jemand da sein, der wenigstens «sprachkundig» ist; so weiss ich auch gar nicht, wie es möglich werden soll, wenn ich nach Paris zu diesem grossen Spezialisten soll, denn damals, als ich zur Prüfung in Paris war, war noch ein dritter hier, der mich vertreten konnte. Mir liegt auch persönlich an dieser Reise nach Paris nichts, denn ich käme mittags gegen 13 Uhr an und müsste um 17 Uhr schon wieder weg, und dazwischen läge eine lange Wartezeit im Lazarett; deshalb bin ich eigentlich froh, wenn der Truppenarzt selbst die Sache erledigen könnte. Na, ich will mir nicht allzu viele Gedanken darüber machen, es liegt ja im Grunde genommen alles in Gottes Hand, und wo könnte es besser ruhen!

Allmählich beginne ich, mich hier einzufahren, so einzufahren, dass mir manchmal der schreckliche Gedanke kommt, ich könnte hier lange, lange bleiben müssen. Gott verhüte es! Ich möchte nichts anderes, als zum Leben entlassen werden, zur Arbeit... Übrigens fällt mir noch ein, dass ich mich in Paris noch habe fotografieren lassen in einem ganz sympathischen Atelier, allerdings sah ich erst später, als ich meine Bilder schon bestellt und bezahlt hatte und man mich schon geknipst hatte, dass irgendwo im Nebenzimmer eine Dame mit umfangreichen Retuschen beschäftigt war; doch wir wollen hoffen, dass es trotzdem «etwas» geworden ist; etwa Anfang des nächsten Monats soll ich die Bilder bekommen.

[...]

482. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 23. März 1943

[...]

Wir sitzen jetzt jeden Abend hier nach dem Essen, und es entsteht jedesmal eine meist erregte Diskussion über Film, Politik und sonst irgend etwas; der Buchhändler, ein intelligenter, aber liberaler Bursche, fast 100% Journalistentyp, dann ein Jurist, ein Berliner Kaufmann und ich, der älteste Soldat und jüngste Mensch, ohne Beruf; der Jurist ist ein fanatischer Nationalsozialist, wirklich von seltener Intensität, etwas aufreibend, der Kaufmann ist eigentlich nett, der netteste, von einer selbstverständlichen Kameradschaft; im Ganzen ist die Debatte jedesmal doch sehr anregend, wenn ich auch meist mich schweigend verhalte und nur manchmal etwas einwerfe, das oft als zu radikal bezeichnet wird, na, ich lege ja keinen Wert auf rhetorische Lorbeeren, aber diese kleinen Kämpfe sind sehr interessant, und man lernt – glaube ich – viel daran; immer, immer wieder kann man feststellen, dass die meisten Leute nur schwer zuhören können, während sie sich selbst sehr gern sprechen hören.

Was mir meine Position ein wenig verleidet, ist meine völlige Unkenntnis der französischen Sprache, während man mir mehr zutraut, als ich wirklich kann; so komme ich oft in peinliche Situationen, mehrmals am Tage. Ich will doch erst mal wirklich ein wenig Französisch lernen, es ist so aufreibend. Ach, wenn ich doch mich ganz frei wenigstens Plänen zur Arbeit widmen könnte. Dazu scheint es doch nicht eher zu kommen, als bis ich endlich bei Dir bin. [...]

Reale Hoffnungen – nein, reale Aussichten auf ein Wiedersehen haben wir ja eigentlich nicht im Augenblick; aber ich kann einfach nicht aufhören, auf das Wunder zu hoffen, das grosse, grosse Wunder, das mich befreien wird; immer mehr spüre ich, dass ich wirklich unter einem ständigen Druck stehe, der unmittelbar mit der Uniform zusammenhängt.

483. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 23. März 43

[...]

Das Meer ist heute so intensiv blau, dass ich am liebsten sagen möchte, »es lacht«; wirklich, als ich es heute Mittag so sah, in der glänzenden Sonne, weit, weit dieses so tolle Blau, und das Hafenbecken fast bis zum Rand gefüllt mit diesem Blau, da dachte ich zum ersten Mal daran, dass man dies wirklich vergleichen kann mit dem Ausdruck einer leidenschaftlichen Freude auf dem menschlichen Gesicht; ja, das Meer lacht; eine unheimlich elementare Spannung ist in diesem intensiven Blau. Die beiden steilen Kreidefelsen links und rechts von unserer kleinen Bucht sind fahl und bleich, sehr streng wirken sie in ihrer Blässe gegen dieses lebendige Blau – ach, ich denke immer nur daran, dass ich einmal mit Dir, unbeschwert durch die graue Last des Krieges, diese Schönheiten werde betrachten können; ach, alle die Stätten, die ich hier in Frankreich besucht habe, Amiens, Rouen und die vielen kleinen Orte an der Küste und im Inland, auch die vielen grauen, trostlosen Nester der Etappe, die Reservestellungen, vor allem auch das grosse, glänzende Paris.

In den nächsten Tagen werde ich doch wieder nach Paris fahren zum Augenarzt; heute Morgen war ich beim Truppenarzt; er hat mir die Überweisung ausgestellt, ohne meine Augen auch nur einmal anzusehen; sonderbare Ärzte! Wann ich nun fahre, ist noch nicht klar, wahrscheinlich übermorgen, also Donnerstag; am gleichen Abend werde ich wohl auch wieder zurück müssen, aber ich will doch versuchen, ein Paar Schuhe für Dich zu bekommen, den Bezugschein habe ich jetzt endlich...[...]

Eben war ich auch im Film «Gern hab ich die Frau geküsst»; der nun war so bedenklich kitschig, dass ich mir vorgestellt habe, er liefе rückwärts, und gleichzeitig versuchte ich, mir alle Folgen dieses Rückwärtslaufens vorzustellen. Auf diese Weise wurde der Film sehr amüsan und witzig; eigentlich erstaunlich, dass noch niemand auf

die Idee gekommen ist, irgendeinen Film auf diese Weise vorzuführen; wenigstens einen Teil, denn zwei Stunden ein solches Spiel zu sehen, wäre wohl eine Völlerei im Grotesken, die keinem gut bekommen würde!

[...]

484. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 24. März 1943

Ein sehr lockendes, wenn auch nicht sehr qualitatives Buch habe ich mir aus den Geheimbeständen des Buchhändlers geholt, jetzt am späten Abend, es ist Stefan Zweig: «Amok»; ich verspreche mir nicht viel davon, ich würde eigentlich fast lieber die dritte Lektüre von den «Marmorklippen» beendigen, aber dieser Repräsentant der «14 Jahre» lockt mich sehr. Ach, wie fern ist doch alles, wie unsäglich, ich war ja fast noch ein Kind, als sie zu Ende gingen. Übrigens fand ich auch ein sehr nettes kleines Buch, «Ohne Befehl» von Walter Pegel. Ich will es Dir vielleicht schicken, wenn es käuflich ist, eine seltsame und doch innige Liebesgeschichte aus der Zeit, da Napoleon in Norddeutschland herrschte. [...]

Ich will hoffen, dass unsere Opfer für Deutschland nicht umsonst sein werden – natürlich sind Opfer niemals umsonst, ich weiss es –, aber auch in dem Sinne, dass Gott unsere Existenz in der Welt segnen wird ... und Frieden, Frieden; ach, unser armes Volk, wirklich apokalyptisch arm und elend und hungrig, es müsste doch auch einmal wieder eine gesegnete Fülle des Lebens erfahren dürfen, wie die anderen Länder es auch gehabt haben; ach, ich weiss, dass das nicht das Leben ist, zu essen und zu trinken zu haben und Ruhe, aber eine gewisse irdische Heiterkeit, wirklich einen Frieden, den kennen wir doch nicht, nur Krieg und nervöse Unruhe, ach, möge doch bald Schluss mit Sieg für uns sein! [...]

Mich erfüllt immer eine wahnsinnige Unruhe, Sehnsucht und Not und Qual; dieses ungeliebte Leben in Uniform, dessen Notwendigkeit ich eben doch einsehe, ich glaube, dieser ewige Zwiespalt hat mich viel Arbeit und Kraft und Gesundheit gekostet, und schuld daran bin doch nur ich! Ob man sich so weit überwinden kann, dass man die Notwendigkeit liebt? Vielleicht ist es wirklich leicht, und ich habe es in 4 Jahren nicht zuwege gebracht! Ein Schwachkopf ohnegleichen! [...]

455. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 25. März 43

[...]

Oft habe ich hier auch mit diesen Schauspielertypen zu tun, die uns ihre oft recht zweifelhaften Künste vorführen, manchmal auch sehr schöne Dinge, oft sogar wirklich nette Konzerte, aber das ist doch selten. Das Durchschnittsniveau einer solchen, für die «Soldaten» zu-rechtgemachten Revue ist grässlich; es ist unheimlich interessant, dieses aufgeblasene Gesindel mit seinen langen Künstlermähnen und bunten Schals, aber beneidenswert, diese Burschen, für die der Krieg eine Karriere ist und ein schönes Vergnügen; launisch und «gnädig» wie Diven sind diese Burschen, denen eine Tracht Prügel wohl gut anstünde. [...]

Immer mehr und mehr liebe ich das Meer (verzeih diese blödsinnige Konstellation von Worten); wirklich, es ist eine unheimliche, gewaltige Schönheit in diesem Element; oft schimmert es ganz grünlich und leicht, so leicht, aber oft ist es tief blau, von einer berauschenden Intensität; ach, ich verstehe so gut diese Fischer und Nachkommen von Fischern, die stundenlang an dem Geländer stehen und hinabschauen in den Hafen und übers Meer, unbewegt und still und scheinbar ganz teilnahmslos; dieses Element wird wohl in ihrem Blut

rauschen, seine Gewalt wird sie wohl alle bannen, erschrecken und erfreuen, ohne dass sie es wissen. Vor unserem Fenster fällt die kleine Strasse ganz steil nach rechts und links ab, so ein Verbindungsweg von der oberen Stadt, die ziemlich hoch liegt, zum Hafen. Da stehen sie immer an dem Geländer, und oft lehnen sich die Vorübergehenden für Minuten dazu und blicken hinaus aufs Meer, bevor sie weitergehen.

Bei Niedrigwasser ist der kleine Hafen ganz leer, man sieht den weichen Sand des Grundes und die Algen und Moose an den Kaiwänden, und die Boote liegen flach und unbewegt; doch bei Hochwasser ist das Becken hübsch voll, die Boote schaukeln lustig, und man sieht wirklich, dass sie in «ihrem Element» sind; ein tolles Wort, in «ihrem Element»; wie schön ist das, in «seinem Element» zu sein!  
[...]

486. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Westen, den 25. März 1943

[...]

Es ist heute so unsagbar schön, so köstlich, dass ich sagen möchte, der erste vollendete Frühlingstag, denn zum ersten Mal ist es so warm, dass man beim Öffnen der Fenster die warme Luft spürt, die von aussen kommt.

abends 7 Uhr

Ich hatte heute Mittag diesen Brief begonnen in der stillen Hoffnung, ihn während der Dienstzeit zu beenden, ich war heute Nachmittag ganz allein hier, aber ich habe in den 6 Stunden nicht mehr als diese wenigen Zeilen schreiben können, ich bin einfach nicht zu Atem gekommen, aber es macht mir eigentlich immer Freude, wenn viel Arbeit da ist, man fühlt doch, dass man irgendwie notwendig ist, und es

freut mich immer sehr, wenn ich Dinge veranlassen kann, die den Kameraden nützlich sind.

Den ganzen Nachmittag habe ich am geöffneten Fenster gegessen, telefoniert und geschwätzt und geschwätzt und viel, viel getippt. Tausendmal wurde ich unterbrochen, immer wieder geht das Telefon. [...]

Es war ein so schöner Tag heute, wirklich der erste vollendete Frühlingstag, ach, die Leute hatten alle ganz andere Gesichter, glänzender und fröhlicher, eine Tollheit in manchen Gesichtern und das Jauchzen der Kinder; oft habe ich in den Pausen auch im Fenster gelegen und in die schöne Bucht mit den berückenden Lichtern geblickt; ach, Du müsstest das einmal sehen, vom Fenster unten ist der Blick leider etwas versperrt, aber man kann doch einen der Felsen sehen und das Meer, und zwischen dem Hafen und den anderen Städten die gelbe Front des Bahnhofs, ganz klar und gross, in der sich alle Lichter des Tages spiegeln; wirklich, diese Front des Bahnhofs, gelb und sehr freundlich, ist wirklich eine Art Barometer; und das Meer, worin die oben im Himmel schwimmenden Wolken sich wie dunkle, geheimnisvolle Inseln spiegeln.

[...]

487. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 26. März 1943

Eigentlich geniesse ich doch viel Freiheit hier, wenn auch der Dienst uns den ganzen Tag einspannt mit seinen tausend Verpflichtungen, mit seinem irrsinnigen Telefon, das fast nie zum Schweigen kommt, so ist es doch schön, abends, so lange man will, zu schreiben und im Bett, in einem weichen weissen Bett zu schlafen, morgens aus wirklichen Porzellantassen Kaffee zu trinken. Ach, diese Art von Freiheit

hat auch ihren Wert, sie ist zwar «alles», was wir an Freiheit haben, aber man müsste sehr undankbar sein, wenn man sie ungenützt lassen wollte...

Manchmal sehne ich mich doch nach der Absolutheit des Bunkers, immer zwar wissend, wie relativ und aufreibend quälend es auch ist; ach, es wäre jetzt sicher manchmal schön, einige Stunden an diesen Frühlingsabenden draussen am Meer zu stehen...

Der Feldwebel kann oft ungeheuer frech und schnauzig sein, aber im grossen Ganzen ist er nicht übel, wirklich...

Das Bedrückendste sind die Kommunionkinder-Leutnants, eine Arroganz, ein billiges Herrentum und ein geistiges Niveau, das manchmal wirklich bedenklich ist; das Schlimmste ist wohl die unzählbare Arroganz, die oft demütigend sein könnte, wenn man sich nicht gewöhnt hätte, diesen Bettnässern mit einem fast orientalischen Gleichmut entgegenzutreten...

Es wird mir oft etwas unheimlich, wenn ich an meine immer wieder aufgeschobene Reise nach Paris denke, es geht eben im Augenblick nicht, aber ich will doch hoffen, dass es Montag oder Dienstag spätestens klappt. Es drängt mich zu sehr, zu erfahren, was nun eigentlich los ist. Vielleicht ist es eine ganz harmlose Sache, jedenfalls berunruhigt es mich ein wenig.

[...]

488. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 26. März 43

Heute Morgen haben wir eine ziemlich aufreibende Arbeit erledigen müssen, zusammen mit unserem Feldwebel eine Kontrolle der zivilen Arbeitskräfte bei einer der Baufirmen durchgeführt; von 130 waren etwa 85 gekommen, weil sie keine Lust hatten, zur O.T. verpflichtet zu werden. Ach, ich habe mich eigentlich sehr wohl gefühlt inmitten dieser zerlumpten Gesellschaft in ihren Arbeitskitteln; es ist



doch nirgendwo so menschlich warm und gemütlich wie da, wo viele Arme zusammen sind. Ich musste die Liste vorlesen, ziemlich laut schreien, und dann musste einer nach dem andern ins Büro einstolzieren; es war wirklich nett, so mit diesen Leuten zusammenzusein, die einen köstlichen Humor haben und eine menschliche Wärme, die erstaunlich ist. Es war sehr aufreibend mit diesem völlig «undisziplinierten» Volk! Und kalt war es heute wieder, sehr kalt, dichter Nebel, so dass die Sonne nicht durchdringen konnte. Ohne Frühstück, unzählige Zigaretten rauchend, haben sie da gestanden, ach, es waren zum grossen Teil fast noch Kinder, 1927 und 1928 geboren, wirklich kleine Knirpse!

abends

Meine Briefe an Dich sind eigentlich nur Notizen, immer wieder werde ich unterbrochen, eben habe ich mit einer sehr alten Frau gesprochen, die einen Ausweis haben will, weil ihre Tochter ein Kind erwartet; und da man ja nachts als Zivilist nicht die Strasse betreten darf, geben wir für solche Fälle Ausweise aus; eine uralte Frau, weisshaarig und dünn, aber wirklich noch charmant; sie sagte mit einem Lächeln, dass die Tochter sich «verrechnet» habe, dass sie nun schon über einen Monat auf dieses Kind warte.

Heute hatten wir auch ein ganz nettes Variété hier; das hübscheste daran waren Balletteusen aus der Volkwang-Schule, die sich wirklich sehr nett und sauber produzierten, ohne den üblichen «Bein-Effekt», den man meistens den Soldaten anbieten zu müssen glaubt. Scheusslich war die sogenannte «Solistin», eine Solo-Tänzerin, etwas mager und steif und vollkommen leidenschaftslos, nicht einmal hübsch; phantastisch war nur ihr unglaublich langes, pechschwarzes Haar – aber das genügt wohl nicht; diese heiteren Balletts sind eigentlich sehr traurig, weil sie uns so offenbar an unsere verlorene Jugend erinnern...

Ich habe es fast ebenso gespürt, wie vor einigen Tagen beim Lesen des Buches «Das Jahr der schönen Täuschungen» von Carossa. Diese Jugend um die Jahrhundertwende, wieviel Möglichkeiten hatte sie

bei aller Flachheit der Zeit... Immer, immer wieder werde ich unterbrochen, es ist kein schönes Schreiben so, bis in den späten Abend hinein geht die Klingel am Telefon oder an unserer Haustür...

Jüngers Buch «Die Marmorklippen» lese ich nun noch einmal, es ist wirklich phantastisch, es gibt gewiss wenige so berauschende Bücher an Sprache und Geist, aber eins fehlt darin: eine würdige und christliche Einordnung der Frau in die Welt; das Buch ist so vollkommen und doch unvollendet, wie etwa die Kirche ohne die Mutter Gottes wäre; ich werde dieses Buch noch oft lesen, und ich glaube, immer besser wird auch mein Urteil werden, denn dieses Urteil hier – so glaube ich – trifft noch nicht ganz das, was wirklich an dem Buch fehlt...

Ich habe mancherlei gelesen, auch Stefan Zweig: Amok, ein schrecklich bedrückendes Buch, aber die Sprache dünkt mich oft doch reizvoll und «gekonnt» in diesem Buch, ach, es ist ganz sonderbar abenteuerlich, in einem solchen Buch noch einmal unterzutau-chen in die «Freiheit» der 14 Jahre!

Ich sehne mich sehr nach einem Dostojewski; manchmal dünkt mich, er sei der König, der christliche König aller Armen und Leidenden und Liebenden – und woraus sonst besteht die Gemeinde Gottes hier auf Erden als aus Armen, Liebenden und Leidenden.

[...]

489. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 27. März 43

Wir haben spät noch Besuch bekommen von einem netten Franzosen, einem grossen blonden Normannen mit dunklen Augen, an dem vor allem die Gesundheit mich beeindruckt, die wie diese kraftvoll-anmutige Art sehr selten ist; er ist Bauunternehmer – er erzählt uns sehr

schön und auch drollig davon, wie er den Krieg als Matrose im Hafen von Brest mitgemacht hat, wie er in der Stadt ein Zimmer hatte und jeden Tag ein paar Stunden an Bord ging, um etwas zu arbeiten, und wie er dann nach Hause kam, hatte seine Tochter den Tisch gedeckt; er hatte einfach seine Tochter nachkommen lassen und lebte dort mit ihr – im Krieg als Soldat!! Wirklich paradiesisch ... dieser Mann ist wirklich selten sympathisch, es ist wunderbar anzusehen, wie er mit seinen Arbeitern umgeht, die ihn wirklich verehren und lieben. (...)

Ich bin sehr müde geworden über dem Schwätzen, und spät ist es, spät... bald wieder ein Uhr in der Nacht. Auch diese Freiheit hat etwas Verlockendes, dieses Lang-Aufbleibenkönnen.

[...]

490. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 27. März 1943

[...]

Es war ein Tag mit viel Arbeit, kaum eine Minute Ruhe, bis es nun 9 Uhr abends geworden ist; ich war sehr traurig, weil ich den ganzen Tag über dieser ungeliebten und irgendwie oft sinnlosen Beschäftigung daran denken musste, wie unsere Tage, wie unsere Jugend vergeht über diesem grausamen Krieg. Jahr für Jahr schlagen wir uns mit diesen Dingen herum, die unsere Liebe niemals gewinnen können; es ist sehr aufreibend, wenn man so – wie ich in dieser Situation – mitten hineinsehen kann in den «Verwaltungsapparat» des Krieges; man kommt – über den täglichen Anblick dieser vielen Sinnlosigkeiten – so leicht in Gefahr, das Absolute zu vergessen, und das ist eigentlich die grösste Qual, wenn man das Absolute aus dem Auge verliert.

Vielleicht ist es das Schicksal unseres Geschlechts, niemals den Frieden kennenzulernen, immer unter dem Druck und der Marter des Krieges zu stehen. [...]

Heute Nachmittag sah ich einen sehr drolligen Aufzug hier unter unserem Fenster. Eine Hochzeit. Vorneweg ging ein sehr junges Mädchen, blond und strahlend, vielleicht 16 Jahre alt, dann kamen mehrere Paare, und am Schluss dann ein Jüngling von 18 mit einer sehr alten Frau am Arm. Als der Zug dann nach der Trauung zurückkam, gingen die beiden Jungen vorneweg vereint; übrigens tat der Bräutigam sehr gleichgültig, er hatte seine Schlägermütze etwas schief aufgesetzt und eine Zigarette im Mund; ein sehr armes Paar offenbar, nach den Kleidern und auch der Hochzeitsgesellschaft zu schliessen, doch im Ganzen ein sehr erfreulicher Anblick, dieses sehr sorgenlose Paar im Frühling...

Wieder bin ich unterbrochen worden durch das grässliche Geräusch des Telefons und habe mich von einer krähenartigen Leutnantsstimme am anderen Ende – leider vollkommen unschuldig – anschnauzen lassen eine ganze Viertelstunde lang, bis ich dann endlich zu Wort kommen konnte und meine Unschuld bewies, na... Diese Dinge bedrücken mich eigentlich im Einzelnen gar nicht, es ist nur diese dauernde, unendliche Unfruchtbarkeit, in der man verharren muss.

Wann, wann wird dieses Elend endlich einmal aufhören!!

Lass Dich nicht bedrücken durch diesen traurigen Brief, man kann es euch so schwer nahebringen mit Worten, euch Frauen, weil diese unnatürlichen Dinge so gänzlich ausserhalb eures Bereichs liegen; wirklich, es ist mit Worten schwer zu fassen. Der Krieg ist etwas absolut Männliches...

Das Meer war in den beiden letzten Tagen ganz grün, und es mutete mich manchmal wenn ich auf den Hafen blickte, so an, als ob ich am Rhein wäre, sehr heimatlich; neblig war es und feucht, sehr nördliches Wetter... wirklich sehr heimatlich.

491. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 28. März 1943  
Sonntag

[...]

Zunächst will ich Dir berichten, dass ich also morgen endgültig nach Paris zum Augenarzt fahre, ich bin froh darüber, denn ich hoffe, dass ich nun entweder wissen werde, dass ich gesund bin und das Ganze nur eine kleine Störung ist, oder dass man die Krankheit ihrem Ursprung nach erkennen und dann auch heilen wird. Ich will darauf vertrauen, dass es gut werden wird.

Heute ist wieder ein strahlender, schöner, glänzender Tag nach zwei sehr feuchten und kalten Nebeltagen; das Meer hat wieder sein Gesicht gewechselt und ist wieder blau; draussen promeniert das Städtchen, an den hohen Drahtverhauen vorbei, die den Hafen umsäumen, und an den dicken betonierten Panzermauern des Strandes entlang. Wie grosse, graue, bescheidene Schmetterlinge streichen draussen einzelne Fischerboote über das Wasser; sie bringen nie viel Beute mit, und immer nur kleine Fische. Wenn man das Meer täglich sieht, dieses gewaltige Element, die Kais und Strassen der Stadt mit ihrem ehrwürdigen Alter, dann muss man doch oft meinen, dass das eigene Geschick sehr klein und unwesentlich ist gegenüber diesen seit Jahrhunderten unveränderten Dingen, und doch sind alle, alle Elemente doch nur die Kulissen für das Leben des Einzelnen, des grossen Einzelnen, der jeder ist, der das Leben hat und vom Finger Gottes berührt ist; auf der Erde ist nichts Gewaltigeres als der Mensch, wirklich, das alles, das Meer und die Städte, der Himmel und die Flüsse, sie sind alle nicht so kostbar wie die Seele eines einzelnen armen Bettlers, und sie sind alle nicht so schön wie das Gesicht eines Menschen, aus dem das Leben spricht ... nichts ist schön und nichts ist hässlich als der Mensch; hässlich, wenn er seine Seele verloren hat und tot ist...

abends

Ich bin einmal im französischen Kino gewesen, es ist spät geworden, ich musste einfach aus diesem Haus einmal fliehen, wo alle 5 Minuten das Telefon mich nervös macht, ach, ich hasse dieses Leben...

[...]

492. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Paris, den 29. März 1943

[...]

Heute Nacht hatte ich einen sehr seltsamen Traum, sehr böse und bitter: ich lag am Strand von T. in einem der leeren Häuser, und zwar in einer offenen Ladentür, und hatte die Mündung meines M.G.s auf einen schmalen Durchgang in der Panzermauer gerichtet; und plötzlich quollen aus diesem Spalt Japaner (!) hervor, ein dickes, unübersehbares Gewimmel – ich dachte an einen Nudelbrei –, und ich, ich schiesse hinein und spüre das leichte Hüpfen des M.G.-Kolbens an meiner Schulter grotesk und die Japaner fallen, fallen – manche springen noch schrecklich grotesk in die Luft und strecken die Hände weit von sich ... und dann versagt mein M.G. plötzlich, es wird mir eiskalt vor Angst, und schon haben auch die Japaner ein M.G. in Stellung gebracht, und ich höre einen eigenartigen, anhaltenden summenenden Ton, als wenn das M.G. Millionen Schuss in der Minute abgäbe – es ist der Wecker, der mich früh...

Dann bin ich also wieder nach Paris gefahren, eine anstrengende Fahrt von 6 Stunden, dann in Paris erstmal hin- und hergelaufen, vom Bahnhof zum Lazarett, dann, als der Arzt nicht da war, vom Lazarett zur Kommandantur, von der Kommandantur wurde ich noch einmal zum Lazarett geschickt und dann endlich noch einmal zur Kommandantur, um wirklich Quartier zu bekommen, ach, es war eine wahre Plage, doch ich war um 6 Uhr wirklich frei; so bin ich dann erst weit,

weit hinausgefahren in einen trostlosen Vorort in mein Hotel und bekam in diesem Hotel ein so armes Zimmer, dass es fast erhebend war, wirklich, arm und verwohnt ist dieses Zimmer, es hat gewiss seine Geschichte...

Vom Fenster meines Zimmers aus sehe ich nach beiden Seiten in eine grässliche Vorstadtstrasse, die mich mit Trauer erfüllt, und nach Norden sehe ich die gespenstische Silhouette des Eiffelturms; ach, es war ein schöner Tag draussen, wirklich klassische Frühlingsluft, und ich war unendlich traurig. So bin ich erst in eine ganz erbärmliche Vorstadtkirche gegangen und habe gebetet... Eine hässliche Kirche war das, aber mir ist noch selten eine Kirche so schön und tröstlich vorgekommen, es ist doch wirklich sonderbar, wie einem manchmal die Relativität mancher äusseren Dinge spürbar wird! Dann bin ich ins Kino gegangen, es war ein sehr netter Film: «Die Sache mit Styx», vielleicht kennst Du ihn. Im Übrigen unter vielem anderen findet sich in dem Film eine äusserst sympathische und gute Schilderung eines Offiziers, wie er sein müsste! Ich war eigentlich froh, dass es schon dunkel war, als ich aus dem Kino kam; es dämmerte eben, ein wunderbarer, selten schöner Dämmer, Frühling, Frühling; ach, wie schön wäre das Leben. Schnell habe ich irgendwo etwas gegessen, und dann bin ich spazierengegangen, so lange, bis meine Füsse einfach schrien vor Schmerz und bis ich vor Müdigkeit fast umfiel, lange, lange, von der «Ecole Militaire» zur Seine hinunter, durch diese Strassen, die es nur in Paris gibt, mit hohen, grauen, schweigenden Mauern, düster, sehr vornehm und unendlich; mich bedrückt das immer und reizt mich zugleich sehr, diese Massen von stillen, schweigenden Mauern, hinter denen sich unendlich viele Schicksale abspielen. Dann war ich an der Seine! Es dämmerte immer noch, aber der Dämmer verband sich schon mit einem phantastisch klaren Mondschein, so dass es eigentlich nach der Dämmerung heller war als zuvor. Die Seine war wie Silber, wirklich wie Silber, zart und sanft und köstlich schön, umrahmt von kleinen feinen Bäumen.

Ich war müde, und die paradiesische Schönheit dieser Stadt und dieses Flusses, der Bäume, quälte mich, aber ich hatte auch wieder Angst vor diesem öden Hotelzimmer draussen in der Vorstadt, und so bin ich weit, weit hineingegangen bis an die «Place de la Concorde». Seltsam erschien mir auf diesem Gang, dass ich so wenig Liebespaare sah. Wirklich sonderbar! Und wenn ich einmal eines sah, dann war es ein Blitzmädchen mit einem Soldaten, und einmal sah ich einen Offizier mit einer Frau, die ihm deutsch leise etwas erzählte. Manch einsamen Spaziergänger sah ich, alte Knaben mit Hunden, Frauen, deren Schuhe erregt über das Pflaster trippelten, aber meist war ich allein, ganz allein, weit, weit allein, so dass ich niemanden sah und hörte, und ich bog deshalb an der «Place de la Concorde» lieber ab, weil das Ufer dort belebter wurde...

Also, ich bog lieber ab und ging die vielleicht schönste Strasse von Paris hinauf, vielleicht die schönste Strasse der Welt, die von der «Place de la Concorde» zum Triumphbogen führt, den «Boulevard des Champs-Élysées». Prachtvoll, diese breite, spiegelglatte Strasse, umsäumt von vielen Reihen zarter Bäume. Ich ging unter diesen Bäumen her und blickte hinauf zu den Sternen durch dieses dünne, zarte Geäst, fein und hübsch wie die Schleier, die die Frauen in den Kirchen tragen. Der Mond beleuchtete unzählige Liebespaare auf den vielen Bänken und Stühlen, und weil es mir unrecht schien, mit meinen schweren Stiefeln diese störende Parade der Zärtlichkeiten abzunehmen, bog ich ab und ging über den freien, flachen, baumlosen Rand der Strasse; ich war so müde und zerschlagen, dass ich mich in die nächste Metrostation hinabgab und dann auf dem dunklen, schrecklichen Weg der Technik unter der Erde diesen langen Spazierweg wieder zurückfuhr.



493. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Paris, den 30.3.43

[...]

Ich schreibe Dir, ohne zu sehen, was ich schreibe, erschrick nur nicht, heute Morgen war ich beim Arzt, und morgen muss ich wieder hin – und heute Morgen hat er mir so etwas Sonderbares ins Auge gespritzt, das offenbar diese unheimliche Wirkung hat... weit sehe ich gut, aber so nahe kann ich kein Wort lesen und schreiben, und dann ist es schmerzhaft. Ich habe doch manches gesehen heute, und morgen bin ich ja auch noch hier. Bewahre mir bitte den Brief auf und zeige ihn mir gelegentlich mal, ich sehe nur das gelbe Papier und etwas sehr, sehr verschwommen Schwarzes darauf. [...]

Morgen ist alles gut, und morgen weiss ich auch mehr.

[...]

494. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Paris, den 31.3.43

[...]

Der sonderbare Zustand meiner Augen hält noch immer an, ich kann keine richtigen Briefe schreiben; der Arzt sagt mir, dass es heute Abend vorbei ist...

Die Untersuchung hat auch an diesen 3 Tagen nichts erbracht; an den Augen selbst ist absolut nichts festzustellen, wahrscheinlich wird man mich zur Endstation schicken, dahin, wo alles geheilt werden soll, was physisch nicht zu heilen ist: zum Psychiater; ich bin mal gespannt... Jedenfalls ist der Kampf noch nicht zu Ende, vielleicht beginnt er jetzt erst, wo man mich vielleicht für einen Simulanten hält.

[...]

495. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 31.3.43

Du siehst es gewiss, ich kann wieder schreiben und lesen. [...] Zunächst bin ich froh, dass ich mein «Augenlicht» wiederhabe.

Es ist sehr spät geworden, der Zug von Paris nach hier bummelt buchstäblich 6 Stunden, und heute Morgen habe ich von 8 bis 3! (15!) Uhr im Wartesaal gewartet. Also, müde bin ich, müde und etwas geschlagen, weil die Pariser Untersuchung nun auch so ziemlich «erfolglos» war.

[...]

496. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 1. April 1943

[...]

Ich erwarte auch mit Spannung und Ungeduld meine Bilder aus Paris, die hoffentlich nicht gar so wüst retuschiert sind à la «Filmschauspieler mit schwermütigem Einschlag». Ich traue diesen Studios nicht; es war übrigens eine Künstlerbude «à la Piff», irgendwo in der Nähe der Madeleine; der Mann malte Bilder, die sehr extravagant waren, aber stil- und weltanschauungslos zugleich; nebenbei «knipste» er; die Frau, anscheinend eine Deutsche, retuschierte und leitete das Geschäftliche; ein beneidenswertes Paar oben in seinem schönen Atelier, von wo man die düstere Grösse der Madeleine bewundern konnte.

[...]

497. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 2. April 43

[...]

Ich bin sehr glücklich, dass ich wieder lesen und auch schreiben kann. Die beiden Tage in Paris in dem «üblen» Zustand waren sehr aufreibend, ich konnte ja nicht lesen und nicht schreiben, und solange die Sonne schien, konnte ich gar nicht ausgehen, das Tageslicht machte mich fast völlig blind und schwach; es muss wohl ein Medikament gewesen sein, das die Pupillen sehr vergrösserte und zugleich starr werden liess. Na, jedenfalls ist das Schlimmste jetzt vorbei, ein ganz, ganz geringer Rückstand ist ja noch geblieben, aber das stört mich nicht mehr.

Denk Dir nur, ich musste mir die Speisekarte in den Restaurants von den Kellnern vorlesen lassen! Ich muss wirklich etwas sonderbar ausgesehen haben, einmal hörte ich in der Kneipe, wie eine Kellnerin zur andern sagte, indem sie auf mich wies, «celui-ci avec les grands yeux». Na, Gott sei Dank ist das jetzt vorbei...

Am zweiten Tag hatte ich leider kein Hotelquartier mehr, sondern eine Massenunterkunft in der «Ecole Militaire» in einem grossen Saal, sonst hätte ich mich ja, solange die Sonne schien, ins Bett legen können, aber so habe ich in möglichst dunklen Kneipen gegessen und vor einem Glas Wein verworrene Träume gesponnen. Vor allem kann ich mich, sooft ich in Paris bin, nicht mehr frei machen von der Gestalt des schmalen, hageren, finsternen, schmallippigen Artillerieleutnants Bonaparte, der hier gelebt hat, unbekannt, und später dann Napoleon wurde; wie sonderbar mag er sich «ausgemacht» haben unter den anderen Leutnants, den Beaus; phantastisch ist es auch, den Balzac-Typen nachzuspüren, ach, es gibt eben kein lebendigeres Bild von Paris als Balzacs Romane, wirklich, man kann sie alle sehen, die einfachen und doch so unglaublich schönen Mädchen aus dem Volk, sehr innig auch und sehr treu, und auch die grossen, die eleganten

Kurtisanen, die mich jedoch alle ein wenig kühl dünken – nach aussen wenigstens; fette, kurzgliedrige Bürgerinnen und magere alte Mädchen, die mit höllisch stechenden Augen in die Welt bohren.

Liebespärcchen sieht man, die man geradewegs in die Schule schicken möchte, die sich aber auf den öffentlichen Bänken mit einer Innigkeit und Hingabe küssen, dass man einfach nur staunen kann.

Phantastisch schön waren an meinen «blinden» Abenden die Spaziergänge im Dämmer, wo meine Augen mich nicht schmerzten. Um 8 Uhr sind die Strassen schon ganz leer, und man erschrickt oft über das harte Echo seiner eigenen Stiefel. An den warmen, milden Frühlingsabenden stehen Gruppen von Frauen an den Türen und plaudern, und oben in den Fenstern liegen Paare und blicken – ach, wohin können sie wohl blicken in diesen engen Strassen mit den hohen grauen Mauern? Da merkt man so sehr, dass man in Frankreich ist. Aber es ist doch schön und abenteuerlich, so ziellos in den fremden Strassen herumzustreuen.

[...]

498. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 2. April 43

[...]

Heute Morgen habe ich eine wüste «Hamstertour» gemacht. Der Kamerad, der bisher diese Route gemacht hat und nun in Urlaub fährt, hat mich eingeweiht, und nächste Woche soll ich dann die Tour allein machen; ach, ich bin sehr froh, denn dann kann ich Dir und denen zu Hause noch einmal Butter schicken, gute, frische, köstliche Bauernbutter, unverfälscht.

[...]

499. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 2.4.43

1 Uhr nachts

[...]

Um 11 Uhr rief uns der Feldweibel aus Dieppe an, dass er dort mit einer Panne liege und nicht wegkönnne; da musste ich noch Weggehen und einen Franzosen mobilisieren, der ihn holen sollte, der Franzose war nicht sehr erbaut über diese nächtliche Störung, die ihn von der Seite seiner Frau wegführte, ich war eigentlich glücklich über die kleine Spritztour, es war eine wunderbar milde Frühlingsnacht, und ich war sehr glücklich, dass wir der grossen Finsternis wegen so langsam fahren mussten. Ich habe sehr nett geplaudert mit dem jungen Franzosen – einem dicken dunklen Typ, einem «typischen» Franzosen –, wir haben einige Zigaretten geraucht und uns etwas vom Krieg erzählt. Die Strasse war ganz leer und still, nur manchmal, wenn wir einen Ort passierten, wuchsen drohend die Posten an den Strassenseiten auf, denen wir uns ausweisen mussten – es fiel mir ganz plötzlich der Zustand an dieser Front hier ein, die auf ihre Art sehr gefährlich ist und doch auch wieder so absolut «friedlich», dass eine solche Spazierfahrt in der Frühlingsnacht hier möglich sein kann. Als wir zurückfahren, sass ich allein in dem hinteren Teil des Wagens und konnte ungestört träumen. [...]

Gespenstisch ist das, dieses rollende Ungeheuer mit seinen geheimnisvollen Uhren und Zeigern vorn, das in der Dunkelheit wie ein fahrendes Haus ist, von mildem Licht erfüllt und irgendwie von einer «gewaltsamen» Luft erfüllt, so dass einem unwillkürlich Entführungsszenen einfallen.

[...]

500. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 3. April 1943

[...]

Was ich dazu sage, dass Du den Opfertod Deines lieben Bruders als eine Erhöhung empfändest... Du weißt, dass ich den Krieg hasse, wirklich, dazu braucht es keine Worte mehr, ganz nüchtern und klar ist das. Aber ich sage es Dir, ganz nüchtern und klar, mit aller Nüchternheit und auch aller Phantasie meines Wesens, dass es nach dem Märtyrertod keine höhere und edlere Art zu sterben gibt als die, zu fallen als Soldat vor dem Feind, irgendwie und irgendwo. Wirklich, das glaube ich. Das ist etwas so Hohes und Schlichtes, dass einfach nur ein ehrfürchtiges Schweigen oder das Wort eines wirklichen Dichters es würdigen kann. Ich glaube, niemandem als Dir könnte ich so etwas schreiben, weil ich fürchten würde, missverstanden zu werden; denn solche Dinge sind wirklich einer so hohen Sphäre angehörig, dass nur das ganz einfache und das ganz grosse Wort sich ihrer bemächtigen darf, und keines von beiden bin ich mächtig; also würde immer ein Missverständnis bleiben. Es ist nämlich buchstäblich wahr, dass die Besten fallen, und immer bleibt den Überlebenden das Gefühl, irgendwie schuldig zu sein. Verstehst Du das? Wir gewöhnlichen Menschen und Soldaten sind natürlich von dem Wunsch be-seelt zu leben, alle, alle, auch die, die dann fallen, aber es gibt auch welche, die sich wirklich heftig diesen Tod wünschen, und sie stehen den Märtyrern eigentlich nicht viel nach. Ich habe einmal in einem Buch gelesen einen Spruch aus einem Gedicht über die Gefallenen des Weltkriegs, der heisst: «Die Blumen des Landes sind dahingemäht». Die relativen Umstände, unter denen ein Soldat fällt, sind da völlig gleichgültig, ob es der Befehl eines untüchtigen Offiziers war, ob es irgendein taktischer Fehler war, dem er zum Opfer fiel... oder ob er «ungeschickt» war (so sagen manche Offiziere von den Gefallenen!), das ist wirklich nicht wichtig. Solche Dinge, die den Gefalle-

nen irgendwie beeinträchtigen könnten, zu erzählen, ist eigentlich schrecklich – das ist vielleicht die fürchterliche Seite des Buches «Im Westen nichts Neues», das ganz auf solche Realitäten aufgebaut ist. Viele, die meisten, sterben ja ganz lautlos und unauffällig, und hat man nicht Dir berichtet, dass Dein Bruder so gefallen ist? Eigentlich müsste die Theologie hinreichend Auskunft geben können über das Wesen und das «Schicksal» der Gefallenen, besonders nun, wo in der Neuzeit die grossen Volksheere entstanden sind; der Söldner ist ja eine ganz andere Figur. Vielleicht kennst Du die Stelle im «Landpfarrer», wo der junge Offizier sich mit dem jungen Pfarrer unterhält über die Soldaten; dieses Gespräch hat mich immer schon unheimlich fasziniert; der Offizier sagt – glaube ich – «entweder sie kommen alle in den Himmel oder keiner...», vielleicht liest Du es noch einmal nach und schreibst mir darüber. Ich neige zu der Ansicht, dass sie alle in den Himmel kommen ... das ist natürlich nur theologisch-logisch nicht möglich, denn damit wären sie ja den Märtyrern vollkommen gleich. Ganz sicher aber ist es so, dass gleich nach dem Märtyrertod der Soldatentod kommt in der «Hierarchie» der Arten zu sterben. Immer aber, immer, immer müssen wir daran denken, dass wir die Hoffnung auf das Leben haben, das Leben, das mit dem Tode beginnt.

Es ist so eine einfache und gewaltige Tatsache, die wir niemals richtig bedenken, dass Christus wirklich den Tod überwunden hat...

501. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 4. April 43

[...]

Zum ersten Mal habe ich einen ausgiebigen Spaziergang machen können, der mich unglaublich erfrischt und gestärkt hat, körperlich; es ist doch auf die Dauer sehr schadhaft, dieses ewige Stubenhocken und das ziemlich ausgiebige Rauchen dabei; es war wirklich schön; ich bin zusammen mit unserem Frontbuchhändler gegangen, einem sehr gescheiten, sehr liberalen und zynischen Kerl, der aber trotz seiner fast 40 Jahre erstaunlich jung ist; wirklich, manchmal ist er wie ein 18jähriger; sehr nett; er ist vollkommen umweht von der Luft der «14 Jahre»; man kann sich sehr nett unterhalten mit ihm, und obwohl er sehr wild und zynisch tut, ist er im Grunde genommen sehr christlich. Wir sind erst am Strand in unserem Städtchen gewesen, auf dieser armen verlassenen und zerstörten Strandpromenade, die trotz allem noch schön ist; in einer kleinen, dunklen Kneipe hinter der dicken Panzermauer haben wir einen wunderbaren Eierkuchen mit einem schönen Aperitif dazu genommen – ein teures Vergnügen, aber an solchen prächtigen Tagen ist man immer von einem christlichen Leichtsinn erfüllt. Dann sind wir hinübergewandert in das Nachbarstädtchen, wo die Promenade etwas eleganter und gepflegter war; jetzt ist ja alles mit Bunkern und Gräben und Unmengen Stacheldraht verunziert; es sieht phantastisch aus, diese hübschen und eleganten Häuser in dieser drohenden Umgebung; die ganzen Häuser am Strand sind völlig unbewohnt und zugemauert gegen die See hin; aber gleich 10 Meter hinter der «vordersten Front» beginnt das zivile Leben schon wieder.

Eben habe ich lange, lange auf unserem kleinen Balkon gestanden draussen; es ist wirklich schmerzlich schön hier; man sieht den ganzen Hafen und die Front der Häuser in den Strassen, die alle parallel zum Hafen verlaufen. Im letzten Licht des Tages sehen sie alle wie



Kulissen aus, unwirklich schön und starr; oben an der Bahnstrecke, nicht weit von unserem Haus, wo nach links und rechts ganz steil zwei Wege zum Hafen abfallen, stehen die Jungen und Mädchen und singen ihre Chansons; ihr Lachen und Spielen klingt auch jetzt noch zu mir, wo es längst dunkel ist und die Tür dicht verschlossen...

Ich bin just unterbrochen worden, ich musste raus, ganz schnell und in irgendeiner dunklen Kneipe eine Frau verhaften, die ohne Einreise-Erlaubnis eingereist ist in die Sperrzone hier; ach, es hat mich lange aufgehalten, dieses Geschäft; erst musste ich zum Polizei-Büro, einen Polizisten holen, der sass gemütlich bei Käse, Brot und Wein, ein alter Veteran aus dem Weltkrieg, der am Stock einhergeht und dauernd von der Gicht geplagt ist: keine sehr bedrohliche Erscheinung, und ich bin ja auch nicht der geborene Verhafter; es ist doch schrecklich, wie ein solches Amt einen gleichsam aufbläht und einem eine Gewichtigkeit und beängstigende Bedrohlichkeit gibt, die man niemals hat; an sich ist das eine ganz harmlose Sache, die Frau bekommt eine Geldstrafe und muss mit dem nächsten Zug wieder abhauen. Aber das ist wohl bei allen «amtlichen» Bemühungen so, dass sie sich wichtiger ansehen, als sie sind. Die Frau war übrigens hierher gefahren, um ihren Geliebten noch einmal zu sehen, der nach Deutschland dienstverpflichtet ist, hat ihn aber nicht mehr angetroffen; ihr hübsches, etwas billiges Gesicht war ganz verweint, es wird eine traurige Nacht werden für sie auf der Polizeiwache. So greift der Krieg auch wieder endlich in das Schicksal dieses Volkes, das nur ungewollt an diesem Kampf, der wirklich um Europa geht, teilnehmen muss...

Du musst nicht traurig sein, dass dieser Sonntagsbrief auch wieder so abgebrochen wird durch diese nächtliche Aktion, die mich immerhin bald 2 Stunden aufgehalten hat; so ist man eigentlich niemals sicher, niemals hat man absolute Ruhe, und vielleicht ist das gut so; die Gefahr, dass man auf einem solchen Posten etwas satt und beamtenhaft wird, zumal unter der Müdigkeit des 4. Kriegsjahres; so lässt einen Gott manchmal hineinblicken in das menschliche Elend, das ab-

solute Leid, vielleicht gerade dann, wenn man über seinen eigenen Leiden anfängt, stumpf zu werden. Ist es nicht sonderbar, dass man manchmal gegen das grosse, allgemeine Leid des Krieges – oh, dieses unendliche Leid – ganz stumpf ist und dass man an den Tränen dieser kleinen Frau ganz offenbar spürt, dass die Welt durcheinander ist...

Inzwischen ist auch der Feldweibel und der eine Kamerad aus dem Kino zurückgekommen, und das Radio quäkt laut seine blödsinnigen Melodien...

Ich bin ja nicht einmal fertig geworden mit dem Spaziergang: da haben wir noch in dem Städtchen drüben in einer kleinen Konditorei gesessen, in der drei Generationen französischer Schlampen bedienten. Ach, diese rohen, billigen Stühle, diese Tische! Die dreckige Katze, die mitten zwischen dem Gebäck liegt und schnurrt; die älteste Schlampe sass an der Kasse, die zweitälteste brachte den Kaffee, und die jüngste, die noch hübsch genug war, um gegen ihre Schlamperei ein Gewicht zu haben, brachte den Kuchen; sie glichen sich alle drei auf eine faszinierende Weise; die Schrecklichste war eigentlich die mittlere, da bei ihr weder die Würde des Alters noch der Glanz der Jugend veredelte. Sie hatte buchstäblich über ihr einst gewiss hübsches Gesicht, das völlig verdreht war, den Puder dick gestaubt und goss mit dem süssesten Lächeln den Kaffee aus. Übrigens haben wir dort ein paar wunderbare und sehr kleine, aber auch sehr teure Baiser-Törtchen gegessen, die uns trotz allen Drecks gut mundeten.

[...] ich wollte Dir so viel und schön erzählen, aber nun ist es doch wieder nichts geworden, weil mein schöner Abend eben, auf den ich mich so gefreut hatte, so gänzlich unterbrochen und zerrissen wurde.

Schick mir doch bitte, wenn es möglich ist, noch einen Dostojewski zu, am liebsten den «Raskolnikow», ja, vielleicht kannst Du ihn noch zu den Pantoffeln packen; ich vermisse diese lebendige Sprache dieses grossen, christlichen Herzens Dostojewskis sehr...

502. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 6. April 43

[...]

Ich müsste Dir so viel erzählen, aber die Atmosphäre, die im Augenblick hier herrscht, bedrückt mich etwas; wir haben eine wüste politische Debatte gehabt, bei der wir uns ein wenig stark angepöbelt haben; ach, wir sind doch im Grunde genommen sehr gereizt durch dieses ewige Leben unter ungeliebten Umständen. Der Berliner Dr. jur. sitzt noch mit einem typischen deutschen Gebildeten-Gesicht in der Ecke und liest seinen «Völkischen Beobachter» und spielt den beleidigten, unverständenen politischen Sendling – dieser Egoist! Ach, kannst Du Dir das vorstellen, dass jemand die Zeitung von vorn bis hinten liest, jeden politischen Artikel? Ich spreche ab und zu ein paar Worte mit dem Buchhändler; wir haben ihm schwer zugesetzt, aber es gibt einen Grad der Borniertheit, der nicht mehr gelöst werden kann... Nun, es wird schon wieder schmelzen, das Eis; im Übrigen hat der Kampf mich erheitert, und es freut mich auch, mich ab und zu einmal zu erproben. [...]

Ich muss Dir noch von einem schönen Bild erzählen, das ich heute sah. Wir haben eine kleine Köchin hier, Jacqueline heisst sie, eine blonde Sechzehnjährige, ein wirklich nettes Mädchen, ein richtiges Kind mit grossen Meeraugen – heute Abend sah ich sie mit ihrem Kabänes, da errötete sie wirklich – heute Mittag sah ich dieses sehr zarte und doch sehr natürliche Mädchen – Abkömmling uralter Fischergeschlechter – in unserer Küche Fische säubern. Ganz phantastisch, mit welchem kaltem Blut sie ihnen die Köpfe absäbelte, dann den Bauch aufschlitzte und dabei, als sie meinen schauernden Grossstädterekel bemerkte, auf eine sehr erstaunliche Weise lachte; ein Bild, wie es Breughel hätte malen müssen; dieses kleine Kind bei diesem blutigen und doch so harmlosen Geschäft. Sie erzählte mir übrigens mit Stolz, dass einer ihrer Vorfahren schon im 17. Jahrhun-

dert Bürgermeister dieses uralten Fischernests gewesen ist. Ich habe sie zu meinem Postillon d'amour befördert; da ich selbst sehr häufig erst spätabends Weggehen kann, die Post aber schon um 5 Uhr da ist und meine Ungeduld um diese Stunde wach wird mit der Pünktlichkeit eines Weckers, schicke ich sie zur Kompanie, meine Post holen; sie bekommt jedesmal eine Zigarette von mir, die sie mit Chic zu rauchen versteht; wenn sie mir gar mehrere Briefe bringt, bekommt sie 2 Zigaretten, und so bekomme ich schon von Weitem meine Sendung gezeigt, damit ich die zutreffende Ration für sie bereitlege. [...]

Die Perle unseres Hauses aber ist Ernest, das «Mädchen für alles», ein alter, weisshaariger Knabe, ein origineller, sehr netter Kerl, dem man schlechthin alles anvertrauen kann und der alles zu arrangieren versteht. Er ist der Typ des alten Frontsoldaten von 14-18, ein prächtiger Kerl, der mir eine gute Hilfe ist, fast unersetzlich; er ist auch ein märchenhafter Koch; Jacqueline ist sozusagen sein Lehnmädchen, er erklärt ihr die Kunst, Pfannkuchen zu backen und Blumenkohl kunstgerecht zu zerteilen. Leider kann er sie wegen unserer bescheidenen Mittel nicht in die höheren Sphären der Kunst einführen. Er ist schon seit 2 Jahren im Haus, trotz des 4- bis 6-wöchentlichen Wechsels der Besatzung; wirklich eine Perle und treu wie Gold, wirklich, ich hätte nicht geglaubt, in Frankreich soviel Treue zu finden, ausgesprochene Treue...

[...]

503. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 6.4.43

[...]

Heute war ein ganz toller Sturm ... wirklich berauschend schön; die ganze Bucht war erfüllt von einem wilden Leben; zornig und stark kochten die Wellen. Wenn man sie von der Seite sieht, gleichen sie

fast grossen weissen Fischen, die darum kämpfen, an Land zu kommen; gegen Mittag, wo die schöne Sonne am höchsten stand, war auch gerade Flut; wirklich, nun verstehe ich, wie man von Brodeln sprechen kann; unheimlich, dieses wilde Leben in der Flut, und der Schaum spritzte hoch, hoch über die Kai-Mauern, die Strasse schwamm von Wasser, und ich habe ein regelrechtes kaltes Bad genommen, als ich mit dem Rad hindurchfuhr; und doch, dieses Bad war auch irgendwie schön und berauschend, irgendwie elementar; ach, dazu dieser irrsinnige Sturm; ach, wie schön könnte das Leben sein!

Gott helfe uns aus der Gefangenschaft. Beten wollen wir, beten und hoffen...

[...]

504. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 7. April 1943

[...]

Heute war hier der Sturm noch toller, einfach unheimlich; wenn man nahe am Wasser steht, kann einen eine geradezu panische Angst ergreifen; diese grau-grüne kochende Gischt ist wahrhaft elementar; ich hätte es nicht für möglich gehalten, aber ich habe wirklich haushohe Wellen gesehen. Denk Dir nur, Gischtwellen höher als Häuser; ach, ein berauschendes Spiel der Natur! Die Strasse von unserer Stadt zum Nachbarort, die eine scharfe Biegung zur See macht und an einer Stelle von der Kaimauer berührt wird, war heute am frühen Nachmittag zu den Stunden der Flut unpassierbar; nachher konnte man sehen, dass die Mauer an dieser Stelle tatsächlich unterspült war und gebrochen, Steine und Geröll waren weit über die Strasse verstreut; der Hafen ist zur Zeit der Flut ein zischendes Becken, das überzulaufen droht; unheimlich, wie die riesigen Wogen schaukeln bis zum Rand hin und wie die kleine Flotte der Boote gewiegt wird; ein Glück, dass

die Kraft der Wellen im Hafen schon gebrochen ist; die Strasse, die parallel zum Hafen führt, lässt hier oben bei uns eine Lücke, da, wo nach rechts und links zwei Wege steil zum Hafen abfallen; da bleiben alle Passanten einige Minuten stehen und schauen stumm und bewegt auf das Meer, auf den Hafen... Es ergreift mich jedesmal, wenn ich diese Anballung von Leuten sehe, an deren Haltung die uralte Angst und Sorge uralter Fischergeschlechter zu erkennen ist; da stehen sie stumm und schauen dem Meer zu, seinem irrsinnigen, zornigen Spiel, wie dem Treiben eines mächtigen, launischen und doch sehr geliebten Wesens...

Ich habe das gar nicht geglaubt, heute Mittag, als ich ausging, fiel draussen ein sehr feiner Regen, aber Ernest, unser Faktotum,klärte mich dann auf, dass dies die Gischt sei, die sich der Luft in Form eines Regens mitteile; doch ich glaube das nicht; der Alte ist nämlich ein wirklicher Schatz, und es kann gut möglich sein, dass er mich foppen wollte; hältst Du das für möglich? [...]

Heute habe ich ein wahrhaft grausiges Geschäft erledigen müssen; ich musste in den vielen alten Häusern am Strand nach Möbeln suchen, in diesen Häusern, die nun schon 3 Jahre verlassen sind; in den meisten Häusern findet man nicht ein Stück Holz mehr, nicht ein brauchbares Gerät; es ist ganz wahnsinnig, wie hier der Krieg sich zeigt als eine elementare Zerstörungskraft; uralte Töpfe, zerschlagenes Geschirr, Schutt und Schmutz, das findet sich alles in Ecken zusammengescharrt oder blindlings verstreut; vollkommener Irrsinn, und doch auf eine Art irgendwie berauschend; auf einem Speicher fand ich eine Bibliothek, vollkommen unnötig zerstört, beschmutzt, zerrissen, verstreut, zertrampelt; ein schreckliches Bild, wenn man Bücher so misshandelt sieht; unheimlich, in diesen gräberartigen Häusern, die zum Meer hin alle zugemauert sind, das Tosen der Brandung zu hören, und nur das wenige Licht, das durch die schmalen Schiessscharten einfällt... aus diesen Häusern scheinen sogar die Mäuse und Ratten schon geflohen zu sein...

505. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 8. April 43

[...]

Heute war ein ganz selten toller Tag, ich bin nicht einmal so richtig zum Essen gekommen; gleich morgens ging es los und hat nicht abgerissen bis 4 Uhr heute Nachmittag; ich habe so allerlei dringende Besorgungen erledigen müssen, meistens per Rad; dann allerlei Kommissionen, Stühle besorgen, ein Billard und ein grosse Theke – dabei habe ich mir von einigen O.T.-Schmierfinken Zigaretten schenken lassen, denn dieses ganze Gerät sollte für die Brüder sein; das schmerzt mich eigentlich sehr, dass ich diese Geschenke angenommen habe, es ist doch fast wie Bestechung, nicht wahr? Und ob man sich nicht auch «gemein» mit den Brüdern macht, wenn man von ihnen etwas annimmt. ... Heisst es nicht in der Vormesse: «Ihre Rechte klebt von Geschenken!...», andererseits widerspricht es dem nüchternen Gesetz der soldatischen Realität, Zigaretten abzulehnen ... na...

Um 4 Uhr haben wir dann den Laden ganz radikal geschlossen und sind in die «Operette» gegangen, die man uns hierherbrachte; aber ich bin nach dem 2. Akt geflohen: ein grausamer, sentimentaler Kitsch; es wäre wirklich Zeitverschwendung gewesen, wenn ich länger darin geblieben wäre; ein paar Herren von jener dicken, etwas weichlichen Sorte mit fabelhaftem Teint und öliger Stimme, ein paar Schauspielerinnen 4. Klasse, ein furchtbarer Inhalt; einzig und allein lohnenswert war in etwa die schöne Kulisse und die gute Garderobe; ich würde den kitschigsten Film dieser Operette vorziehen, wie kommt das bloss?

506. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 8.4.43

[...]

Mit meiner Krankheit steht es so: der Pariser Spezialist konnte auch an den Augen nichts feststellen, hat aber den Psychiater als zuständig empfohlen; nur empfohlen, wohlverstanden; nun bin ich also mit diesem Ergebnis wieder zu meinem Truppenarzt gegangen, und dieser sagte mir, dass ich vorläufig genug gereist sei und in 8-10 Tagen noch einmal wiederkommen sollte; ich bin ja auch das Dreieck Amiens – Paris – Rouen nun oft genug und im Grunde genommen immer ergebnislos abgefahren; also heisst es dann, nun erst mal wieder warten. Das ist mir im Augenblick ganz recht, denn ich könnte hier praktisch doch nicht weg, es wäre einfach unmöglich; so will ich lieber warten, vielleicht noch einmal 14 Tage, dann werde ich mich wieder melden; ich bin wirklich in einem hohen Grade physisch und auch psychisch nervös, das spüre ich ganz deutlich...

Heute war ein selten aufreibender Tag, ganz irrsinnig, aber eigentlich bin ich sehr glücklich, wenn es so «rauscht», dann fühlt man sich doch sinnvoll «eingesetzt», und man spürt auch einen Erfolg seiner Arbeit, und man kann doch sowohl den Soldaten wie den Zivilisten viel Gutes tun...

Das Meer war heute wieder ruhiger, aber immer noch wild und drohend, ganz giftig grüngrau wird es dann und kochend; die Fischerboote liegen immer noch im Hafen, so fallen auch die schönen Flundern aus, die wir uns manchmal abends machen lassen. Du musst Dir überhaupt in puncto Essen absolut keine Sorgen um mich machen, es geht mir wirklich gut; ich glaube allerdings, wenn ich mit dem Kompanie-Essen allein auskommen müsste, dann wäre das bei diesem 14stündigen Nervenkrieg jeden Tag nicht auszuhalten; aber wer weiss, was man noch alles aushalten könnte...



Die Operette heute hiess: «Spiel mit der Liebe»; ich schrieb Dir schon: ein irrsinniger Kitsch. Weisst Du, man sehnt sich so in der Fremde – und wir sind ja wirklich in Feindesland – sehr nach einer unmittelbaren Offenbarung unserer deutschen Kultur, die bestimmt die beste der Welt ist; manchmal wird dieser Eindruck durch einen Film in etwa vermittelt, aber schöner wäre ein wirkliches Konzert! Weisst Du, Radio hören und manchmal ein Buch lesen, wenn man Zeit hat, das ist doch nicht so viel wie eine unmittelbare Darbietung, es könnte doch auch einmal ein gutes Kammerspiel sein; immer nur dieser Wahnsinn mit nackten Beinen und hochgehobenen Röcken, muss man denn immer der Masse allein Genüge tun ... sie sind ja alle Masse, einschliesslich Offiziere ... na...

Ich war wirklich so enttäuscht und gelangweilt zugleich von diesem grenzenlosen und zugleich blöden Kitsch, dass ich nach dem 2. Akt abgehauen bin, dann geh' ich doch noch lieber in die manchmal recht sonderbaren französischen Filme. [...] Später waren dann die Künstler bei uns in der Kommandantur – was dieses Volk uns allein für eine Arbeit macht, es ist nicht zu beschreiben! Wirklich, einfach unangemeldet kommen sie mittags um ½ 1 – in der Mittagspause! – an und wollen gleich Essen haben, Quartier, wollen Heizung haben und was so Extravaganzen mehr sind. Ich benutze ihre Anwesenheit immer zu «Übungen in Hochmut» – ich behandle sie ebenso wie Offiziere. Weisst Du, ich liebe Komödianten sehr, dieses freie Volk, wirklich, aber dies blasierte, mondäne Gesindel ist abscheulich; diese Lackpinsel; na, ich bitte Dich, darf ich da nicht meine «Übungen in Hochmut» fortsetzen? Weisst Du, es ist doch massgebend bei aller Kunst die Weltanschauung, die dahintersteckt ... aber ich glaube, in diesem Laden überhaupt Weltanschauung zu vermuten, wäre vergeblich...

Wie nett sind doch dagegen die Zirkusleute, ich habe in St. Valery einmal welche kennengelernt, sie waren wirklich nett, unglaublich menschlich auch, und Leidenschaft; richtige Künstler mit offenen Herzen und Augen, voll Herz und Geist, ohne jede Blasiertheit. [...]

Ich muss unbedingt ins Bett gehen, morgen ist ein anstrengender Tag für mich. Morgen mache ich per Rad bergauf und bergab eine anstrengende «Butterreise»; ach, ich hoffe, dass auch für Dich etwas abfällt dabei; für uns überhaupt...

[...]

507. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 10. April 43

Heute bekam ich von Dir zwei Briefe und das Paket mit märchenhaft schönen Pantoffeln und dem Kuchen; die Pantoffeln sind herrlich, wirklich, hübsch und praktisch zugleich; ich bin sehr froh darum, denn so brauche ich nicht immer in den schweren Stiefeln bis in der Nacht herumzulaufen. Für Dich habe ich heute ein nettes Buch gekauft, wirklich, hoffentlich macht es Dir Freude. Es heisst: «10 kleine Hausgenossen» und behandelt in einer reizenden und reizvollen Weise das Leben und die «Gedanken» der Flöhe, der Wanzen, der Läuse; ach, Du musst es sehen, dieses Buch, es hört sich vielleicht etwas sonderbar an...

Gestern bin ich mit einem hocheleganten Personenwagen über Land gefahren zum Hamstern, die Route, die mein Kamerad, solange er in Urlaub ist, mir anvertraut hat, natürlich kann ich mir nicht die ganzen Quellen nutzbar machen, diese mühsam aufgebaute Reise über 40 km, 10 Dörfer mit 20 Stellen, das ist wirklich ein Meisterstück, an dem er ein halbes Jahr gearbeitet hat, immerhin, so viel, dass ich Dir auch nächste Woche etwas schicken kann, bleibt schon... Kannst Du Dir denken, dass es grauenhaft still ist in diesen Weilern, die aus 4 oder 5 Höfen bestehen; mir ist wirklich manchmal der Angstschweiss ausgebrochen: absolute, dumpfe Stille! Dazu die langsamen Bewegungen der Bauern, ihre Sprache und das sonderbare Lachen, das hat mich oft erschreckt; ich glaube, ich würde wahn-

sinnig, wenn ich 3 Wochen allein auf einem solchen Flecken leben müsste. [...] Solange ich von Dir entfernt bin, bin ich immer von einer irrsinnigen Rastlosigkeit erfüllt; wirklich, Ruhe finde ich eigentlich nie; ich danke eigentlich Gott dafür, denn die Unrast ist doch das Leben selbst. «Schlaft nicht, schlaft nicht», hat die grosse Theresia gesagt, «denn es gibt keinen Frieden auf Erden»; ich habe selten einen Spruch aus Menschenmund gehört, der mich derart fasziniert hat, man stellt sich ein (unleserlich) schönes Gesicht vor mit dunklen, glühenden Augen, die noch Leben und brennen, wenn sie auch geschlossen sind...

508. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 11. April 1943  
Sonntag

[...]

Heute Nachmittag habe ich nach dem Essen wirklich einmal ein paar Stunden in Frieden verbracht; erst kamen Deine beiden Päckchen mit wunderbaren Zigarren, Zigaretten und Schokolade; das war köstlich; ich war einige Stunden ganz allein hier – das Telefon schwieg ausnahmsweise – ich habe mit Wonne Deine Schokolade gelutscht, eine dicke Zigarre geraucht und dabei ein sehr spannendes und nicht ganz schlechtes Buch gelesen, einen Ehe-Roman: «Das geliebte Gesicht». Der Titel hatte mich verlockt, es mir einmal zu entleihen; das Schreckliche an vielen Büchern, die sprachlich und künstlerisch ganz gut sind, ist die absolute Weltanschauungslosigkeit; dazu kam, dass dieses Buch in Sachsen spielt und sogar winzige Spuren von sächsischem Dialekt aufweist, und es gibt für mich keine verhasstere Sprache als dieses sächsische, weiche, pampige Gesabbel; trotzdem, das Buch hatte etwas sehr Lebensvolles und Lebenswahres – die Geschichte einer zweiten Ehe eines geschiedenen Mannes, der seine

zweite Frau wirklich leidenschaftlich liebt und sich doch mit seiner ersten Frau und seinen Kindern aus seiner ersten Ehe ganz aussöhnt. «Das geliebte Gesicht» ist ein Sohn des Mannes aus seiner ersten Ehe, der die zweite Frau – eine ganz junge und nette Frau – irgendwie liebt. Etwas verworren das Ganze, aber sehr reizvoll doch, nur grausam liberal und oft ganz erstaunlich geschmacklos. Oft sind Szenen zwischen Mann und Frau geschildert, wie man sie sich in der deutschen Sprache nicht erlauben darf, unsere schöne deutsche Sprache ist zu schamhaft und schüchtern dazu, wirklich, ich habe es selbst festgestellt, dass manche Stellen bei Maupassant und A. France, die im Französischen noch durchaus «gangbar» sind, im Deutschen wie direkte, platte Zoten wirken. Übrigens drückt sich dieses Buch «Das geliebte Gesicht» auch um den Krieg herum, man hört und sieht nicht viel von ihm darin...

Weisst Du, ich glaube manchmal auch, dass ich selbst so «unproduktiv» bin, weil ich den Krieg noch nicht ganz verarbeitet habe; aber manchmal habe ich jetzt das Gefühl, dass ich nur einige Tage völliger Freiheit brauche, um eine «angängige» Geschichte zu schreiben; ich habe heute auch einmal an meinen «Roman» gedacht, «Am Rande der Kirche»; vielleicht könnte man daraus wirklich etwas machen; ach, nur einmal Ruhe und ein wenig Frieden, nicht immer Uniform und Telefon und Feldwebel und Offiziere! Gott, was ist dieser Krieg für eine Last! Aber wir dürfen doch stolz sein, ihr und wir, ihr Frauen auf eine ganz besondere Weise, ihr leidet und opfert doch manchmal noch mehr als wir; ach, für uns ist der Krieg auf eine andere Weise schlimm – ich brauche nur immer wieder auf die Stelle im Buch von Wiechert zu verweisen, die das alles in einer seltenen Klarheit in einer schönen Sprache sagt... [...]

Die Liebe des Fürsten im «Idiot» gilt, glaube ich, im Grunde doch nur Natascha; ist das nicht ganz klar, als er sie zum ersten Mal sieht? Ach, es ist schwer, das zu erklären und auch zu beweisen, denn immerhin liebt er auch diese Aglaja, aber ich glaube, er wäre doch dem Gesicht der Natascha bis an das Ende der Welt gefolgt. Ist es nicht eine der ergreifendsten und schönsten Szenen der Weltliteratur, wie

diese beiden, Myschkin und Rogoschin, am Totenbett der Geliebten sitzen und wie der Russe Rogoschin genau beschreibt, wie er sie ermordet hat. Diese Szene hat mich schon, als ich sie als Knabe las, unsagbar tief und glühend ergriffen und immer, immer sooft ich sie lese und daran denke, empfinde ich ebenso wie zum ersten Mal. Ich bitte Dich, schick mir doch bitte für meine Zulassung mehr Dostojewski, den Raskolnikow und dann den Band kleiner Geschichten «Im Dunkel der Grossstadt», ein roter Piper-Band, der an sich Alfred gehört, gerade diesen Band hätte ich so gern, da ist «Die Sanfte» drin und «Die hellen Nächte».

Auch dieses Lesen auch manchmal nicht so ganz wertvoller Bücher – ich lese zuviel, das spüre ich sehr, und es freut mich auch, dass ich überhaupt noch darauf reagiere. Es wäre schön, wenn ich bald einmal ein halbes Jahr Urlaub bekäme, ich würde studieren, auch die Universitäts-Studien, wirklich, und in jeder freien Stunde mit wahrer Lust arbeiten. Eigentlich ist es gar nicht mehr so lange bis November, wo der neue Studienurlaub wieder fällig ist; das sind 7 Monate, eigentlich ist dieses «verlorene halbe Jahr» – der ins Wasser gefallene Studienurlaub – sehr schnell vorübergegangen. [...]

Übrigens hat der Frontbuchhändler heute Nachmittag einen guten Bohnenkaffee gestiftet, einen ganz erlesenen Genuss, und ich habe Deinen Kuchen dazugegeben, dieses schöne weisse Gebilde, das uns alle sehr beglückt hat; so haben wir zu dreien in unserem schönen Speisezimmer wunderbar Kaffee getrunken – in Abwesenheit des Feldwebels sehr fröhlich und gemütlich; aber im Gespräch kommen wir doch über eine gewisse Grenze nicht hinaus; so ganz tief zu gehen und wirklich wertvolle Dinge zu ergründen, dazu kommt es nie, weil die Weltanschauung meiner beiden Kumpane dann doch etwas zu oberflächlich ist; es gibt ein gewisses «Gebildetsein», das sich um die Kenntnis der besten Zeitungen und einen gewissen Kreis von Büchern dreht, aber wirklich im Kreise dreht, ein schrecklicher Totlauf, der in ganz reizvollen Literaturgenüssen aufgeht und im Geschmack; überhaupt ist «Geschmack» ein ganz gefährliches Kriterium, man

lässt sich immer wieder davon bluffen. Kennst Du die Stelle im Landpfarrer, wo der Pfarrer von Torey den «Jungen» darüber belehrt, dass es im Grunde gar nicht wesentlich sei, ob jemand einen billigen Öldruck oder ein kostbares Gemälde des Heiligen habe? Die Stelle hat mich damals «etwas» gestört – aber ich weiss nun wirklich, dass es völlig unwesentlich ist. Eigentlich erschreckend, wie die Kunst an manchen Punkten vollkommen belanglos wird...

[...]

509. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 12. April 43

[...]

Heute habe ich oben vor meinem Zimmer auf dem Balkon gestanden und dem Dämmer zugesehen, wie das grüne Meer immer silberner wird und dann plötzlich matt und immer mehr Farbe des grauen Himmels annimmt; die Boote schaukelten im Hafen, und auf der schmalen, steinernen Zunge der Mole, die weit ins Meer hinausstösst, sah ich die kleinen schwarzen Silhouetten der Posten, die vorne aufzogen.

Der Tag war wieder von viel Arbeit und Ärger erfüllt; es ist schon manchmal sehr schwierig, mit den Franzosen auf eine Ebene zu kommen; manche machen uns Schwierigkeiten, wo sie nur können, aber ich kann den Leuten persönlich einfach nicht böse sein, weil ich einsehe, dass sie ihre nationale Existenz aufgeben würden, wenn sie sich nur ganz schwach und willenlos unseren Wünschen fügen würden. Unser Feldwebel wird immer gleich rasend, wenn jemand unruhig wird, und auch diese sehr natürliche Reaktion verstehe ich gut; es ist ja auch so, dass Frankreich bald einsehen müsste, dass die Front in Russland die Front Europas ist, aber... es gibt so unendlich viele «Aber» bei den Franzosen, diesen unverbesserlichen Individualitäts- und Freiheitshelden.

Das Licht ist ausgegangen, und ich habe mir eine Deiner V. D. A.-Kerzen angezündet, die mir in solchen Situationen schon oft nützlich waren. Es ist wirklich eine «tolle Schlamperei» ... praktisch klappt nämlich selten einmal etwas richtig, und die Gesetze sind wirklich nur dazu da, umgangen zu werden ... so gibt es zum Beispiel auf Marken nur alle 10 Tage Butter (!!), während man «marché noir» täglich zu hohen Preisen irgendwo bestimmt welche haben kann, bestimmt bei den Bauern ... so ist es fast mit allem.

Es kann gut sein, dass einmal eine Postsendung verlorengeht, da man oft recht «böse» mit unseren Güterzügen und Postzügen umspringt; ja, der böse Feind spielt Krieg mit uns!

Heute Nacht habe ich etwas ganz Tolles gesehen; wir wurden wach von einem wahnsinnig aufreibenden Geräusch auf der Strasse; es war, als wenn man grosse, schwere Säcke mit Scherben über das Pflaster schleifte, aber der Krach war ganz anderer Art. Ein riesiges Lastauto, mit einem dicken Bündel langer, stählerner Stangen beladen, fuhr über die Strasse, und die Enden rumpelten hinten über das Pflaster, und da sprühte ein lustiger Tanz von Funken auf, ganz gespenstisch und toll mitten in der Nacht, wie ein Schwarm glühender Mücken, der hinter dem Wagen hertanzte. [...]

Es ist jeden Tag die gleiche Tragödie, immer nehme ich mir vor, früh zu Bett zu gehen, immer wieder, aber es wird dann doch meist zehn Uhr, ehe wirkliche Ruhe eintritt; dann kommen meist nach Feierabend noch allerlei Zivilisten, die den Feldwebel privat besuchen, da muss ich meist auch dabei sein.

[...]

*510. Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 13. April 1943

[...]

Mitten im schönsten Schreiben bin ich wieder unterbrochen worden, aber diesmal auf eine sehr angenehme Weise; unser Feldwebel hat mich eingeladen zu einer Abendspazierfahrt in seinem wunderbaren, eleganten Cabriolet; wir fahren ganz langsam durch die abendlichen Strassen des alten Städtchens, wo die Leute vor den Türen stehen und noch schwatzen im sinkenden Dämmer, dann hinaus in ein paar stille, schöne Dörfer, deren Ruhe mich tief ergreift und aufwühlt, weil ich jedesmal etwas von dem spüre, was wir nicht kennen, was uns völlig fremd ist: den Frieden. Wirklich, diese alten Höfe mit den alten Bäumen, diese Gassen, in die man hineinsieht beim Weiterfahren, im Abendrot leuchtend und still, die Luft, und diese absolute Ruhe, das ist der Friede ... und die Leute erschrecken fast vor unserem Auto, das wie die unruhige Fremde selbst ist... dann lange, schöne Strecken über flaches Land, durch weite grüne Felder, die schimmern so schön und gut, und die zarten schwarzen Silhouetten der Bäume gegen den rötlichen Abendhimmel; wunderbar die grüne Fläche der Felder, vor uns die weite, lockend offene Strasse, die Landstrasse, umrandet von den zarten schwarzen Bäumen, die im roten Abendhimmel stehen; das Band der Strasse glänzt vor uns, weit, zärtlich und abenteuerlich – wir haben die Fenster weit herabgelassen und lassen uns ordentlich umwehen von dem frischen und doch sehr zärtlichen Wind, in dessen Atem das Meer ist, mit einem scharfen Bogen fahren wir dem Meer entgegen wieder zurück, mitten hinauf auf die höchste Stelle des Kreidefelsens, der westlich von unserem Städtchen liegt, als wenn wir hinaufführen auf einer steil ansteigenden Schanze, um hinauszustürzen ins Meer, das man ahnt und spürt, dort wo die Strasse am Horizont jäh endet und wo die Bäume aufhören ... wunderbar ist das ... dann geht es am Rand des Felsens auf dem Plateau vorbei; das ist



herrlich, berauschend; das Meer, das Meer liegt vor uns, schimmernd; weit, weit, rötlich und strahlend schön, und rechts von uns liegen tief, tief im Kessel, eingeklemmt zwischen den beiden Felsen, die beiden Städtchen, dunkel und verworren, einzig die Kirche kann man erkennen und das schimmernde Becken des Hafens; dunkel, abenteuerlich und lockend, wirklich wie ein Nest liegt die Stadt dort unten, aber die Buntheit ist erloschen unter den Fingern des Dämmers, es ist so, als habe man sie umgewendet und ihre Buntheit glühe nach innen, zärtlich und geheimnisvoll. Doch dann steigen wir wieder hinab in die dunkle Stadt, deren Glut man nur ahnen kann, immer tiefer geht es die steile, steile, kurvenreiche Strasse hinab, durch die engen Spalten der Panzermauern, durch Drahtverhaue und dann zwischen den eng zusammenstehenden Häusern hindurch. Ganz dunkel ist es schon geworden, durch die Fenster und Türen schimmert das Leben hindurch, man hört das Lachen und das Sprechen, und es ergreift mich, während wir ganz langsam durch die Strassen fahren, fast bummeln, da ergreift mich das tiefe und traurige Gefühl, dass ich wirklich in der Fremde bin, absolut in der Fremde.

Ich bin dem Feldwebel wirklich sehr dankbar für diese wunderbare kleine Fahrt an diesem Frühlingsabend; er ist so sonderbar launisch, meistens eigentlich sympathisch, wenn auch etwas schwierig; vor allem sehr tüchtig und frei, sehr frei, der typische Techniker in positivem Sinn. Bei der Fahrt erklärte er mir auch die Befestigungsanlagen, die wir sehen, ihren Zweck und ihre Aufgabe, das ist sehr interessant für jeden Soldaten ... alle die Bunker betrachte ich sehr nachdenklich und besonnen, ich kenne das Leben in diesen Betonklötzen, es ist wirklich ein absolutes Leben, und oft war ich glücklich, als ich in ihnen lag...

Wir halten in sanfter, stiller Weise mit einem kreischenden Bremsen vor unserer Kommandantur, und ich bin eigentlich enttäuscht, dass die schöne Fahrt zu Ende ist, es ist eine schöne, köstliche Erfrischung nach dem Tag im Büro ... wie schön ist es doch, wenn einem

die technischen Errungenschaften unserer Zeit in dieser angenehmen Weise einmal dienstbar gemacht werden, das ist wunderbar.

Es ist spät geworden, inzwischen scheint lange schon der Mond in den Gassen und engen Strassen der Stadt; die «Schönheiten» schwirren nicht mehr durch die Strassen und verwirren den armen Landsern den Kopf...

511. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 14. April 43

[...]

Die Debatten, die wir nun schon gewohnheitsmässig führen, sind oft interessant und belustigend; der Feldweibel ist Techniker, sehr tüchtig und menschlich auch sehr sympathisch – schwierig manchmal, launisch und laut; dann kommt unser aller «Augapfel», der absolut-politisch-gläubige Jurist, der zynische Frontbuchhändler und ich; mich kennst Du ja, so will ich mir das Selbstporträt sparen. Im grossen Ganzen sind die Debatten nicht unfruchtbar, das ist wohl erfreulich, aber das schrecklichste ist, dass die meisten Leute sich selbst so gern sprechen hören und nicht zuhören können; ich schweige eigentlich am meisten, trotzdem kann ich oft manches Gute einbringen, und ich bin dann sehr glücklich – aber weisst Du, das alles lässt sich doch niemals vergleichen mit den Debatten, die wir oft bei uns zu Hause führen. Denk doch nur, wir könnten noch einmal alle, alle zusammensitzen und debattieren: Alois, Caspar, Alfred und ich – und ihr Frauen. Ob wir jemals den Frieden wiederfinden?

(Da fällt mir eben ein, versuch doch bitte, mir die Adresse von Grete Solbach zu schreiben, möglichst nicht nur Feldpostnummer, sondern unchiffrierte Anschrift; ich möchte sie, wenn ich noch einmal nach Paris komme, gern besuchen.)

Heute war ein toller Tag! Wie immer! Ich könnte Dir soviel erzählen, aber ich vergesse so viel wieder. Nun will ich aber beginnen, mir die markantesten und wichtigsten Begebnisse des Tages in mein Notizbuch zu schreiben, dann kann ich Dir nächstens wenigstens erzählen.

Übrigens weisst Du, dass ich den Film «Meine Freundin Josephine» auch gesehen habe? Es war ganz nett und unterhaltsam; ich sehe die Krahl sehr gern; die männlichen Erscheinungen der im Krieg gedrehten Filme sind ja eigentlich alle lächerlich.

Am späten Abend hatten wir hier einen interessanten Auftritt, den ich Dir wenigstens erzählen will; es erschienen 6 belgische Arbeiter, die für eine französische Firma arbeiten, und beklagten sich, dass man ihnen die Lebensmittelmarken vorenthalte. Nun sind wir für solche Sachen eigentlich nicht zuständig, aber man kann das Leben nicht nach «Zuständigkeiten» einteilen. Wir luden dann zunächst die Firmen vor. Das war wohl das Interessanteste, die «Firmen»! 3 ganz junge Burschen, alle 3 «Chefs», so zwischen 20 und 25, elegant, jeder mit einer sehr eleganten Frau, jung und schön, na ... das war eine Aufregung, mir ist manchmal der kalte Schweiß ausgebrochen, weil einfach meine französischen Kenntnisse nicht ausreichten und ich mich mit stümperhaften Umschreibungen begnügen musste; jedenfalls war das eine bedrohliche Situation! 6 junge, hungrige Belgier mit diesem flämischen Kindergesicht, lieb und gesund, mit bunten Halstüchern, Zimmerleute. Und gegenüber die Franzosen, alle drei ausgesprochen typisch, schmal, verlobt, unzuverlässig. Jedoch es liess sich nicht viel beweisen, da die Franzosen den Beweis führen konnten, dass die Belgier in der Werkskantine zweimal täglich warmes Essen bekommen und dass dabei die Fleisch- und Fettmarken draufgehen. Na, es war eine ziemlich dunkle Geschichte, und ich traue dem Frieden immer noch nicht recht, aber die endgültige Entscheidung liegt nicht bei uns, sondern bei der Bauleitung, so haben wir die Leute abschieben können; wir können überhaupt selten «etwas machen». Später sah ich die «Chefs» mit ihren Arbeitern noch vor unserer Tür stehen und heftig debattieren. Ich musste wirklich

lächeln. Du hättest diese «Chefs» sehen müssen! Alle drei jung, elegant und unzuverlässig – das ist der einzige Ausdruck – unzuverlässig! Na ... vorige Tage war ich bei einem dieser jungen Ehemänner in der Wohnung, da sah ich gerade seine schicke Frau in einem grossen Topf mit Fett «Pommes frites» auf alte Art machen. Dieser Topf voll Fett kam mir in den Sinn, als die jungen Belgier ihre Fettmarken reklamierten! Na...

[...]

512. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 15.4.43

[...]

Heute habe ich eine tolle, ebenso anstrengende wie erfrischende Tour gemacht; mit dem Fahrrad habe ich die Strecke abgeklappert, die ich sonst immer mit dem Auto mache; 45 km mit den tollsten Bergen und 4 Pannen. Ich habe geschwitzt wie ein Irrsinniger, Du kennst das ja – mein Soldbuch ist noch einmal durchgeschwitzt worden; es war eigentlich wunderbar, noch einmal ein kleines sportliches Training nach soviel Tagen im Büro; mein Herz wollte erst rebellieren, aber es hat sich dann doch durchgeschlagen. Wunderbar war schon der Duft der Wiesen, richtig süss schon wie Heu, und die Luft flimmert am Mittag schon richtig wie im tiefsten Sommer. Das Rad hat mir aber nachher die Freude verdorben, viermal kaputtzugehen, das fand ich doch allerhand; ich habe mich an den Strassenrand gestellt und tapfer geflickt, dadurch natürlich viel Zeit verloren, so dass die Ausbeute ziemlich gering war. Aber Du sollst doch etwas bekommen, auch Mutter, das wäre doch toll, wenn ich für Euch nichts fände; aber vielleicht kommen Eier und Butter noch vor Ostern an, das würde mich sehr freuen.

[...]

---

513. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 17. April 1943

[...]

Das Wetter ist so strahlend schön und verheissungsvoll (...)

Ich stelle eben mit Schrecken fest, dass ich schon 6 Jahre von der Schule bin, doch eine wahnsinnig lange Zeit; heute wäre nämlich das richtige Wetter, um die Schule zu schwänzen; ganz sicher, vor 6 oder 7 Jahren um diese Zeit wäre ich bestimmt nicht zur Schule gegangen. (Du weisst wohl, dass ich von 9 Jahren nur 6 auf der Schulbank sass.) Die Franzosen haben ein treffendes Wort für Schuleschwänzen, sie sagen «faire l'école buissonnière», ein wunderbarer Ausdruck. Heute ist es tatsächlich ein Wetter, um die Schule zu schwänzen, blau und strahlend und jene frische milde Luft, die so berauschend ist. [...]

Oft überkommt mich der irrsinnige Drang, die Uniform in den Kanal zu werfen... [...] Heute Morgen um 9 habe ich begonnen, und nun, nachmittags um 5, bin ich noch nicht weiter als bis hier. Du siehst, ich habe nicht einmal Zeit, diesen Traum von der geschwänzten Schule ganz durchzukosten...

514. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 17. April 1943

Der Nachmittag dieses strahlenden, tollen Samstags war verhältnismässig friedlich, zum Schreiben bin ich nicht gekommen, aber ich war allein und hatte es mir etwas bequem gemacht; oben in unserem Speisezimmer, hier auf der alten Couch habe ich mein Quartier aufgeschlagen, das Telefon umgestöpselt und neben mich auf die Erde

gestellt, am offenen Fenster auf den kleinen Balkon hinaus mit dem wunderbaren Blick auf das Meer, den Hafen und einen der gewaltigen Felsen; das Telefon bimmelte ziemlich viel, und auch die Kundenschaft unten im Büro war sehr rege, aber die meisten habe ich vom Balkon aus abgefertigt; ruhig war es nicht, aber irgendwie amüsant; unten lief der Trubel des Feierabends vorbei, und die Leute horchten erschreckt auf, wenn ich am Telefon schrie ... ein Wetter draussen wie Seide! Unglaublich schön und glänzend, göttlich. Meine einzige Gesellschaft war unsere neueste Errungenschaft: unser Hund! Ja, wir haben jetzt einen Hund. Einen reizenden, kleinen putzigen, fuchsigem Köter, dessen Rasse mir zwar nicht klar ist, der aber einen hübschen Kopf hat. «Felix» heisst er. Wirklich, es ist sehr schön, einen Hund zu haben – wenn es nicht so wahnsinnig pessimistisch klänge, würde ich sagen, dass man ein solches Tier als Ausgleich für den Irrsinn der Menschen braucht. Gott verzeih mir! Im Augenblick liegt der Felix vor mir auf dem Sessel und pennt; er hat heute Nachmittag eine lange Autofahrt gemacht, in den späten Nachmittagsstunden, und nun ist er müde ... ebenso wie ich.

Unsere Nächte sind jetzt auch immer unruhevoll, wenig Schlaf und viel, viel Arbeit. Immer zuerst von morgens 8 bis abends 10 oder 11; vor 12 oder 1 Uhr geht es niemals zu Bett, trotzdem möchte ich, dass ich lange hierbleibe; diese Stellung liebe ich fast, zumal sie mit unbezahlbaren Annehmlichkeiten verbunden ist; allein die Tatsache, dass man abends wirklich allein vor sein Bett knien und beten kann, ganz ungestört, das ist unglaublich viel, und morgens sich in aller Ruhe und Frieden rasieren können, ein Bett haben, vom Teller essen und zwischendurch immer wieder lesen können, wie kostbar ist das!

Draussen ist ein so schöner Sommerabend, ja, richtig sommerlich ist es. Die Luft ist warm und duftend, und das Meer rollt, und die Jugend steht an Rampen und auf dem Kai und singt Lieder. Unser grauer Rock ist wirklich wie eine Verbannung!

---

515. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 18.4.1943  
Palmsonntag

[...]

Den Sonntagnachmittag habe ich friedlich über einem schönen Roman verbracht, der mich nicht mehr losliess. Ein sehr eigenartiges Buch, eine nicht einfache Sprache, aber voll spannender und erregender menschlicher Leidenschaft; voll von Dunklem, Schicksalhaftem, wie es immer unter der Decke der scheinbaren Eintönigkeit des Lebens schlummert. Es heisst: «Fremder Sohn», man könnte sagen, die Geschichte einer Untreue. Ich habe es gleich gekauft, weil es mir sehr erschwinglich schien, und ich werde es Dir auch nachher schicken. Übrigens habe ich Dir gestern noch einmal ein Pfund goldgelber Butter geschickt und 12 köstliche Eilein zu Ostern, möge nur alles richtig in Deine Hände kommen.

Heute Morgen war ich sehr glücklich, denn es sah gar nicht nach Arbeit aus, wirklich einmal nach Frieden; aber mitten in einem wunderbaren Schubertkonzert wurde ich dann hinausgejagt ins «Leben»; eine neue Schauspielertruppe war angekommen und dann noch ein Musik-Korps, die mussten dann alle erst untergebracht werden, und Essen musste bestellt werden, dann noch so verschiedene Extrawünsche. Da war der Friede aus; in meinem Ärger war ich wohl etwas zu kalt zu diesen Leuten, es tat mir nachher wirklich leid, sie führen ja doch ein sehr aufreibendes und freudloses Leben in ihrem grossen Kraftwagen, jeden Tag in einer anderen Stadt; und im Grunde genommen wollen sie uns doch vielleicht wirklich Freude machen. Was uns wirklich einmal nottäte, eine wirkliche Dokumentierung deutscher Kunst, deutschen Wesens, ein schönes Konzert, ein lebendiges Musizieren aus dem tiefsten Grunde unserer deutschen Kunst, aber dieses Singen von zweideutigen Couplets und Spielen von blöden Operetten, diese ewigen langweiligen Beine und Hintern der Tänze-

rinnen, das ist grauenhaft, man kommt sich so unsagbar verloren vor, mein Gott... aber vielleicht ist es so, dass unser Opfer ganz und gar voll werden muss, wir opfern unseren Beruf, unsere geistige Existenz ist dauernd in Gefahr, wir sind absolut verlassen von allen irdischen Kräften. Oft überkommt mich eine irrsinnige Scham, dass ich hier so sitze.

26. Lebensjahr – Student! Niemand kann das verstehen als die wenigen, die uns lieben! Wirklich, dieses andere Gesindel ist absolut unfähig, einzusehen, was das heisst. Wenn ich oft zusehe und -höre, was unserjuriest hier stundenlang davon erzählt, «was er für eine Reise machen würde, wenn...», dann werde ich wirklich manchmal gehässig, und in diesen Minuten fällt mir dann auf, dass er nicht nur einen Stiernacken hat, sondern einen «konvexen» Nacken, also tatsächlich, Du! [...]

Heute Morgen habe ich mir vor lauter Zorn – so zwischendurch – mit unserem Hausmeister einen kräftigen und verhältnismässig ausgedehnten «Aperitif» geleistet, bestehend aus drei saftigen Curaçaos und drei Wermuts – eine etwas reichliche Dosis für den Vormittag; bei der Wirtin habe ich dann gleich Zigaretten eingehandelt und – einen Strauss grüner geweihter Palmzweige erhalten, die das kleine Töchterchen gerade aus der Kirche mitbrachte; so fiel mir auch ein, dass heute Palmsonntag war. Manchmal wünschte ich, ich hätte meinen Schott bei mir, ich könnte lesen und etwas systematischer beten, aber es hat sich schon eine ganz erschreckende Fülle von Gepäck bei mir angesammelt, es gibt so schon eine Katastrophe, wenn ich einmal hier weg muss! Nebenbei liegt mir auch noch die Sorge um Felix ob, dessen Erziehung ich aufgetragen bekam; es ist ziemlich schwierig, aus diesem Promenadenstrolch einen bürgerlichen Hund zu machen; ausserdem ist das Biest auf eine erstaunliche Art nervös – wie alle armen Leute! Wir verstehen uns soweit gut, zumal ich gar nicht die Absicht habe, ihn so völlig «brav» zu machen, wie es sein muss; es lebe die Freiheit! Ich versuche nur, ihm den grössten Anstand – die Stubenreinheit – beizubringen. Ich habe es bisher auf «abstrakte» Art versucht, nur durch Mahnen und bittere Vorwürfe, aber das Leben



eines Hundes ist anscheinend doch hundertprozentig von Realitäten erfüllt, so muss ich also andere Massnahmen ergreifen. Im Augenblick schläft er sehr friedlich zu meinen Füßen, ein schmales, feines Tier, fuchsig, mit einer hübschen schwarzen Schnauze und hübschen Augen – nur die Ohren, die Ohren verraten, dass er ein Prolet ist, und darum liebe ich ihn um so mehr, weil er nicht so ein bürgerlicher Schweinehund ist, sondern ein freiheitsliebendes, hungriges Wesen. Hunger hat er unheimlich, wahrhaft phantastisch für seinen zarten Körper; dabei hat er auch bei seinen Mahlzeiten die Hast der armen Leute, niemals Ruhe; der Magen wird wohl auch etwas verkorkst sein bei seinem unregelmässigen Lebenswandel, deshalb bin ich auch geneigt, seine Verdauungsvergehen nicht allzu streng zu beurteilen.

Du wolltest wissen, wie es mit meinen Rauchwaren steht; im Allgemeinen wirklich gut, sogar ausreichend, erstaunlich, nicht wahr? Wirklich, ich bin ganz gut versorgt, aber Deine Zigarren sind doch immer eine grosse und einmalige Freude. [...]

Die Nächte sind hier nun oft auch sehr unruhig, sogar schon die Nachmittage sind erfüllt von wilden Luftkämpfen, deren Drama man bei gutem Wetter an den wilden Verschlingungen der Kondensstreifen ablesen kann. Die Bevölkerung staut sich dann an den Stellen, wo man am meisten sehen kann, und auf ihren Gesichtern zeichnet sich der Widerschein einer tiefen, inneren Lust, die abscheulich flackert; sobald aber das Geknatter näher kommt, zieht sich die Meute feige in die Ecken zurück. Die Masse ist doch ein grausames und charakterloses Gebilde, so als elementarer Klumpen gesehen, während doch die Einzelnen fast alle menschlich sympathisch sind; ich finde das erstaunlich und bedrückend traurig, diese Luftkämpfe, wo ganz oben, hoch über der Erde, fast schon über der Wirklichkeit, sich der Krieg hart und böse, unsagbar ernst austobt. Wie schrecklich ernst ist doch dieser Kampf der Flieger im Gegensatz zu dem schrecklichen Kitsch, den man oft in den illustrierten Zeitungen findet.

516. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 19.4.43

[...]

Es ist schade, dass ich so sehr, sehr wenig Zeit habe. Schon seit buchstäblich einem Monat warte ich darauf, einmal 2 Stunden Zeit zu finden am Nachmittag, um die halbe Stunde zur Kompanie hinaufzusteigen und notwendige Umtausche von Kleidern und Strümpfen vorzunehmen; ich komme einfach nicht dazu, und so laufe ich weiter in meiner zerschissenen alten Jacke herum. Es ist ganz toll, wirklich, wenn einmal eine Arbeitspause eintritt, dann sind gleich wieder 5 oder 6 «Klienten» da, die sie eifrig ausfüllen – eigentliche Ruhe tritt erst abends nach 11 Uhr ein, und dann ist man so müde und geschlagen, dass man nicht einmal mehr zu einem einigermaßen vernünftigen Brief kommt. Auch das Lesen habe ich schon wieder einschränken müssen; im Augenblick habe ich einen sehr dicken «Schmöcker» von Ina Seidel, «Das Wunschkind»; vielleicht kennst Du sie näher und kannst mir einmal etwas darüber schreiben; mir scheint das Buch gar nicht schlecht zu sein; ach, ich bin so müde, so wahnsinnig müde...

Das Wetter draussen ist wieder feucht und kühl geworden, aber dennoch schön; überhaupt finde ich jedes Wetter schön, so wie ich auch jede Landschaft schön finde; wirklich, ich habe noch niemals in meinem Leben irgendeine hässlich oder vollkommen reizlos gefundene; jede hat doch ihr Leben, irgendein Leben, und die Natur unterscheidet sich wirklich von uns geistigen Wesen dadurch, dass sie niemals langweilig werden kann. Es gibt doch wirklich langweilige Menschen, nicht wahr? Aber eigentlich langweilige Hunde gibt es nicht. Na, sei mir nicht böse über soviel Skepsis...

[...]

517. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 20. April 1943

[...]

Gestern Abend war es buchstäblich fast 1 Uhr geworden, ehe wir ins Bett kamen; wir mussten wegen einer wichtigen Entscheidung noch auf unseren Feldweibel warten, und der kam sehr spät, aber bis 12 Uhr war eigentlich sowieso Arbeit, Quartier-Ausgaben und ähnliches, ein tolles Spiel ist das immer. Ich habe 3 Päckchen an Dich fertig gemacht in den «Pausen», eins mit 2 Blocks von diesem Papier, eins mit einem schönen Buch über Frankreich und eins mit einem dritten Buch «Fremder Sohn», von dem ich Dir schon erzählte – es ist vielleicht manchmal etwas sehr traurig und hart, und ich habe es eigentlich auch etwas düster gefunden, aber es ist ein gutes Buch, ein sehr menschliches Problem wird hier mit unsagbar einfacher und ergreifender Sprache beschrieben. [...]

Heute habe ich eine sehr traurige Geschichte erlebt; wir bekommen jeden Tag von der Polizei die Zivilisten vorgeführt, die ohne Einreiseerlaubnis in die Sperrzone eindringen; das ist oft ein internationales Gemisch aus Arabern, Pariser Abenteurerinnen und biederen Leuten, die wirklich harmlos sind; heute waren es diese armen Mädchen. Es ist doch sonderbar, dass ich solchen Mädchen gegenüber niemals ein Gefühl vollkommener Antipathie empfinde, sagen wir wie etwa einem Häusermakler oder einem Schmierfinken anderer Prägung gegenüber, ich kann auch niemals nur eine Spur von Verachtung in mir entdecken bei Verhandlungen mit ihnen; irgendwie fühle ich mich ihnen «verbunden». Ach, Du wirst dieses sonderbare Wort verstehen, ich fühle, als ob auf irgendeiner Basis eine Gleichheit bestünde zwischen mir und diesen Mädchen; ob wir nicht ebenso zerschunden, entblösst und verkauft werden von der menschlichen Gesellschaft; ach, ich möchte so unglaublich gern wissen, was Gott

zu diesen Mädchen sagt, wie er sie einordnet in seinen gütigen Plan der Welt. Wir können nur reden, wir haben ja auch keine Ruhe, einmal tief und geduldig darüber nachzudenken. Gehetzt sind wir, dauernd am Schufften immer geplagt und gequält...

Du merkst es gewiss schon an meiner Schrift, dass ich heute wieder unsagbar müde bin; es vergeht nun kein Tag mehr ohne wilde und wüste Schuffterei, ganz toll; unser Feldweibel ist eine sehr aufreibende Persönlichkeit; wirklich Ruhe haben wir eigentlich nur, wenn er weg ist; sonst geht es dauernd zwischen den verschiedensten Befehlen hin und her...

Ich schicke Dir anbei eine Zahlkarte; damit hat es folgende Bewandnis: der Kamerad, der Inhaber dieses Kontos ist, fährt Mitte Mai in Urlaub; er bringt mir dann das Geld mit, und ich werde es hier wahrscheinlich umtauschen können, denk doch! Könntest Du ihm 350 Mk überweisen; ach, erschrick nicht, aber es ist eine einmalige Gelegenheit, und wenn ich inzwischen hier weg sein sollte, so bin ich ganz gewiss, dass ich das Geld wiederbekommen werde; ja? Willst Du das wirklich, diese grosse Transaktion; Du kannst es vielleicht Anfang Mai überweisen, ja? Ach, lass Dich nicht schrecken durch die hohe Summe. Übrigens habe ich inzwischen auf meinen Rundgängen und Fahrten in unseren beiden Städtchen sämtliche Schuhgeschäfte auf den Kopf gestellt; es waren wohl passende Schuhe da, aber kein schönes Leder und auch keine schönen Modelle. Ich will lieber meinen kostbaren Bezugsschein für eine bessere Gelegenheit aufbewahren, die sich gewiss einmal finden wird. Diese Schuhe hier sind wirklich zu schlecht...

518. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 21. April 1943

[...]

Heute Nachmittag gab's einmal wenig Arbeit; der Feldweibel war weg, der Kamerad war im Kino, und ich war ganz allein und hatte doch keine Arbeit. Nur ab und zu kam jemand, dem tippte ich schnell eine Bescheinigung, oder irgendeine Auskunft war zu geben; es war jedenfalls keine wüste Arbeit. Ich habe ein wenig mit unserem Hausmeister geschwätzt, der dann eine Pulle Rotwein holte, die wir uns zusammen hinter die Binde gegossen haben. Dann habe ich lange am Fenster gelegen und zigarettenrauchenderweise geträumt, in den Hafen geschaut und die Vorübergehenden gemustert. Als dann der Feldweibel wiederkam, hatte er den Hund verloren, unseren «Felix», den Freund des ganzen Hauses; das war eine traurige Geschichte; da haben wir kurzerhand die Kommandantur geschlossen – zum ersten Mal, und das wegen eines Hundes! – und sind zusammen losgefahren, den Hund suchen; es hatte inzwischen angefangen zu regnen, ein wunderbar süßer Frühlingsregen, ganz berauschend schön. Wir sind erst durch alle Strassen gefahren, aber da wir ihn nicht fanden, zum Strand – dem Paradies aller Hunde. Der feine, dünne Regen fiel, es war herrlich, so am Strand entlangzugehen, mal dem Hund zu pfeifen und sich einmal von diesem wunderbaren Regen durchtränken zu lassen. Die Strandfischer mit ihren grossen Handnetzen wateten vorne in der Ebbe, sehr weit draussen am Rand der grünen, lockenden Unendlichkeit des Meeres ... und ich habe sie wirklich beneidet; ach, ich kann mir vorstellen, dass jemand das Meer liebt mit einer irrsinnigen Leidenschaft, dass er ihm verfällt, und man muss wirklich lernen, alle Matrosen mit einem ganz anderen Gesicht zu sehen, diese Männer, die dauernd diesem Element ganz nah verbunden sind ... so sind wir am Rand der Flut dahinspaziert und haben in den einzelnen Bunkern nach unserem Hund gepfeifen ... aber er war verschwunden.

Als wir dann nach Hause kamen, war er inzwischen schon von sich aus zurückgekommen; es gab ein grosses Freudengeschrei; der Hund benahm sich wie irrsinnig, als er uns wiedersah; er rannte hin und her und bellte wie verrückt; es war eine grosse Begrüssungsfeier. Der Hund macht uns aber wirklich grosse Freude, wenn er auch etwas unzuverlässig ist in manchen Punkten!!

[...]

519. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, Gründonnerstag 1943

Ich stehe oft stundenlang an unserem grossen Fenster und träume; die wichtigsten Arbeiten bleiben einfach liegen, weil sie mir unsäglich nichtig erscheinen, und ich träume irgendwie gegenstandslos und gefährlich ins Blaue hinein ... eine wirklich gefährliche Beschäftigung, so im Fenster zu liegen und Zigaretten zu rauchen; oft habe ich das Gefühl, dass ich endlos tief versinken müsste in meiner Traurigkeit. Ich falle in tiefen Schrecken, weil ich erkenne, wie weit ich weg vom Leben bin, wie tief ich versponnen bin, versponnen sein muss mit diesem Leben, das ich hasse; dieses Leben ist nur in den wenigen Stunden schön und lebenswert, wo ich wirklich ich selbst sein darf, wo ich den Leuten durch mein Wirken helfen kann, ohne durch dienstliche Vorschriften darin behindert zu sein ... im Übrigen ist es doch abscheulich, obwohl ich bei allem noch glücklich bin, überhaupt hier zu sein! Eben noch war ein schönes Konzert im Radio, allein ich hatte mich sehr gefreut – aber da sitzt nun die ganze Tischgesellschaft da und unterhält sich laut und blöde über – Panzerwagen! Wir haben doch den Krieg den ganzen Tag vor uns, wirklich jede Minute – ist es nicht schrecklich, die wenigen Minuten, die einem zur Besinnung bleiben, auch noch mit solchen Gesprächen zu verpesten.

Ach, mich empört immer wieder dieses System der Zermürbung, das unsere Propaganda betreibt, zum Beispiel diese Affäre des «Waldes von Katyn». Es ist wirklich so, als ob einem tagelang mit einem Holzhammer auf den Kopf geschlagen würde...

Wir wissen doch alle, dass wir den Krieg zu Ende durchkämpfen müssen und auch durchkämpfen werden, und wir werden ganz gewiss noch tausendmal mehr opfern, als wir schon geopfert haben, wir werden auch dann noch nicht schlappmachen ... aber dass man sich dann noch tagelang geduldig mit dem schon genannten Holzhammer auf den Schädel bumsen lassen soll, das ist denn doch etwas viel und vor allem deshalb ärgerlich, weil es so ganz und gar sinnlos und überflüssig ist...

[...]

520. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, Gründonnerstag 1943

[...]

Felix macht uns allen grosse Freude; es ist doch sehr schön, einen treuen und anhänglichen Hund zu haben. Die Morgenbegrüssung mit Felix, der immer morgens aus dem Zimmer des Feldwebels kommt und zu seinem morgendlichen Geschäft geführt werden muss, verläuft immer sehr heftig und toll; der Hund gebärdet sich wie irrsinnig, wenn er mich sieht, ich meine, er würde von Tag zu Tag hübscher und schlauer, aber vielleicht ist es die Liebe und die Eitelkeit, die mich ein wenig blind machen.

521. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, Karfreitag 1943  
23.4.

[...]

Eigentlich hätte ich niemals gemerkt, dass heute Karfreitag ist, aber heute Morgen sagte mir unser Hausmeister, dass heute der «saint vendredi» sei; es ist sonderbar, dass man an allen Feiertagen so vorübergleitet, ohne ihre Schönheit und ihre Grösse zu spüren oder auch nur zu ahnen; im Radio spielt man Musik wie alle Tage – bei uns wenigstens –, die üblichen Märsche und den anderen Kitsch, wie es so üblich ist; nirgends wird man von uns aus darauf aufmerksam gemacht... warum eigentlich? Ob es den totalen Krieg beeinträchtigen würde, wenn man uns Zeit liesse, uns ein wenig zu besinnen auf unseren Glauben, der doch unser Leben ist? Ich glaube nicht, dass der Krieg dadurch wesentlich beeinträchtigt würde ... manchmal muss es einem so scheinen, als ob man uns völlig dem Stumpfsinn ausliefern oder entgegenführen wollte, oder ob es so ist, dass der Geist dem Krieg feindlich ist? Manchmal muss man es wohl glauben.

Wenn man den Extrakt ziehen wollte aus dem Gehirn der kleinen Leutnants, die hier klirrend erscheinen und nach 2 Wochen dann schon bedeutend kleiner werden – ach, es käme keine kräftige Bouillon dabei heraus; oft erfüllt mich ein abgründiger Hass gegen dieses «Völkchen», das den Krieg von der leichten Seite zu nehmen fähig ist. Gott helfe uns, dass wir mit brauchbarem Geist, unverletztem Gehirn und wacher Phantasie aus diesem Desaster herauskommen und nur einige Worte dann sagen dürfen ... ach, ich weiss ja, dass dieser Hass unbegründet ist, ich weiss es wirklich, dass diese jungen Herren ganz unschuldig sind und sogar im Recht mit ihrer Lustigkeit und ihren heiteren Gemütern, aber muss es nicht manchmal ungerecht erscheinen, dass wir die Schwere und das grosse, unsagbar drückende Gewicht immer spüren müssen, dass unser Gemüt schwarz ist wie die



Nacht und alle dunklen und schweren Geheimnisse des Krieges immer gegenwärtig? Schlimm ist, dass man so abscheulich kalt und hochmütig dabei wird, aber vielleicht ist das nur ein notwendiger Panzer. Gott helfe uns, dass wir ihn nie verlieren...

[...]

522. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, Karfreitag 1943

[...]

Ich soll Dir mein Zimmer beschreiben; ich will es versuchen; also: wenn man eintritt, fällt gleich rechts aus der Tür, die auf den kleinen Balkon hinausgeht, viel Licht in die Stube, die vollgepackt ist mit staubigen Bücherregalen; in der Mitte steht der Tisch, links in der Ecke eine Couch für eventuelle «Gäste», dann ein paar schöne Grossvatersessel; dann links geht man durch eine Glastür in mein kleines Schlafkabinett, wo mein weiches Zivilistenbett links am Fenster in der Ecke steht; das Fenster geht auf einen dunklen, muffigen Lichthof hinaus, ein richtiges Stück übelster Grossstadt in diesem kleinen Städtchen; aber das macht nichts, ich lasse immer die Glastür auf und auch die Balkontür, soweit das möglich ist. In dem kleinen Schlafkabinett ist ein grosser Wandschrank, in dem ich meine Habe aufgestapelt habe; das Kostbarste, die Briefe meiner Frau, meine Bücher, mein Soldatengepäck, mein ganzes Besitztum ist dort ausgebreitet; das ist ein wunderbares Gefühl, soviel Platz zu haben und nicht eingengt zu sein, das ist paradiesisch; neben meinem Bett steht eine Nachtkommode mit dem Telefon, das abends eingeschaltet wird, wenn das Büro verlassen wird. In der ersten Etage schläft mein Kamerad – der lächerliche Jurist –, und ausserdem ist dort unser Speisezimmer, dort essen wir immer zusammen mit einer gewissen Etikette; ausserdem steht dann dort auch noch ein grosser schöner Schreibtisch in der Farbe unseres schönen kleinen Wohnzimmers;

ausserdem ist in diesem Zimmer auch noch ein kleiner Balkon, auf dem ich mittags stehe und in den Hafen schaue; glaubst Du, dass man stundenlang, ach, ich meine tagelang so auf dem Balkon stehen, auf das Meer schauen und träumen könnte; ach, es ist wirklich phantastisch schön, das Meer...

Wenn Du mir «Vergil, Vater des Abendlandes» schicken würdest, wäre ich sehr, sehr glücklich; ich bin sehr froh, dass Du mich auf diese Idee gebracht hast.

[...]

523. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, Karsamstag 1943  
24.4.

Es ist wirklich 6 Uhr am Nachmittag geworden, ehe ich Dir wenigstens den ersten kurzen Gruss schreiben kann. Heute ist wieder Sturm; ziemlich heftig; schon einige Tage war die See bewegt, und so hat es schon länger keinen Fisch mehr gegeben, denn die Boote wagen sich bei solchem Sturm nicht auf See, und vielleicht ist bei Sturm auch der Fang nicht sehr erfolgversprechend. Nun, bei hoher Flut sieht man die Wellen drüben gegen den hohen, steilen Felsen schlagen, so dass die Gischt wie ein feiner Nebel hochsteigt, sich immer mehr verflüchtigt, aber man kann sich noch ausmalen, dass sie dem Posten, der oben an seiner Kanone steht, ordentlich kühl um die Nase fährt...

Heute Nachmittag waren wieder Verhandlungen mit Bauunternehmern; unser Feldwebel ist nebenbei noch Stellungsbauoffizier, ein sehr arbeitsreicher und verantwortungsvoller Posten; da gibt es viel Verhandlungen und Gespräche mit den Herren Bauunternehmern, und meistens läuft die Sache ziemlich laut und zornig ab, denn es gibt

immer Differenzen, Termine, die nicht eingehalten werden, technische Streitfragen. Ich bekomme meist selbst einen heissen Kopf dabei, obwohl ich doch sachlich ganz unbeteiligt bin, aber man wächst von selbst in eine gewisse Wut hinein, wenn man immer diese unvergleichliche Apathie der Franzosen sieht, die unsere ewige Eile, unser ewiges Hetzen nicht verstehen können ... ich werde natürlich auch oft wütend. Diese Burschen verdienen ganz unheimlich viel und schnell ihr Geld; es sind interessante Typen darunter, so der eine, ein grosser blonder Normanne, der ein wunderbares, prächtiges Maurergesicht hat; einer ist dabei, der kommt aus Paris, ein aalglatter Bursche, der bestimmt noch nie im Leben einen Ziegelstein in der Hand gehabt hat – ein «Unternehmer», er hat immer köstlich blitzende braune Lackstiefel an, riecht wie eine Frau nach schwerem Parfüm und hat ein weiches «Badezimmer-Gesicht» ... dann ist da noch «Robert», ein junger Kerl, sehr drollig, dick, dick, Koch nebenbei und sehr elegant, das was wir einen typischen Franzosen nennen würden; er war lange Soldat, auch in Gefangenschaft, und spricht gut Deutsch; es ist immer drollig, ihn Deutsch sprechen zu hören, und ich frage mich immer, ob es wohl für die Franzosen genauso drollig ist, wenn ich Französisch spreche.

Natürlich klappt kaum einmal irgend etwas so, wie es vereinbart war, sei es mit Kraftwagen, mit Zement oder irgend etwas; es ist eine andauernde aufreibende Arbeit, und ich verstehe unseren Feldweibel gut, dass er oft und leicht rasend wird; ich würde wahnsinnig!

So ging am heiligen Karsamstag der schöne goldene Nachmittag hin. Draussen spazieren schon die Feierabendflaneure, die Pärchen, die sich in irgendeiner dunklen Ecke küssen werden; es «roch» nach Frieden, Feierabend, nach Ostern, und die Glocken läuteten wie toll! Wir aber hocken noch in der Bude und schwätzen über Zement und Bauholz und Beton, über Akkord und Autos. Aber nun ist Feierabend, wenigstens scheinbar Feierabend. Der Telefonapparat ist schon umgestöpselt, und ich sitze hier oben schon im «Esszimmer» und warte auf mein Abendessen; es wird vielleicht einmal ein ruhiger

Abend sein... Eben kommt auch aus der dunklen schmalen Gasse, die links hinabführt in die «tiefe Stadt», Jacqueline mit meiner Post – ich sehe zwei grosse Pakete unter ihrem Arm und einen leuchtenden Brief, hellblau und strahlend ist der Brief, vielleicht sind es auch zwei, die sehr genau aufeinanderliegen!

[...]

524. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, Karsamstag 1943

[...]

Es ist so wie immer: ich bin müde von einem anstrengenden Tag, auch traurig und ein wenig unglücklich. [...]

Ich habe die Päckchen geöffnet und Deine Gaben empfangen; wunderschöne Plätzchen und Bücher, Bücher... Ach, ich bin sehr froh über diese Bücher... so wahnsinnig Zeit zu lesen habe ich zwar nicht mehr wie im Anfang, meine Zeit ist nun sehr knapp, da wir statt zu dreien nur noch zu zweien sind, und ich bin der Einzige, der Französisch kann; so muss ich eigentlich immer da sein, und es ist auch immer Arbeit da, zumal der Feldweibel – wie ich Dir schon sagte – zugleich Stellungsbauoffizier ist. Vielleicht ist aber diese kleine Müdigkeit trotzdem nur eine Folge dieses süssen, lauen Frühlingsehens... Der Hafen ist leer, und in der hellen, frühen Sommernacht sehe ich unten die Boote müde und schief auf dem Sand liegen, im leeren, sandigen Becken des Hafens – die Luft ist mild und klar, lau und verheissungsvoll, und die junge Mannschaft der Mädchen gibt sich unten auf den Quais und hier oben an der Rampe ein Stelldichein; sie lachen, und ihre Scherze erfüllen die Luft... und die Soldaten in ihren grauen Uniformen gehen umher mit jener hoffnungslosen Planlosigkeit, die man nur bei Soldaten in der Fremde sieht; es ist wie immer der Missklang zwischen der Schönheit dieser Fremde und der mangelnden Freiheit, sie zu geniessen; die Tatsache, dass sie hier sein

müssen, ärgert sie mehr oder bedrückt sie mehr, als die Freude, hier sein zu dürfen, sie erheben kann.

Ach, ich würde lieber zu Haus in einem Keller wohnen und trockenes Brot essen mit Dir, als hier in dieser paradiesischen Schönheit in einem bequemen Haus wohnen. Das ist alles, was ich dazu sagen kann.

Man sieht auch viele Soldaten mit Französisinnen Spazierengehen, aber viele dieser Spaziergänge sind sicher harmlos, aber die wirklich «sittsamen» Mädchen sieht man wohl niemals in Begleitung von Soldaten; ach, verzeih mir dieses blöde Wort «sittsam» – ich errötete wirklich, als ich es hinschrieb –, verzeih mir – das, was man ein bürgerliches Mädchen nennen könnte, sieht man nicht abends mit Soldaten einer fremden Armee auf der Strasse. Obwohl ich nichts so abseuerlich und verachtenswert finde wie Verrat und Untreue, kann ich manchmal die absolute Trostlosigkeit verstehen, in der ein Soldat «die Brücken abbricht» ... die wirklich sittenlosen Menschen, und das sind die meisten – schreiten über alles hinweg, sie kennen weder die Liebe noch den Hass, und sie leben so, wie es der Augenblick verlangt – immer allerdings mit einer leisen Furcht vor der Katastrophe, die irgendwo im Hintergrund lauert...

Doch es gibt auch unter diesen Soldaten, die mit den oft berückend schönen Mädchen des Landes sich ergehen, auch traurige und tragische Gestalten; so sehe ich oft ein Paar, bei dessen Anblick mir das Schicksal selbst ans Herz zu greifen scheint; wirklich, wenn ich dieses Paar sehe, dann spüre ich etwas unsagbar Geheimnisvolles, Elementares, gewaltig Erschreckendes: die Macht der Lust. Nicht die höllische, wüste, teuflische Lust, nein, die leichte, heitere, frühlinghafte, paradiesische Freude, die nur natürlich ist – nichts anderes als natürlich. Es ist ein grauhaariger deutscher Soldat mit einer ganz intellektuell-nervösen Gestik, wie man sie bei Pianisten oder Privatdozenten der Literatur finden kann – über seiner hohen Stirn liegt jener Glanz eines nordischen Egoismus, wie er Leuten eigen ist, die durch sehr hohe Intelligenz aus niederer Herkunft emporkamen; doch liegt über ihm – in seinen grauen, tiefen Augen – ein Glanz und ein Edel-

mut, von dem man glauben könnte, dass er keiner Untreue fähig ist; ach, es ist ganz sicher, dass dieser Mann «unter normalen Umständen» niemals eine andere Frau als seine eigene auch nur küssen würde, ach, er würde nicht einmal «flirten». Sie ist ein junges Mädchen von jener Schönheit, die eine natürliche Vollkommenheit des Körpers mit absolutem Charme und Klugheit verbindet, zweifellos wertvoll, voll menschlich guter Möglichkeiten, aber verloren – verloren durch den Krieg...

An gewissen Stunden mancher Tage sehe ich sie an unserem Fenster vorbeigehen, und nach wenigen Minuten kommen dann die beiden gemeinsam zurück, nicht hastig, aber schnell und unruhig schreiten sie dann einem kleinen Haus am Quai zu, wo sie verschwinden. Ich denke mir, dass sie ihn von einem Bunker am Strand unten abholt, dass sie ihn erwartet an der Grenze des zivilen und militärischen Bereichs, wo neben den dicken Panzermauern und wilden Drahtverhauen die kleinen Häuser der Bürger stehen; er wird sich herauslösen aus diesem «Soldaten-Land», das tabu ist für alle Zivilisten, und dann gehen sie in dieses kleine Haus am Hafen; es berührt mich immer seltsam traurig und schwer, wenn ich dieses Paar sehe. Er ist immer zugleich traurig und froh, und sie ist stolz und glücklich wie eine Königin! Ich wage nicht zu behaupten, dass dieser Mann seine Frau nicht liebt. Es ist unendlich schwer, eine solche Erscheinung zu beurteilen, und Gott verhüte, dass wir sie verurteilen. Ich glaube, wir haben überhaupt niemals das Recht, einen Menschen seiner Sünden wegen zu verurteilen. Mir erscheint dieses Paar nur als eine Verkörperung der Sünde gegen die Liebe, vielleicht darum, weil ich zu fühlen glaube, dass dieser Mann eine Frau hat, die ihn liebt und die er auch liebt, und weil mich seine Schwäche traurig macht, die ihn mit geschlossenen Augen Küsse, Worte und Zärtlichkeiten empfangen lässt von einer Fremden, die ihn niemals so lieben kann wie seine eigene Frau, mit der er doch so innig verbunden ist – auch durch den gemeinsamen Schmerz der Trennung, der der Liebe doch ihre Krone gibt...

Verhängnisvoll ist dieses Paar, obwohl es nicht von der düsteren Wollust der Unzucht umweht ist, nein, nein, Schwäche ist es, absolu-

te Schwäche. Gott helfe ihnen! Inmitten der allgemeinen, absoluten Verworfenheit, die ohne jede Trauer und Tragik ist, erscheint mir manchmal dieses Paar noch wie eine wertvolle Erscheinung. Oft fühle ich den dringenden Wunsch, mit den beiden bekannt zu werden, mit ihnen zu sprechen, eben weil sie trotz alles Verhängnisvollen doch von einer unerklärlichen «Unruhe» sind, verstehst Du? Aber das ist wirklich ganz abwegig, nicht wahr?

Ach, ich muss dir noch vieles erzählen, meist kann ich Dir ja doch nur die Dinge erzählen, die an der Oberfläche liegen, weil ich zu dem andern zu müde bin und weil mein Wort am Abend so träge fließt...

So traf ich in Paris einmal einen betrunkenen Soldaten, der mir mit schwerer Zunge die Brocken einer schrecklichen Geschichte erzählte; sie war mir wieder entfallen, obwohl sie so seltsam und unglaublich war. Ich will sie Dir morgen oder an einem andern Tag erzählen, ich bin wahnsinnig müde.

[...]

525. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, Ostern 1943

Es regnet schon seit dem frühen Morgen; ich habe lange in einem wunderbaren Halbschlummer im Bett gelegen und das leise Plätschern und Rieseln des Regens wie eine süsse Musik mich umrauschen lassen; in meine verworrenen Träume hinein hörte ich schon lange das Wühlen unserer Hausgeister und die Stimmen, die unten aus der Küche durch den engen Lichtschacht an mein Fenster drangen...

So weit war ich mit meinen Brief heute Morgen, als mich unser Feldwebel zu einer kleinen Fahrt einlud; wir mussten zur Division fahren, einen Film abholen, und so fuhren wir langsam und friedlich

auf allerlei schönen Umwegen in das kleine alte Städtchen, wo die Division liegt; es war ganz herrlich, in diesem frischen Regen durch die friedlichen Dörfer zu gondeln in einem schönen, leichten Auto. Es war wunderbar, diese kleine Fahrt; die Felder sind nun alle schon bedeckt mit frischem Grün, und die Wälder sind schon üppig, schwellend von grünen Ästen und Sträuchern, es war ganz paradiesisch schön. Der Feldwebel machte absichtlich ein paar Umwege durch schöne Waldstücke und friedliche, stille Dörfer, wo wir mitten hinein in die Menge der Kirchgänger platzten, die erschrocken aus dem Weg spritzten. Felix, der Glückliche – wie Du ihn nennst –, sass zwischen uns und bellte wie irrsinnig – vor Freude über eine so noble Ausfahrt; sowohl für Felix, den Proletarier, wie für mich war das wirklich ein Ereignis. Ich war eigentlich betrübt, als wir uns unserem Ziel, einem sehr hübschen Städtchen mit einer schönen alten, normannischen Kirche, näherten; aber noch hatten wir ja die glänzende Rückfahrt vor uns. – Das Quartier der Division, also die Umgebung des Generals, kam mir ein bisschen schäbig vor; wir brachten – als Gabe vom Meer – ein Netz voll blitzender frischer Fische mit, die von den Soldaten der Abteilung, bei der wir den Film abholten, mit grosser Genugtuung als schöne Ostergabe empfangen wurden. Die Rückfahrt ging wieder über neue, mir unbekannte kleine Dörfer dem Meer entgegen ... ach, ich war sehr glücklich und frei; wenn ich so fahre, erfüllt mich immer eine grosse, fast irrsinnig erwartungsvolle Freude.

Doch die Rückfahrt barg noch eine andere Überraschung; ich wunderte mich schon, dass wir ganz kurz vor dem Ziel nach links abbogen in ein wunderschönes stilles grünes Tal. Dann kamen wir in eine richtig idyllische kleine Badestadt, eher ein Nest; viele kleine Wochenendhäuschen, bescheidene und elegante, alle verkommen und verlassen, und ein paar schöne alte Gehöfte. Eines, das mich fast deutsch anmutete, weist Du, wie so viele alte schöne Bauerngehöfte im Rheinland, hohe Lindenbäume vor der Tür, dazwischen rote Stühle und Tische, und innen eine geräumige Gaststube mit schönen



alten Möbeln und weissen Decken und auf jedem Tisch ein grosser Strauss duftenden Flieders, ganz herrlich; nur in einer Ecke, da war eine hochelegante, «schicke» Bar, die eigentlich gar nicht recht dahin passte, aber auch nicht völlig fehl am Platz erschien – man ist eben in Frankreich. Dort hockten die wenigen Gäste – meist junge Paare – und nahmen vor dem Essen ihren unvermeidlichen Aperitif; wir beide mit unseren grauen Röcken wirkten wohl sehr traurig und etwas einsam zwischen diesen jungen zärtlichen Paaren; wir hockten uns auch auf die hohen Stühle – ich glaube, das stand mir schlecht – aber warum nicht – und liessen uns von einer sehr biedereren und friedlichen alten Dame eines von jenen wunderbaren Getränken einschenken, jene Mischung aus Wein, Likör, Limonade, die man kaum beschreiben kann und die nun einmal Aperitif heissen und die einen ganz ordentlich, aber angenehm benebeln. Nebenbei musste ich auf Veranlassung des Feldwebels aus der alten Dame die heutige Speisenfolge herausquetschen, aber sie plauderte nichts aus und behielt sich alles als «surprise du jour» vor. Uns beiden lag vor allem die Frage des Desserts, der süssen Nachspeise, aber sie liess sich wirklich auf nichts ein; wir tranken – etwas masslos sind wir Deutschen ja immer – drei ziemlich grosse Gläser und setzten uns dann sehr ange-regt an den kleinen, hübsch gedeckten Tisch, auf dem der Flieder wirklich berauschend duftete...

Dann kam erst so ein Kartoffelsalat mit einer kleinen Wurst und Karotten; ich bekam einen Schreck, war aber tapfer, wirklich, ich habe mich – wahrscheinlich als Nachwirkung der drei Aperitifs – tadellos gehalten; na ... dann kam eine köstliche Suppe, bouillonartig, ausgezeichnet, immer dazu schönes Brot und ein etwas zu schwerer, aber ausgezeichneter Wein. Das nächste war ein geradezu phantastisches Kotelett, ein deutsches Beefsteak, und geröstete Pellkartoffeln dazu, unglaublich, nicht wahr, dazu weisses Brot und Wein; das nächste: gebackene Leber, Du staunst? – (ich habe auch gestaunt); dazu gab es noch ein spinatartiges, leckeres Gemüse, und endlich, endlich kamen dann die Desserts – das waren kleine und reizende, sehr leckere Überraschungen: Dessert Nr. 1 war ein wunderbares

kleines Bällchen Schlagsahne –, ganz echte Schlagsahne! Schlagsahne! –, darunter begraben ein Stück weisser Käse, phantastisch! (Hoffentlich mache ich Dir nicht den Mund wässrig.) Dessert Nr. 2 war eine köstliche Karamelcreme, die in kleinen Töpfchen gebacken war, sehr zart, schön, auch die Töpfchen waren sehr hübsch – Erzeugnisse eines Volkes, das Zeit und Ruhe hatte, sich der Kochkunst ausgiebig zu widmen. Aber die Krone war wirklich das dritte und letzte Dessert. Das war ein zuckerbäckerisches Gebilde von der Grösse eines halben Handtellers, sehr klein, aber ebenso kostbar, ein knuspriges Törtchen aus zartestem Teig mit einer köstlichen Eiercreme gefüllt – dazu eine Tasse «café national», die nicht einmal schlecht war.

Dieser schöne, friedliche, menschliche Raum des Restaurants mit seinen schönen Bauernmöbeln, diese ruhige Art des Servierens, so feierlich, und nach jedem noch so winzigen Gang wurden Geschirr und Besteck gewechselt, bei welcher Feierlichkeit ich nicht umhinkonnte, als alter Geschirrabtrockner an das Spülmädchen zu denken.

Ich habe Dir eigentlich noch gar nichts über meinen Gastgeber erzählt, über den Feldweibel; das ist ein Mann, mit dem bestimmt kein anderer Mann auf die Dauer ohne Reibereien auskommen kann; dabei vergisst man die schlimmsten Schnauzereien sehr schnell wieder, denn er ist unglaublich grosszügig, in manchen, vielen Dingen von einer verblüffenden Korrektheit, rechthaberisch und unglaublich tüchtig in seinem Fach als Stellungsbauer, überhaupt wahrscheinlich ein tüchtiger Baumensch; er ist mir im grossen Ganzen sehr sympathisch, ein richtiger Mann; wenn ich eine Frau wäre (verzeih den Unsinn), würde ich ihn, glaube ich, lieben können, zumal er auch sehr hübsch ist, ein strahlendes Blond, mit dunklen blitzenden Augen, sehr lebhaft und bestimmt, ein ausgesprochener Willensmensch. Mit ihm sich zu unterhalten ist etwas schwer, aber wir haben wirklich unter Einwirkung der drei Aperitifs und des schweren Weins sehr nett geplaudert; er hat mir seine Zukunftspläne entwickelt, hat mir Einblick gegeben in seine Meinung über die französischen Baumenschen, die mit ihm arbeiten; ich habe meine bescheidene Meinung dazu geäus-

sert und habe ihm erklärt, was ich eigentlich studiere, welche Fächer, und was das Ganze für einen Sinn hat. Wir haben nach diesem pompösen Mahl – übrigens passt «pompös» nicht – unzählige wunderbare Zigaretten geraucht und noch einige friedensmässige Cognacs getrunken.

Wir erschraken beide, als wir auf die Uhr sahen und feststellten, dass es Viertel vor drei war, und um drei sollte der Film, den wir geholt hatten, vor den sehnsüchtig wartenden Soldaten gespielt werden. Felix, der Glückliche, der wegen noch nicht stabiler Salonfähigkeit im Wagen hatte warten müssen, begrüßte uns stürmisch, und dann fuhren wir mit einem phantastischen Tempo zurück, hoch über das Plateau, sahen in blitzschneller Fahrt unter uns köstlich schön die beiden Städtchen im Tal in Regenwolken gehüllt, und fuhren dann in toller Fahrt die Serpentina hinab in die dunklen, schmalen Häuserzeilen hinein. Um 10 vor 3 waren wir da, und um drei Uhr begann pünktlich das Kino.

Übrigens habe ich die Pärchen im Restaurant ganz vergessen; sie assen auf eine erstaunlich undisziplinierte und oft unästhetische Weise (das habe ich schon oft bei Franzosen festgestellt). Dann waren ihre Zärtlichkeiten wirklich toll! Und seelenruhig dazwischen ein paar einzelne ältere Damen, die sehr ausgiebig dem guten Wein zusprachen...

Am Ende des Déjeuners erschien dann eine sehr nette, weisshaarige alte Dame, Inhaberin und Köchin zugleich, und ging von Tisch zu Tisch, um die Herrschaften zu fragen, ob es ihnen geschmeckt habe; unser Lob, ein uneingeschränktes Lob – wir Deutschen sind ja immer masslos – erfreute sie offenbar sehr, besonders von ihrem ausgesprochenen, offensichtlichen Günstling, dem Feldwebel. Ich hatte Gelegenheit, mein dank des Alkohols etwas gehobenes Französisch anzubringen, musste aber dann, als ich ihr gütiges Lächeln für Verständnis hielt, die Enttäuschung hinnehmen, dass die gute alte Dame fast völlig taub war; na...

Den Film haben wir uns dann auch noch angesehen, die «Frau nach Mass», eine sehr nette und unterhaltsame Geschichte mit Leni

Marenbach; wirklich, es war ganz hübsch, und ich habe es nicht bereut, diesen halben Osternachmittag daranzuhängen.

Felix, der Glückliche, macht mir viel Freude; er ist ein lustiger Hund und von einer geradezu rührenden Anhänglichkeit; er begleitet mich überallhin, an die unmöglichsten und verschwiegendsten Orte will er mich oft sogar begleiten, na... Er folgt mir mit einer wahrhaft hündischen Ergebenheit und sieht mich aus seinem schmalen Proletengesicht so rührend an, dass ich ihm, wenn er die tollsten Verbrechen dreht, nicht böse sein kann; natürlich, Strafe muss sein, schon um seinetwillen. Ich glaube, mich liebt er uneingeschränkt, aber auch unser beider Herrn liebt er, allerdings mit einer starken Mischung von Angst. Übrigens hat sich der wahrhaft phantastische Hunger dieses kleinen Tieres auf eine schreckliche Weise aufgeklärt: er hat einen Bandwurm, schrecklich, nicht wahr? Ich habe das Lexikon aufgeschlagen und festgestellt, dass Bandwurm «*ver solitaire*» heisst und werde daraufhin morgen mit Felix zum Apotheker gehen und ihn purgieren lassen. Dazu wird er oft von einer unerklärlichen Müdigkeit befallen; dieser kleine Hund hat ja auch ein tolles Vagabundenleben hinter sich. Übrigens hat er eine offenbare Antipathie gegen Zivilisten, wirklich; er bellt und knurrt bei jedem Zivilisten ganz gefährlich, allerdings nur Bluff zum grössten Teil; aber jeder Soldat ist seiner Sympathie sicher. Toll, nicht wahr? Wahrscheinlich werden ihn während seines Strolchenlebens die Soldaten immer gut behandelt haben, während er von den Zivilisten gewiss immer gepiesackt worden ist... Felix ist wirklich kein überflüssiger Hausgenosse; er macht uns allen viel Freude!

526. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, Ostern 1943

[...]

Nun habe ich meinen Füllfederhalter in irgendeiner Ecke wiedergefunden, und ich bin eigentlich froh, dass ich den «eigentlichen» Brief dieser Tage mit Bleistift schreiben musste. Ich wollte Dir doch heute die Geschichte erzählen, die ich brockenweise von einem betrunkenen Kameraden in Paris zu hören bekam; ich weiss nicht, ob sie zu traurig ist, aber ich will sie Dir doch erzählen, da ich sie Dir versprochen habe... Ich habe sie damals in einem Untergrundbahn-Tunnel gehört, sie ist in mich hineingefallen wie ein kleines, aber sehr trächtiges Korn, und mir ist sie sehr spät aufgegangen. Denk Dir einen sehr einfachen, sehr treuen, sehr wertvollen und prächtigen Menschen, einen Handwerker, der zu Hause eine kleine Werkstatt hat, seine Frau, die er liebt und die ihn liebt, eine schöne Frau – kein aussergewöhnliches Leben, ein ganz einfaches Leben, sehr alltäglich, aber zugleich sehr in der Ordnung und deshalb schön; der Mann zieht in den Krieg, leidet masslos unter der Sehnsucht nach der Nähe seiner Frau ... und eines Tages in einem Zustand halber Trunkenheit geht er in eine jener Kneipen, wo die Sünde nicht obligatorisch, aber höchst wahrscheinlich ist; da geschieht etwas Unglaubliches – an der Theke stehend und trinkend, sieht er eine Frau, die das Haar, die Augen, das Gesicht und das Lächeln seiner Frau hat – (ach, es ist wirklich unmöglich, es gibt keine zwei Frauen, die das gleiche Lächeln haben) aber er sieht sie, diese Frau, die wie seine Frau ist; es erfüllt ihn eine grosse Freude, eine wahnsinnige Sehnsucht, diese Frau zu besitzen, seine Frau ... er bittet sie dann in sehr schlichten Worten, ihm zu gehören, und es geschieht das Schreckliche, dass sie sich weigert und sich ziert, wie es sonst gar nicht ihrer Gewohnheit entspricht, aber vielleicht ahnt sie ein ungewöhnliches Abenteuer, das ihr schreckliches Leben schöner machen könnte – und sie entfacht den Kampf... und 14 Tage, schreckliche Tage lässt sie ihn bitten und sie anflehen,

lässt sich wirklich erobern, und das verstärkt für ihn, der gar keine grosse Phantasie und Kraft zur Illusion hat, die Ähnlichkeit mit seiner Frau... Mit jedem Tag erscheint sie ihm begehrenswerter und schöner und köstlicher und ähnlicher seiner geliebten Frau – tragischerweise fällt in diese Zeit eine lange Spanne ohne Post von seiner Frau...

[...]

527. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 26. April 1943  
Ostermontag

Heute war offiziell kein Feiertag, aber es war doch sehr ruhig hier. Ich habe nach dem Frühstück erst eine Zeitlang ruhig und friedlich gelesen in meinem kostbaren Dostojewski, den Du mir geschickt hast; als der Chef des Hauses dann «descendierte», musste ich den Bürgermeister aus seinem Ostermontagsfrieden holen, in die verschlossene Mairie gehen und dort nach den Katasterplänen suchen, die wir zur Angabe über Sprengung von Häusern nötig haben. Das war sehr interessant, in dem alten «Hôtel de Ville» nach Plänen zu suchen. Wir haben alles abgeschleppt, was zu finden war – unter anderem eine Riesenmappe, 1½ Meter hoch und 1 Meter breit mit uralten Stadtplänen und Stadtzeichnungen – prächtige alte, staubige Zeichnungen. So kamen wir schwer bepackt und legten unsere Beute vor den «Löwen des Hauses» ... natürlich waren die Katasterpläne alle vollkommen unzureichend, alle neuen Häuser, die nach 25 gebaut sind, sind gar nicht auf dem Plan drauf, eine schöne Schlampe- rei. So mussten wir eben aufs Plateau fahren und dem Herrn Maire die Häuser an Ort und Stelle zeigen; das gab ein grosses Wehklagen! Alle die schönen Hotels und Häuser dort oben werden so der Reihe

nach abrasiert, weil sie militärisch sehr hindern, und es ist für einen Bürgermeister nicht sehr erfreulich, seine Stadt so langsam eingehen zu sehen; alle die Ruinen am Strand, diese verlassenen Strassen mit den völlig verwüsteten Häusern, und oben auf der Terrasse des Kreidfelsens wurden dann dem armen Maire die «fälligen» Häuser bezeichnet. ...

[...]

525. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 27.4.43

[...]

«Raskolnikow» habe ich heute zu Ende gelesen, mit fieberhafter Spannung erwarte ich den zweiten Band; ach, ich habe dieses Buch schon 6- oder 7-mal gelesen, aber niemals werde ich es gleichgültig lesen können. Wie schön und kostbar ist das Leben, und wie reich macht uns die Kunst! Ich sehne mich wirklich unmenschlich danach, einmal meine Kunst zu erproben...

Es hat mich sehr gerührt, in der Lebensgeschichte Dostojewskis zu lesen, dass er auch erst sehr spät hat anfangen können zu schreiben; ach, er hat aber auch unendlich mehr leiden müssen als ich... ich bin überhaupt ein erbärmlicher Schwächling...

[...]

529. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 27.4.43

[...]

Heute hatten wir einmal eine wirklich erfreuliche Vorführung hier: eine kleine Gruppe von der Musikhochschule Weimar, die eine Folge schöner Dinge uns bescherte, die sich «Frühling» nannte; einige kleine Konzertstücke von Mozart, Beethoven, Haydn und Bach, sehr innig und schön; dann sehr hübsche Gedichte von Lessing, Liebesgedichte von jener spöttischen Art, zugleich sehr innig und auf eine jener Zeit entsprechende Art, die uns etwas sonderbar berührt, die aber schön ist. Die Gruppe habe ich sehr malerisch auf der Bühne gruppiert; in der Mitte die 4 Musikanten – je zwei Männer (Jünglinge) und zwei Mädchen einander gegenüber und schräg zum Publikum, dann hinter dieser Gruppe zum Publikum eine sehr junge, sehr rothaarige Sängerin, rechts, mit dem Gesicht zu uns, die Reciteuse. Die Sängerin sang einige Lieder von Bach, die ihrer sehr kleinen und jungen Stimme etwas zu schwer waren, auch fand sie nicht den richtigen Ausdruck; aber das machte nichts, wirklich, die Schönheit solcher Dinge ist für uns gewiss nicht von Spitzenleistungen abhängig. Es war sehr schön, die innigen, guten Gesichter der Musikanten zu sehen und ihre Bewegungen beim Spiel, sehr schlicht und musikalisch zwei Geigen, eine Flöte und ein grösseres Streichinstrument, wahrscheinlich eine Bratsche ... das war wirklich einmal eine schöne und innige Stunde Deutschland; auch das Auftreten dieser Menschen so ganz anders als die scheussliche Arroganz der «Artisten», die jede zweite Minute erwähnen, dass sie Künstler sind...

Solche Dinge sind doch unsagbar kostbar und selten für uns...

Heute hatte ich auch endlich einmal Zeit, mit Felix zur Apotheke zu gehen und ihm gegen den «ver solitaire» ein entsprechendes Pulver mixen zu lassen; er nahm dann auch das heimtückisch mit einem



Mehlbrei vermengte Pulver gierig auf, und wenige Minuten später zeigten sich die Folgen, von denen er über zwei Stunden lang geplagt wurde, darauf verfiel er in einen todähnlichen Erschöpfungsschlaf... eine irrsinnige Prozedur, die hoffentlich Erfolg haben wird...

Oft stehe oder liege ich stundenlang im Fenster und blicke hinaus auf das Meer, auf die kleine Bucht, sehe dem ewigen Spiel der Wellen zu, das immer, immer schön und faszinierend ist, wirklich, man kann es niemals leid werden, unsagbar schön, beglückend und beruhigend; wirklich, das Meer liebe ich sehr. Schon jetzt fürchte ich mich davor, wenn ich einmal wieder rückwärts liegen werde in einem jener trostlosen Nester, deren traurige Armut eigentlich schön ist; doch ich fürchte mich vor der Trennung vom Meer ebenso wie vor dem schrecklichen Dienst, der dann wieder anfangen wird.

Sobald der Feldwebel die Bude verlassen hat – oft auch, wenn er da ist –, lasse ich einfach die Arbeit liegen und lege mich ins Fenster, eine Zigarette rauchend gebe ich mich den schönsten Träumen hin.

[...]

530. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 28. April 1943

Mit Jünger habe ich mich auch viel beschäftigt, ich habe noch einmal die «Gärten und Strassen» gelesen und die «Marmorklippen»; ach, es sind phantastische Bücher, und ich möchte sie nicht missen, aber es fehlt etwas darin: eine menschliche Note; weisst Du, was ich mir niemals vorstellen könnte: dass Jünger einmal richtig vollkommen beerauscht gewesen ist, ich glaube, er kennt den menschlichen Rausch nicht, den Rausch von Wein oder von der Liebe oder vom Wort,

weisst Du, wirklich in einem bacchantischen, dionysischen Sinne be-  
rauscht; die «kosmische Fülle» des Menschseins; weisst Du, in dem  
unsagbar schönen Buch von Ferdinand Ebner «Wort und Liebe» steht  
irgendwo ein Satz, den ich Dir nicht genau zitieren kann, nur dem  
Inhalt nach, da heisst es, dass dem Menschen erst dann die wahren  
menschlichen Erkenntnisse geöffnet werden, wenn er einmal die  
«kosmische Fülle» der physischen Liebe zwischen Mann und Frau  
erlebt habe, ich glaube, es war irgendwie anders ausgedrückt, aber  
das Wort «kosmische Fülle» in diesem Zusammenhang finde ich un-  
glaublich schön; den vollen Kosmos zu erleben, das ist doch die tiefe  
und wahre Sehnsucht jedes Menschen, und ich glaube nicht, dass es  
etwas menschlich Gewaltigeres und Elementareres, Kosmischeres  
gibt als die Liebe, die ganze Liebe; Rausch ist immer Hingeben an  
etwas Elementares – wenn es auch oft sündhaft ist –, aber es ist Hin-  
gabe – und ich glaube, das ist es auch, was man an Jünger vermisst,  
die wahre menschliche Hingabe, die etwas ganz anderes ist als etwa  
das «Opfer». Übrigens, die ausführliche und so «wesentliche» Schil-  
derung des Essens bei Jünger hat mich immer sehr peinlich berührt,  
oft fast abgestossen. Das sind so Punkte, bei denen es sich mir er-  
weist, dass der «Herren-Mensch» ohne eine gewisse etwas dekadente  
Luxus-Atmosphäre nicht ganz vollkommen ist. Was mich an Jünger  
am meisten empört hat, ist seine kaltschnäuzige Abfertigung Bloys;  
wer nach der Lektüre eines solchen Buches so kalt darüber urteilt,  
dem fehlt wirklich etwas; ich hätte noch verstanden, wenn er das  
Buch absolut verdammt hätte, aber eigentlich ist diese kaltschnäuzige  
Beurteilung wirklich scheusslich; wenn er das Buch nicht verstehen  
konnte, dann hätte er es unerwähnt lassen sollen, nicht wahr? Ich  
liebe Léon Bloy, deshalb wache ich vielleicht allzu eifersüchtig über  
jede Abfertigung, aber selbst wenn man meine Eifersucht abzieht,  
bleibt wohl immer noch ein Grund zur Anklage... Heute habe ich in  
der Frontbuchhandlung noch ein sehr schönes kleines Buch von Paul  
Alverdes gefunden, das ich Dir schicken will, sobald ich es ausgele-  
sen habe.

Mit der Zeit werden allerlei Bücherwünsche in mir wach; zunächst  
hätte ich brennend gern den zweiten Band von «Raskolnikow»; er hat

mich wahnsinnig gepackt; ach, untertauchen in diese wirkliche, blutende, leidende Menschlichkeit und Trauer! So sonderbar es klingt, aber es ist wie eine Erholung. Dann warte ich mit Spannung auf den «Vergil, Vater des Abendlandes», das ich schon so oft gelesen habe und immer, immer wieder lesen werde; wenn Du es möglich machen kannst, lies doch einmal von Theodor Haecker «Polemik und Satire», ein sehr, sehr seltenes Buch, das ich damals mit den grössten Schwierigkeiten habe ergattern können; vielleicht findest Du es irgendwo im Keller, es ist ein gelber Karton-Band, ziemlich unscheinbar. Ach, mit welcher Lust würde ich noch einmal in meinen Büchern wühlen...

Heute Nacht kam unser Herr und Meister um 3 Uhr besoffen nach Hause mit drei angetrunkenen Gästen – ich war erst um 12 ins Bett gekommen –, ich wurde geweckt und musste einen der leicht Ange-trunkenen in mein Bett nehmen – dann ging um halb sieben schon ein wildes Probeschiessen los.

[...]

531. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 29. April 1943

Ich bin wieder unterbrochen worden, wir hatten uns in ein heisses Gespräch über Sterilisation eingelassen, über die Tötung von Irnsinnigen und über die berühmte und berüchtigte Euthanasie; ach, ich bin eigentlich glücklich gewesen bei diesem Gespräch; die Argumente unseres Glaubens sind doch phantastisch stark. Sie verstehen sie nicht, die meisten, das ist wohl wahr, aber in solchen Gesprächen lernen wir ja selbst erst die Grösse und die Kraft unseres unsagbar tiefen und wahren Glaubens; ach, ich frage mich, was die Welt ohne Christus wäre!

532. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 30.4.43

[...]

Diese Träumereien am Fenster mit dem Blick auf das Meer und der Zigarette im Mund, ich glaube, das ist nicht sehr gut und bekömmlich für mich; aber es ist so schön, so unsagbar schön, ganz losgelöst zu sein von der Wirklichkeit des Krieges, die Wellen des Meeres zu sehen, ihr ewiges, köstliches Spiel; heute habe ich mit Dir über die Sonja aus dem Raskolnikow geplaudert; weisst du, ich kann mir gar nicht vorstellen, dass dieses Mädchen den Beruf mit dem «gelben Scheinehen» ausgeübt hat; es ist ganz sonderbar, sich vorzustellen, dass sie wirklich da in einer Bude gehockt und Männer empfangen hat, das kann ich nicht. Realistisch gesehen entspricht die Figur der «Sonja» nicht der Wirklichkeit; ich habe so unsagbar tief hineinschauen müssen in das Leben dieser Frauen – ich kann mir nicht vorstellen, dass so engelgleiche Gestalten wie die Sonja darin wandeln; ich zweifle nicht daran, dass es die Möglichkeit gibt, ganz gewiss gibt es sie, und Dostojewski hat bestimmt recht – aber es ist schwer, es sich vorzustellen, wenn man so wie ich «beruflich» viel damit zu tun hat; eigentlich bin ich dankbar, dass ich auch mit diesen Menschen zusammenkommen darf, ohne sie aufsuchen zu müssen; der Hochmut, der sich manchmal ansammelt, zerfliegt wie nichts, wenn man mit diesen Mädchen spricht; sie sind unglaublich nüchtern und sehr freundlich dazu, und ich glaube, ein Mann, der mit ihnen «dienstlich» zu tun hat und doch nicht unfreundlich ist und auch nicht – schmierig –, erscheint ihnen wie ein Engel. Glaubst Du, dass es fast angenehm ist – wenn mich auch jedesmal wieder die Realität dieser Gesichter, dieser Masken, masslos erschreckt; ich kann in solchen Momenten einfach nicht glauben, dass diese Frau, die mir da gegenübersteht, ein Leben führt, wie es ihr «Buch» beweist; niemals wird mir so offenbar, wie sehr das menschliche Gesicht eine Maske sein kann.

Heute regnet es wieder den ganzen Tag vom Himmel hoch, ein kühler, schöner Regen.

[...]

533. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 30. April 1943

Gestern habe ich Dir nur einen einzigen und dazu sehr kleinen Brief schreiben können; wir haben lange, lange diskutiert – ach, diese irrsinnigen Juristen –, dann sind wir noch spät zum Bahnhof gegangen und haben den Buchhändler abgeholt, der zum Einkäufen nach Paris war; einige nette kleine Bücher habe ich gleich gekauft; ich werde sie Dir schicken, wenn ich sie gelesen habe, auch noch gutes Briefpapier; Butter konnte ich diese Woche keine schicken, ich bekam nur 1 Pfund, und das habe ich Alois geschickt. Hast Du die zwei Päckchen Butter und die Bücher alle bekommen?

Auf eine etwas krumme Art und Weise bin ich auch an französisches Geld gekommen, 100.- Mk; der Feldwebel hat sie mir gepumpt, als er in Urlaub fuhr, und bringt mir dann noch 50 Mk mit; ich bitte Dich darum, an seine Adresse auf sein Konto 150.- Mk in deutschem Geld einzuzahlen. Sei bitte nicht böse, dass ich Dich auf diese Weise zu einer Art Vermittlungsgehilfe für meine finanziellen Transaktionen mache.

Nun kann ich der Frage des Stoffes für meine Gemahlin gelegentlich ruhig ins Auge schauen, für 7 Meter werde ich mit hundert Mark auskommen können; die Schuhe sind hier schwer zu bekommen, ich habe hier in T. und M. schon alle Läden durchgestöbert, es ist nichts Brauchbares dabei. Hoffentlich komme ich noch einmal nach Paris.

Ich habe ein paar schöne Bücher gekauft. Paul Alverdes «Die Verwandelten», ich freue mich sehr darauf, es Dir schicken zu können,

ich habe es bald ausgelesen; auch noch einige kleine andere Sachen; gestern habe ich zwei Bücher an Dich abgeschickt: Deutsche Liebesbriefe und Emil Strauss: Der Schleier.

[...]

534. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 1. Mai 43

[...]

Heute Morgen haben wir ziemlich viel zu tun gehabt und heute Nachmittag einigermassen Ruhe; die blödsinnige Klingel geht ja dauernd, und zudem 3 Telefonapparate im Haus, zwei verschiedene Militäranschlüsse, ein Zivilapparat. Nach dem Essen habe ich mich erst auf meine Gemächer zurückgezogen und habe im Schweisse meines Angesichts gepackt, gepackt, elf Pakete, wirklich 11 Pakete: 2 für einen Kameraden, eins für den Feldweibel und 8 für mich, ja zwei für Dich, eins mit Butter und eins mit viel Schreibpapier, 2 für Alois' Familie und 4 für zu Hause; die Eier habe ich in dieser Woche in ein Paket gepackt, weil ich für 2 nicht ausreichend hatte, Du wirst dann von zu Hause welche bekommen.

Aber das alles ist ja so unwichtig, warum schreibe ich bloss davon; schreib mir nur, ob Du alles bekommst; in den nächsten Tagen schicke ich Dir noch ein paar kleine Bücher, ganz nette Sachen zum Teil noch; ach, glaubst Du, dass ich glücklich bin, Dir etwas schicken zu können? [...]

Die Tage sind so bezaubernd schön, auch wenn es regnet, es ist eigentlich immer schönes Wetter; es ist immer schön, aber es gibt doch berauschende Höhepunkte, so eine gewisse Art von Frühlingregen, der süß und beglückend ist, und so glühende Sonnentage voll Glanz und Schönheit; ach, das Leben ist ein schönes und beglückendes Abenteuer, aber wir sind «ausgespannt» wie Pferde, die vor einen

Wagen gespannt waren und diesen irgendwo stehen lassen mussten; ach, man kann den Wagen putzen und die Pferde pflegen, aber der Wagen fährt doch nicht – und ein Wagen muss fahren, und die Pferde laufen irgendwo herum. Was schreibe ich nur für einen Unsinn...

Draussen ist es so schön, herb und frisch ist der Wind, er ist noch voll von der Kühle des langen Regens, dieses sehr, sehr langen Regens, der auch heute Morgen noch anhielt; ich bin heute Morgen lange mit dem Fahrrad darin unterwegs gewesen, gerade zur Flutzeit, und ich musste auch an der schmalen Stelle vorbei, wo die Flut immer ihre Spritzer über die Strasse jagt, wenn es etwas stürmisch ist; da war ich zunächst nass vom Regen und bekam dort noch einmal eine sehr kühle Maidusche.

Dann bin ich auch noch einmal nach langer Zeit bei der Kompanie gewesen, ach, es ist noch genau die Atmosphäre dort, und ich fürchte mich schon, wenn ich nach einiger Zeit wieder hier weg und dorthin muss; ach, dieser masslose Stumpfsinn...

[...]

535. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 2. Mai 43

[...]

Meine beiden Mitarbeiter habe ich getrost ins Kino ziehen lassen und bin sehr glücklich, allein zu sein und zwei einigermaßen ruhige Stunden vor mir zu wissen; die Telefonapparate habe ich abgesagt, und die Klingel unten werde ich einmal schellen lassen, wie sie mag...

Felix ist allerdings bei mir, der mit wahrhaft hündischer Liebe meinen Spuren folgt und der jeden Tag mindestens eine halbe Stunde Spiel mir abtrotzt; nachdem er seinen Brei bekommen hat, schläft er friedlich neben mir auf dem Teppich; ich habe selten einen Hund gesehen, der so wenig Rasse hat und doch einen hübschen Kopf; selten

einen so mageren, verkommenen und unansehnlichen Hund, der zugleich doch so drollig ist. Wirklich ein Prolet, und deshalb liebe ich ihn vielleicht...

Heute Morgen hatte ich wieder eine wilde Debatte mit meinem Kameraden Till, Dr. jur., wie Du weisst – masslos hohl, sentimental, zugleich aber von einer wirklich scharfen Intelligenz. Wir sprachen über die Probleme der Führung so riesiger Massen, wie sie sich in den modernen Staaten häufen, und ich sagte ihm, dass es eben notwendig sei, diese Massen durch eine Weltanschauung, durch eine Religion zu binden; dass es auf die Dauer eben vollkommen sinnlos und hoffnungslos ist, das mit Schlagworten wie «Volk» und «Arbeit» zu versuchen, dass es niemals gutgehen wird ohne Gott, das sei doch das Problem, diese absolute Gottlosigkeit der Massen. Manchmal meine ich, ob es nicht tatsächlich Perlen vor die Säue werfen heisst, diesen Leuten gegenüber das Wort Gott überhaupt zu erwähnen, aber das ist wohl nur ein abscheulicher Hochmut; wie hätten die Apostel Gottes Wort verbreiten können, wenn sie solcher Auffassung gewesen wären...

Es ist schon ein abscheuliches Gesindel, dieses deutsche Gebildeten-Pack, und man kann nur die unheimliche Geduld des Volkes bewundern, das sich von solchem intellektuellen Pöbel hat führen lassen; da sitzt dieser 38jährige Mensch, Akademiker, und verschlingt mit einem fast krankhaften Heisshunger sämtliche illustrierten Zeitungen, sämtliche Zeitungen überhaupt, wird fast krank, wenn er einmal mittags nicht die Nachrichten hört, und tönt den ganzen Tag von grossen Phrasen wider, die irgendwie und irgendwo aus Zeitungen oder tendenziösen Büchern entnommen sind; es ist einfach grauenhaft, das ist aber tatsächlich unser gebildetes Gesindel. Ist es dann verwunderlich, wenn Felix mir dann eine lebenswürdige Gesellschaft bieten kann?

Der Unteroffizier, der unseren Feldwebel vertritt, ist ein völlig stumpfsinniger Hund, der in Zigaretten, Essen und Weibern völlig aufgeht und kaum alle zwei Stunden ein überflüssiges Wort spricht; ein Sachse, dessen Dialekt mich allein schon manchmal zu einem kleinen Nerven-Schock verführen könnte...



Gibt es etwas Trostloseres und zugleich Typischeres als unsere illustrierten Zeitungen? Für mich ist das jedenfalls ein Kriterium, wie sehr jemand an diesen Dingen hängt, und ich finde es entsetzlich, wenn ein «gebildeter» Mensch seine kostbaren freien Stunden, die er als Soldat irgendwo verbringt, über diesen billigen Fetzen verbringt; man kann verstehen, wenn jemand so ein Ding kauft auf der Reise, um die Witze mal zu lesen, aber damit ein wirkliches Leben zu ersetzen...

Oft überfällt mich wie ein Schatten der schreckliche Argwohn, ob nicht dieses Unternehmen wirklich nur ein unheilvolles Abenteuer weniger verantwortungsloser Existenzen war! Aber ich kann nicht, ich kann nicht den Glauben an die Möglichkeit Deutschland fallenlassen, wenn auch unser Volk, so wie es jetzt ist, eine gottlose und fast kulturlose Masse ist; vielleicht erhebt uns dieser Krieg! Wir wollen keinen einzigen Tag vergehen lassen, ohne Gott zu bitten für alle die Opfer dieses Krieges! Dieses vollkommen wahnsinnigen Krieges...

Es regnet heute wieder, den ganzen Tag fällt es wieder, und Felix kommt nach jedem kleinen Ausflug mit jenem Geruch wieder, der nassen Hunden eigentümlich ist; dann sieht er noch schwächlicher aus, noch magerer, und sein Schweif wedelt ganz phantastisch schnell...

Die beiden Genossen werden gleich schon aus dem Kino kommen, die Zeit vergeht doch rasend; dann werde ich meine Post holen und in die Frontbuchhandlung gehen zum Kaffeetrinken; dort bin ich heute «eingeladen»; der richtige Frontbuchhändler ist in Urlaub gefahren und wird von einem andern solange vertreten, einem netten, baumlangen Juristen, der zwar auch keine bombensichere Weltanschauung hat, aber ein sehr prächtiger Mensch ist, wirklich klug und intelligent, vor allem wirklich sympathisch; er hat übrigens eine äußerst charmante Französin als Erkorene seines Herzens (wie lange, ist nicht zu sagen), die ich bei diesem Kaffee kennenlernen soll; es gibt ja nichts Interessanteres, als Menschen kennenzulernen und zu sehen, und deshalb sehe ich diesem Kaffee – der übrigens zum Teil aus Bohnenkaffee bestehen soll – mit ganz angenehmen Gefühlen entgegen.

Ich bin sehr gespannt auf diese kleine Französin, und ich freue mich auch darauf, noch einmal mit einer Frau zu sprechen; es ist doch eine wahnsinnige Seite unseres Lebens, dass wir nur immer mit Männern zusammen sind!

[...]

536. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 2. Mai 43

[...]

Ich bin eben von meiner Kaffeevisite wiedergekommen, es hat sich doch länger hingezögert, als ich gedacht hatte, aber es war nett. Der Buchhändler hat sich da eine hübsche Stube eingerichtet mit grossen, bequemen Sesseln, zierlichen Tischen und schönen Bildern an den Wänden! Da war also ein duftender Kaffee serviert und eine grosse Dose feiner Kekse und – die Mademoiselle Claude, eine hübsche Person mit Chesterton-Haar und einem wahren Engelgesicht, ein ganz apartes Gemisch von höchster Eleganz und Naivität. Wir waren alle drei sehr unbefangen – trotz der immerhin sonderbaren Situation – oder ob es einer Frau gleichgültig ist, wenn jemand weiss, dass sie die Geliebte eines bestimmten Mannes ist? – und plauderten dann ganz «nett» über den Krieg, über die Zukunft Europas, über Bücher und Hunde, und ich musste dann die Geheimnisse eines einfachen Soldatenlebens zum Besten geben. Die Mademoiselle lachte dann sehr laut und herzlich, als sie hörte, dass ich verheiratet war – ob sie es mir nicht zugetraut hatte, ob sie mich für zu jung oder zu alt gehalten hat, oder ob sie es nur meinem Habitus nach für unmöglich gehalten hat, war nicht aus ihr herauszukriegen. Vielleicht, um ihren Kabänes aufzustacheln, kokettierte sie ganz abscheulich mit mir – versuchte es wenigstens, aber ich liess sie immer lächelnd abgleiten, worauf sie dann zuletzt ernst und traurig wurde; ob es nur ein neuer

Trick war oder aufrichtige Trauer über meine Unkenntnis dieses Gesellschaftsspielchens, ich weiss es nicht... mir schien es fast aufrichtige Trauer zu sein, na ... auch über Paris sprachen wir, ich musste ihr genau erzählen, wo ich überall gewesen war – überhaupt war sie von einer unheimlich intensiven Neugierde, die eigentlich gar nicht unangenehm war...

Der Buchhändler sass meistens schweigsam lächelnd da, goss Kaffee ein und Wein und gab Feuer für die Zigaretten; die Mademoiselle Claude äusserte sich bewundernd über meine Leidenschaft für das Nikotin, wobei sie wieder verächtlich ihren Kabänes, der Nichtraucher ist, anblickte; aber der schien das schon gewöhnt zu sein und lächelte nur. Sie erzählte uns sehr schön und bunt von dem Leben dieser kleinen Badestadt vor dem Krieg; es fiel uns um so trauriger aufs Herz, als wir die traurige Zerstörtheit und Verkommenheit der Stadt so gut kennen. ..

Nach dem dritten Glas des schweren Weines wurde sie unsagbar gefühlvoll und begann ein Gespräch über die Liebe, das war eine verflucht heikle Wendung, mein Gott, wie kann ich auch bloss ahnen, dass ich mit der Geliebten eines mir bekannten Soldaten werde über die Liebe sprechen müssen. Das Schreckliche ist, dass man bei diesen Franzosen nie weiss, ob sie mit ihrer «amour» die physische Liebe allein meinen oder die ganze, wirkliche menschliche Liebe. Fragen konnte ich sie natürlich auch nicht, aber sie enttäuschte mich mit ihren Theorien sehr angenehm, wirklich, und es schien mir auch, dass sie da sehr ernst war, sie sagte zum Beispiel, dass sie glücklich sei, eine Frau zu sein, weil es das ganze Leben einer Frau ausmachen könnte, einen Mann zu lieben und geliebt zu sein von diesem einen, während aber doch der Mann sich immer noch mit der «Welt» herumschlagen müsse, und sie finde nichts schrecklicher als dieses «Sichherumschlagen mit der Welt». Als ich ihr dann sagte, dass es aber ein Glück für den Mann sei, die «Welt» für seine geliebte Frau zu erobern und sie ihr zur Füßen zu legen – irgendwie in seinem Beruf-, da blickte sie mich mit wahrer Verzückerung an, und uralte Koketterie blickte aus ihren Augen, die wahre Koketterie der «douce

France» ... in diesem Augenblick wurde es mir klar, dass es Männer geben kann, die aus Höflichkeit untreu werden. Sie wurde wiederum sehr traurig, dass ich dieses phantastische Spiel nicht mitspielte, sie senkte ihr Haupt, trank aus ihrem Glas, und ich sah einen Augenblick lang nur ihr Chesterton-Haar. Ich fürchtete wirklich, sie beleidigt zu haben, aber sie lächelte nur sehr freundlich, so dass ich mir die Frage nahelegte, ob sie mich nicht belächelt hätte, wenn ich auf ihr Spiel eingegangen wäre; es ist ein tolles Volk! Darauf wurde sie sehr zärtlich zu ihrem Kabänes, und ich hielt die Stunde für gekommen, mich zu verabschieden, und man liess mich auch mit jener brutalen Gleichgültigkeit gehen, wie sie nur Liebende aufbringen, die allein sein wollen; aber ich hatte es sehr eilig...

Denn es war inzwischen 7 Uhr geworden und sonntags kommt um  $\frac{1}{2}$  7 die Post.

Morgen ist wieder Montag, fast freue ich mich darauf, denn dann kommt die Arbeit wieder intensiv und ununterbrochen, am Sonntag ist es eigentlich deshalb ein wenig aufreibend, weil man immer wieder in der Bude unterbrochen wird. Die Klingel an der Tür und das Telefon gehen ja fast dauernd! Doch ist es auch wieder schön, etwas länger zu schlafen, vor allem kommt man am Sonntagnachmittag doch meistens wirklich zu einem Brief...

[...]

537. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 3. Mai 43

[...]

Draussen tobt ein wilder Sturm, ein besonders heftiger Sturm, der aber sehr tröstlich ist; ich bin eben noch eine halbe Stunde spazieren gewesen und habe mich mit wahrer Wollust zerfetzen und zerreißen lassen von dieser elementaren Gewalt des Windes; es ist wunderbar

hier, ganz selten schön ... man sieht nur das blaue, unruhige Meer mit seinen vielen, vom Sturm aufgerissenen weissen Kronen und darüber den rotschimmernden kostbaren Abendhimmel sehr zart und doch gewaltig schön, diese ganz rötlich schimmernden Flocken, weiss und blau gefiedert, ein phantastischer Himmel! Und das Meer und der Wind, der Sturm! Und die Häuser stehen ringsum am Hafen mit ihren geduldigen Fassaden. Heute Nacht werde ich meine Balkontür schliessen müssen, es ist zu wild und unruhig draussen...

Felix wird nicht grösser und nicht dicker, und das «Hundemerkmal», auf das wir mit Spannung warten, das Heben des Beins bei seinem Geschäft – tritt noch nicht ein; er will und will kein erwachsener Hund werden; jeden Tag werden seine Ansprüche bezüglich der Spielstunde unersättlicher; er kommt dann zu mir und versucht, mich in die Finger zu beißen, das soll dann immer der Auftakt sein! Aber ich habe wirklich keine Zeit für ihn, Felix, den Glücklichen...

In einem sehr dicken, spannenden Wälzer, einem richtigen Knie-Roman, habe ich mich festgelesen, in dem «Wunschkind» von Ina Seidel, kennst Du das? Wirklich ein sehr schönes und spannendes Buch, das mich nicht mehr loslassen wird, bis ich es ganz bezwungen haben werde. Doch in einem wirklich langen Roman das Feuer einer unheimlichen, wirklich menschlichen Leidenschaft hochzuhalten, das ist wohl nur Dostojewski gelungen; seine Romane sind alle so menschlich nah und tief, dass sie wirklich «atemberaubend» sind...

So ganz allmählich muss ich mein inzwischen sehr angewachsenes Gepäck wieder einmal in viele kleine Päckchen verstauen und nach Hause schicken, denn meine Zeit hier ist bald um; noch 14 Tage, dann werde ich wieder den ganzen Tag diesen stumpfsinnigen Dienst machen und nachts Wache schieben; vielleicht wird das ganz gut für mich sein, noch einmal tief unterzutauchen in das absolute Elend! Zum Arzt werde ich bei günstiger Gelegenheit gehen. Nein, ich vergesse es nicht, aber im Augenblick kann ich wirklich nicht weg. Dazu habe ich dann auch, wenn wir wieder hinten sind, mehr als genug

Zeit. Und ich will, will von dieser mehr als unheimlichen Krankheit befreit werden! Sonst geht es mir gesundheitlich wirklich gut. Bestimmt, ich sehe gut aus und fühle mich auch ganz gesund, rauche allerdings wahnsinnig viel. Dafür wieder trinke ich keinen Tropfen, nur selten einmal!

[...]

538. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 7. Mai 43

[...]

Hier ist es so märchenhaft schön gewesen heute. Es ist so klares Wetter, dass man jetzt um  $\frac{1}{2}$  10 abends noch 20 km weit sehen kann; fern, fern sieht man einen kleinen Küstenpunkt mit seinem hübschen weissen Leuchtturm; man sieht die wunderbare Strandpromenade unseres Nachbarstädtchens ganz still und tot, der Hafen ist leer, und die Boote liegen mit ihren runden Bäuchen auf dem Sand; und an der Flutlinie, ganz unwahrscheinlich weit und klein sieht man die Strandfischer mit ihren Netzen, die wohl Krabben fangen oder Muscheln suchen. Bis 10 bald ist es hell.

Heute war auch wieder eine Spieltruppe hier, eine Münchener Lustspielgruppe, aber ich bin nicht hingegangen, weil ich glaubte, einmal zwei Stunden allein und ungestört hier zu sitzen, leider war das auch wieder einmal ein Traum, denn die Lauferei und Schellerei hörte nicht auf. Trotzdem war ich eigentlich froh, dieses Jodeln und die wüsten und lockeren bayrischen Bauernstücke finde ich nicht so sehr anziehend! Die Leute selbst waren eigentlich sehr nett, sehr einfach und auch bescheiden, allerdings ein wenig simpel. Die Hotelwirtin sagte mir, das wären die ersten «artistes», die keine «bohémien» wären, meist biedere ältere Ehepaare und ein paar jüngere Jodeler. Die Leute haben eigentlich ein schönes Leben, sehr frei und bunt,

und verdienen dazu ein unheimliches Geld. Wirklich toll! Neulich sprach ich mit einem Zauberkünstler, einem jungen Kerl, der 10 Minuten auftrat und dafür im Monat buchstäblich 1'000 Mk verdiente! Eine tolle Geschichte!

Ich bin wahnsinnig nervös und wahnsinnig aufgerieben, ich glaube, es wird wirklich bald Zeit, dass ich noch einmal zum Arzt gehe! Bald, bald, mach Dir nur keine Sorgen! Wirklich! Die 10 oder 14 Tage hier will ich erst noch ungestört durch das blöde Gesicht meines Arztes in Ruhe verbringen, soweit Ruhe möglich ist...

Felix – ich schrieb Dir lange nicht davon – entwickelt sich sehr drollig und nett, er möchte am liebsten den ganzen Tag mit mir spielen; aber krank ist das arme Vieh, wirklich, der Bandwurm macht ihm schreckliche Not; ich habe jetzt ein neues Mittel empfohlen bekommen: Schiesspulver in Milch aufgelöst, das soll gut sein, und ich will es morgen gleich versuchen...

539. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 8. Mai 1943

[...]

Der Samstag ist immer ein zerrissener Tag; nachmittags ist eigentlich geschlossen, aber wenn ich mich dann auf mein Zimmer zurückziehe, geht alle fünf Minuten unten das Telefon oder die Haustürklingel; das ärgert mich, weil ich dadurch verhindert werde, Dir schöne Briefe zu schreiben.

Nun ist es Abend geworden; der Sturm tobt wie irrsinnig draussen, er heult um unser kleines Haus, und draussen rasen die Wellen mit elementarer Wut gegen die Mauern und lassen ihre Spritzer bis an die Häuser klatschen. Es ist wunderbar, diese Lust der Elemente zu beobachten, der Wind spielt mit den Bäumen, mit den Menschen, es ist

wirklich oft schwer, gegen ihn anzukommen. Felix, mit dem ich eben zum Bahnhof war, Zeitungen holen, war völlig hilflos und konsterniert von der Gewalt des Windes, er kniff die Augen zu und wollte schon kapitulieren, dabei wäre er aber bald in den Kanal gefallen, als wir die kleine Brücke passierten; ich musste ihn dauernd aufmuntern, ihn rufen und ihm Mut einflößen, sonst wäre er mir in die brodelnde Brandung gekippt, und ich glaube, dann nützen auch die Schwimmkünste eines kleinen Hundes nichts mehr...

Nun ist wenigstens ein wenig Ruhe eingetreten, am Abend; es ist noch hell, bis 10 Uhr ist es hell; ich bedaure immer die armen Liebespaare, die auf diese Weise niemals den Schutz der Dunkelheit geniessen können, denn um 10 Uhr ist ja «Zapfenstreich» für die Zivilisten (übrigens auch für uns); was sollen die armen Pärchen bloss anfangen, wenn es bis 10 Uhr so hell ist, fast noch taghell ist. Aber die Liebe findet schon Wege; die zahllosen leerstehenden Häuser sind ja ideale Zufluchtsorte...

Es ist ein sonderbares Bild, fast traurig, wenn man abends vom Balkon auf die Stadt sieht; hell ist es noch, wunderbares Frühlingswetter, und kein Mensch ist zu sehen. Manchmal sieht man dann einen betrunkenen Soldaten oder ein verspätetes Paar, das eilig nach Hause zieht, und wenn der Dämmer dann immer tiefer sinkt, so bis n Uhr, dann hören auch diese «Zwischenfälle» auf, die wirklich fast dramatisch erscheinen in der Stille des Abends. Man muss sich vorstellen, welches Leben hier im Frieden geherrscht haben mag, zu dieser Stunde in einem solchen Frühling, um so trauriger wirkt die Stille, die absolute Stille, denn das Leben hängt doch noch an den Fassaden der Häuser, in den Gassen und Strassen und Kneipen, man sieht dem Gesicht einer Stadt doch die Buntheit des Lebens an, das in ihr geherrscht hat...

Unser Fischermädchen Jacqueline ist in diesem Frühling zur Jungfrau erblüht, mit blondem, fast Chesterton-dunklem Haar und Meeraugen, ein richtiges Fischermädchengesicht, sehr schön, wirklich; verschiedene Angebote, die Geliebte dieses oder jenes Unteroffiziers oder Feldwebels zu werden, hat sie mit einer für eine Französin fast unwahrscheinlichen Schroffheit abgelehnt, so ist sie eine



wirklich rühmliche und erfreuliche Ausnahme in der grossen Zahl der Mädchen, die mit Soldaten zusammen arbeiten; sie spricht ausserdem ein ausgezeichnetes und klares Französisch, unverfälscht durch die Verwaschungen der Faulheit, die wohl bei jeder Sprache so im Umgang geschehen können. Ich ernte manchen Rüffel wegen grober Fehler, dem dann jedesmal ein langsames und genaues Aussprechen des betreffenden Wortes folgt...

Kennst Du eigentlich schon unseren Hausmeister, Monsieur Ernest? Eine grossartige Type, mit dem ich den Sprachunterricht noch ausgiebiger betreibe, allerdings lernt man bei ihm nur den Jargon einer Hafenstadt, die verschiedensten Ausdrücke für die verschiedenen Typen von Frauen, teils erfreuliche, teils unerfreuliche Beziehungen; ausserdem lehrt er mich in Theorie und Praxis Kenntnis sämtlicher Sorten von Alkohol; ein toller alter Knabe. Er besorgt viel für uns, sehr viele lästige Gänge, manch gutes Essbare auf dem «marché noir», manch guten alten Tropfen, der nur für Eingeweihte noch käuflich ist. Das Sonderbare an ihm ist, dass ich ihn, sooft ich ihm bei meinen Gängen und Fahrten begegne, immer in den Kneipen sehe, immer; dabei leistet er doch das, was von ihm an Arbeit verlangt wird, in vollem Masse; jedesmal, wenn wir uns so ein ungewolltes Rendezvous geben, muss ich natürlich eine entsprechende Portion Alkohol zu mir nehmen – mir übrigens niemals unangenehm! Wir sitzen dann eine Weile zusammen in einer Kneipe und philosophieren über den Krieg oder über die Hunde oder über das erbärmliche Soldatenleben, das er kennt, vielleicht besser als ich. Dabei lerne ich diesen oder jenen originellen Kautz kennen, irgendeinen seiner Freunde, alle prächtige Franzosen, die wirklich in einem aussergewöhnlichen Sinne Kameraden sind (überhaupt scheint mir die Kameradschaft unter dem Volk hier in Frankreich phantastisch viel grösser als bei uns).

Die Frau von Monsieur Ernest ist eine wahrhaft markante Erscheinung, und ich glaube, insgeheim ist er auch sehr stolz auf sie; sie hat einen wahrhaft königlichen Gang, diese alte Frau, elastisch und stolz, immer erhobenen Hauptes, und ein sonderbar ernstes und hartes Ge-

sicht, ebenmässig und streng, schön, wie eine alte, weise Hirtin, die von der Höhe eines einsamen Berges kommt und mit Verachtung auf die «Leute von unten» schaut. Sie ist immer sehr ärmlich gekleidet, mit einem alten Mantel, ohne Strümpfe, mit einfachen Sandalen und natürlich einer Baskenmütze, einer echten Baskenmütze, dabei kann sich das strenge Gesicht dieser Frau mit einer phantastischen Schnelle zu einer erstaunlichen Zärtlichkeit wandeln, wenn sie zum Beispiel Felix streichelt und mit ihm plaudert, oder wenn sie uns allen mit einer grandiosen Liebenswürdigkeit «guten Morgen» sagt. Kräftig drückt sie uns die Hände und lächelt mit einer wirklich französischen Grazie, die einen sogar bei diesem strengen welschen Hirtinnen-und-Königinnen-Gesicht erstaunen macht, wenn man die phantastischen Möglichkeiten dieses Volkes kennt. Wenn sie mit Felix spielt, dann sieht man in den Bewegungen ihrer Hände und in dem Lächeln ihres Gesichts jene Zärtlichkeit und zugleich Nüchternheit, wie man sie nur bei Hirten kennt. Madame Salles hat nur zwei Aufgaben in unserem Haus: sie wäscht unsere Wäsche, stopft Strümpfe und ... versorgt uns mit Blumen! Jeden zweiten Tag bekommen wir zwei herrliche Blumensträuße von ihr, einen für das Büro und einen für das Wohn- und Esszimmer; am ersten Mai bekamen wir jeder einen kleinen Strauss Maiglöckchen auf die Nachtkommode gestellt; kann man da etwas anderes sagen als – charmant. Wirklich, dieses Volk ist charmant. (Sogar der alte Knabe, dieser stille Säufer, hat eine Art von Charme, die erstaunlich ist.) Die Blumen sind wirklich wunderschön; Ostern hatten wir einen Riesenfliederbusch, die ganze Stube duftete wunderbar!

Der Bürgermeister ist ein echter Franzose, klein, dick, lebendig, unglaublich lebhaft – aber ängstlich mir gegenüber; ich weiss eigentlich nicht, warum, wir verstehen uns ganz gut und werden uns auch in den schwierigsten Fragen einig; aber er ist immer ein wenig ängstlich, weisst Du, so als wolle er jeden Augenblick beide Hände zum Schutz erheben. Vielleicht hat dieser kleine dicke Franzose Angst vor meiner barbarischen Grösse und vor der Grobheit meiner Ruhe, und vielleicht auch vor meinem Lächeln, das immer auf meinem Gesicht

erscheint, selbst wenn ich über die ernstesten Dinge mit ihm sprechen muss. Da gibt es wirklich ernste und traurige Anlässe genug, die einem Bürgermeister wohl bitter sein können. Stell Dir vor, ein Offizier geht sonntags nachmittags spazieren, sieht ein hübsches kleines Haus und fasst den Gedanken, dass das ein fabelhaftes Quartier für ihn wäre, wo er ungestört mit irgendeiner Geliebten hausen kann; am Montagmorgen erscheint er bei uns und führt uns sämtliche dringenden militärischen Gründe an, die ihn unbedingt zwingen, in dieses Haus einzuziehen. Das ist dann der Anfang einer irrsinnigen Folge qualvoller und brutal erscheinender Massnahmen, zu denen man praktisch gezwungen wird, denn – ich halte damit nie zurück – persönlich empfinde ich das jedesmal als eine sinnlose Brutalität; denn wenn wir Frankreich wirklich einspannen wollen in den «Europäischen Freiheitskampf» – und wir tun das ja –, dann dürfen wir nicht die gleichen Methoden anwenden, die man bei uns während der Besatzungszeit angewandt hat. Ach, das sind nur Einzelfälle, ich muss Dir später viel, viel erzählen von dieser ereignisreichen Zeit hier.

Es ist wirklich für einen Bürgermeister nicht leicht hier; der Bürgermeister des anderen Städtchens (die beiden Städte gehören zu unserer Kommandantur) ist ein ganz anderer Typ. Während dieser hier ein dicker und im Grunde gemütlicher Bürger ist, ist der andere ein Streber, dünn, pathetisch und schwierig, er trift wirklich von Phrasen und hat eine geradezu grossartige Unterschrift; er überschwemmt mich jedesmal mit sprachlich wirklich grossartigen Wendungen, die ich nur im Inhalt verstehen kann, und ist manchmal so ergriffen von seinen eigenen Worten, dass verstohlen Tränen in seinen Augen erscheinen. Ich rede ganz gern mit ihm, obwohl mich seine Phrasen manchmal so peinlich berühren wie eine körperliche Schmiererei. Aber auch er ist Frankreich, dieser kräftige, rhetorische Stolz, der manchmal Brocken eines schrecklichen Deutsch einwirft, das er auf der Schule gelernt hat...

Wenn ich Dir alle aufzählen müsste, die Leute, die ich in diesen 2 Monaten kennengelernt habe, ich müsste wirklich lange nachden-

ken; da ist die Dolmetscherin des Bürgermeisters hier, eine alte schmale Norwegerin, ehemalige Lehrerin, streng und nicht sehr deutschfreundlich, aber sachlich, und manchmal glänzt sogar auf ihrem Gesicht ein Schimmer von dem Charme dieses Landes, in dem sie schon lange lebt; da sind die Polizisten, der Kommissar, die Gemeindediener – die Bordellwirtin, ihre «Angestellten», ach, alle die vielen Frauen, die Kinder kriegen und hier bei mir ihren Nacht-Ausweis erbetteln und dann mit einem verschämten Lächeln verlängern kommen, weil sie sich «trompiert» haben...

Doch das ist das Phantastische, das mich oft selbst erschreckt, dass ich in Wirklichkeit niemals «dabei» bin; ich lebe in einer kalten Weise von Träumen und Wünschen! Ja, kalt – oft bin ich böse, wenn mal eine Pause von 10 Minuten eingetreten ist und ich glücklich im Fenster liege und träume, und dann kommt wieder jemand; ja, wirklich, dann bin ich so böse, als wenn ein kalter Teufel in mir wirkte, der sich wehrt gegen die Wirklichkeit; ich wache erst auf, wenn Monsieur Salles so gegen 6 Uhr mit einem verständnisvollen Lächeln die Tür aufmacht und sagt: «Jacqueline est partie à la poste, Henri!» Gleichsam, als wenn er mich trösten wolle. Dann bin ich wirklich nicht mehr vom Fenster wegzubringen, denn nun warte ich mit Inbrunst auf Jacqueline, von deren Kindergesicht ich schon von Weitem das Ausmass ihrer Beute ablesen kann; sie strahlt dann immer, es imponiert ihr ganz gewaltig, dass ich jeden Tag Post von meiner Frau bekomme und dass sie jeden Morgen Post für «Anne-Marie» wegbringen muss. Ausserdem ist es für sie eine tägliche Zigarettenquelle, die ihr als «Postillon d'amour» zusteht.

40. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 9. Mai 43

[...]

Es ist Sonntag heute, ach, Sonntag gewesen, es ist nämlich schon mitten in der Nacht, ehe ich Dir schreibe. Das kam so: heute Morgen war viel Arbeit, heute Mittag ein schweres Essen und anschliessend ein paar kräftige Aperitifs, dann hatte ich mich ins Bett gelegt und wurde erst jetzt um Mitternacht wieder wach. Der Schlaf war sehr tief und erquickend, wenn er auch noch eine tiefe Müdigkeit hinterlassen hat.

Draussen war es sehr stürmisch, wild und dunkel heute, das Meer war wieder ganz toll, und die kleine bunte Flottille von van-Gogh-Booten in unserem kleinen Hafen konnte nur verschüchtert an den Tauen schaukeln, ohne die grosse Fahrt zu wagen; trotzdem wurde eifrig auf den Booten geputzt und gearbeitet und gemalt; Fischer und Schiffer – so meine ich – sind überhaupt fast immer an ihren Kähnen am Teeren und am Pinseln; überall und auf alle Gegenstände malen die Fischer hier die faszinierenden Farben der Trikolore, dieser Fahne, die kühn und charmant, schön und hinreissend ist...

Ich habe gestern in der Buchhandlung noch ein Exemplar von «Gott in Frankreich» erstehen können, in das ich mich nun wieder vertieft habe; der Anfang ist ja wahnsinnig langweilig, finde ich – es ist doch eigentlich kaum verständlich, dass Sieburg, der doch bestimmt ein fabelhaftes Gefühl hat, sich nicht klar darüber war, dass solche schweren Dinge, wie er sie im ersten Teil des Buches anrührt, gar nicht zu ihm passen und auch gar nicht notwendig sind in diesem wirklich selten guten und schönen Buch über Frankreich... Sehr schön sind auch die Bilder in dem Buch; der unglaublich schöne, feurig-junge Kopf Napoleons, und eine Statue der Jeanne d'Arc, die ich in Paris auf einem Platz bewunderte, von der ich aber kein Bild bekommen konnte ... ach, Paris... Aber ich glaube, es gibt keine Stadt

in der Welt, die so schön ist, und keine, in der man so masslos einsam und verloren sich fühlen kann, wie Paris...

[...]

541. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 10. Mai 1943

[...]

Ich glaube, es wäre sehr hochmütig, wenn ich behaupten wollte, mich ungefährdet zu glauben, aber ich glaube, gegen die Koketterie sämtlicher hübscher Französinen bin ich gefeit; es ist sehr nett mit diesen Französinen zu plaudern, sie sind wirklich eine bemerkenswerte Sorte Mensch, in einem hohen Masse menschlich und nüchtern ... ach, weisst Du die Geschichte vom heiligen Dominikus, der sich auf dem Sterbebett anklagte, immer lieber mit hübschen jungen Frauen verhandelt zu haben als mit alten Frauen und Männern? Ist das nicht ein tolles Bekenntnis eines französischen Heiligen? Ich bemühe mich – eingedenk des Bekenntnisses dieses Heiligen –, immer sachlich zu bleiben und wenig charmanten Erscheinungen gegenüber ebenso sachlich und zuvorkommend zu sein; denn es ist ganz klar und sonderbar menschlich, dass man einer hübschen jungen Frau gegenüber immer geneigter ist, nicht wahr? Doch ich bemühe mich, wirklich sachlich zu bleiben, und es ist insofern nicht schwer, als die Französinen wirklich unabhängig von Schönheit und Hübschheit alle charmant sind, mit Ausnahmen versteht sich...

542. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 11.5.43

Gestern Abend wollte ich Dir eben schreiben, als das Licht im ganzen Ort ausging; ach, wir sind solche Pannen gewöhnt (siehe Sieburg, Gott in Frankreich). Man gewöhnt sich daran, dass die Handwerker einen mit den lebenswürdigsten Ausflüchten wochenlang hinhalten, dass das Telefonmädchen einen mit bezaubernden Worten dreimal falsch verbindet, dass das Licht am Tag mehrmals versagt, die einzige Möglichkeit ist die, sich bei der «Aufsicht», bei Gott zu beschweren, wie Sieburg es vorschlägt ... na...

Jedenfalls war die Panne gestern Abend ein wenig zu lang, von halb 11 bis 12 haben wir zunächst einmal bei einem kleinen Kerzenstummel gegessen und gleichmütig alle Beschwerden, die per Telefon zu uns kamen, entgegengenommen; dann habe ich versucht, das Elektrizitätswerk anzurufen, aber wenn man nach 12 Uhr abends noch einen Anschluss haben will, dann muss man sich schon wirklich mit der «Aufsicht» glänzend stehen. Es blieb mir gar nichts anderes übrig, als einen kleinen Nachspaziergang zu machen; es war schön, so mitten in den schönen warmen Regen hinein zu wandern, begleitet von Felix, der sich ganz toll freute über diese nächtliche Extravaganz; er tollte wie verrückt über die Strasse und meldete mich schon immer einige 100 Meter im Voraus bei den Posten an. Das Elektrizitätswerk war ebenso im Dunkel wie die ganze Stadt, und der «Contre-Maître» vom Dienst stand am Tor – im Regen – und wartete auf seine Monteur, die er schon losgeschickt hatte, die Störung zu suchen. Felix fand grossen Gefallen an dem dunklen und unheimlichen Gebäude der Gasfabrik und verschwand darin...

Zu Hause bin ich dann gleich zu Bett gegangen, der warme, milde Regen hatte mich völlig berauscht und mürbe gemacht...

[...]

543. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 11. Mai 43

[...]

Leider ist es wahr, dass unsere Tage hier gezählt sind; wahrscheinlich im Laufe der nächsten Woche geht es los, und zwar mit ziemlicher Gewissheit wieder an den alten dreckigen Ort zurück – dort bleiben wir aber nur 6 Wochen, und ich hoffe, dass wir dann wieder nach St. V. kommen. Ach, es ist wohl alles sehr unbestimmt, was mit uns geschehen wird, wir wollen Gott danken und froh sein, wenn ich in Frankreich bleiben kann.

Heute habe ich noch einmal in dem Buch «Die Verwandelten» von Paul Alverdes gelesen; eine Sammlung ausgezeichneter, wirklich schöner und tiefsinniger Novellen. Alle berichten von jungen Männern, die vom grossen Krieg gezeichnet sind; ach, Du musst es lesen, unbedingt; sooft ich lese, meine ich, ich müsste einfach zu Feder und Papier greifen und von den jungen Schicksalen dieses Krieges erzählen; aber die Zeit ist wohl noch nicht reif, und ich selbst wohl auch noch nicht; man darf nur nicht unterlassen zu beten und niemals anfangen einzuschlafen...

Die Widmung an Dich habe ich schon in dieses schöne Buch hineingeschrieben. Heute gehen auch erst einmal 4 Bücherpakete an Dich ab; ich muss mich so allmählich wieder von meinem zahlreichen Gepäck befreien, denn bald muss ich wieder «Soldat» werden ... zwei lange und schöne, sehr ereignisreiche Monate habe ich hier verbracht...

Zum letzten Mal werde ich diese Woche an Euch goldene Butter schicken können, ja, schöne, goldene Butter...

«Gott in Frankreich» habe ich auch noch kaufen können; ich habe es bald ausgelesen – dann wird es auch an Dich gelangen; alles, was über das menschliche Frankreich gesagt wird, ist phantastisch zutreffend und ausgezeichnet, fast unübertrefflich; aber die langatmige Einleitung mit den Bemerkungen über Jeanne d Arc und andere ist mir eigentlich etwas übel aufgestossen... Sicher aber ist es schön, die-



ses Buch zu besitzen, das vor allem von einer grossen Liebe zu Frankreich geschrieben ist.

Eben bin ich zum letzten Mal auf meinen Balkon getreten und habe die wunderbare Luft geatmet, ehe ich zur Verdunkelung die Läden schliessen muss, die ich, wenn ich zu Bett gehe, erst wieder öffnen kann. Es ist tatsächlich halb elf, nun wo draussen der tiefe Dämmer beginnt; das Geplauder und Singen der Jugend vor unserem Haus hat längst aufgehört, und alles ist still, und der einzige Mensch, den ich sehe, ist der einsame Posten, dessen Silhouette sich langsam über die Mole bewegt; aus den Gassen im «tieferen Teil der Stadt» höre ich das betrunkene Grölen von Unteroffizieren; Felix macht draussen vor unserer Tür seine letzte Pinkel-Runde; er ist nun zum richtigen Hund geworden, neulich stellten wir mit Begeisterung fest, dass er wirklich das Bein hebt... ausserdem habe ich ihm ein Halsband angelegt, und der kleine fuchsige Bastard, unglaublich schmal, mit dem netten Kopf und den schrecklich traurigen Augen, sieht nun fast «chic» aus; trotzdem ist er weit davon entfernt, ein bürgerlicher Hund zu werden, er ist und bleibt ein Vagabund, ein armer Strolch mit einem unbändigen Drang zur Freiheit der «Promenade» – Du fragst mich, woher wir ihn haben; nun, er war eines Tages da – es gibt viele solcher herrenlosen Hunde –, und da wir Gefallen an ihm fanden, haben wir ihn uns angeschafft und ihn in die Zange der Pädagogik genommen. Übrigens ist er jetzt wirklich stubenrein, und wenn ihn eine hündische Schwäche ankommt, dann kriecht er mit einer derart hündischen Trauer und Verzagtheit im Haus herum, dass man gleich merkt, dass er irgend etwas verbrochen hat, und ihm im Voraus schon verzeiht; dafür hat er aber sonst allen im Hause zu dienen, er muss springen, tanzen, sich im Kreis drehen lassen, auch wenn er müde ist; jeden Tag machen wir mit ihm eine «Mutprobe», indem wir ihn vom Balkon des ersten Stockes auf einen grossen Sandhaufen werfen, der vor unserem Haus liegt. So hat Felix allen Grund, wirklich nervös zu werden, aber er ist so treu, wie nur ein Strolch sein kann...

544. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 13. Mai 1943

[...]

Heute ist das richtige Wetter, um die Schule zu schwänzen; draussen ist es sommerlich warm, fast schon heiss, das Meer ist blau wie der glänzende Himmel, der sich darüber spannt...

Die Franzosen, die vor unserem Haus an einer Baustelle arbeiten, können sich einfach nicht aufraffen, ernstlich zu arbeiten; sie schäkern mit den hübschen Mädchen, die vorübergehen, versuchen Rendezvous auszumachen, verschwinden für ganze Stunden zu irgendeinem Aperitif, und wenn sie wiederkommen, bewerfen sie sich spielend mit Sand und Steinen. «Produktive» Arbeit wird nicht für 5 Pfennig gemacht; es ist sehr nett, diese erwachsenen Leute selig wie Kinder spielen zu sehen; es wirkt gar nicht unnatürlich, wirklich irgendwie paradiesisch hier...

Ganz schrecklich wirkt im Gegensatz die Trauer und Verlorenheit unserer Soldaten in ihren dicken grauen Uniformen; solche paradiesische Heiterkeit würde uns schlecht stehen, glaube ich...

Felix liegt faul und zufrieden in dem warmen Bausand und öffnet sein schläfriges Auge nur einmal, um irgendeinen Rassegenossen zu «avisieren» und gegebenenfalls zu beschnuppern; diese Hunde-Zeremonien (die ja alle irgendwie aufs Pinkeln hinauslaufen) haben mich immer sehr fasziniert; es ist wie eine Geheimsprache, dieses Beschnuppern, diese kleinen Spiele und Balgereien und dieses gleichmütige Seiner-Wege-Gehen danach. Felix ist eine stadtbekannte Erscheinung, jeder mann kennt ihn, den «chien de la commandanture», sogar mit Namen; er ist auch wirklich ein originelles rasseloses Gebilde mit wirklich schönen und hübschen Augen, das ist seine einzige Schönheit...

Was mich an ihm anzieht, das ist seine völlige Unabhängigkeit, seine absolute Treue und sein Mut; er ist einfach nicht an eine regelmässige Brockenmahlzeit hier zu gewöhnen und geht immer wieder

im Dreckeimer stöbern, um sich dort zu sättigen; er liebt das Strolchen über alles ... und die grössten Hunde springt er furchtlos an – nun, Du kennst ihn sicher bald, unseren kleinen fuchsigen Felix...

Unsere Generation ist so unendlich arm an menschlichen Freuden, dass ich manchmal weinen könnte darüber; mich ergreift es immer wie eine wilde Sehnsucht, wenn ich von den Freuden der Jugend lese oder höre, die um die Jahrhundertwende gelebt hat; ach, wir hätten vielleicht nicht die Geduld und die Naivität gehabt, uns so zu freuen, aber welch eine friedliche Wirklichkeit war das doch und welch eine Unruhe der Geister voll fruchtbarer Möglichkeiten...

Stacheldraht und dicke schwere Stiefel, das ist das, was das Schicksal uns beschert, eine unheimlich grosse Not...

Es ist 2 Uhr nachts geworden, bevor ich dazu komme, den Brief fortzusetzen; ich habe viele Pakete gemacht, habe eine anstrengende Tour zu den Bauern gemacht in grosser Hitze und bin müde, müde, müde...

[...]

545. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 14. Mai 43

[...]

Gestern Abend war ich einfach zu müde, um meinen Brief richtig zu Ende zu schreiben; es herrschte eine wüste Sommerhitze, innig warm und schwül war es, und die «Tour aufs Land» hatte mich sehr erschöpft. Dann habe ich anschliessend gleich für Dich und für zu Hause je zwei Päckchen gepackt mit Butter und Eiern, und da war es tatsächlich 2 Uhr geworden...

Es war ein wunderbarer Abend, und mir blutete tatsächlich das Herz, als ich zu meinem Packgeschäft verdunkeln musste. Die Abende sind so unsagbar schön, in einem absoluten Sinn paradies-

sisch; das Meer ist von einem zarten Hauch Rot und Blau überzogen, wunderbar fein und zart und doch voll elementarer Gewalt... ganz sanft kommen und gehen die Wellen, und draussen vor unserem Haus steht das Volk und schwatzt und blickt auf das Meer... ein paradiesischer Frühlingstag, aber mir ist das Herz so schwer, dass ich nicht darüber schreiben kann. Es war ein irrsinnig ereignisreicher Tag heute, voll vieler, sich innerhalb von einer Stunde widersprechender Befehle, ich bin vollkommen aufgerieben von diesem Ungestüm des militärischen Lebens im 4. Kriegsjahr...

Eben habe ich übrigens mit Jacqueline einen sehr langen und interessanten politischen Disput gehabt; es ist ganz phantastisch, wie dieses 16jährige Kind wirklich eine ausgeprägte politische Attitüde hat, ohne dabei an Charme zu verlieren; sie sagt mir, dass die ganze Welt «Deutschland» instinktiv hasst... dann schweigt sie. Sie macht gar keinen Hehl daraus, dass sie auch Deutschland hasse, aber ich konnte es eigentlich kaum glauben von so einem unschuldigen Gesicht. Einer ihrer Onkel ist interessanterweise Oberarzt im englischen Kriegsministerium; ihr Vater ist in Paris als Polizeiinspektor bei politischen Unruhen 1930 gefallen, und ihre Mutter ist vor «chagrin de lui» bald danach gestorben. Eigentlich erstaunlich, wie sie als ausgesprochen «bürgerliches» Mädchen für die Deutschen arbeitet, wo sich doch sonst diese Mädchen ausgesprochen aus den «untersten» Schichten zu uns finden. Sie glaubt zum Beispiel, dass das ganze deutsche Volk den Krieg ausgesprochen liebe, wirklich den Krieg herbeigesehnt habe, und dass es eine Art von Lebensäusserung Deutschlands wäre, alle zwanzig Jahre einen Krieg heraufzubeschwören, ohne den wir eigentlich nicht leben könnten. Ich war wirklich erschreckt von soviel naiver Voreingenommenheit, die uns mit völliger Selbstverständlichkeit für halbe Wilde und Barbaren hält; es hat mich sehr traurig gemacht, dieser sehr plötzliche und sehr tiefe Einblick in die wahre Meinung des französischen Volkes über uns, die dieses kleine Mädchen mir mit der Brutalität ihrer Jugend entgegenhält. Ich glaube, es wird niemals auf der Welt ein Volk geben, das

uns verstehen wird, ausser uns selbst. Alle meine Argumente über unsere doch sogar von der Welt «approbierte» Kultur, über den Bolschewismus, ach, alles prallte ab an einer fast paradiesischen Borniertheit, gegen die einfach nichts zu machen ist...

Heute bin ich ganz irrsinnig müde und auch sehr traurig, weil das Leben so paradiesisch schön ist, weil unsere Zeit hier in diesem schönen Haus nun tatsächlich dem Ende zugeht. Die Neuen sind schon da, zwei furchtbare Schwätzer, und die eigentliche Gemütlichkeit ist dadurch schon hin, noch einige Tage, vielleicht bis Dienstag oder Mittwoch, dann geht es zurück in das alte, elende Kaff mit den schrecklichen Unterkünften und dem täglichen Dienst.

Fast bin ich froh, wenn wir erst da sind, denn dieser Zwischenzustand mit den neugierigen Neulingen dazwischen, die nun mit wahrer Wollust von unseren schönen Einrichtungen Besitz ergreifen, das macht mich sehr traurig und nervös; ich bin überhaupt wahnsinnig nervös, und es ist wohl Zeit, dass ich noch einmal bald zum Arzt gehe wegen meines Gesundheitszustandes, der tatsächlich einigermassen beunruhigend ist...

Ich habe heute so erbärmlich viel dienstlichen Ärger gehabt durch eine wahnsinnige Dummheit eines höheren Vorgesetzten; das Tolle ist, dass ich immer die praktischen Unterhandlungen mit den Bürgermeistern erledigen muss, denen ich die tollsten und die widersprechendsten Befehle erteilen muss; man wird auf die Dauer auf eine erstaunliche Weise gleichmütig; glaubst Du, dass ich oft buchstäblich stundenlang die lebhaftesten und expressivsten Äusserungen der beiden Maires mit einem sturen und etwas hochmütigen «oui» zigarettenrauchend an mir abprallen lasse? Ich wehre mit einiger Kälte Sympathiekundgebungen, die meiner Person gelten, ab und nehme lächelnd dem Bürgermeister die Hand von meiner Schulter, wenn er sagt, dass ich doch ein «gentilhomme» wäre und etwas für ihn tun sollte.

546. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 14. Mai 43

[...]

Ich habe Dir eben einen so missmutigen Brief geschrieben, dass ich mich schäme, ihn Dir zu schicken, ich will Dir nichts vorenthalten, auch nicht meine üblen Seiten.

Ich habe mich sehr lange und ausgiebig mit kaltem Wasser traktiert – Deinem guten Mittel –, und obwohl es nun doch wieder spät geworden ist, weit über Mitternacht, bin ich doch wieder einigermassen frisch, da der schreckliche Schweiss des Tages nun abgewaschen ist...

Die Unterhaltung mit Jacqueline, von der ich Dir soeben schrieb, hat mir wirklich auch Freude gemacht, obwohl ich doch meist nur sehr Trauriges von ihr erfahren habe; weisst Du, es freut mich bei ihr am meisten, dass ihr diese für eine Französin fast obligatorische Koketterie fehlt, das ist so unglaublich angenehm bei einem schönen Mädchen, finde ich, dass man sich mit ihr unterhalten kann, ohne dauernd von diesen Luftschlangen der Koketterie belästigt zu werden. Ich habe ihr übrigens versprochen, dass ich sie, falls sie will, nach dem Krieg einmal nach Deutschland einladen will, um ihr das «wahre Deutschland» zu zeigen. [...]

Es ist draussen so phantastisch mild und klar, dass ich von hier aus mitten in der Nacht weit, weit draussen auf der Mole die Silhouetten der einsamen Posten sehen kann; ach, fast meine ich zu spüren, was sie denken da draussen, die Posten ... wie unendlich oft habe ich so draussen gestanden in wie unendlich vielen Nächten!

547. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 15. Mai 43

[...]

Den ganzen Tag bin ich heute sehr mit Arbeit überhäuft gewesen, wirklich wild war es einmal wieder – so als ob man uns die letzten Tage ganz und gar verderben wollte ... aber es ist wohl so mit mir, dass ich niemals ganz «bei der Sache» bin.

Weisst Du, dass ich mich immer danach sehne, die Engländer und Amerikaner möchten einmal kommen, einmal, einmal kommen, es wäre eine grosse Chance für uns, dem Krieg eine entscheidende Wendung zu geben, wenn sie sich uns hier im Westen stellten und wir könnten sie abwehren; ein Landungsversuch wäre mittlerweile völlig hoffnungslos, fast völlig hoffnungslos; aber es könnte doch einmal sein, und ich wünschte es wirklich, denn durch dieses ewige Warten wird der Krieg doch nie beendet, dieser über alles Mass hinaus wahn-sinnige Krieg!!

Weisst Du, was ich auch sehr vermissen werde, wenn ich hier fort-muss, das ist diese angenehme Atmosphäre von Frauen, die durch Madame Salles, von der ich Dir schrieb, und auch durch die kleine Jacqueline gegeben ist; es ist doch das absolut schrecklichste in un-serem Leben, dass für gewöhnlich immer ganz dicht und widerlich eng nur Männer aufeinanderhocken. Es ist doch wirklich eine Erho-lung, manchmal mit einer Frau sprechen zu können, und wenn es bloss wenige Worte sind, mit einer Frau, von der man sicher weiss, dass sie ganz ausserhalb dieses Kreises von Frauen steht, die sich ge-wöhnlich um Soldaten ansammeln. Es war doch immer sehr nett, zu-sammen mit dem alten Monsieur Salles und der kleinen Jacqueline die Fragen des Mittag- und Abendessens zu besprechen, mit jener Ausführlichkeit, die uns Deutschen lästig ist, den Franzosen aber wie eine Zeremonie erscheint, wie eine notwendige Zeremonie. Es war so un-sagbar schön – wohl das schönste –, von der bezaubernden alten

Madame Salles – dieser Hirtin par excellence – jeden zweiten Tag einen prächtigen Blumenstraus in jedes Zimmer gebracht zu bekommen, das wird nun alles wieder aufhören; und doch leuchtet mir gerade jetzt, wo ich von diesen äusserlichen Annehmlichkeiten Abschied nehmen muss – und wo ich den Schmerz schon halb überwunden habe –, ein, wie sehr diese Dinge auch relativ sind, wirklich relativ; absolut elend war ich trotzdem immer, wirklich, eigentlich im Grunde niemals weniger elend als vorher in dem schrecklichen Kaff, wohin wir nun zurückkehren. Vielleicht ist es notwendig, dass ich alle diese menschlichen Bequemlichkeiten mal wieder für lange Zeit entbehren muss, um wieder wach und Gottes bewusst zu werden. Ach, ich will mich nicht beklagen über mein Schicksal, ich habe immer ein phantastisches Glück gehabt. [...]

Ich wollte eigentlich in diesen letzten Tagen hier immer früh ins Bett, um das köstliche Bett noch zu geniessen und auszuruhen, ehe wieder die lange Zeit von Schlaflosigkeit kommt; aber es war so schön, hier oben allein im Zimmer zu sitzen und mit Dir zu plaudern in aller Ruhe...

Den Telefonapparat habe ich eingestöpselt, er steht neben mir, und eben habe ich versucht, Dich anzurufen, aber es klappte nicht, aber vielleicht – so versprach man mir – wird es morgen in aller Frühe um 5 oder 6 Uhr klappen.

Der Wind hat die drückende Schwüle der letzten beiden Tage weggefegt, es ist wieder frisch und schön draussen, sonnig und windig, richtiges Wetter, um in Ferien zu fahren. Das Meer ist wieder lebendig geworden, so sehr, dass die ganze bunte Van-Gogh-Flotte ängstlich im Hafen hockt und wieder einmal neu bepinselt wird.

Ach, wie sehr werde ich das Meer vermissen, die See, die ewig lebendige See, immer bewegt, niemals schlafend, immer lockend und schön und doch vertraut... und dieser köstliche Wind...

[...]



548. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 16. Mai 43

[...]

Heute Morgen bin ich in wunderbarem Sonnenschein mit dem Rad in ein etwas grösseres Städtchen, etwas von der Küste ab, gefahren, um mich dort einmal nach Schuhen für Dich umzusehen – (ach, Du darfst nicht traurig sein, aber das für den Stoff reservierte Geld ist fast schon in Butter und Eiern für Euch draufgegangen; weisst Du, die Gelegenheit war gerade günstig, Stoff konnte ich keinen bekommen, und Butterangebote waren gut und verhältnismässig billig (das Pfund 7,50 Mk), und so hab ich zugegriffen) ... ach, es war doch alles mehr oder weniger Pappdeckelkram, für den ich meine kostbaren Bezugscheine nicht opfern wollte – ich muss wohl doch Geduld haben, bis ich wieder einmal in Paris bin.

Ich hatte einen ziemlichen Umsatz an Geld letzte Woche, für fast 200 Mk habe ich Butter, Eier und Bücher gekauft. Hoffentlich hast Du das Paket mit den 5 Pfund inzwischen bekommen; die Butter, die ich vorgestern abschickte, macht mir viel Kummer; es war so furchtbar heiss an diesem Tag, und ich habe vorsichtshalber an Euch nur je ein Pfund geschickt; heute habe ich ein paar Aufnehmer erstanden und drei Pfund Zwiebeln, die ich Mutter schicke, von denen Du aber welche bekommen wirst...

Eben schwoll plötzlich ein irrsinniges Getöse von Flak und M.G. an, und als ich ans Fenster stürzte auf meine kleine Veranda hier oben, sah ich sechs englische Jäger, die in der blitzenden Sonne mit einer aufreizenden Gemütsruhe über die Stellungen und die Stadt flogen. Ein sehr kurzes, sehr heftiges und wildes Spiel entspinnt sich, dann sausten sie plötzlich ab übers Meer in Richtung «Old merry England», und ich kann mir gut vorstellen, wie sie dort mit kalter Ruhe aus ihren Maschinen steigen und vielleicht mit dem nächsten Zug nach London in Sonntagsurlaub fahren...

Sonderbarerweise haben wir gerade sonntags immer ziemlich viel Besuch von diesen bösen Feinden...

Unsere dienstbaren Geister sind heute nicht da; der alte Salles sitzt jetzt Karten spielend und roten Wein trinkend in einer Kneipe, und Jacqueline spazierte eben leicht errötend, aber doch auch stolz mit ihrem Liebsten hier vorbei...

Die Claude hat neben ihrer Schönheit und ihrer masslosen Koketterie noch andere, der Gemeinschaft nützliche Eigenschaften, sie hat uns heute aus Eiern, Butter und köstlichem Weizenmehl einen ganz grossen Teller voll köstlichen Gebäcks gebacken, ganz zart mit Creme; sie brachte es mir kurz vor Mittag, und wir haben die wunderbaren Dinger mit grossem Genuss als Dessert verzehrt; sie erbat sich zum Dank von mir halb im Scherz, halb im Ernst einen Kuss, und als ich statt dessen lächelnd ein paar Zigaretten bot, war sie sehr böse; aber ob bei einem koketten Frauenzimmer nicht auch die Bosheit nur Koketterie ist?...

In der Buchhandlung fand ich gestern ein wunderbares Buch: Gertrud Fussenegger: «Der Brautraub», leider nicht käuflich, nur leihbar! Wirklich, eine schöne Kraft in der Sprache und eine wirklich seltene Tiefe der Gedanken und Ideen. Ich möchte es Dir so gerne schicken, dass ich mich fast versucht fühlte, es einfach zu klauen, aber das würde doch ein etwas zu weit gehender Vertrauensbruch sein. Vielleicht kannst Du es irgendwo leihen oder gar kaufen. Es ist wirklich ein schönes Buch...

Mit meinem Anruf bei Euch, das hat nicht geklappt; es ist unsagbar schwer, aber ich habe dem Telefonisten ein ganzes Paket Tabak anheimgestellt, wenn es ihm gelingt, mich «nach Köln zu bringen», und ich denke, dass es mir heute um so mehr nützen wird.

Heute Abend werde ich mir einen französischen Kriminalfilm ansehen: «L'Assassin habite au 21»; das hört sich sehr blutig an, nicht wahr? Hoffentlich ist es keine Enttäuschung!

[...]

549. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 16. Mai 43

[...]

Draussen ist wieder ein herrliches Wetter, und die Kühle des Windes lindert schön die Schwüle der Sonne; ja, es ist richtig warm, unangenehm warm in unseren dicken Stiefeln und Röcken, wenn kein Wind uns wohltuend umweht. Monsieur Ernest hat mir eben eine wunderbare Pulle Rotwein gebracht, uraltes Gewächs, das ist der Sold für die Übersetzung zweier langer Liebesbriefe aus Russland, die an seine sehr schöne Französin adressiert waren. Ich empfinde diese Art von Besoldung sehr angenehm und werde heute Abend nach dem Kino diese Flasche auf Dein Wohl trinken. Die Beziehungen zwischen deutschen Soldaten und französischen Mädchen sind überhaupt hier sehr zahlreich und oft ernst; es gibt sehr viele Mädchen, die regelmässig Briefe aus Russland bekommen ... neulich begegnete ich etwas sehr Schönerem. Ich ging morgens mit Felix zum Bahnhof, es war ein schöner Frühlingstag. Felix balgte sich mit sämtlichen Hunden und kam dann immer eilig und schweisstriefend hinter mir hergelaufen. Als wir die zweite kleine Brücke passierten, sah ich mitten auf dieser Brücke ein sehr junges, sehr dunkles Mädchen stehen, das vollkommen in einen Brief vertieft war, dessen Umschlag blau und leuchtend in ihrer Hand flatterte. Von hinten kam ein Auto, das vergeblich tute, denn diese junge Dame hörte offenbar nichts; ich ging also schnell auf sie zu und zog sie behutsam zur Seite; sie zeigte sich sehr erschreckt, lächelte dann dankbar und sagte mir wirklich strahlend: «Ein Brief aus Russland», indem sie mir den blauen Umschlag wies; sie hatte ein sehr schmales, schönes, reines Gesicht, unglaublich Meiers-ähnlich (die Meiers haben überhaupt alles Französinengesichter!), und fragte mich dann in fliessendem Deutsch, ob ich Französisch könne, und bat mich, einige Worte, die sie nicht kannte, zu übersetzen; das eine Wort war «wahnsinnig» und das andere «Verlangen

nach Deiner Nähe»; auch «blinde Hoffnung» musste ich übersetzen. Sie ging dann mit einem lächelnden «Danke tausendmal» lesend weiter, während Felix sich eifersüchtig hinter ihr herstürzte. Diese kleine Episode hat mich sehr erfreut, weil mir eigentlich zum erstenmal ganz klar eine wirklich treue Französin begegnete; sonst ist das – scheinbar – sehr selten – die Treue, das ist eine unserer deutschen und sehr grossen Tugenden, die Treue, die von den anderen Nationalen oft allzuleicht als eine Filiale der Dummheit bezeichnet wird...

Felix hat heute eine anstrengende Nacht hinter sich gebracht; er musste doch mit dem Unteroffizier bis 7 Uhr morgens von Kneipe zu Kneipe ziehen, der arme Hund, und als ich heute Morgen aufstand, fand ich ihn kläglich winselnd vor Müdigkeit und Kummer; ich habe ihm seinen Brei gegeben, ihn in eine warme Ecke gelegt zum Pennen, und heute Nachmittag habe ich ihn dann unbarmherzig gebadet in der Badewanne eines preussischen Hauptmanns und Bataillons-Kommandeurs. Felix erschrak ganz furchtbar, als ich ihn kurzerhand in die volle Wanne warf und ihn zunächst einmal kräftig darin untertauchte; er schluckte und prustete ganz erbärmlich, aber es half ihm alles nichts, er wurde gebürstet und geschrubbt, dass ihm fast die Augen überliefen. Du kannst Dir denken, wie sein Fell aussah nach wochenlanger Balgerei mit sämtlichen Hunden der Stadt! Müde und ein wenig erstaunt war er dann gleich nachher eingeschlafen, als er sich zufrieden in seine Ecke rollte. Nun ist es schon Abend geworden, und der arme Felix soll schon wieder mit auf eine grosse Saftour!

Der Unteroffizier, der unseren Feldwebel vertritt, ist ein nicht unintelligenter, aber furchtbar ungefügiger Sachse, der eigentlich nur an Zigaretten, Schnaps und seine Weibergeschichten denkt. Ein sehr bequemer, aber auch langweiliger Typ...

550. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 17. Mai 43

[...]

Heute Abend befinde ich mich in einem Zustand, den die Franzosen mit «karousell» bezeichnen; ich habe 12 ganz phantastische Cocktails getrunken, Cocktails à la Robert,  $\frac{2}{5}$  Cognac,  $\frac{1}{5}$  Apricot-Brandy,  $\frac{1}{5}$  Prunelle,  $\frac{1}{5}$  Eau de Vie Rhume und einen Schuss Milch dazu, ein ganz phantastisches Getränk, nur dass es einen physisch kaputtmacht, ach, sei nicht böse [...]

Müde bin ich und ein wenig traurig, weil ich mich habe verführen lassen, soviel von diesem süßen Zeug zu trinken...

[...]

551. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 18. Mai 43

[...]

Verzeih mir den bösen Rausch gestern; es war wirklich etwas wüst, und ich bin dem dicken, fetten, schwarzen Robert noch böse, dass er mich in meiner Unschuld dieses süsse, phantastisch schöne Zeug so munter trinken liess; das heisst, ich merkte wohl, wie schwer es zog! Ach, verzeih mir...

Ich weiss nur noch, dass ich sehr stramm und aufrecht über die Strasse segelte, aber sobald sich die Tür unseres Hauses hinter mir geschlossen hatte, begann sich alles ganz furchtbar und aufregend zu drehen; ich erklimmte die Treppe, fiel hin und sah das erschreckte und erstaunte Kindergesicht Jacqueline's mich vorwurfsvoll aus der Küchentür mustern; und ich schämte mich wirklich, so früh am Tage – es war früher Nachmittag – schon so schrecklich betrunken zu sein.

Mein Bett fand ich immerhin und schlief gleich ein, fest – fest –, und erwachte spät am Abend mit schwerem Kopf und grossem Hunger. Auf meinem Bett lagen zwei Briefe von Dir. [...]

Die letzten Tage will man uns anscheinend noch einmal recht das Joch der Arbeit spüren lassen; wir haben ganz wahnsinnig zu tun hier. Spät erst komme ich dazu, Dir diesen Brief zu schreiben; morgen oder spätestens übermorgen geht es weg von hier. Ach, ich habe mich wirklich schon damit abgefunden und habe gar keine Angst vor dem Leben dort hinten!

Die Urlaubschancen stehen wirklich erstaunlich gut. Wenn alles so weiterläuft, kann ich tatsächlich Ende Juli bei Dir sein; schreib mir doch bitte genau, wann Ihr Ferien habt.

Ist die Geschichte in Tunis nicht ganz traurig? Nicht wahnsinnig traurig? Man hört und sieht nichts mehr von den vielen tausend armen Soldaten, kein Wehrmachtsbericht erwähnt sie mehr. Es fehlt nur noch, dass sie schreiben: «Im Süden nichts Neues...»

Wie mag unser Leben sein nach dem Krieg? Es ist unglaublich schwer, sich eine politische Ansicht darüber zu bilden, man muss warten, warten ... alle, alle warten wir nur auf den Frieden, dieses märchenhafte Wesen, das man Frieden nennt und das niemand kennt!

Hier ist der Frühling berauschend schön; man sieht keine Bäume blühen, nur die Blumen in ihrer tollen Pracht in unseren Töpfen, aber die Luft und das Meer sind einfach berauschend schön, und man sieht es glühen auf den Gesichtern der Mädchen und Jungen, der Frauen und auch der Männer manchmal, wenn sie den Krieg vergessen können. Es ist schrecklich schwer, als einsamer grauer Soldat in diesem glühenden Leben zu sein, wirklich ein Fremdling.

Die kleine Jacqueline hat es abends immer sehr eilig abzuhaufen, und es ist wirklich nicht schwer, auf ihrem Gesicht zu lesen, dass sie verliebt ist und dass sie zum Rendezvous geht. Sie saust immer mit einer wahren «Windeseile» um die Ecke, sobald sie das Haus verlassen hat, und ich bin ganz sicher, dass ihr Kabänes schon an der nächsten Ecke auf sie wartet. Ich beneide den etwas steifen, sehr unbehol-

fenen blonden Tischlerlehrling um sein Glück, mit der Liebsten Spazierengehen zu können; oft sehe ich die beiden abends dann spät, wenn es dämmt, bei uns noch vorbeikommen, ein sehr sonderbares, etwas herbes Paar; man kann sich kaum vorstellen, dass sie sehr zärtlich zueinander sind, und doch sind sie sehr glücklich, man sieht es.

So stehe ich auf meinem Balkon; ach, es ist mir unglaublich schwer, mich vom Anblick des Meeres im lichten Abendschein zu trennen. Tröstlich ist es, vom zarten Nebel der Dünen umhangen, und rot und glühend liegt ein schmaler Streifen Horizont innig davor... es ist etwas Phantastisches, dieses ewig lebendige, ewig belebte Element, das immer strömt, ab und zu, ach, in diesen letzten Tagen habe ich nie mehr Ruhe gehabt, aus meinem Fenster zu schauen auf das Meer, das Meer...

552. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 19. Mai 1943

[...].

Ich bin sehr traurig, weil heute keine Post an Dich abgegangen ist; die beiden Briefe liegen noch da von gestern, weil infolge des Wechsels keine Post mehr wegging. [...]

Infolge der Übergabe und Übernahme sind wir den ganzen Tag vollaufbeschäftigt; man merkt doch erst, wenn man andere darin einweihen muss, wieviel kleine und kleinste Dinge da notwendig zu wissen sind, in die man alle einweihen muss; am besten ist in solchen Fällen, wenn man einfach mitten hineingestürzt wird in das Abenteuer, so wie es uns ging. Unsere Kompanie ist heute schon abgehauen, ich selbst bleibe noch drei Tage hier und werde dann wohl am Montag anfangen, Dienst zu machen...

Weisst Du, eigentlich möchte ich fast sagen, dass ich mich freue, weil es endgültig erledigt ist; dieser Zwischenzustand ist abscheulich,

und die Neuen sind bis auf einen sehr unangenehm, sehr arrogant und eingebildet, und die Art, wie sie die unschuldige Taube Jacqueline zu traktieren versuchten, war wirklich schrecklich. Na, man sollte vielleicht allmählich abgehärtet sein gegen die Realitäten des Lebens, aber es gibt Dinge, die ich niemals verstehen werde und die ich niemals ohne Schmerz werde sehen und ertragen können...

Unser Feldweibel ist auch heute wiedergekommen und hat gleich wieder die alte Unruhe ins Haus gebracht. Noch drei Tage, dann werde ich wieder ein ganz einfacher deutscher Soldat sein, der seinen Dienst macht, und fast freue ich mich darauf ... ach, ich werde klagen, ich werde tief im Elend sein, aber vielleicht ist es gut für mich, dann werde ich Dir wieder jeden Tag nur einen kleinen Brief schreiben können. [...]

Heute habe ich eine zwar aufreibende, aber doch schöne und interessante Autofahrt gemacht; wir müssen die Filme, die bei uns spielen, immer an dem Platz, wo sie vorher gespielt wurden, abholen, und heute war das ziemlich weit weg. Erst bin ich in Dieppe gewesen mit einem französischen Bauunternehmer, dann hat er mich nach Arques-le-Bataille gebracht, wo der Film abzuholen war, dann wieder nach Dieppe und nach hier zurück; es war wunderschönes Wetter, und wir sind durch die schönen fruchtbaren Täler der kleinen Flüsschen gefahren; ach, paradiesisch schön ist das alles. Obwohl es sehr heiss war in dem Wagen und mich – wie immer bei Autofahrten – eine kleine Übelkeit anflog, war ich doch eigentlich traurig, als sie zu Ende ging und wir uns wieder unserem kleinen Städtchen näherten...

Der Krieg wird allmählich so bedrückend und grau, die Soldaten alle so traurig, dass man sich gar nicht denken kann, wie das wohl weitergehen mag; aber die absolute Notwendigkeit hält alles noch aufrecht. Wenn man so wie ich dahinterkommt, hinter die wahren Gesichter der Offiziere sehen kann – eines grossen Teils –, was die für billige Weltanschauungen haben, dann ist es eigentlich erstaunlich, wie wir so weit kommen konnten. Unser Volk ist eben in einem erstaunlichen Masse gut und geduldig und opferbereit, wirklich...



Gott gebe, dass dieser wahnsinnige Krieg bald zu Ende geht. Es ist wirklich, als ob ein vollkommener Irrsinn alle Völker befallen hätte. Heute hören wir hier von der entsetzlichen Katastrophe, die Kassel befallen hat. Du wirst sicher durch Deine Tante Näheres erfahren. Glaubst Du, dass das für uns schrecklich ist, dass man uns so «in Ruhe» lässt? Wie mag dieser ganze Wahnsinn ausgehen? Wir werden bestimmt auf Trümmern leben müssen, in jeder Hinsicht auf Trümmern, wenn wir nur leben, leben, leben...

[...]

553. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 21. Mai 43

[...]

Heute war ein ganz toller, arbeitsreicher und doch schöner Tag. Es ist schon wieder spät, wirklich 1 Uhr, aber das ist ja so gleichgültig, ich bleibe ja noch ein paar Tage zum Ausruhen hier.

Heute Morgen war das übliche Geschreibe, Gelaufe und Verhandeln mit Zivilisten, heute Mittag geschah etwas Aussergewöhnliches. Ein Leutnant rief an und bat mich flehend, wirklich flehend, doch eine gewisse junge Dame ans Telefon zu rufen, eine etwas fragwürdige Erscheinung, die reichsdeutsch ist, aber als sehr englandfreundlich gilt. Es ist natürlich äusserst streng verboten, Zivilpersonen über das Feldtelefon sprechen zu lassen, aber der Liebeskummer dieses jungen Leutnants war wirklich rührend. Ich holte also dieses Mädchen und sah sie dabei zum ersten Mal ganz nah. Und ich sah zum ersten Mal in meinem Leben eine wirkliche Hexe. Denk Dir eine zarte kleine Person mit buchstäblich goldenem Haar, und zwar ein helles, leuchtendes Gold, vollkommen natürlich; dann ein sehr schönes, ebenmässiges Gesicht, bedeckt mit grossen Sommersprossen. Aber das Tollste waren wirklich die Augen, grosse, runde Augen,

meergrün und leuchtend, unheimlich und schön, wirklich ein elementares Hexengesicht mit einem bezaubernden Lächeln ... ich kann mir wirklich denken, dass sie die Männer lockt mit diesem Lächeln, diesen meergrünen Augen und sie verbrennt und vernichtet. Dann hat sie eine ganz helle Glockenstimme, irgendwie sehr unangenehm mit einem gefährlichen Unterton – so dass ich manche Sekunde Angst hatte, dieses Lächeln, diese Augen und diese Stimme könnten alle zusammen «überschlagen», und dieses zarte Geschöpf vor mir könnte ganz plötzlich einen wilden, bacchantischen Tanz anfangen.

So war es mir unheimlich interessant, mit dieser Hexe zu unserem Haus hinunterzugehen und dem sehr kurzen Gespräch beizuwohnen. Während ich neben ihr ging, hatte ich das wilde und gewisse Gefühl, so als ob ich in einer Schlacht wäre, soviel Verhängnisvolles und Schicksalhaftes strömte von dieser Hexe aus.

Dann bin ich über Land gefahren, die alte Tour; es ging heute alles sehr glatt, aber der Erfolg war nicht berühmt; ich werde Euch als letzte Sendung nur für jeden ein Pfund schicken. Ich war sehr glücklich, so neben Robert, dem Dicken, im Wagen zu sitzen und durch die prachtvollen, blühenden Felder zu fahren, durch volle Kleefelder, durch riesige Getreidefelder und durch die Wiesen, diese Wiesen, in denen die Kühe bis zu den Knien in herrlichen Blumen waten; diese Luft, ach, wie sehnt man sich da nach Freiheit und Glück. [...]

Auch unter diesen Bäuerinnen und ihren Töchtern gibt es sehr schöne Frauen und nette Männer, ich plaudere immer gern mit ihnen, obwohl ich dann immer wieder über ihre Habgier enttäuscht bin. Wie wunderbar ist doch die köstliche Freiheit, die ich auf diesen Hamsterfahrten genieße.

Übrigens sind die finanziellen Transmissionen alle angekommen und bestätigt. Der Buchhändler aus Berlin ist heute Abend aus dem Urlaub gekommen und hat mir alles mitgebracht, einen neuen Fond, den ich hoffentlich bald wechseln kann, na, Sorge Dich nur nicht...

Heute Morgen kurz nach dem Aufstehen sah ich übrigens noch ein phantastisches Bild; ich trat auf den Balkon hinaus, um den ersten

Blick auf den Hafen und das weite Meer zu werfen, da sah ich auf der anderen, uns gegenüberliegenden Seite des Hafens an einem der Häuser auf einem Balkon eine Frau in einem leuchtend roten Morgenrock, wie eine Fahne sah das aus; sie lehnte behaglich über der Brüstung, und neben ihr lehnte ein Mann in einem grauen, unscheinbaren Kittel. Man sah dieses Rot der Frau wie einen Klecks Blut über dem dunklen, blauen Wasser in der gelblichen Front des Hauses. Ein kleiner weisser Fleck war ihr Gesicht, und dazu pechschwarzes Haar, und die beiden da auf ihrem Balkon küssten sich ganz ungeniert am hellen Morgen im Anblick der Passanten und sozusagen im Blickfeld der ganzen Stadt, denn ganz gewiss konnte jedermann, der irgendwo am Fenster lag, diesen roten Blutklecks sehen, der den unscheinbaren grauen Fleck küsste, wirklich ein Bild unverfälschten Frankreichs. [...]

Verzeih mir, dass ich Dir auf solchem Papier und mit diesem Stift schreibe, ich sitze ausnahmsweise noch hier unten im Büro und warte auf eine Gruppe Soldaten, die noch Quartier haben will und sich eben telefonisch angemeldet hat.

[...]

554. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 23. Mai 43  
Sonntag

Gestern Abend habe ich Dir infolge der langen, langen Lichtpause keinen Brief schreiben können; ich war erst im Kino: «Le chemin de la liberté» mit Zarah Leander, von der ich mir mehr versprochen hatte, da ging plötzlich der Strom aus, gerade natürlich während eines sehr langen und innigen Kusses, und das Publikum gab seinem Unmut Ausdruck auf alle mögliche Art und Weise. Dann sassen wir erst

eine halbe Stunde im Dunkeln und erwarteten, dass die beiden Küssenden aus der Finsternis wieder auftauchten und ihren Kuss fortsetzten, aber sie blieben unweigerlich im Dunkel... ich gönnte es ihnen...

So ging ich denn nach Hause und nahm beim Schein Deiner letzten Kerze ein sehr inniges und romantisches Bad, dann musste ich mich beeilen, Dir wenigstens schnell noch eine Karte zu schreiben, denn das Kerzenlicht liess bedenklich nach, und es war schon wieder recht spät...

Ach, in den letzten Tagen bin ich nur wenig zur Ruhe gekommen, erstens, weil das Haus so voll ist, immerhin doppelt belegt mit Übergebenden und Übernehmenden, da ist es schwer, ein ruhiges Plätzchen zu finden. Wie sehr werde ich meinem netten kleinen Bibliothekszimmer nachtrauern, da oben, wo ich abends ganz ungestört Dir schreiben konnte. Nun muss ich diese Kammer schon mit einem teilen, und morgen, wahrscheinlich morgen, geht es dann zurück zur Kompanie.

Ich fürchte mich vor den Wochen schweren Dienstes und freue mich doch gleichzeitig auch ein wenig; die Umstellung von zwei eigenen Zimmern auf das Massenquartier wird sehr schwer werden; überhaupt, diese schöne Atmosphäre von Lebensart und Kultur, lesen können, schreiben können und träumen können; aber ich will, will mich nicht von diesen relativen Dingen unterkriegen lassen, denn im Grunde ist es ja überall gleich schwer. [...]

Das schöne Buch «Katrine» von Salminen hat mir der Buchhändler zum Abschied doch verkauft, ich bin sehr glücklich darüber; ich will es Dir gleich schicken, wie freue ich mich, Dir diese Freude machen zu können. Es ist wirklich ein schönes Buch. Im Augenblick habe ich es noch verliehen, aber es wird wohl morgen noch früh genug zurückkommen. Dann geht es gleich an Dich ab. Ich bin wahn-sinnig nervös und unruhig, weil das Haus, das immer so still war, nun voller Leute ist, die sich einrichten, noch etwas fremd sind, aber doch von allem schon Besitz ergreifen. .. Es ist heute wieder paradiesisch schönes Wetter, die Sonne scheint ganz phantastisch, und doch ist es schön kühl, weil von der See ein frischer Wind weht. [...] Ich möchte

leben, leben, alles dieses hier ist doch nur ein böser, unsäglicher Traum, wenn er sich auch abspielt in einem schönen Haus, unter ganz erträglichen Umständen, in einem schönen Städtchen am Meer; es ist doch nur ein böser und schwerer Traum.

Um heute noch an Post zu kommen, habe ich einen etwas gewagten Schritt unternommen; ich habe Robert, den Dicken – Sohn eines Bauunternehmers, ein netter Kerl –, mit seinem Auto in den Ort geschickt, wo unsere Kompanie jetzt liegt, er soll dort auf der Schreibstube meine Post abholen. Das ist natürlich eine vollkommen unmögliche Art, aber vielleicht gelingt es mir.

Ich kann einfach nicht schreiben in diesem Durcheinander von Menschen, die sich zurechtzufinden und einzurichten suchen in diesem Haus, und die Unruhe hat mich gepackt, die unruhige Erwartung von Monsieur Robert Dupray, der mir meine Post holen soll.

Uns bleibt nichts wie Erinnerung, Trauer und Hoffnung; Gott möge uns beistehen, dass wir dieses Abenteuer, diesen wahnsinnigen Krieg glücklich überstehen. Dann, dann werden wir Purzelbäume schlagen vor Glück, oder – ach, wer weiss, wie müde unser Herz ist! Wir werden in tiefe Stühle sinken, wunderbare Bücher lesen; es ist ganz sonderbar, dass das Leben, so, wie es war, weiterlaufen soll, wenn alle diese unzähligen Millionen Soldaten aus der Härte dieses Lebens zurückkehren; oder die «Disziplin» müsste bei unserem Volk schon zum Stumpfsinn geführt haben. Doch ich kann nicht glauben, dass dann jeder seine Uniform abgibt, seinen Zivilrock anzieht und da weitermacht, wo er vor 4 oder 5 Jahren aufgehört hat, so als ob nie die grosse Erschütterung des Krieges über ihn gegangen wäre.

Es ist wirklich so, dass der Krieg absolute Räume schafft, man lernt hassen und man lernt lieben. Es gibt keine Zwischenmöglichkeit mehr; man lernt, dass die kleinste, winzigste Kostbarkeit im Gesicht der geliebten Frau unsagbar viel wertvoller ist als ein Wall von Beton, der 3'000 Kilometer lang ist! Ein Glas guten Weins, getrunken mit einem einfachen Mann, ist wertvoller als die beste aller besten Tages-

zeitungen. Überhaupt die Presse und der Rundfunk! Absoluter Wahnsinn...

[...]

555. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 23. Mai 43  
Sonntag

[...]

Eben kommt der dicke Robert mit meiner Post zurück; es hat also tatsächlich geklappt, das ziemlich gewagte Unternehmen; es war <nur> die Post von heute, nicht die der vergangenen Tage. [...]

Es war wirklich verhängnisvoll, dass mein Anruf am vorigen Samstag nicht klappte; er war mir fast fest zugesagt worden, und ich hatte ein ganzes Paket Tabak als Preis ausgesetzt für den Telefonisten, der die Verbindung herstellen wollte; er hat mich dann morgens um 5 Uhr geweckt, wie verabredet war, weil er abends nicht durchkam, und ich habe dann lange am Telefon gehangen und seinen Kampf mit den einzelnen Blitzmädeln und anderen Instanzen verfolgt, aber es hat nicht geklappt. Das Paket Tabak habe ich ihm natürlich dennoch gegeben, denn er hat wirklich tapfer gearbeitet, vor allen Dingen setzen diese Leute dabei doch allerhand aufs Spiel.

Heute habe ich Dir wieder einige Bücherpakete und ein Butterpaket geschickt, erst einmal ein schönes Buch von Gertrud Fussenegger «Der Brautraub», dann «Gott in Frankreich» und einen Band schöner Gedichte. Natürlich schicke ich Dir auch das schöne Buch «Katrina», sobald ich es zurückbekomme.

Weisst Du, von dem «Strauss» bin ich auch nicht so begeistert; als Künstler gefällt mir dieser Mann durchaus nicht; aber er ist ein grosser Techniker, und wenn man ihn zu «akademisch» nennt, wie Du schreibst, hat man seine Schwäche am besten gekennzeichnet. Vor

allem hat er keine blühende Weltanschauung; «Der Schleier» wäre wirklich eine Meisterleistung, wenn er etwas blutvoller wäre, etwas lebendiger; technisch ist das eine ganz hervorragende Leistung, und diese Novelle hat mich auch gereizt, das Buch zu kaufen – es ist wirklich klarsichtig, dieses Stück. Aber es fehlt eine gewisse blutige Kraft, eine blutvolle Leidenschaft, das ist es, die richtige, verzehrende Leidenschaft, die das Charakteristische alles Menschlichen ist, die fehlt diesem Burschen.

Das Buch von Fussenegger wird Dir bestimmt gefallen, das ist für unsere Zeit etwas wirklich sehr Schönes. [...]

Meine Sammlung von «Hexen» scheint sich zu vermehren, nachdem ich Mademoiselle Claude und die blonde Dame, von der ich Dir vor einigen Tagen erzählte – die mit den goldenen Haaren und den Meeräugen –, in diese Kategorie eingereiht habe, kam mir heute die dritte, eine schwarze diesmal, ins Gehege; bei der etwas düsteren wie faszinierenden Beschäftigung, die leeren Häuser zu inspizieren in dieser verlassenen Strasse am Strand, gesellte sich mir heute lautlos wie eine Katze, wirklich wie eine Katze, eine sehr junge, pechschwarze, höllisch hübsche kleine Französin zu, die aus einer naheliegenden Offizierswohnung herauskam. Sie verfolgte mich wirklich mit ihrem elementaren, zarten Dirmengesicht, umrahmt von dunklen Locken, mit grünlich-blauen, ungewöhnlich grossen, schimmernden Augen; es war wirklich märchenhaft; sie sprach mit einer hohen, dünnen Stimme und bot sich als Führerin an, und konnte mir auch sehr nützliche Angaben machen über die Gegenstände, die in den einzelnen Häusern noch zu finden seien. Sie folgte mir lautlos auf weichen Pantoffeln, und ich konnte den ersten Eindruck: Katze, nicht mehr loswerden, wirklich eine Hexe. Ich blickte sie manchmal forschend und interessiert lange an, aber sie hielt mit einem unbeschreiblichen Lächeln meine finstersten Blicke aus; es war eine phantastische Situation, und sie kam mir immer märchenhafter und unwirklicher vor. Aber ich kann mich der Realität nicht verschliessen; es war in einer engen, dunklen Gasse am Strand, die durch eine dicke Mauer vom Meer getrennt war; das Rauschen der Flut murmelte in den leeren,

verlassenen Häusern, in dieser vollkommenen Trostlosigkeit, und ich war auf der Suche nach Liegestühlen! Und dann diese wirklich märchenhafte Französin, diese Hexen-Katze; eigentlich sah sie auch wieder sehr kindlich aus, aber diese grossen, grünlich-blauen Augen, und das blauschwarze Haar! Eine richtige Hexe. Sie folgte mir immer auf dem Fuss, in einem bescheidenen Abstand, aber sobald ich stehenblieb, war sie neben mir und sprach und «vibrierte» mich an mit ihren Augen, ein ganz junges Mädchen, höchstens 16 oder 17 Jahre alt. Ich war sehr kühl zu ihr, aber doch im Grunde genommen hilflos, ich konnte sie doch nicht wegjagen, sie war ja auch nur freundlich und zuvorkommend; jedenfalls blieb sie so lange bei mir, wie ich in dieser Strasse war, in jedes Haus folgte sie mir, und wir plauderten dann auch in abgerissenen Sätzen. Ich schenkte ihr ein paar Zigaretten, und das war vielleicht ein taktischer Fehler, denn nun hielt sie schon den Sklavinnen-Abstand nicht mehr ein, sondern versuchte, immer neben mir zu bleiben. – Na, ich machte dann Schluss, sagte ihr guten Tag und wollte aus der Strasse hinausgehen, da lockte sie mich noch in ein Haus, wo angeblich ganz phantastisch schönes Mobiliar sein sollte – ich suchte dann auch den Schlüssel aus meiner grossen Schlüsselsammlung, und als wir dann im Flur waren, küsste sie mich, ehe ich mich überhaupt besinnen konnte, auf die Wange und lief lachend davon. Wahrscheinlich wird sie mich für einen ziemlichen Dummkopf halten, nicht wahr? Aber was kann das mir schaden. Das ist also die dritte Hexe, und auch die erste, die mir «ein Leids» getan hat, denn es war wirklich ekelhaft und peinlich, dieses Mal auf meiner Wange, aber es soll mir eine gute Lehre sein, und ich werde Hexen niemals mehr Zigaretten schenken und sie niemals mehr mich begleiten lassen; die ganze Geschichte kommt mir wirklich fast wie ein Traum vor, aber ich spüre dieses unangenehme Mal immer noch auf meiner Wange, und ich weiss ja auch, dass es wahr war.

Das hat mich ein wenig traurig gemacht, dieses Abenteuer. Bin ich wirklich so ein Tölpel, dass ich auf jeder Hexe Augen mit allzuviel



Interesse achte und sie beschenke, bis dann sonderbare Küsse auf meiner Wange landen? Vielleicht bin ich wirklich eine allzu anachronistische Erscheinung...

Es ist tatsächlich 2 Uhr geworden; es waren noch ein paar «accidents», die mich unten lange aufgehalten haben. Ein Soldat erschien blutüberströmt, besoffen und wollte sich verbinden lassen. Da musste ich auch noch einen Sanitäter herbeitelefonieren; dann kam der Feldweibel mit Felix und liess ihn erst noch eine halbe Stunde «exerzieren», wie er es nennt. Felix wird jeden Tag nervöser und ängstlicher, seitdem er wieder aus meinen Händen ist; er führt den unsoliden Lebenswandel seines Herrn mit und liegt dann den ganzen Tag herum und pennt müde und traurig; abends wird er dann wach...

Ich bin irrsinnig müde geworden, ich habe mich noch lange mit meinem Kameraden, einem neuen, über tausend Dinge unterhalten, wirklich noch einmal nach langer Zeit eine sehr schöne Plauderstunde mit einem wirklich «gebildeten», netten Menschen. Er ist Assistent an der Berliner Universität, wirklich sehr nett und klug und witzig, von einer sympathisch professoralen Gründlichkeit, die mir sehr imponiert...

Ich müsste bei Dir sein und Bücher schreiben, das wäre das Leben; und ich würde sie schreiben können, ich weiss es...

[...]

556. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 25. Mai 43

[...]

Heute Morgen rief die Kompanie mich an, dass ich mich bis spätestens morgen früh dort einzufinden hätte. Es ist also zu Ende mit T. Ich will nicht traurig sein, ich finde eine Menge Briefe von Dir dort, und abends um 6 oder 7 ist dort ganz bestimmt Feierabend, und ich kann Dir schreiben, das ist das Wichtigste. Die absolute Atmosphäre

von Elend wird vielleicht heilsam sein für mich, ich werde die zivilen Bequemlichkeiten und Freiheiten vermissen, aber ich bin doch das Zigeunerleben schon gewöhnt. ..

Der Feldweibel lud mich zum Abschieds-Abendessen in das schöne alte Gasthaus ein, wo wir Ostern zusammen gegessen haben, erst eine wunderbare Spazierfahrt mit dem Auto durch den herrlichen Frühlingsabend, Tempo 90 km pro Stunde, wirklich berauschend; dann auch manchmal ganz langsam und friedlich; ach, wie schön ist die Welt und das Leben!

In dem schönen Gasthaus nahmen wir erst einen fabelhaften Aperitif und einen Cocktail «Alexandre», ganz wunderbar; dann das fabelhafte Dinner aus 7 Gängen und eine friedliche Rückfahrt mit Felix, der vor Freude bellte. Morgen Abend werde ich schon mittendrin sein im Stumpfsinn des Dienstes. [...]

Gestern Abend habe ich noch einmal ganz kurz im Bett «Chester-ton» gelesen, obwohl mir die Augen zufielen, das ist doch eine wunderbare Erfrischung, ein Genuss! Ich werde mich niemals mehr von ihm trennen, von Chesterton, und nun harre ich noch mit Sehnsucht auf «Vergil, Vater des Abendlandes». Ich hoffe, dass ich Dir morgen oder übermorgen noch einmal eine Zulassungsmarke schicken kann...

[...]

557. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 26.5.43

Seit heute Morgen 10 Uhr bin ich nun wirklich wieder im «Elend», im tiefsten. Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft hier lief ich schon im Stahlhelm mit Gewehr in grosser Hitze in der Masse der Marschierenden mit; so bin ich gleich tief hineingestürzt worden in die Wirklichkeit, und das war vielleicht gut.

Es ist wirklich schwer und schrecklich eintönig, nun aus dem bunten Leben hinausgerissen zu sein mit seinen vielen interessanten Fäden, mitten in die völlige Trostlosigkeit dieses Dienstes. Aber Gott lebt ja, Gott wird uns auch weiterhin helfen.

Eine tolle Freude hatte ich am Mittag, da bekam ich nämlich 7 Briefe und 3 Päckchen, es ist alles gut angekommen, auch das Postgeld, und ich bin nun ein reicher Mann.

Ich will stark bleiben und gesund und froh. Zum Arzt will ich noch nicht gehen. Es wäre mir zu schwer, dort nach diesem Sturz ins Elend eine Demütigung zu erfahren. Dieses wirklich zum Teil niederträchtige Gesindel soll mich nicht brechen können.

Weisst Du, wir halten unsere schweren Übungen inmitten grosser, blumiger, blühender Wiesen ab, in der tollsten Schönheit der Natur; die Felder blühen, und die Bauern schreiten darüber hin in ihrer elementaren Freiheit, in ihrer wirklich fast göttlichen Ruhe, und in Frieden, Frieden... Wir aber in unseren grauen Kleidern, eng und traurig, voll Überdruß und Wut und tiefer Not, wir aber sind müde von wilder Sehnsucht, das ist unser Leben! [...]

Nun liege ich mit 8 Mann auf einer engen Stube, in wirklich traurigen Verhältnissen, kein Spind für mich, alles liegt so in der Bude herum; der Dienst geht bis 8 Uhr abends, und wenn man dann an seinen Sachen nur das Notwendigste macht, ist es bald 9 Uhr, dann bleibt noch eine Stunde, es ist wirklich das absolute Elend. Doch Gott lebt...

[...]

558. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 28. Mai 43

[...]

Heute Nachmittag habe ich im wahrsten Sinne des Wortes die Schule geschwänzt; ich habe mich zu einem französischen Kursus gemeldet, der uns zweimal wöchentlich ein wenig nachhelfen soll; das sind immer 3 Stunden völliger Freiheit mit Hin- und Abmarsch. Ich meldete mich sehr früh ab und war dann frei; mit dem Kursus-Leiter, einem Gefreiten, hatte ich vorher schon gesprochen, ich war ohne jede Gefahr wirklich frei; ich habe mich zunächst am anderen Ende des Dorfes auf eine Wiese gelegt und die Augen geschlossen ... auf einer blumigen Wiese im süßen Duft des Frühlingswindes, der so berauschend ist. Dann bin ich wirklich vor Müdigkeit eingeschlafen. Mir brannte der Kopf ein wenig, weil die Sonne sich, während ich schlief, verschoben hatte und mir mitten auf den Kopf schien. Dann ging ich zur Kompanie zurück, musste mich da erst einmal wieder impfen lassen, und dann kam die Post...

Mit Deinen Briefen in der Tasche bin ich gleich zur Kneipe gegangen, um sie in Ruhe zu lesen; all meine Arbeit, dieses tägliche Säubern und Flickern der völlig verschmutzten Stiefel und Kleider, dieser täglichen Stacheldrahtspuren in Hose und Rock, das nimmt so schrecklich viel kostbare Zeit in Anspruch, aber heute soll das wirklich einmal warten. [...]

Nun hat sich die bisher so stille Kneipe mit lärmenden Unteroffizieren gefüllt, mit diesem nichtswürdigen Gesindel, das wirklich fast sinnlos auf der Welt ist, höchstens den einen Sinn haben diese Menschen, uns leiden zu machen, das ist wirklich der einzige Sinn; zum Gewinnen des Krieges tragen sie nur wenig bei. [...]

Wie ich es hasse, dieses elende Leben, dieses absolut sinnlose Dahindämmern ohne eine menschliche Arbeit, die einen tieferen Sinn hat. [...]

---

Das Leben kann ja niemals verlorengehen, niemals.

So Gott will, sehen wir uns, sobald Deine Ferien begonnen haben, in 5-6 Wochen. Die Möglichkeit besteht wohl, aber wir wollen nur darauf hoffen, nicht damit rechnen.

[...]

559. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 29. Mai 43

[...]

Heute am Samstag geht es genauso lange wie an allen Wochentagen, es ist ein wirklich irrsinniges Leben ohne jede Freude; die Abende sind so schön, mild, doch glühend, die Felder blühen schon, und das Getreide steht hoch auf den Äckern, die Wiesen sind voll von Blumen, und die Luft duftet so berauschend. Ach, wie elend ist unser Leben, wirklich arm und sehr elend, oft habe ich Angst, zu versinken in diesem elenden Leben; ich muss mich mit beiden Händen an das Leben klammern und mit allen meinen Gedanken.

[...]

560. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 30. Mai 1943

[...]

Der Stumpfsinn ist wahnsinnig, wirklich eine Fülle von elendem Stumpfsinn; wenn ich nur einen Menschen hätte, mit dem ich sprechen könnte! Nächsten Sonntag werde ich mir Urlaub nehmen nach Le Tréport und werde noch einmal auf der Kommandantur mit dem Kameraden dort sprechen, der mich abgelöst hat und der Assistent an

der Berliner Uni war, mit dem habe ich mich in den letzten Tagen in Tréport oft sehr nett unterhalten, in alter individueller Weise, wirklich sehr schön. Ich glaube, ich habe es Dir noch gar nicht erzählt, weil die letzten Tage so sehr von Abschiedsvorbereitungen erfüllt waren. Das war sehr schön oft, wir haben bis tief in die Nacht zusammengesessen und geplaudert über das Leben. Mein Gott, hier kann man wieder nur Unsinn reden und Wein trinken.

Der Kamerad in Le Tréport, der Philologe, hat mir zum Abschied einen wunderbaren Band «Vergil» geschenkt, «Georgica», auf latein und französisch; es ist sehr schön und trostreich, manchmal die schönen Verse dahinfließen zu lassen, minutenlang, verstehen kann ich zwar nur noch Bruchteile, aber lesen kann ich wohl noch gut, und es ist wirklich sehr schön und tröstlich, manchmal einige Verse in diesem dicken Schmöker, der mit alten Stichen illustriert ist, zu blättern. Das Leben könnte so schön sein!

[...]

561. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Am Kanal, den 30. Mai 1943  
Sonntag

[...]

Das Klaviergeklimmer einiger wohlzogener Töchter dringt durch die stille Strasse des Dorfes bis in meine kleine Kneipe gegenüber unserer Schreibstube, wo ich auf der Lauer sitze und warte, warte auf den Postfritzen, der jeden Augenblick mit seinem grossen Sack auf dem Fahrrad um die Ecke biegen muss; es ist auch am Sonntag doch 6 Uhr geworden, ehe wir nach Appells und Revierreinigen endlich Ruhe haben; bleibt immer noch zu putzen und zu nähen, aber ich lasse die Sache nun laufen, wie sie läuft. Diese 6 Wochen hier werden

auch vorübergehen, dann fahre ich entweder in Urlaub, oder wir sind längst wieder in V., und ich fahre dann von dort aus zu Dir...

Du kannst Dir denken, wie schrecklich einsam man ist in einem solchen Dorf; in T. konnte ich lesen und schreiben, ich konnte lange mit Monsieur Ernest plaudern oder mit Jacqueline, das war immer sehr nett und interessant, aber hier bleibt einem keine Zeit zu solch individuellen Extravaganzen; man macht den anstrengenden Dienst, muss damit rechnen, dass die kurze Feierabendstunde noch durch irgendeinen Alarm zerstört wird, und schreibt dann schnell in der Kneipe oder meistens im Bett einen Brief. [...]

Morgen sollen wir Gottesdienst haben, höre ich eben; das wäre wirklich unsagbar schön, ach, ich wäre sehr glücklich, noch einmal die Sakramente zu empfangen, das würde mich sehr trösten und stärken; ich wäre sehr dankbar und froh darum, noch einmal eine heilige Messe zu hören; hoffentlich erweist sich das nicht als ein Gerücht...

Gleich, gleich wird die Post kommen, höchstens noch eine Viertelstunde; gestern war nichts dabei für mich nach den 4 Briefen von Freitag; so darf ich heute wieder auf einen kleinen Strauss hoffen; ach, Sträusse, wieviel schöne und bunte Sträusse könnte ich Dir pflücken von den tausend Blumen, die ich täglich mit meinen schweren Stiefeln beim Dienst kaputttrampele. Ach, das Leben ist grausam, wirklich blöde und langweilig...

[...]

562. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 31. Mai 1943

[...]

Durch eine unserer «Marketenderinnen» – es hat sich so ein richtiger Stab von Frauen gebildet, die mit manchen Kompanien von Abschnitt zu Abschnitt ziehen – bekam ich heute von der guten kleinen Jacque-

line in Tréport ein Photo geschickt. Denk Dir nur! Ich war wirklich sehr erschreckt. Ob es nur der freundschaftliche Beweis eines Jung-Mädchen-Herzens ist? Ich weiss nicht, wie ich das deuten soll. Vielleicht war es wirklich sträflich naiv, wenn ich dem schönen Mädchen, während sie Omeletten bereitet, grosse Vorlesungen über Deutschland hielt, sekundiert von Monsieur Salles, und vielleicht waren diese grossen blaugrünen Meeraugen wirklich nicht aus politischem Interesse auf mich gerichtet. Ich wäre sehr traurig, wenn ich da allzu dumm gewesen wäre. Ob ich es unter solchen Umständen wagen soll, so wie ich plante, noch einmal Sonntagsurlaub nach Tréport zu nehmen, noch einmal in den weichen Betten der Kommandantur zu schlafen und Jacquelines «Omelette soufflée» zu essen? Es ist mir wirklich etwas unbehaglich; die Rolle des eventuellen Herzensbrechers liegt mir überhaupt nicht. Ach, vielleicht ist es ganz einfach eine harmlose Erinnerung. Jedenfalls werde ich dem guten Mädchen doch schreiben müssen, nicht wahr?

Gestern Abend und Nachmittag hatte ich ordentlich viel getrunken; wirklich, ich war ein wenig traurig, weil ich 2 Tage keine Post hatte, und geriet dann, als ich meinen harmlosen Wein trank, in sehr leichtsinnige Gesellschaft, und so wurde es ein grosses Fest, an dessen Ende ich der einzige noch ruhig Überlegende war, obwohl ich physisch vollkommen betrunken war. Ich bin überhaupt noch nie so betrunken gewesen, dass ich meine Denkkraft eingebüsst hätte. Ich schlief dann wunderbar tief und fest, wurde aber mitten in der Nacht zur Wache herauskommandiert und hatte wegen des plötzlich unterbrochenen Schlafes den ganzen Morgen wahnsinnige Kopfschmerzen. Mittags gab es dann die grosse und freudige Überraschung, dass wir zur Messe gehen konnten. Das war wirklich ein Fest. Wir mussten zwar die Mittagspause dazu opfern, aber Du glaubst gar nicht, wieviel das bedeutet, wenn man nach drei Monaten zum ersten Mal wieder die Sakramente empfangen und das heilige Opfer hören darf. So trottete ich zwar müde, aber sehr glücklich mit meinem Gewehr auf der Schulter im gleichmässigen Infanteristenschritt zum nächsten Dorf in die kleine Kirche. Ach, der Pfarrer war nicht sehr sympa-



thisch, er hatte eine richtige Unteroffiziersstimme, und dann beichteten wir bei einem als Obergefreiten verkleideten Franziskaner! Die Kirche war auch nicht sehr schön, aber weisst Du, noch nie habe ich so deutlich gespürt, wie unwesentlich dergleichen Dinge sind. Gott ist da, und wir dürfen ihn wirklich empfangen, das ist doch das Ungeheure! Ich bin sehr, sehr glücklich. Welch eine Stärkung, welch eine Freude ist das, noch einmal wirklich die Realität des Opfers zu spüren! Nach der Messe habe ich dann die «Buschschule», besucht», im wahren Sinne des Wortes, und auf einer von Büschen umgebenen Wiese in der friedlichen Gesellschaft von Kühen eine ganze Stunde gepennt. Wirklich paradiesisch war das, nach der Messe nicht gleich wieder in die entsetzlich gottlose Atmosphäre der Kaserne hinein zu müssen, sondern allein zu sein...

Nachdem ich «nach Hause» kam, fand ich Deine 4 Briefe...

[...]

563. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 1. Juni 43

[...]

Heute war wieder ein so toller Tag, dass wir kaum zu Atem gekommen sind; es ist buchstäblich 9 Uhr geworden. Heute Nachmittag wollte ich wieder so schön die Schule schwänzen, den französischen Unterricht, aber mitten auf dem Weg fing es an zu regnen, und so musste ich dann doch hingehen, denn meine schöne Schlummerstunde auf der Wiese war ja durch den Regen hinfällig geworden. Ich bin aber dann mitten im Unterricht abgehauen und habe mich in eine kleine Kneipe gesetzt und ein ganz nettes Reclamheft gelesen: «Der lächelnde Hauptmann». Das Schreckliche ist, dass wir jetzt jeden Abend politischen Unterricht haben, die ganze Kompanie zusammen.

Jeden Abend fast eine Stunde, wirklich eine aufreibende und masslos langweilige Geschichte.

Morgen haben wir eine grosse Übung, zu der ich noch allerlei Vorbereitungen treffen muss; das Schlimmste ist die allabendliche Näherei; ich habe dauernd Löcher in der Hose und im Rock, die ich dann abends immer zusammenziehen muss. Dann das Putzen der Stiefel, das Bürsten der Kleider, ach, und die Packerei des umfangreichen Gepäcks jeden Abend. Normalerweise hätte ich niemals eine Stunde Zeit, man muss sich die Zeit wirklich stehlen. [...]

Ich schicke Dir 4 Marken, gib bitte Mutter davon 2. Und ich bitte Dich, schick mir Bücher, Bücher. Vielleicht behältst Du sie noch einige Wochen, bis wir wieder in einer ruhigeren Position sind, dann schickst Du mir Bücher, ja?

[...]

564. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 2. Juni 1943

Du schreibst mir, dass Du das Buch von Fussenegger bekommen hast; inzwischen hast Du es sicher gelesen; ist es nicht wirklich auch sehr schön? Die Geschichte: «Der gelbe Saal» hat mir wirklich auch am besten gefallen; die erste ist technisch-literarisch in der Form nicht ganz klar, man weiss nicht so recht, ob man sie ein Märchen oder eine Novelle nennen soll, aber sie ist doch sehr schön, nicht wahr? Hast Du inzwischen auch die «Katrine» bekommen?

Verzeih' mir, aber ich vergesse es sonst wieder: schick doch bitte mein Juni-Geld ab, und zwar nur 43 Mk, keine 45.- Mk; es ist verboten, mehr als den Wehrsold schicken zu lassen, verzeih' mir.

Ich habe ein Kilo Kaffee bestellt und auch schon bezahlt (180.- Mk!) Davon werde ich Dir ein halbes Pfund schicken. [...]

Dann wurde ich jäh geweckt von dem wilden Ruf «Alarm». Wir sausten heraus zu unseren Fahrrädern, und dann ging es zu einer wüsten Übung hinaus, die ziemlich heiss wurde. Aber ich hatte Glück; beim ersten Sturm auf die Artilleriestellung fiel ich aus, ich war tot, musste den Stahlhelm absetzen und liegenbleiben, während die Schlacht weiterging; ich lag in einer kleinen Lichtung, die Sonne schien, ich liess den Lärm der Schlacht weiter toben und liess mich wieder sinken...

Ich schlief wirklich ein, leider wurde aber der schöne Traum nicht fortgesponnen, ich schlief ganz traumlos, aber schön, und wurde wach, als das Horn zum Sammeln blies. Ich las meinen Stahlhelm auf und mein Gewehr und trottete sehr langsam zum Sammelplatz. Die Rückfahrt war nicht sehr schön, wir wurden in einem Platzregen klatschnass, wirklich, als wenn wir geschwommen hätten. Der Nachmittag war dann wieder von wildem Dienst erfüllt; wir haben niemals auch nur eine Sekunde Freizeit. Das Schrecklichste ist der allabendliche politische Vortrag, den wir gehalten bekommen. Irrsinnig lang und auch langweilig, wirklich furchtbar...

Bald wird die neue Urlaubsliste herauskommen, in 2-3 Wochen, dann kann ich Dich sicher informieren; ich will hoffen, dass man mir den kleinen Sonderurlaub nicht anrechnet.

[...]

565. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 4. Juni 1943

[...]

So müde bin ich, dass ich wirklich kaum noch sitzen kann. [...] Heute war ich wegen einer Wunde am Bein beim Arzt; der hat mich vorläufig innendienstkrank geschrieben, so habe ich erst einmal ein paar Tage Ruhe; bei meiner nächsten Visite dort will ich dann die alte Au-

gen-Geschichte auskramen. Beim Arzt habe ich 3 Stunden im Wartezimmer hocken müssen, wirklich aufreibend, wahnsinnig...

Das Schlimmste ist augenblicklich die allabendliche politische Belehrung, die meist eine volle Stunde dauert. Heute z. Beispiel hat mir der Chef 1 Stunde lang vom S. A.-Sportabzeichen erzählt! Das klingt vollkommen unglaublich, aber es ist wahr. Du kannst Dir denken, welch einen Stil diese Belehrungen haben, wenn Du bedenkst, dass der Alte Schulmeister, Sachse und altes Parteimitglied ist.

Na, ich will nicht klagen. Es wäre wirklich Frevel zu klagen. [...] Ich muss ins Bett, müde bin ich, und auch die Zeit ist wieder um. Ausserdem sind wir heute noch geimpft worden, und das reibt mich auch jedesmal wieder auf!

[...]

566. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 5.6.43

[...]

Heute habe ich zum ersten Mal nach langer Zeit noch einmal einen Tag «krankgefeiert», allerdings weniger Ruhe gehabt, als ich erwartet hatte. In der Nacht musste ich um 3 Uhr aufstehen und Telefonwache halten bis 6 Uhr, ich war so müde, dass ich nicht einmal einen kleinen Brief schreiben konnte. Kurz vor 6 kam dann Alarm, den ich zwar nicht aktiv mitzumachen brauchte, aber ich musste, als die Kompanie dann abmarschierte, Wache schieben bis 9 Uhr. Es regnete ganz wahnsinnig, ununterbrochen, wirklich ohne eine Minute auszusetzen. Die armen Hunde, die da draussen marschieren mussten! Als ich vom Posten kam, habe ich – jetzt, im Juni! – den Ofen angemacht, zum Trocken und auch zum Heizen. Dann habe ich mich erst mit Genuss gewaschen und rasiert, etwas gegessen, und dann war es wieder Zeit

zu irgendeinem blödsinnigen Arbeitsdienst. Und zwar hatte ich den etwas drolligen Auftrag, zwei Fussballtore aufzutreiben und aufzubauen. – Erst verhandelte ich mit dem Bürgermeister, der verwies mich an den «instituteur», der sich mit solchen Dingen «occupierte». Ich ging einfach in die Schule, ins Klassenzimmer, zur grossen Heiterkeit der Kinder, die ich fast alle irgendwie kenne – sie kommen bei uns Brot holen und Wäsche zum Waschen, ganze Scharen –, ich forderte den Lehrer auf, mir einige Minuten Gehör zu schenken; ein sehr vornehmer, netter, grauhaariger, aber noch junger Mann – eine leichte Ähnlichkeit mit Edi! –, der mich freundlich und mit Erstaunen anhörte, eine Reihe kleiner Einwände einlegte, die ich aber zu zerstreuen vermochte, so dass er mir dann ganz bereitwillig zeigte, wo ich die Tore holen könnte. Inzwischen lärmten die Kinder ganz wahn-sinnig, so dass ich wirklich Angst bekam, sie würden etwas anrichten. Aber der Lehrer lächelte nur sehr nachsichtig und etwas resigniert und verabschiedete sich von mir in einer Haltung, die den ehemaligen Offizier erkennen liess. Wie sollte es auch hier anders sein als bei uns, dass die Schulmeister alle Reserveoffiziere sind! Na ... dann kam die schwierige Aufgabe, einen entsprechenden Wagen zu besorgen, da musste ich wirklich das ganze Dorf absuchen. Die Bauern sind wahnsinnig stur und wissen vor allen Dingen genau, dass sie zu dieser Jahreszeit niemals verpflichtet sind, einen Wagen zu leihen. Ich bekam doch noch einen ganz kurz vor Mittag, und zwar auf einem wunderbaren grossen Hof, der vorne am Tor ein Schild aufwies «Eintritt verboten für deutsche Soldaten, ansteckende Krankheit». Der ganze grosse Hof war völlig ausgestorben, trotz des wüsten und anhaltenden Regens. Ich ging durch wunderbare, riesige Stallungen, durch die Milchammer, an dem prächtigen und sehr luxuriösen Wohnhaus vorbei und fand dann schliesslich doch die «patronne» in einer märchenhaft schönen grossen Küche, von der eine Seite mit grossen, dicken braunen Holzklötzen ganz zugemauert war. Ein wunderschöner, grosser alter Herd, eine Menge kupferner und auch blanker Pfannen und Töpfe, und ein Geruch, in dem sich alle Düfte eines siebengängi-

gen Diners mischten! Die Frau war drollig dick, aber noch sehr jung, und hatte ein unglaublich frisches, schönes Herrinnengesicht. Ich verhandelte mit ihr, während sie, anscheinend ohne sich gestört zu fühlen, weiter an ihren auf dem Feuer brutzelnden Töpfen hantierte. Ich habe überhaupt bei Bauern oft das Gefühl gehabt, dass sie Soldaten ganz gern in ihren Stuben haben, zumal wenn sie Französisch können. Bei manchen konnte ich manchmal gar nicht wegkommen. Die hören von der grossen bunten Welt, und ein Soldat ist doch immer eine zugleich interessante und bemitleidenswerte Persönlichkeit. Diese Frau fragte mich viele Dinge, ehe ich überhaupt zu Wort kam. Sonderbarerweise fragen die Frauen, wenn sie selbst verheiratet sind, immer zuerst, ob man auch verheiratet ist, und dann hat man meistens schon einen Stein im Brett. Beruf, Frau und Kinderzahl, nach Möglichkeit Photos, das ist so das Übliche, auch bei «besseren Leuten». Geburtsort, Feldzüge, wie lange Soldat, wann der Krieg aus ist, ach, tausend Dinge. Ich erfuhr dann meinerseits, dass die «ansteckende Krankheit» Scharlach war, an dem eines ihrer Kinder erkrankt war. Das schönste aber war doch, dass ich 3 Eilein und sogar einen Handwagen bekam. Dann holten wir zu 3 Mann diese schweren Fussballtore, die über den Kinderlokussen in der Schule lagerten! Inzwischen war es doch 1 Uhr geworden, wir gingen etwas essen, und dann weiter; eine wahnsinnige Quälerei übrigens mit den schweren Balken über Felder und Wiesen zum Sportplatz, dann grosse Löcher gegraben und den ganzen Plunder richtig eingegraben. Ich hätte niemals gedacht, dass das solch eine Arbeit wäre. Die ganze Sache dauerte bis 6 Uhr, dann kam Appell und die allabendliche politische Belehrung, und es war bereits 8, als wir endlich am heiligen Samstag Feierabend hatten!

In den nächsten Tagen hoffe ich, von meiner Krankheit mehr zu haben, vor allen Dingen Zeit zu einem leserlich geschriebenen Brief zu finden; so muss ich immer wahnsinnig schnell schreiben, damit ich ihn um 10 Uhr fertig habe, denn um 10 pünktlich, wenn die Kinder draussen noch tollen, müssen wir im Bett liegen. Von Kindern wimmelt es im Dorf hier überhaupt. Es gibt 3 grosse Fabriken hier,

die dem Dorf sein Gepräge geben. Man sieht fast nur sehr kleine und schmutzige, pechschwarze Arbeiter-Siedlungs-Häuser; und dazwischen dann die grossen Höfe der Leute, denen natürlich auch die Felder gehören. Die Kinder belagern buchstäblich unsere Buden, oft sitzen sie stundenlang bei uns, auch beim Waffenreinigen, und erzählen uns, wir machen Unsinn mit ihnen, es sind alles ebenso reizende wie hemmungslose Kinder. Ich liebe sie alle sehr, und sie kennen mich auch alle so gut, dass ich manchmal wie der Rattenfänger von Hameln umlagert werde. Sehr hübsch sind sie sonderbarerweise fast alle, wirklich viel mehr als die Hälfte sind sehr hübsch. Sie bekommen Brot von uns, essen unsere Suppe aus unseren Kochgeschirren, bekommen unsere Bonbons, die wir manchmal zu unserer Verpflegung bekommen, und reissen sich fast um unsere Wäsche. Fast alle sind unglaublich dreckig und verwahrlost. Aber die Augen sind blank und witzig, und schlagfertig sind sie auch, manchmal natürlich auch frech, aber wer wollte ihnen das verdenken! Ich habe meine Favoriten unter ihnen, die weiblichen nenne ich «Hexen», die männlichen «Strolche»; sie amüsieren sich jedesmal gewaltig über diese Titulierung, fragen auch jedesmal nach der Bedeutung, aber ich habe ihnen gesagt, dass ich ihnen das erst am Tage meiner Abreise verraten werde. Einer ganz besonders hübschen Hexe gab ich neulich ein Bonbon, sie bedankte sich sehr nett, sagte dann aber mit sehr nüchterner Freundlichkeit, sie habe noch 4 Geschwister zu Hause, ob ich etwa von ihr erwarte, dass sie allein das Bonbon lutschen solle. Daraufhin zog ich mich beschämt zu meinem Tornister zurück und kramte so lange, bis ich noch einige Bonbons zusammenhatte. Manche bringen es fertig, dreimal am Tag nach Brot zu fragen, mit einer derartig naiven, hoffnungsvollen Erwartung, dass ich es nicht übers Herz bringe, «nein» zu sagen. Aber wenn wir auch reichlich Brot bekommen und ich auch noch einen kleinen Vorrat an Brotmarken habe, so sehe ich doch den Tag nahen, wo ich mich auf die Hilfe des heiligen Antonius allein angewiesen sehe. Bis zum Tage unserer Abreise hier werde ich vielleicht noch einiges beisteuern können. Die Kinder machen auch

fast gewohnheitsmässig Jagd auf Zigarettenstummel; neulich traf ich sogar welche auf unserer Latrine! Auf unserer Stube, direkt vor dem Gewehrständler, haben wir eine kleine Bank stehen, auf der unsere Klienten immer Platz nehmen. Dort sitzen sie oft sehr lange, während wir unsere Waffen reinigen oder auch in der Mittagsstunde oder abends, und erzählen uns; ich übersetze die Fragen der Kameraden, das ist immer sehr schön.

Heute Mittag hatten wir ein kleines, pechschwarzes, lumpiges Mädchen dort sitzen, das uns einen Blumenstrauss brachte; während sie ein Kochgeschirr leerlöffelte, erzählte sie uns, dass sie täglich 8 Stunden in der Fabrik arbeitet für 20 Pfg. (!) die Stunde; da ihr Vater schon 3 Jahre in Gefangenschaft sei (die Mutter hat aber ein ijähriges und ein 2-jähriges Kind!). Die Soldaten sind alle sehr nett und sehr grosszügig gegen die Kinder, obwohl sie doch alle auch gleich arm sind. Das söhnt mich immer wieder aus mit all ihren Schwächen und ihren schrecklichen Gewohnheiten. Es ist doch erstaunlich, dass die Armen sich immer finden und auch brüderlich zueinander sind. So ist mein Leben eigentlich jeden Tag, abgesehen von den fürchterlichen Stunden des Dienstes, von denen ich Dir nicht viel erzählen will. [...]

Bald, bald, in 2 Wochen vielleicht, werde ich den ersten Vorstoss in der Urlaubsfrage in einem günstigen Augenblick unternehmen. ...  
[...]

567. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 6. Juni 1943

Die Urlaubsidee ist mir nun einmal in den Kopf gestiegen und lässt mich nicht mehr los. Die Chancen sind wirklich gut. Allerdings habe ich noch keine offizielle Bestätigung. Aber ein Kamerad, der vor 4 Wochen in Sonderurlaub war, fährt in den nächsten Tagen schon



wieder, weil er mit seinem regulären Urlaub an der Reihe ist; so wird man meinen Sonderurlaub auch nicht anrechnen können. Leider ist es aber so, dass die Regelung nach der Kinderzahl getroffen werden soll. Da muss ich mich nun mit den notwendigen Argumenten Zwischenschalten. Doch ich hoffe, die Hindernisse überbrücken zu können. Denk Dir nur, wenn ich tatsächlich in 4 Wochen kommen könnte!

Glaubst Du, dass ich jetzt schon von der richtigen Urlaubsunruhe erfasst bin, die mich nicht mehr zu ruhigen Gedanken kommen lässt? So nahe ist es nun wohl noch nicht, aber es ist zu schön, daran zu denken und die Hoffnung zu nähren.

Das Wetter ist kühl und frisch, und vom Meer her weht ein toller Wind, der mich an die schönen Tage erinnert, die ich in Tréport am Fenster verbummelt habe. Ach, es war doch schön dort, immer am Meer! Und auch die Menschen erschienen mir dort besser und schöner, irgendwie grossartiger und ausgeprägter als hier auf dem flachen Land. Wahrscheinlich ist das ganz gewöhnliche Einbildung, man wird auf die Dauer vielleicht ein bisschen schwachsinnig.

Ich habe heute einen Brief von Dir, den Du nach Beginn des Buches «Katrine» geschrieben hast; mir ging es genauso, ich konnte gar nicht loskommen davon. Ist eigentlich «Gott in Frankreich» angekommen? Eines von den Bohnenpaketen sollte für Mutter sein, ich habe mich bei der Adresse verschrieben – wie so oft. Wie oft habe ich geschrieben: «Familie Böll, Köln-Sülz, Neuenhöfer Allee» und musste dann den Umschlag wegwerfen. Eines Tages, in diesem Sommer noch, werde ich an der Tür dieses Hauses «Neuenhöfer Allee 38» stehen. Da ich nun innendienstkrank bin für ein paar Tage, komme ich öfter mit dem Spiess zusammen. Da will ich einfach so sagen, dass ich den Urlaubstermin genau wissen müsste, damit Du Dir diese Wochen freihalten könntest, weil Du während Deiner langen Ferien bis auf 3 Wochen in einen Kriegseinsatz müsstest. Es wird wahrscheinlich ja auch so sein, dass Du bestimmt während Deiner langen Ferien einige Wochen, vielleicht den grössten Teil, irgendwo eingesetzt wirst, oder glaubst Du nicht?

Weisst du, was ich für eine neue Idee habe? Ich werde sehen, dass ich den Nachmittag vor Abfahrt des Zuges noch in Paris verbringen kann, dann werde ich dort Schallplatten kaufen. Ich glaube, man bekommt sie dort noch. Hoffentlich gibt es sie wirklich noch frei. Das wäre toll, nicht wahr? Ich habe schon öfter daran gedacht, aber es immer wieder vergessen. Der Transport wird ja etwas schwierig sein, aber auf jeden Fall haben wir ja dann die zerbrochenen Schallplatten als Rohmaterial, nicht wahr? In Paris könnte ich dann überhaupt noch manches Schöne kaufen, ganz gewiss Schuhe für Dich, und auch Stoff. Ich mache tatsächlich schon Pläne...

568. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 7. Juni 43

[...]

Heute komme ich sogar am Morgen schon dazu, einen kleinen Brief an Dich zu schreiben; ich stehe als Flieger-Beobachtungs-Posten auf dem Dach einer alten, verfallenen Fabrik in schönem, heiterem Sonnenschein und betrachte die Rücken und die Gesichter der alten kleinen Bauernhäuser, die zwischen hohen grünen Bäumen verstreut liegen. Ich bin fast traurig, dass ich hier nur eine Stunde stehen soll, es ist sehr schön, so ohne Stahlhelm und Gewehr, nur mit der Mütze und einem wunderbaren Fernglas ausgerüstet; unter mir liegt der Maschinenraum der Fabrik, in dem die Maschinen noch stehen, überwuchert von hohem Unkraut, die Dächer sind zum Teil eingestürzt, und die Posten, die alle schon hier gestanden haben, haben sich die Zeit damit vertrieben, mit kleinen Steinen sämtliche Fensterscheiben der Reihe nach einzuwerfen. Rings um das Dorf herum liegen die satten, reichen Wiesen wie schöne Decken und Teppiche, und aus einem kleinen Wäldchen am Rande gegen Norden hin höre ich die Schiesserei

der Kompanie, die dort übt. Leider liegt die Schreibstube ganz nahe, im Herrenhaus der Fabrik, das von aussen so schön und sauber aussieht; aber ich kenne dieses «schöne Gebäude» von innen, es ist ein ganz entsetzlicher Stall, wir wohnen ja darin. Vom Fenster der Schreibstube aus kann man mich genau beobachten, sonst könnte ich mir eine schöne Zigarette anbrennen und lustig und mit Genuss wie ein Sommergast auf Reisen losqualmen.

[...]

569. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 8. Juni 1943

Meine Wunde am Bein, die sich schon ein wenig entzündet hatte, geht zusehends der Heilung entgegen, und ich bin fast ein wenig traurig darüber, denn sie hat mir ruhige Tage eingebracht. Aber vielleicht ist es auch gut, wenn ich wieder den ganzen Tag voll und ganz eingespannt bin, dann denke ich nicht so sehr viel an den Urlaub; ach, Urlaub, das ist wirklich das Leben und das Paradies.

Von den Tagen, die ich nun hier bin, hat es mindestens 9 Tage ununterbrochen geregnet, wild und heftig, ganz toll; die Tage dazwischen waren dann paradiesisch schön. Ach, ich liebe den Regen auch sehr, diese vom Himmel strömende Feuchtigkeit im Frühling ist doch phantastisch schön. Doch auf diese stillen, geduckten Dörfer wirkt der Regen wie ein Trauermittel, wirklich, eine dunkle und stumpfe Verzweiflung brütet dann zwischen den kleinen Gehöften und Arbeiterwohnungen... Die Schwalben habe ich heute Morgen auf meinem Posten lange beobachtet; ich kann mir kaum hübschere Vögel vorstellen. Wunderbar, wie sie so elegant und wendig mit ihrem hübschen Gefieder durch die Luft sausen; sie waren alle ganz schnee-

weiss und blank durch den strömenden Regen; sie flitzten immer ganz nah über meinen Kopf weg und spielten überhaupt ganz toll miteinander; ich versuchte, sie mit winzigen Steinchen zu treffen, aber das war natürlich ein wahnsinniges Unterfangen, und um mich zu necken und zu reizen, flogen sie immer ganz nah und dicht an mir vorbei; tollkühn sausten sie in schnellem Flug durch das durchlöcherichte Dach der alten Fabrik und kamen dann aus anderen Öffnungen wieder herausgeschnell. Ach, man müsste wirklich «Augur» sein und am Flug der Vögel die Schicksale ablesen können...

[...]

570. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 10. Juni 43

[...]

Oft muss ich an Deine irische Freundin Mary denken, von der Du mir erzähltest, dass sie morgens alles aufs Bett packte und abends alles wieder herunterwarf. Ich lebe auf eine ähnliche Art und Weise, nur dass ich mir gar nicht so viel Kühnheit in diesem Verfahren erlauben darf und es auch nicht öffentlich zeigen darf; aber mein Schuhputzzeug, mein Waschzeug, alles, was ich so dauernd brauche, habe ich dauernd auf dem Bett oder unter dem Strohsack liegen. Ich bin dadurch zwar in den Ruf eines Liederjans geraten, aber das muss man sich inmitten dieser ängstlichen alten Knaben fast zur Ehre anrechnen, ein wenig liederlich zu erscheinen oder wenigstens nonchalant. Denn der Eifer dieser alten Knaben ist manchmal widerlich. Ich selbst bringe nur einen übermässigen Eifer auf, wenn es heisst, Feierabend machen und die Spuren des Dienstes aus der widerlich engen und schmutzigen Bude zu beseitigen, und darin sind sie alle so unerträglich langsam! Fast scheint es manchmal so, als ob sie dieses kümmerliche Leben liebten... Vielleicht sind sie alle «zu Hause» nicht so

masslos glücklich, wie wir es sind, und es ist deshalb ja auch ganz billig, dass wir unser viel grösseres Glück mit mehr Leid bezahlen müssen. [...]

Sicheres über den Urlaub lässt sich bisher noch nicht ausmachen, aber wir dürfen hoffen, hoffen, denn nach der allerdings nur relativen Gerechtigkeit der Reihenfolge wäre ich bald an der Reihe...

[...]

571. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 11. Juni 1943

Heute Morgen ist mir etwas recht Seltsames widerfahren. Ich war zum Arbeiten kommandiert, mit Spaten und Schaufel einen Splittergraben ausheben, schön versteckt unter den kühlen Bäumen unseres Gartens. Ich war ganz allein, weisst Du, sehr schön, ich konnte langsam und friedlich arbeiten, und dieses produktive Tun, das Stechen und Ausheben der dicken Lehmschollen, machte mir sogar ein wenig Freude; die Sonne schien, die Vögel sangen, und das üppige, wunderbare Unkraut duftete phantastisch stark und schön, süss und herb und elementar...

Ich konnte manchmal eine Pause einlegen, mir eine Zigarette drehen, und dann setzte ich mich unter einen der hohen Bäume und las in meinem kleinen Band von «Trakl», den ich in der Tasche trug. Ich blätterte viel und lange in dem Buch; zuerst erschreckte mich die Jahreszahl, die ich mit meiner Schülerschrift damals eingetragen hatte, «Heinrich Böll 1935»; ach, ich habe mich wirklich tief erschreckt, acht Jahre soll das schon her sein, dass ich mir dieses kleine Buch kaufte am Ubiering in der Universitätsbuchhandlung, weisst Du, Du kennst sie sicher, ach, man meint manchmal, man träume...

Aber auf der letzten Deckelseite stand eine besonders interessante Notiz, die mich sehr tief berührte, da hatte ich anscheinend einige

Jahre später aufgeschrieben, welche Bücher ich an wen ausgeliehen hatte, und da stand dann auch «Cech, Franzosen», ach Du, ich erinnere mich noch gut des Buches, es war ein kleiner blauer Band von Josef Hofmiller mit kleinen Essays. Denkst Du noch manchmal an die Zeit, wo Du noch «Fräulein Cech» für mich warst? Ich las diese kleine Notiz mit wirklich tiefer Bewegung, so als ob ich an ein längst verflonesenes, altes, schrecklich trauriges Leben erinnert würde, das ich irgendwann einmal gelebt haben sollte. [...]

Der Nachmittag ist grausam heiss geworden, ich muss einen weiten Marsch machen zum Arzt wegen meiner Wunde am Bein, die nur sehr langsam, aber ohne Schmerzen zu heilen beginnt.

Heiss ist es, ach, wie schön könnte es sein...

[...]

572. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 11. Juni 1943

[...]

Wir haben die Bude wieder voll schmutziger, reizender französischer Kinder, die einen Heidenlärm machen und uns mit allerlei Faxen erfreuen und auch ermüden; man kann es nicht übers Herz bringen, das brutale Wort «raus» über die Lippen zu drücken, das sie alle verstehen; kannst Du das begreifen, dass man so nach und nach sein ganzes Kommissbrot verteilt, alle Bonbons und alles mögliche Erreichbare, bis dann schliesslich doch alles auf ist, zu Ende. Die Kinder stehen auch oft ganz still und staunen mit grossen Augen über unsere Gebärden beim Putzen, Reinigen der Gewehre und Waschen und Rasieren; sie sind oft ganz fasziniert und tauschen nur kurze Bemerkungen aus.

Heute Nachmittag habe ich auch den grossen Vorstoss gewagt und wegen meines Urlaubs gefragt; ach, es war eine wahnsinnige Span-

nung in mir, und ich zitterte wirklich vor Aufregung – es hängt ja buchstäblich mein Leben davon ab...

Ich nahm die Gelegenheit wahr, als ich den Alten auf der Schreibstube allein fand, und fragte ihn gleich. Er war eigentlich sehr anständig, sagte mir, dass er mir natürlich nichts versprechen könne, mich aber für Ende des Monats vormerken wolle. Das ist eigentlich ein ziemlich festes Versprechen, ach, vage bleibt noch alles, aber ich bin doch sehr glücklich, dass er mir soviel versprochen hat. Das ist ein glatter Erfolg, wenn man die Unzugänglichkeit unseres Alten in Betracht zieht; ich bin nun wirklich voller Hoffnung.

[...]

573. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Pfingsten 1943  
Frankreich

[...]

Zunächst die allerwichtigste und allertollste Nachricht, die mir den Atem verschlagen hat; die neue Urlaubsliste ist schon fertig, und ich, ich habe Nummer 10. Denk Dir nur, ist das nicht phantastisch? Übermorgen, am Dienstag, fährt Nr. 1, also werde ich wohl so Ende des Monats bei Dir sein. [...]

Die gestrige grosse Übung, die nachts um 3 Uhr schon mit Alarm begann und abends um 6 erst aufhörte, war wirklich toll, ein heilloses, entsetzliches Durcheinander, bei dem man wirklich Angst kriegen konnte. Ach, es war sehr ermüdend. Erst sind wir eine Strecke mit dem Rad gefahren und dann zu Fuss gegen den «Feind» marschiert...

574. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 15. Juni 1943

[...]

Eben komme ich von einer Übung aus strömendem Regen nach Hause, ach, es ist doch bitter, so in der schönen Landschaft durch Felder und Wiesen und Wälder zu rasen, gehetzt und müde, und dann noch stundenlang diesem intensiven Regen ausgesetzt. Aber heute Morgen, mitten während der Übung, als ich im Regen hinter einer Hecke stand und über das Feld vor mir sah, da überfiel mich ganz plötzlich die schöne und köstliche Gewissheit, dass ich ja bald mit Dir zusammen durch solche schönen Felder gehen werde, ganz allein mit Dir, und frei, ohne Bedrückung und Angst und Müdigkeit. [...]

575. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 20. Juni 1943

Heute, am ersten Sonntag nach Pfingsten, habe ich eine nette kleine Fahrt gemacht, aber nachdem die Nacht sehr unruhig und ohne Schlaf war. Von 2 in der Nacht bis 6 Uhr waren wir mit den Fahrrädern unterwegs. Als wir dann zurückkamen, gab es noch Alarm, der bis 9 Uhr dauerte. Danach begann gleich der Dienst. Aber ich hatte den charmanten Auftrag, einen Friseur zu besorgen, der nachmittags hier Haare schneiden sollte. Der Auftrag war schwierig, denn die Franzosen arbeiten sonntags nicht sehr gerne. Das Wetter war paradiesisch schön, ganz wunderbar, und so fuhr ich langsam hinunter in das Nachbardorf, ein stilles, verschlafenes Kaff, eingepackt in grüne, di-



cke Weiden. Dort trieb ich einen alten, verschlafenen Kerl auf, der Friseur zu sein behauptete und auch sogar sonntags Haare schneiden wollte. Wunderbar, dass der Auftrag so schnell erfüllt war, so hatte ich zwei volle Stunden frei; ein wunderbares Gefühl. Ach, wirklich kostbar, zwei ganze Stunden frei zu sein. Erst habe ich in einer sehr schmierigen kleinen Kneipe, wo sich Massen von Fliegen tummelten, einen ganz ausgezeichneten Aperitif getrunken, dann habe ich mich den Rest der zwei Stunden auf eine herrliche Sommerwiese gelegt, in ganz hohes, duftendes Gras, und ringsum sehr hohe, schöne, edle Bäume, nebenan auf einer Koppel rasten junge Pferde wie irrsinnig im Kreis und spielten munter, ach, es war wunderschön...

[...]

576. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 21. Juni 1943

[...]

Gestern Abend wurde ganz plötzlich das Licht ausgemacht, und ich konnte diesen Brief nicht mehr weiterschreiben, und heute war ein ganz wüster Tag. Morgen haben wir nämlich Besichtigung durch den Oberst, ein ganz grosses Ereignis, da hat man uns heute ordentlich gequält, das kannst Du Dir wohl denken; jede Kleinigkeit unseres Anzugs musste tadellos sein, wie neu sein, ach, eine wahnsinnige Quälerei, und nun müssen wir wieder putzen, putzen, putzen...

Aber das schlimmste ist, dass der Alte so wahnsinnig gereizt ist und nervös. Aber ich komme, komme bald; ich will auch in Geduld die Tage noch ertragen. Ach, wir werden wirklich arg geplagt. [...]

Der Tag war irrsinnig heute, am Nachmittag haben wir buchstäblich 3 Stunden auf einem Fleck gestanden und uns von oben bis unten besehen lassen müssen, wirklich toll, sage ich Dir. Das muss man so

alles als erwachsener Mensch über sich ergehen lassen ... ohne mit der Wimper zu zucken 3 Stunden wie eine Puppe dastehen.

Morgen kommt dann nach dieser Generalprobe die Hauptvorstellung, das wird ein Theater geben; ausserdem noch ein ziemlicher Anmarschweg zum Schauplatz dieses Spiels; wir werden müde sein, aber es sind ja nur noch Tage, ach, nur noch Tage, wenn nicht... etwas Aussergewöhnliches geschieht...

[...]

577. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 22. Juni 43

[...]

Heute war die Besichtigung! Morgens um 4 Uhr sind wir aufgestanden, dann marschiert etwa 2 Stunden, dann 3 Stunden an einem Fleck gestanden und uns von oben bis unten besichtigen lassen, und dann allerlei Vorführungen gemacht, zum Schluss kam ein wildes Gefecht mit irrsinniger Lauferei und Angriff mit scharfem Schuss; um 11 Uhr war endlich Schluss, dann kam eine lange Besprechung, die ziemlich gut ausfiel, und dann der Rückmarsch in schrecklicher Mittagsglut. Nun ist Ruhe, wirklich Ruhe. [...]

Verzeih mir nur diese kümmerlichen und jämmerlichen Briefe, aber ich bin heute wieder so wahnsinnig müde, und morgen Abend haben wir wieder eine Nachtübung, die uns den grössten Teil des Schlafes kosten wird...

Ach, ich hoffe, dass es nur noch Tage dauern wird, bis ich bei Dir bin, vielleicht auch Wochen, aber wir werden bestimmt noch in Deinen Ferien zusammen sein bis zum 15 Juli, das ist vollkommen sicher, wenn nicht eben etwas ganz Aussergewöhnliches zusammenkommt...

[...]

578. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 23. Juni 1943

[...]

Es ist  $\frac{1}{4}$  nach 9 abends, in einer Viertelstunde rücken wir ab zu einer Nachtübung bis 1 Uhr diese Nacht. [...]

Weisst Du, ich weiss jetzt auch den Termin, wann ich kommen soll, ich wollte ihn Dir erst gar nicht schreiben, weil das dann doch eine wahnsinnige Enttäuschung für uns beide wäre, wenn noch etwas dazwischenkäme; aber ich kann ihn Dir auch nicht verschweigen, ach, ich kann es nicht; also, am Samstag soll ich fahren, und am Sonntag, im Laufe des Tages, träfe ich dann in Köln ein! Denk doch nur, also, wenn nicht eine Urlaubssperre kommt in diesen 3 Tagen oder gar der Engländer, dann komme ich; ich zittere ja immer noch vor irgend etwas, Du weisst ja, ich bin so ein Pessimist... aber ich hoffe, hoffe, dass alles gutgeht und dass ich Sonntag bei Dir bin...

Ich kann keinen vernünftigen Brief mehr schreiben, Du wirst das verstehen, wir haben ja auch nur wahnsinnig wenig Zeit, der Dienst ging heute bis 7 Uhr, und um 9 fing schon wieder die Besprechung des neuen Dienstes an, nun durften wir noch einmal wegtreten, und um  $\frac{1}{2}$  10 geht die Übung los.

[...]

579. *Heinrich Böll an Annemarie Böll*

Frankreich, den 24.6.43

Unser Haus hier, in dem wir bisher so eng zusammenlagen, ist nun ganz leer geworden, der grösste Teil der Kompanie ist irgendwo auf Kommandos, denn bald geht es wieder ans grosse Wasser, und so

sind wir nur noch ein Rest von wenigen, der zerstreut in den Quartieren liegt. Der Dienst geht zwar weiter, aber so sehr aufreibend ist es nicht, wenn auch die Aufmerksamkeit zu sehr auf den einzelnen konzentriert ist..

Bald bin ich bei Dir; ich kann einfach meine Erwartung, diese innere Spannung, nicht mehr meistern...

[...]